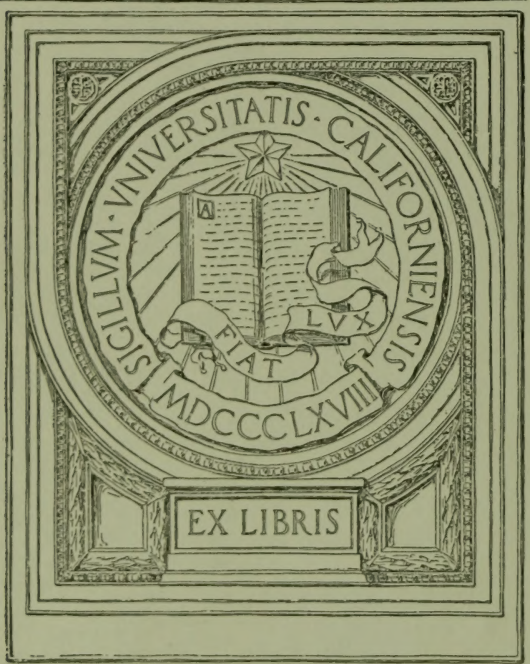
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
MEDICAL CENTER LIBRARY
SAN FRANCISCO



Soziologische Studien und Kritiken

Von

Ferdinand Tönnies

Dritte Sammlung

Jena
Verlag von Gustav Fischer
1929

UNIVERSITY OF CALIFORN
MEDICAL CENTER LIBR

Verla[illegible] Fischer in Jena

Reden und Aufsätze

Von

Franz Oppenheimer

Zwei Bände

Band I: Wege zur Gemeinschaft

VII, 513 S. gr. 8° 1924 Rmk 10.—, geb. 12.50

Inhalt: Soziologie und Geschichte. / Das Gesetz der cyklischen Katastrophen. / Zur Soziologie von Krisenzeiten. / Der Staat und die Sünde. / Die Theorie der Klassenentstehung. / Die logische Abkunft des Kommunismus. / Gustav Schmollers „Soziale Frage". / Lorenz Stein und die deutsche Soziologie. / Sozialismus oder Liberalismus? / Fürst Kropotkin und der Anarchismus. / Demokratie. / Nationale Autonomie. / Zur Tendenz der europäischen Entwicklung. / Der Zionismus. / Der Antisemitismus im Lichte der Soziologie. / Die Judenstatistik des preußischen Kriegsministeriums. / An die Volkswirte der Entente. / Die neue Wirtschaft. / Karl Marx. / Adolf Wagner. / Gustav von Schmoller. / Ernst Abbe. / Rudolph Virchow. / Frederik van Eeden. / Rede am Sarge von Paula Dehmel.

Band II: Soziologische Streifzüge

III, 352 S. gr. 8° 1927 Rmk 8.50, geb. 11.—

Inhalt: Wissen und Werten. / Die gegenwärtige Krisis in der deutschen Nationalökonomie. / Physiologie und Pathologie des sozialen Körpers. / Zur Theorie der Genossenschaft. / Die soziale Bedeutung der Genossenschaft. / Die Gewerkschaft. / Lloyd George und der englische Großgrundbesitz. / Der russische Bauer. / Was uns die russische Agrarreform bedeutet. / Ostelbische Tagelöhne und Landflucht. / Gemeineigentum und Privateigentum an Grund und Boden. / Zur Geschichte und Theorie der landwirtschaftlichen Produktivgenossenschaft. / Die Arbeits- und Pachtgenossenschaften in Italien. / Ein gescheitertes sozialpolitisches Unternehmen. / Bodenwertsteuer oder Innere Kolonisation? / Gemeinwirtschaft. / Die Revolutionierung der Revolutionäre. / Eine Revision des sozialdemokratischen Programms. / Freier Handel und Genossenschaftswesen. / Wohnungsfrage und Volkskrankheiten. / Die Kaufkraft des Geldes. / Zur Geldtheorie. / Das Bodenmonopol. / Zwei neue Lehrbücher der Oekonomik. / Alfred Amonns „Objekt und Grundbegriffe der Theoretischen Nationalökonomie". / Die Utopie als Tatsache.

Franz Oppenheimer hat in diesen beiden Bänden seine überallhin verstreuten und oft nur schwer zu erlangenden Reden und größeren Aufsätze gesammelt. Der erste Band enthält das Wichtigste, was er zur praktischen Oekonomie, zur Volkswirtschaftspolitik veröffentlicht hat, vor allem seine Anschauungen über das Genossenschaftswesen im allgemeinen und die Siedlungsgenossenschaft und ihre Vorstufe im besonderen. Der zweite Band enthält soziologische und sozialphilosophische Aufsätze.

Soziologische Studien und Kritiken

Von

Ferdinand Tönnies

Dritte Sammlung

Jena
Verlag von Gustav Fischer
1929

HM 57
T64s
v.3
1929

187360

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany

Fürstlich priv. Hofbuchdruckerei (F. Mitzlaff) Rudolstadt

Der Hohen Philosophischen
und der Hohen Juristischen Fakultät der Rheinischen
Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn
in Ehrerbietung und Dankbarkeit gewidmet
von ihrem Dr. rer. pol. h. c. (1927)

Vorwort.

Der vorliegende Band besteht außer in vier Abhandlungen, die alle dem jetzt zu Ende gehenden Dezennium angehören, hauptsächlich aus Berichten über die soziologische Literatur der zwei letzten Jahrzehnte des vorigen, demnächst auch der ersten des gegenwärtigen Jahrhunderts. Diese Berichte zu verfassen wurde ich zuerst von der Redaktion der philosophischen Monatshefte (Prof. C. Schaarschmidt und seinem Nachfolger, Paul Natorp), sodann nach der Umgestaltung dieser Zeitschrift in das Archiv für systematische und das Archiv für Geschichte der Philosophie von Natorp für das erste dieser beiden Organe bestimmt. Nachher folgen Besprechungen in verschiedenen Zeitschriften, worüber unten Rechenschaft gegeben wird. — Es zeugte von der Weite und Geradheit des Geistes, der meinen Freund und Altersgenossen Natorp auszeichnete, daß er schon damals eine richtige Einsicht in die Bedeutung der Soziologie, und zwar als einer philosophischen Disziplin, besessen und kundgetan hat. Ich meine nun mit gutem Grunde behaupten zu dürfen, daß diese Berichte, obschon ursprünglich für Leser einer früheren Generation bestimmt, auch heute ihren Wert für das seither so stark angewachsene Interesse am Studium der Soziologie behalten. Ja ich darf sagen, daß sie geeignet sind zur Einführung in dies Studium, wenngleich sie dafür nicht ausreichen, sondern gar viele andere Arbeit teils voraussetzen, teils im Gefolge haben müssen. Sie orientieren vorzugsweise über ausländische Literatur jener Zeit, die ohne Zweifel in manchen Stücken, besonders solchen, die mit Ethnologie zusammenhängen, der deutschen überlegen war, wenngleich wir der Bedeutung, die Bastian nebst mehreren seiner Zeitgenossen und Nachfolger mit Recht in Anspruch nehmen dürfen, eingedenk bleiben. Wir werden an Comte, dessen Begriff der Soziologie in der zweiten Sammlung unter XXII behandelt wurde, hier mehrfach erinnert: wir werden ihn immer nicht nur als den Erfinder des vielbemängelten, aber praktischen und international tauglichen Namens verehren, sondern auch als einen Denker ersten Ranges, wenngleich er die notwendige begriffliche Fundierung der Soziologie durchaus vermissen läßt. Umfangreiche Ab-

schnitte der Berichte beschäftigen sich mit Herbert Spencer, von dem das gleiche gesagt werden darf, und zwar mit stärkerer Betonung des fortwirkenden philosophischen Charakters. Von seinem großen Werke, insbesondere jenen Teilen der synthetischen Philosophie, die den Prinzipien der Soziologie gewidmet sind, habe ich seit früher Jugend starke Anregung empfangen und bleibe ihm immer dankbar: Herbert Spencer ist der Typus eines Mannes, der sein Leben und Schaffen ganz und gar auf die Erforschung der wissenschaftlichen Wahrheit in großem Stile gerichtet hatte. Er war ein hervorragender Denker und wird noch lange seinen Einfluß üben, wenn manche Tagesgröße in Vergessenheit gesunken ist.

Übrigens ist die Mannigfaltigkeit in der ausländischen Literatur, die hier behandelt wurde, nicht gering. Es sind, außer Spencer, noch 10 englische, 9 amerikanische, 10 französische (außer Comte), 10 italienische, 2 holländische, 1 belgischer, 1 bulgarischer, 3 schweizer, 1 baltischer, 1 finnischer, 6 russische, 1 dänischer, 5 österreichische und endlich 31 deutsche Autoren, die hier zu verschiedenen Zeiten behandelt worden sind. Es war niemals meine Absicht, Vollständigkeit dieser Übersicht zu erstreben und ich bedaure, daß mir einige beachtenswerte Erscheinungen nicht vorgekommen sind, die zur Ergänzung getaugt hätten. Ich meine aber auch so, daß diese Besprechungen einigen Wert in Anspruch nehmen dürfen, sogar für diejenigen, die meine Urteile, sei es von vorneherein, oder nachdem sie sie kennengelernt haben, ablehnen werden. Solche dürften wenigstens anerkennen, daß ich über einen weiten Kreis dieser Literatur Rechenschaft gegeben habe durch getreue Mitteilungen über den Inhalt von Büchern die, wenigstens zu ihrer Zeit, zum großen Teile viele Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben und zumeist auch heute solcher wert sind. Dies ist um so mehr von Bedeutung, weil gerade in der Soziologie, ob sie gleich, und zwar auch durch ihre Gegenstände, so sehr wie irgendeine Wissenschaft allgemein menschlichen Charakter trägt, die internationale Kenntnis der Denker und Forscher voneinander durchaus ungenügend ist. Wie auf allen Gebieten wird sie durch die Mannigfaltigkeit der Sprachen gehemmt: wenn es noch Eine gelehrte Weltsprache gäbe, wie es ja die lateinische Sprache für ihren Bereich so lange gewesen ist, so stünde es heute weit besser in dieser Hinsicht.

Einige Kritiker werden denken und sagen, es seien fast alles veraltete Sachen, mit denen ich da mich befaßt habe. Es wäre das Urteil geistig kurzsichtiger Leute, an denen freilich niemals ein Mangel ist. Ich glaube kaum, daß berufene Richter irgendeine der von mir ausgezeichneten Schriften veraltet nennen werden. Vielleicht noch weniger wird man dies gelten lassen von den wenigen Werken, gegen die ich mit scharfer Kritik

mich gewandt habe; ich denke dabei an solche, die noch neuerdings durch neue Auflagen ihre Lebensfähigkeit bewährt haben. Ob man meine Kritik für richtig und gut hält, ist eine andere Frage, und die Meinungen werden, wie sie zu sein pflegen, geteilt sein. Ich könnte mich auf manche Zustimmungen berufen, die meinen Urteilen, gerade wo sie stark negativ ausfielen, zuteil geworden sind. Ich tue dies nicht. Der Strom des geistigen Lebens gräbt sich sein eigenes Bette, und wenn ich mir einbilde, daß er in diesem Gebiete trotz unendlicher Hemmungen in die Richtung gehen wird, die ich wünsche und in einigem Maße vorauszusehen glaube, so mag man dies für einen Wahn halten: die Gründe, die ich dafür habe, sind nicht einfacher Natur, auch bin ich weder in diesem Stücke noch im allgemeinen in bezug auf die Zukunft der Weltkultur, geneigt, solche Entscheidungen zu fällen, die man als optimistische willkommen heißen würde. Das jeweilig Beste zu erkennen, mache ich mich keineswegs anheischig; und was mir als relativ gut und günstig sich darstellen mag, ist sicherlich unter anderem Gesichtspunkte gefährlich und vom Übel. Dies gilt für die gesamte wissenschaftliche Erkenntnis und in ganz besonderer Weise für die soziologische Erkenntnis, die leicht einer Kassandra ähnlich wirkt und als solche höchstens einen gedämpften und geteilten Beifall erringen kann. Denn die unbedingte Liebe zur Erkenntnis, der reine wissenschaftliche Geist, der auch an unerfreulichen Erkenntnissen Freude hat — es sind seltene Erscheinungen, um so mehr, wenn sie auch eine Entsagung auf dem Gebiete patriotischer und parteiisch-politischer Vorurteile in Anspruch nehmen.

Kiel, im Juni 1929.

Ferdinand Tönnies.

Nachweis der ersten Publikation.

XLIII. Erinnerungsgabe für Max Weber, I. Bd. III, Nr. 8. München und Leipzig 1923.

XLIV. Schmollers Jahrbuch. Bd. LI, H. 2.

XLV. Weltw. Archiv. Bd. XV, H. 1.

XLVI. Handwörterbuch der Staatswissenschaften. IV. Aufl., s. V.

XLVII. Werke zur Philosophie des sozialen Lebens und der Geschichte (Berichte über 1891/92).

Philosophische Monatshefte. Bd. XXVIII, H. 9 und 10.

Jahresberichte über Erscheinungen der Soziologie aus den Jahren 1893/94, 1895/96, 1897/98, nebst Vorbericht.

Archiv für systematische Philosophie. Bd. II (1896); IV (1898); VI (1900); VIII (1902).

XLVIII. Theoreme der Soziologie.

Alengry, S. 337. Schmollers Jahrbuch. Bd. 27, H. 4.

Stuckenberg, S. 338. Schmollers Jahrbuch. Bd. 30, H. 4.

Schäffle, S. 341. Schmollers Jahrbuch. Bd. 31, H. 4.

Ratzenhofer, S. 348. Schmollers Jahrbuch. Bd. 32, H. 2.

Vecchio, S. 352. Deutsche Literatur-Zeitung. 1909, Nr 10.

Klein, S. 353. Arch. f. Sozialwissenschaft u. Sozialpol. Bd. 38, H. 3.

Vierkandt, S. 358. Weltwirtschaftliches Archiv. Bd. 13, H. 1.

Steinmetz u. Mitscherlich, S. 360. Preuß. Jahrbücher. 1921.

Plessner, S. 369. Kölner Vierteljahrshefte für Soziologie. Jg. 4, H. 3.

XLIX. Probleme der sozialen Frage.

Ammon, S. 372. Archiv f. Sozialw. u. Sozialpolitik. Bd. 19. H. 1.

Stein, Ludwig, S. 394. Arch. f. Sozialw. u. Sozialpolitik. Bd. 19, H. 3.

Koigen, S. 410. Archiv. f. Sozialw. u. Sozialpolitik. Bd. 19, H. 3.

Simmel, S. 413. Jahrb. für Nationalökonomie und Statistik. Dritte Folge. Bd. I.

Sombart, S. 423. Soziale Praxis. Bd. 11 (1902). H. 41.

Troeltsch, S. 432. Theolog. Literatur-Zeitung. Bd. 39 (1914), H. 1.

Stammler, S. 438. Weltw. Archiv. Bd. V, H. 2.

Menzel, S. 448. Deutsche Literatur-Zeitung. 1915, Nr. 34.

Metzger, S. 450. Deutsche Literatur-Zeitung. 1919, Nr. 43.

Small, S. 453. Deutsche Literatur-Zeitung. 1904, Nr. 23.

Goldscheid, S. 454. Deutsche Literatur-Zeitung. 1912, Nr. 25.

Hammacher, S. 457. Deutsche Literatur-Zeitung. 1910, Nr. 7.

Simkhovitch, S. 461. Deutsche Literatur-Zeitung. 1914, Nr. 32.

Property, S. 463. Theolog. Literatur-Zeitung. Bd. 45, H. 1/2.

Cunningham, S. 464. Theolog. Literatur-Zeitung. Bd. 45, H. 3/4.

Eberle, S. 464. Weltw. Archiv. Bd. 19, H. 3.

Rachfahl, S. 466. Schmollers Jahrbuch. Bd. 50, H. 2.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

XLIII. Zweck und Mittel im sozialen Leben 1

XLIV. Demokratie und Parlamentarismus 40

XLV. Die Statistik als Wissenschaft 85

XLVI. Moralstatistik 117

XLVII. Neuere soziologische Literatur 132

1. Werke zur Philosophie des sozialen Lebens und der Geschichte (Berichte 1891/92) 132
2. Jahresbericht über Erscheinungen der Soziologie aus den Jahren 1893—1894, nebst Vorbericht 196
3. Jahresbericht über Erscheinungen der Soziologie aus den Jahren 1895 und 1896 233
4. Jahresbericht über Erscheinungen aus den Jahren 1897 und 1898 283

XLVIII. Theoreme der Soziologie 337

XLIX. Probleme der sozialen Frage 372

Namenverzeichnis 470

Sachverzeichnis 473

Druckfehler.

S. 337 l. XLVIII statt XLIX und Theoreme statt Theorien.
S. 372 l. XLIX statt L.

XLIII.

Zweck und Mittel im sozialen Leben.

Die klassische Definition bestimmt den Menschen als ein Lebewesen, das mit Vernunft begabt ist, und die Vernunft als Fähigkeit oder Tätigkeit des Denkens, das ist des Schließens oder Folgerns, sofern es von allgemeinen Vorstellungen ausgeht oder zu solchen führt. Von diesem Sinne aus ist auch die aristotelische Unterscheidung der theoretischen und der praktischen Vernunft durch Kant aufgenommen, wenngleich umgedeutet worden. Aristoteles nennt die praktische Vernunft die Vernunft, welche auf Erreichung eines Zweckes gerichtet ist, und definiert den Willen als den Trieb, der mit Vernunft verbunden ist; *appetitus rationalis* nannten ihn demnach die Schulen. Ich halte mich an diese Bestimmungen, indem ich das Verhältnis von Zweck und Mitteln im sozialen Leben erörtern will, wobei sich von selbst ergeben wird, daß diese Erörterung auf die Individualpsychologie zurückwirkt, wie sie daraus hervorgeht.

§ 1. Ein Wille oder ein Vorsatz, der auf einen Zweck gerichtet ist, ruft die Vorstellung des Mittels hervor, das zu diesem Zwecke hinführt oder ihm dient, ihm gemäß ist. Diese Vorstellung ist regelmäßig mit der Vorstellung des Zweckes verbunden. Der Zweck ist das Gewollte im Sinne des Gewünschten, ein Ende oder ein vollendeter Zustand, dessen Vorstellung lustbetont ist. Das Mittel ist zunächst und in erster Linie das, was gewollt wird, insofern als eine „Handlung" gewollt wird, indem der Mensch sich zu einem Tun entschließt oder es »beschließt«. Dieses Tun, diese Handlung wird als die Ursache gedacht, die das, was im Zweck gedacht wird, bewirkt. Wenn wir diesen Ausdruck anwenden, so bestimmen wir schon eine Verschiedenheit von Zweck und Mittel; es ist aber denkbar, daß sie in Wirklichkeit nicht verschieden sind, und eben auf diesen Grenzfall des Verhältnisses von Zweck und Mittel richte ich meine Aufmerksamkeit. Die Zwiefachheit von Zweck und Mittel geht aus einer ursprünglichen Einheit hervor — beim Kinde, beim primitiven, »einfältigen« Menschen und in vielen Fällen nicht minder bei dem mannigfachen und differenzierten Menschen, also bei uns selber,

bemerken wir ein vernünftiges, das ist zweckmäßiges Handeln, ohne daß im Bewußtsein die Vorstellung vom Zweck und die Vorstellung des Mittels geschieden wären.

Wir essen und trinken nicht, um unsere Kräfte zu erhalten, sondern weil wir Hunger und Durst empfinden und weil unser Appetit, unser Begehren durch Aussehen und Duft von Speisen und Getränken gereizt wird. Wird der Zweck als Ende vorgestellt — in der englischen Sprache das gewöhnliche Wort —, so wird er mit der Tätigkeit als Anfang und Mitte in eins gedacht, und das Ganze kann wesentlich lusthaft sein, wenn die Tätigkeit gefällt: als Übung eigener Kraft, als die Lust zu leben und sich des Lebens zu freuen. So beschaffen ist die Lust des Kämpfers, die Lust des Jägers, die Lust an allem Spiel, an aller freien künstlerischen Tätigkeit, an jeder normalen Betätigung des eigenen Seins — im individuellen Leben und im Zusammenleben — oft auch an der Arbeit, zumal der gewohnten, bekannten und erlernten. Wie Neigung und Lust, so verschmilzt Gewohnheit das, was als Mittel vorgestellt wurde, mit dem Zwecke; ähnlich, wenn auch schwächer, wirkt das Gedächtnis als Erinnerung und Bewußtsein des Könnens dahin, eine Aufgabe, eine Obliegenheit als ganze zu bejahen. Aber die Verschmelzung wird schwerer, die Einheit des Gefühles wird brüchiger, je mehr das Mittel vom Zweck unterschieden wird.

§ 2. Die Scheidung ist ein Werk des entwickelten Denkens, der Reflexion — und sie ist mehr oder minder vollkommen, mehr oder minder klar und deutlich, mehr oder minder scharf. Der Einheit bleibt die Unterscheidung um so näher, kann daher um so leichter in sie zurückfließen, 1. je mehr das Mittel als notwendig, als einzig möglich vorgestellt wird, und entfernt sich folglich davon in dem Maße, als mehrere Mittel als möglich vorgestellt werden, also das beste, das zweckmäßigste oder das leichteste, das bequemste Mittel gewählt wird; 2. mit diesem Unterschied hängt nahe der Unterschied zusammen, ob und in welchem Grade das Mittel gleich dem Zwecke lustbetont ist: ein Mittel kann als das leichteste, bequemste oder als mit der mindesten Unlust verknüpfte vorgestellt und darum gewählt werden, obgleich es keineswegs als das beste, das zweckmäßigste Mittel erscheint. Umgekehrt: im äußersten Falle erscheint ein Mittel als schlechthin notwendig, als das einzig mögliche, oder doch als das beste und zweckmäßigste, obgleich es mit dem Maximum von Unlust verknüpft ist. Und es wird also gewählt trotz dieser Unlust, um des Zweckes willen: man entschließt sich zu einer Handlung oder auch nur zu einem Tun, weil es, weil sie, als Ursache einer erwünschten Folge und Wirkung vorgestellt wird; man entschließt

sich vielleicht mit Widerwillen, man muß etwa die Trägheit oder den Ekel überwinden, oder man muß quälende Gewissensbedenken, Hemmungen der Furcht oder des Pflichtgefühls, zurückdrängen, bekämpfen: so ist die Handlung als solche, ist das Mittel durchaus unlustbetont, wenn auch die vorgestellte Lust der Erreichung des Zweckes sich als stark genug erweist, den Widerstand dieser Unlust zu brechen. In einem einfachen Beispiel werden die Grenzen etwa bezeichnet durch den Genuß eines Weines aus schönem Becher, den ich durstig ergreife, und dagegen das Einnehmen einer bitteren Medizin, von der ich eine heilsame Wirkung auf meine Gesundheit erwarte. 3. Je mehr das Mittel spezifisch, je weniger es allgemein ist, denn um so mehr ist es dem Zwecke gleichartig und wesensverwandt.

A n m e r k u n g: Sofern es eigene Handlungen sind, die als Mittel gedacht werden, so stellen sie am einfachsten sich dar als »W e g e«, die zu einem »Z i e l e« führen: das zu erreichende Ziel ist der Zweck, das Gehen des Weges ist das notwendige Mittel. Wenn Ziel und Weg im eigentlichen Sinne verstanden werden, so gibt es zumeist mehrere Wege zu einem Ziele: man geht einen bestimmten Weg entweder triebmäßig oder gewohnheitmäßig oder von der Meinung geleitet, daß es der »richtige« Weg sei. Oder aber man steht vor einer Wahl: man will sich für den besten Weg entscheiden. Die Wege sind verschieden: 1. es gibt längere und kürzere, sie kosten mehr oder weniger Zeit; 2. es gibt anmutigere, zum Beispiel durch den Wald, oder minder anmutige, zum Beispiel auf staubiger Landstraße; 3. sie sind mehr oder weniger anstrengend, zum Beispiel in der Ebene oder über einen steilen Hügel. Im allgemeinen wird der Mensch, voraussetzend, daß alle Wege mit gleicher Gewißheit zum Ziele führen, den kürzeren, also kürzesten, den angenehmeren, also angenehmsten, den bequemeren, also bequemsten Weg vorziehen; folglich am liebsten einen Weg wählen, der alle diese Vorzüge in sich vereinigt, wenigstens aber zwei der Vorzüge. Muß er aber e i n e n entscheidend sein lassen, so ist die Frage, worauf es ihm ankommt, mit anderen Worten, was er am leichtesten opfert, und am leichtesten opfern wird er unter sonst gleichen Umständen das, wovon er am meisten Vorrat hat oder wenigstens genug hat (»satt ist«). Der Tourist hat in der Regel »Zeit« im Überfluß: es kommt ihm nicht auf den kürzesten Weg an; auch hat er Kraft im Überfluß, ja die Anstrengung ist ihm erwünscht; er wird den anmutigsten Weg wählen, auch wenn er weiter und beschwerlicher ist. Anders der Geschäftsmann: Zeit ist ihm Geld, die Schönheit der Gegend ist ihm mehr oder minder gleichgültig, die Schwierigkeiten zu überwinden hat er Geld genug, indem er einen Wagen mietet oder (im Gebirge) einen Führer in Pflicht nimmt; er wird den kürzesten Weg wählen. Endlich der Greis, der Schwache wird den am wenigsten beschwerlichen Weg wählen, auch wenn er länger und weniger schön ist; denn nach Naturgenüssen hungert ihn nicht (er ist ihrer satt), und an Zeit wird es ihm in der Regel nicht fehlen. Indessen kann die Heftigkeit des Strebens nach dem Ziele alle diese Erwägungen umstoßen; sie wird wahrscheinlich im Denken des Geschäftsmannes am schärfsten sich abspiegeln, dann wird auch der sonst

heftig strebende den kürzesten Weg wählen; es ist aber auch möglich, daß er (um nur mit der größtmöglichen Gewißheit das Ziel zu erreichen) einen Weg wählt, der keinen der drei Vorzüge hat, daß er ihn wählt, obgleich er länger, unschöner und schwieriger oder kostspieliger, weil er der sicherste ist. Solche Denkweise kann auch für den Feldherrn, der einen Heereskörper marschieren läßt, entscheidend sein.

Alle diese Entscheidungen gelten aber in etwas anderen Formen auch, wenn Ziele und Wege bildlich verstanden werden. Wenn der Weg als zu lang oder als zu unschön oder als zu anstrengend vorgestellt wird, so richtet sich das natürliche Sinnen darauf, einen kürzeren oder einen schöneren oder einen leichteren Weg zu finden — ein Sinnen, das unwillkürlich vielfach sich geltend macht in unzähligen menschlichen Handlungsweisen: man will rascher zum Ziele kommen, auf angenehmere Weise oder mit geringerer Mühe, geringeren »Kosten«. Das Gleichnis läßt sich hier durchführen. Wer etwa nach einer Ehrenstelle trachtet, kann sie als Ziel ins Auge fassen, aber nur den gewöhnlichen Weg gehen, daß er seine Pflicht tut und die Vorgesetzten nicht zu kränken, wohl aber seine Leistungen zu vermehren und zu verbessern beflissen ist. Anders der »Streber«: er sucht kürzere, angenehmere und minder anstrengende Wege, weil er das Ziel entschlossener, bestimmter ins Auge faßt, aber auch, weil er mehr als der gewöhnliche Mensch das Vergnügen liebt, Mühen scheut und keine Geduld hat. Vielleicht findet er einen Weg, der zugleich kürzer, angenehmer und minder anstrengend ist, indem er zum Beispiel die schöne und reiche Tochter seines Vorgesetzten freit; oder er begnügt sich, einen Weg zu gehen, der wenigstens angenehmer und weniger anstrengend ist; indem er etwa durch Schmeicheleien die Gunst des Vorgesetzten zu gewinnen sucht und durch gewandtes Schwatzen den Schein erweckt, als wisse und könne er viel, ohne sich die Mühe zu geben, es durch Arbeitsleistungen zu beweisen. Er weiß vielleicht, daß er das Ziel nicht früher erreicht als ein anderer, der sich plagt und »schuftet«, aber »er genießt dabei sein Leben« und überläßt die Mühwaltung anderen, etwa einem Gehilfen, den er zu bezahlen in der Lage ist (sei es, daß er Geld genug oder Kredit genug habe).

Es gibt aber auch den zielbewußten Streber, der für die Wahl seiner Wege ausschließlich die Gewißheit, das Ziel zu erreichen, ausschlaggebend sein läßt, darum möglicherweise auch krumme Wege geht, auch Wege, die ihm selber nicht gefallen und die außerordentlich mühsam sind: er ordnet der sicheren Erreichung des Zieles schlechthin alle unterscheidende Erwägung der »Mittel und Wege« unter. Das Streben nach dem Ziele beherrscht und bestimmt dann den Gedanken. Ein solcher Streber wählt also etwa einen gewundenen, schiefen und künstlichen Weg oder verborgene Schleichwege; er findet auch neue ungewohnte Wege und fragt nicht danach, ob der Weg, der zum Ziele führt, von ihm selber oder von anderen schön gefunden und moralisch gebilligt werde. Indessen ist er dadurch nicht notwendigerweise ein scharf rechnender, ein berechnender Mensch, der Mittel und Zweck gegeneinander »abwägt« und alle Mittel als Kosten denkt, mit denen er den Zweck erkaufen will, — auch ein solcher wird zwar, in dem Maße, als er unbedingt den Zweck will, keine Kosten scheuen, immer aber den »Wert«, den der Zweck für ihn habe, maßgebend sein lassen für die Menge seines Aufwandes,

und den Vorteil zum unbedingten Endzweck seines Denkens und Wollens machen. Bei weit ausschauenden »Plänen«, »Spekulationen«, »Intrigen« wird er selten auf die Gewißheit des Erfolges rechnen können, sondern mit einer gewissen Chance sich begnügen müssen, und wenn er durchaus »rational« verfährt, nach der Größe dieser Chance die Menge und den Wert seines Aufwandes oder »Einsatzes« bemessen. Bei der großen Schwierigkeit aber, die Chance richtig zu schätzen, bleibt fast immer der Hoffnung und dem Vertrauen auf das »Glück« reichlicher Spielraum, so daß selbst im Falle der klügsten Berechnung das Geschäft und die Unternehmung — im Kriege wie im Handel — Merkmale des »Spieles« behält: das aleatorische Element. Darin berührt sich das am meisten rationale mit dem am meisten irrationalen Handeln. Denn das ist seinem Wesen nach das Spiel: entweder eine zwecklose (oder ihren Zweck in sich selber suchende) Betätigung der Kräfte, oder von jener Art, bei der die Mittel dem Zwecke gleichartig bleiben und, ebenso wie er selber, Gegenstand des Strebens und Beliebens sind. Indessen nähert sich wiederum das Spiel dem Geschäft, ja geht vielleicht ganz darin über, wenn, um das Spiel zu gewinnen, Anschläge und Listen gebraucht, überhaupt Kräfte angespannt werden, und schlechthin, wenn das Spiel als Glücksspiel begonnen und gewagt wird, also um des erwünschten Gewinnes willen der Einsatz »riskiert« wird, das heißt, er wird nicht preisgegeben wie bei einem Einkauf, sondern »aufs Spiel gesetzt«, mit dem Wunsche und der Hoffnung, ihn mindestens — wie beim Lotto — zurückzuerhalten, eigentlich aber in der Meinung, gegen die Gefahr seines Verlustes die — wenn auch viel geringere — Wahrscheinlichkeit eines erheblich höheren Gewinnes einzutauschen: ein ideeller Tausch und gleichsam ein »inneres Geschäft«.

§ 3. Wenn also das Mittel zu einem Zwecke immer eine gewollte Handlung ist, so bedarf aber jede Handlung selber der Mittel zu ihrer Ausführung, und diese Mittel sind teils andere Handlungen, teils Gegenstände: solche werden gleich Handlungen als Mittel vorgestellt und bezeichnet, wie die Handlungen umgekehrterweise als Objekte, sobald sie scharf vom Zwecke unterschieden oder sogar im Gegensatz zu ihm gedacht sind. Jene, die als Mittel gedachten Gegenstände, werden unterschieden als Lebens-, als Genußmittel, Heilmittel, Trostmittel, Verkehrs- und Kommunikationsmittel, als Arbeits- und Produktionsmittel, als Tauschmittel, Zahlungsmittel, als Kampfmittel, Zwangsmittel, Zerstörungsmittel: in allen diesen Ausdrücken deutet unsere (deutsche) Sprache durch Tätigkeitswörter an, welchen Tätigkeiten die Gegenstände dienen und zu dienen bestimmt sind, wobei wir bemerken, daß »Leben« und »Genießen« keine eigentlichen Tätigkeiten sind. Andere Wortverbindungen wiederum enthalten keine Tätigkeitswörter, weisen aber doch darauf hin; denn was bedeuten Macht- und Gewaltmittel, wenn nicht Mittel, durch Anwendung von Macht oder Gewalt etwas zu bewirken?, wo aber auch andere als gegenständliche Mittel gemeint werden; was Geldmittel anderes als Mittel des Kaufens und

Zahlens? — Gegenständliche Mittel sind nun im Unterschied von Handlungen ihrem Wesen nach immer geschieden von den menschlichen Zwecken, denen sie dienen; sie haben ein natürliches Dasein für sich. Und doch haben sie ihren S i n n nur durch ihre Bestimmung und durch die menschliche H a n t i e r u n g, die sie solcher Bestimmung zuführt. Gilt dies auch von den Beeren, die ich im Walde pflücke, oder von der Milch, die ich aus dem Euter in ein Gefäß ziehe und trinken will? Wir blicken auch hier in einen weiten Abstand dieser gegenständlichen Mittel voneinander; je nach der Art ihrer Getrenntheit und Unterschiedenheit von den Zwecken, denen sie dienen: auch Sachen, die v e r b r a u c h t werden — als Lebens-, Unterhalts-, Genußmittel — erhalten ihren besonderen Sinn durch die Organe, die dem menschlichen oder tierischen Leibe sie zuführen. Aber dieser Sinn ist um so schwächer oder geringer je weniger die menschliche Vernunft, also menschliche Kunst, bei ihrer Zubereitung, Herstellung und Anwendung beteiligt ist; mithin um so stärker oder größer — »ausgesprochener« —, je mehr dies der Fall ist. Dadurch zeichnen sich also vor Lebens- und Genußmitteln im allgemeinen alle Mittel aus, die einer eigentlichen menschlichen Tätigkeit dienen und bestimmt sind: dies sind die wirklichen Gebrauchsgegenstände, deren Gebrauch und Herstellung als das besondere Merkmal der »Kultur« und des »Kulturmenschen« gedacht zu werden pflegt, wenngleich wir von keinem menschlichen Zustande wissen, der ihrer gänzlich entbehrte; sie werden zuweilen unter dem Namen des »Werkzeugs« zusammengefaßt. Hier aber soll unter dem Gesichtspunkte eingeteilt werden, daß diese Gegenstände als Mittel in einem verschiedenen Verhältnis zu ihrem Zweck stehen. Gegenstände, die als Lebens- und Genußmittel verzehrt werden, dienen keinem eigentlichen Zweck, den der Mensch als solchen ins Auge faßt, erwägend, welches Mittel geeignet oder sonderlich geeignet dafür sei; sie werden objektiv als Mittel betrachtet, sind es aber nicht, oder doch nicht wesentlich und notwendig, im subjektiven Verstande: Leben und Genießen sind keine spezifisch vernünftigen, also den Menschen als Menschen bezeichnenden Tätigkeiten. Auch wo diese in Handhabung der Gebrauchsgegenstände hervortreten, gibt es weite Abstände im Verhältnis des Mittels zum Zweck; der Unterschied zwischen beiden ist mehr oder weniger groß, je nachdem die Art des Gebrauches sich mehr von selbst versteht, mehr passivisch und mehr eindeutig ist, oder aber umgekehrt mehr Denken erfordert, mannigfach sein kann, und bewußt aktiven Verstand und Geschicklichkeit in Anspruch nimmt. Nach diesem Prinzip der Einteilung unterscheide ich: 1. Geräte, 2. Instrumente, 3. Werkzeuge: Geräte stehen als passivisch am einen, Werk-

zeuge als aktivisch am anderen Ende, Instrumente zwischen beiden[1].

§ 4. Als Gerät wird hier alles verstanden, was zu unserm Sein und Dasein, zum Wohnen, Essen, Trinken, Schlafen, Sitzen, Gehen, Fahren zu Lande und zu Wasser und in der Luft, also zum täglichen und geselligen Leben, auch zum religiösen Leben gehört; wir verbinden es am liebsten mit der Vorstellung des Hauses: das Haus selber und jedes Gebäude wie auch jedes Fahrzeug ist, um darin zu sein, zu wohnen, zu speisen, sich zu bewegen, zu schlafen, um Sachen darin zu verwahren, um darin zu opfern und zu beten — lauter Zwecke, von denen die Mittel nur wenig oder gar nicht sich abheben, weil auch die Tätigkeiten, die als Mittel vorgestellt werden, solche sind, die nicht als zweckmäßige gewählt werden, sondern sich von selber verstehen und unmittelbar im Triebleben beruhen oder doch als selbstverständliche, notwendige ergriffen werden. Anders ist es mit Instrumenten, die zumeist als Mittel des Spieles oder der ärztlichen oder rein theoretischen Beschäftigung — wie Bücher — vorgestellt werden. Sie dienen immer einer eigentlichen Tätigkeit, sind also Mittel dafür, die von der Tätigkeit deutlich unterschieden werden; aber der Zweck der Tätigkeit erfüllt sich in ihr selber; darum ist zum Beispiel die Leier oder die Geige ein Instrument, das gebraucht wird,

[1] Immer wiederholt sich, daß die Mittel ihrerseits als Zwecke gesetzt werden, sei es, sie einfach anzuwenden oder sie zu erwerben oder zu vermehren, zu verstärken, zu verbessern, sie zweckmäßiger zu machen oder zu verschönen, zu veredeln.

Nicht immer und nicht immer in gleicher Weise ist der Mensch beflissen, seine Mittel zweckmäßiger zu machen, als er sie schon hat. Diesem Streben stehen viele Gefühle als Beweggründe entgegen: Trägheit, Gewohnheit, die Liebe und Achtung für das Überlieferte, das Hergebrachte, der Väter Weise, auch der Geschmack und Kunstsinn, der Glaube und die Religion. Die Gedankenrichtung auf das Zweckmäßige, das Nützliche befreit sich von allen solchen Rücksichten und wirft sich ihnen entgegen. Zwei große und ursprüngliche menschliche Angelegenheiten haben von jeher in dieser Hinsicht umwälzend, neuernd gewirkt: der Krieg und der Handel, die auch trotz inneren Widerspruchs, vielfach miteinander Hand in Hand gehen, einander fördern und unterstützen: der Krieg, indem er durch das eine Ziel, die Selbsterhaltung, und die Schädigung des Feindes, alle Gedanken und Handlungen bestimmt werden läßt, und dazu nötigt, an Wetteifer durch Verbesserung und Verstärkung der Kampfhandlungen und Kampfmittel den Gegner zu übertreffen und zu überwinden; der Handel, indem er darauf erpicht ist, ebenfalls im Wetteifer mit den Gegnern, in Konkurrenz, diese durch Wohlfeilheit oder Güte — sei es wirkliche, sei es scheinbare Güte — seiner Ware zu übertreffen, und so darauf geführt wird, auf Verbesserung, Vereinfachung der Methoden zu ihrer Herstellung, also auch der Arbeitsmittel, zu sinnen. So hat sich zum Behufe der Zerstörung und zum Behufe der Herstellung — nur daß die Zerstörung ein viel weiteres Feld hat — die Ausbildung des Werkzeuges zur Maschine vollzogen, die unsere Aufmerksamkeit in der gegenwärtigen Betrachtung besonders in Anspruch nimmt.

indem es seinem Zwecke dient, wie das Trinkgefäß zum Trinken, wenn auch das »Spielen« eine eigentliche vernünftige, also spezifisch-menschliche Tätigkeit ist. Die Sache als Mittel vollendet sich im W e r k z e u g , daher die Sprache gern »Mittel und Werkzeuge« wie Mittel und Wege verbindet: Das Werkzeug ist durchaus Mittel, das bestimmt ist, eine von ihm wesentlich verschiedene Wirkung zu erzielen, die aber im Bewußtsein des Anwenders mit seinem Wollen in unmittelbarem Zusammenhang steht; es wird angewandt, um einen beabsichtigten Zweck zu erfüllen insbesondere, um etwas herzustellen, zu schaffen, oder um etwas zu zerstören, zu vernichten: Werkzeuge der Produktion und Werkzeuge der Destruktion.

§ 5. Allen Geräten, Instrumenten und Werkzeugen gemeinsam ist, daß sie vom Menschen gebraucht und daß sie zum Behufe des menschlichen Gebrauches vom Menschen hergestellt (produziert) werden.

Betrachten wir zuerst den G e b r a u c h , so ist ein großer Unterschied, ob der Gebrauch dadurch geschieht, daß sie angefaßt und bewegt werden, oder ohne diese Tätigkeit. Wenn es auch Wohnstätten gibt auf Fahrzeugen und sogar ganze Häuser gibt, die fortbewegt (transportiert) werden können, so ist doch in der Regel das Haus etwas Unbewegliches, wie schon das Zelt, das aber einer beweglichen Sache ähnlicher ist, weil es abgebrochen und wiederaufgebaut wird. Das Haus wird gebraucht, indem es bewohnt oder in anderer Weise benutzt, das heißt für menschliche Zwecke als Mittel angewandt wird. Diese Anwendung ist zugleich eine Abnutzung, ein Verschleiß — das Haus wird im Laufe der Zeit, wenn auch vielleicht erst durch viele Generationen, verzehrt (»konsumiert«), sehr im Unterschied von anderen »Genußmitteln«, die den Bedürfnissen der Selbsterhaltung dienen. Es hat aber eine Ähnlichkeit mit aufbewahrten V o r r ä t e n solcher Genußmittel, von denen einige lange Zeit erhalten werden können, einige sogar durch langes Lagern bis zu einer gewissen Grenze ihre Eigenschaften, die sie zum Genuß begehrt machen, verbessern. Andererseits unterliegen sie, wie jedes Aufbewahrte, mehr oder minder der Gefahr des Verderbens; auch das Haus, ob benutzt oder nicht, ist den Angriffen der Natur, unorganischer und organischer, ausgesetzt und »verfällt«, unbewohnt und unausgebessert, um so mehr. Die Benutzung von Wohnräumen (auch Schlaf- und Speisezimmern, Küchen und Kellern) geht in der Regel als Gebrauch eines »Mittels« — zum Z w e c k des Schutzes gegen Kälte und Nässe, zum Z w e c k des Essens und Trinkens, der Bereitung und Bewahrung von Speisen und Getränken — nicht ins Bewußtsein ein, wenn auch jeder darüber einverstanden ist daß die Räume solchen Zwecken dienen und, für solche Zwecke hergestellt, auch in Gebrauch g e n o m m e n werden. Die Einheit von Zweck

und Mittel ist noch wesentlich ungebrochen, wie sie vollends ist, wenn der Wohn p l a t z , der Grund und Boden als Wohnsitz, ins Auge gefaßt wird, den der Mensch nicht hergestellt, sondern nur besiedelt, vielleicht zum Wohnen hergerichtet, aufgeschüttet, befestigt hat. Das Wohnenwollen ist nicht eigentlich Wollen eines Zweckes; es versteht sich zu sehr von selbst, ist nur ein Ausdruck des Lebenwollens, das aber nicht Gegenstand eines Vorsatzes, einer Absicht, eines Entschlusses ist, daher auch nicht das Denken auf Mittel zur Verwirklichung dieser lenkt, so daß diese also im Bewußtsein sich nicht deutlich abscheiden. Leben und Wohnen heißt in der Sprache oft eines und dasselbe. Wo leben Sie? — wo wohnen Sie? Die englische Sprache hat kein anderes gemeinhin übliches Wort für wohnen außer »*to live*«. Das Wohnen ist eben auch keine wirkliche Tätigkeit und auch nicht etwas Spezifisch-Menschliches. Auch aus diesem Grunde hat der Ü b e r g a n g der »Wohnung« aus einem echten Gegenstande (zumeist gemeinschaftlichen) Wesenwillens, in eine Ware — als Gegenstand des Kürwillens in Kauf oder Miete — ein besonderes soziologisches Interesse, zumal wenn diese Ware das Ziel einer planmäßig im Großbetriebe gepflogenen P r o d u k t i o n wird.

Wenn jemand einenWohn o r t wählt — wozu er nicht sehr oft in der Lage ist —, so mag er prüfen und vergleichen, ob die Eigenschaften verschiedener Orte für seine a n d e r e n Zwecke (zum Beispiel für seine Ökonomie, sein Interesse an Musik, seine Wünsche, Sport zu treiben oder sich als Schriftsteller oder Künstler zu betätigen) mehr oder minder tauglich sind; in der Regel fesselt den Menschen die Sicherheit oder Aussicht, seinen Lebensunterhalt darin zu erwerben, also seinen Beruf auszuüben oder sein Geschäft zu betreiben, an einen bestimmten Ort; aber eben dann ist ihm der Ort noch weniger »Mittel« für seinen Zweck, als wenn er ihn um eines mehr besonderen Zweckes willen wählt. In jedem Falle ist es nicht der bloße Wille zum Wohnen, sondern der Wille zu einer Tätigkeit, der den Gedanken an Grund und Boden, an die Erde als Mittel für diesen Zweck aufkommen läßt — so betrachtet ihn und sie der Gärtner und Landwirt, so der Jäger und Hirt; aber eben hier tritt zutage, daß nicht das Mittel eines ist, der Zweck das andere, sondern der Zweck schließt das Mittel in sich ein, er ist ohne das Mittel nicht denkbar, das Mittel ist also selber — unter Voraussetzung des Zweckes — »denknotwendig«. — Ähnlich, wenn auch nicht ebenso, verhalten sich diese Berufsträger zu ihren Arbeitsmitteln: der Bauer zu seinem Pfluge, seiner Egge, seinem Spaten, seinem Saatkorn, der Jäger zu seinem Pfeil und Bogen oder Schießgewehr, der Fischer zu seinem Netze oder Hamen: es sind allerdings Mittel, die den Zwecken dienen, die der Beruf aufgibt, und ihr Gebrauch muß erlernt werden; aber er ist nicht, wie der Gebrauch eines eigentlichen Werkzeuges,

eine »Handhabung«; die erwerbbare Geschicklichkeit der Finger gehört zu dieser; in bezug darauf stehen auch die weiblichen Haushaltsarbeiten und die Handwerke noch mehr oder minder der »Urproduktion« nahe, und nähern sich mehr der bildenden Kunst, je mehr diese Geschicklichkeit in ihnen vorwiegend wird. Von der Kunst (*Technê*) leitet ihrem Namen nach die Technik sich her, deren Ausbildung wiederum ein darauf gerichtetes Denken erfordert, das sich zum wissenschaftlichen Denken steigert.

Die Landwirtschaft und die anderen Urproduktionen stellen Früchte und andere Produkte der Natur her, die sie wachsen machen oder fangen und erlegen oder aus der Erdrinde lösen; die Künste bringen Erzeugnisse menschlichen Geistes und menschlicher Hand hervor; sie machen Dinge, die nicht von der Natur erzeugt werden, und dazu besonders bedürfen sie der Werkzeuge, die selber solche Dinge sind oder doch es immer mehr werden, je mehr sie als Mittel ihren Bestimmungen angepaßt werden. Gleichermaßen bei H e r s t e l l u n g von Geräten und Instrumenten — mögen sie dem Nutzen, der Annehmlichkeit, dem Schmuck, dem Spiel oder der Arbeit dienen — nimmt die Geschicklichkeit des Handwerkers und Künstlers seinen erfinderischen Geist, seinen Geschmack und seine Kenntnisse in Anspruch. Die Schaffung von W e r k e n ist es, der das Werkzeug in erster Linie dient und wodurch es von Geräten und Instrumenten sich abhebt. Aber nicht nur zum Schaffen, auch zum Vernichten dienen dem Menschen als Mittel seine Werkzeuge, zumeist andere und besondere, die Waffen. Im Kampfe muß er sich schützen gegen die Elemente, gegen Tiere, gegen andere Menschen, und dem Schutz dienen mannigfache Geräte, Instrumente und Apparate, auch Waffen; aber den Werkzeugen am ähnlichsten wirken die Angriffswaffen: als Mittel der Zerstörung nicht nur von Sachen, sondern auch von Personen, die planmäßig, kunstgerecht angewandt werden, deren Herstellung eine Technik erfordert wie die Herstellung anderer Werkzeuge, Instrumente und Apparate.

Unter diesem Gesichtspunkte wollen wir als Werkzeuge unterscheiden: a) solche, die in ihrer Beschaffenheit den Geräten, b) solche, die den Instrumenten verwandt sind, und c) echte Werkzeuge, deren Wesen dahin bestimmt werde, daß sie der formenden Arbeit dienen. Zu den a) geräthaften Werkzeugen rechne ich (wie schon bedeutet wurde) die der landwirtschaftlichen Arbeit, der Jagd, der Fischerei, des Bergbaus, also der gesamten Urproduktion als der stofflich gebundenen Arbeit, die entweder zu ihrem Gegenstande rein empfangend (okkupatorisch) sich verhält oder ihn zwar mechanisch verändert, aber ohne ihm eine

bestimmte, vorher gedachte Form geben zu wollen. Der Zweck oder das Ziel ist dem Landwirt zum Beispiel, daß das Getreide möglichst reichlich, möglichst gut wachse, blühe und Frucht trage; er weiß, daß er das nicht eigentlich bewirken kann; der Himmel und der Boden müssen das Beste dazu tun, die eigene Tätigkeit mit Pflug und Egge, Aussaat, Walze ist allerdings zweckmäßiges Mittel, aber sie schafft und verbessert die Bedingungen des Gedeihens, sie ist wesentlich vorbereitend, sorgend, pflegend (*agri cultura*); darum sind auch seine Werkzeuge insofern Geräten ähnlich, als sie eindeutig für ihren Zweck bestimmt sind und eine erworbene Handgeschicklichkeit oder sogar besondere geistige Begabung nicht in Anspruch nehmen, sondern nur in gewollter Richtung einförmig leisten, wozu sie elementare oder tierische oder menschliche Kraftanstrengung bewegt, wenngleich die menschliche zum guten Teile nicht nur Aufmerksamkeit, sondern auch Intelligenz und Übung in Anspruch nimmt und dadurch eine Art von Kunst wird. Es gehören also auch dazu die Werkzeuge der Fortbewegung, des Transportes von Menschen und Gütern, seien es Räder oder Ruder oder Segel oder die Fahrzeuge selber, die aber auch (siehe oben) als bloße Geräte betrachtet werden können, nämlich insofern, als ihre Benutzung lediglich passivisch geschieht, wie von Passagieren, den Fahrgästen. Andererseits sind die beweglichen und angefaßten Geräte — zum Beispiel der Hausrat — um so mehr den Werkzeugen ähnlich, je mehr sie bestimmter zweckmäßiger Tätigkeit, zum Beispiel dem Kochen, bestimmt sind. In der Regel aber sind sie ihrer Natur nach passivisch, und ihre Bewegung dient zumeist nicht einem Werke oder inneren Zwecke, sondern bloßer Ortsveränderung: Wagen, Boote, Schiffe, Luftfahrzeuge.

Von dieser Art sind auch Schutzwaffen als Werkzeuge, von denen nur eine passive Leistung verlangt wird, die also von Kleidern, die nach dieser Einteilung wirkliche Geräte sind, nur dadurch sich unterscheiden, daß sie weniger der unmittelbaren Notdurft als dem Gedanken an die Zweckmäßigkeit eines Mittels zur Abwehr feindlicher Angriffe und Geschosse entspringen. Hingegen Trutzwaffen dürfen den b) instrumentalen Werkzeugen zugerechnet werden, deren Begriff dahin bestimmt werde, daß sie Instrumente sind, die der Arbeit dienen, aber elementaren Arten gestaltender und zerstörender Arbeit. Daß zerstörende Arbeit nicht formgebend ist, liegt auf der Hand; aber es gibt auch viele gestaltende Arbeit, die es nicht ist, nämlich solche, deren Wesen darin besteht, chemische Verbindungen ihres Stoffes herbeizuführen, zu begünstigen, auch zu leiten, zum Beispiel das Kochen, Brauen und alle jene Industrien, in denen der von Franz Matarè lehrreich behandelte

»Apparat« die bedeutendste Rolle spielt[1]. Mataré nennt den großindustriellen Apparat ein mit schleppender Periodizität wirkendes passives Arbeitsmittel, das mitunter neben körperlicher Betätigung besondere Anforderungen an die beobachtende Urteilskraft des Arbeiters stelle; er findet es bezeichnend wegen der größeren Anforderungen an die geistigen und physischen Kräfte des Arbeiters, daß die Männerarbeit hier so viel weniger (als an der Maschine) durch Frauen- oder gar Kinderarbeit ersetzbar sei, die tatsächlich nur bei Nebenarbeiten in den Apparatindustrien vorkomme. Während die Maschine hauptsächlich Bedienung in Anspruch nehme, so sei für den Apparat die Überwachung, also die Aufmerksamkeit des Arbeiters, vor allem notwendig, wovon die Ausgiebigkeit des Apparates zum größten Teil abhänge, und es gehe daraus ein Verhältnis zwischen Arbeiter und Arbeitsmittel hervor, das von dem für das Arbeiten mit Werkzeug oder Maschine charakteristischen Verhältnis ganz verschieden sei (namentlich lasse dort das Stücklohnsystem und die Untersagung der Sonntagsarbeit sich gar nicht oder schwerlich durchführen). — Die c) eigentlichen Werkzeuge sind es nun, die den Handarbeiter (Handarbeiterin), Handwerker, Handkünstler vorzugsweise bezeichnen: sie sind gleichsam Organe seines Könnens und Leistens, wie die natürlichen Organe differenzierte Hilfsmittel des allgemeinen Lebensprozesses sind; sie geben daher seinem Werke oft einen individuellen, seinen Geist und seine Kraft ausdrückenden Charakter, wie die Schreibfeder als Organ des Schreibers ihm eine individuelle »Handschrift« gibt. Dieser individuelle Charakter geht durch die Verwandlung des Werkzeugs in die Maschine verloren. Ihr ist, nach dem Ausdruck Gottls (Grundriß der Sozialökonomik, Abt. II, S. 292) die absolute Bestimmtheit und das Schablonenhafte der Leistung eigen.

§ 6. In beiden Gebieten, in bezug auf Produktion wie in bezug auf Destruktion, ist die Entstehung der Maschine als eine besondere Art von Werkzeug und die Entwicklung des Handwerkzeugs zur Maschine von größter Bedeutung[2]. Auch die Maschine ist ein Arbeitsmittel zur Produktion wie zur Destruktion von Gütern, und die Destruktion erstreckt sich viel weiter (zum Beispiel auch auf Menschen) als die Produktion. Worin besteht der Unterschied zwischen dem (eigentlichen) Werkzeug und der Maschine? Diese Frage ist oft untersucht

---

[1] Die Arbeitsmittel: Maschine, Apparat, Werkzeug. Eine Abhandlung über ihren Einfluß auf den Industriebetrieb, unter eingehender Berücksichtigung des Apparatwesens. Von Franz Mataré, D. phil. et rer. occ. München-Leipzig (Duncker & Humblot) 1913. IV u. 214 S.

[2] Vgl. Zweite Sammlung, XVIIIe, S. 33 ff.

worden; ich gebe meine eigene Antwort dahin: In der Maschine vollendet sich das Wesen des Mittels, der Sache als Mittels; sie ist das relativ selbständige Mittel, völlig geschieden und v e r schieden von dem Zwecke des Menschen, für den sie bestimmt ist. Mit dem Werkzeug arbeitet der Mensch; die vollendete Maschine arbeitet anstatt des Menschen, wenn sie auch des Anstoßes, der Ordnung, der Aufsicht durch Intelligenz und Hand des Menschen bedarf, wenigstens so lange und so weit bedarf, als nicht auch diese menschlichen Tätigkeiten durch mechanische Vorrichtungen e r s e t z t werden können. Mit dem Gebrauch der Maschine hört die Ineinsbildung, gleichsam Verschmelzung von Mensch, Werkzeug und Werk auf; sie werden drei getrennte Potenzen. Man weiß, wie sehr durch die Maschine die Produktivität der menschlichen Arbeit erhöht worden ist und noch fortwährend erhöht wird. Auch ist bekannt, wie stark die Produktion durch Maschinen die Macht des Kapitals vermehrt und den Widerstand der Arbeiterklasse gegen diese Macht genährt hat. Weniger steht es im allgemeinen Bewußtsein, obgleich durch die Erlebnisse der letzten Jahre gewaltig ihm aufgedrungen, daß die Verwendung und Vervollkommnung von Maschinen, in der Kriegstechnik uralt, auch in ihrer neueren Entwicklung in unheimlichem Maße die d e s t r u k t i v e Fähigkeit des Menschen — man möchte sie die Destruktivität der »Arbeit« nennen — vermehrt und verstärkt hat. Für die gegenwärtige Betrachtung ist der wichtigste Gesichtspunkt nach beiden Richtungen dieser: der Mensch assimiliert sich das Werkzeug, er macht es gleichsam zu einem Teil seiner selbst, er gebraucht Werkzeuge, wie er seine natürlichen Organe gebraucht, gleichsam als kulturliche Organe; in ihnen und durch sie wirkt sein Geist, so daß auch hier möglich wird, daß sie im Bewußtsein des Subjekts mit ihrem Zweck eins w e r d e n — hingegen die Maschine ist das absolute Mittel, selber als Automat »fast vollständig (so drückt R e u l e a u x sich aus) an die Stelle des Menschen tretend«: ein Quasi-Mensch ohne Seele, den man einen eisernen Sklaven genannt hat, wie Aristoteles den Sklaven ein beseeltes Werkzeug nennt. Die Maschine kann auch schöne und gefällige, wie nützliche und praktische Arbeit leisten; aber sie ist ihrem Wesen nach unkünstlerisch, weil sie nur mechanische, unlebendige kalte Formen hervorbringt; wenn auch viele Arten der Maschinerie intelligente und durch intelligente Aufmerksamkeit geschickte Arbeiter in Anspruch nehmen, so setzt doch keine den künstlerischen Geist in Tätigkeit, der das eigentliche Merkmal des im höheren Sinne geschickten Arbeiters ist. Der künstlerische Geist ist an die Handarbeit gebunden, wenn auch diese sich verfeinerter, erleichternder Werkzeuge und Apparate bedient; durch den künstlerischen Geist erhält das

Werk ein individuelles konkretes Gepräge, wogegen das Maschinenprodukt als generell und abstrakt bezeichnet werden kann. Das einfache und grobe Werkzeug nähert sich, indem es lediglich zu mechanisch äußeren Wirkungen bestimmt und deren fähig ist, der Maschine: so werden auch von Mathematikern und Mechanikern die „einfachen mechanischen Potenzen", wie Hebel, schiefe Ebene, Schraube, Keil usw., Maschine genannt (Marx, Kapital I⁴ 335). Ihre Kombination wird als mechanische Vorrichtung, ein »Ansatz zur Maschine« (Gottl a. a. O.) bezeichnet. Die Mechanisierung der Motoren als vermehrender Ersatz tierischer und menschlicher Kräfte verändert das Wesen dieser Kräfte, sofern von ihnen nur mechanische Wirkungen ausgehen, nicht, und fällt außerhalb dieser Betrachtung. Entscheidend für die Mechanisierung oder Rationalisierung des Betriebes ist die scharfe Scheidung zwischen Antrieb und Auslösung, die zum Beispiel bei der Schreibmaschine nicht, wohl aber bei der Nähmaschine gegeben ist (Gottl a. a. O.).

Ich mache hier auf die Analogie aufmerksam, worin ich die wirkliche Maschine als Mittel mit der widerwillig getanen Handlung als Mittel setze. Beide wirken mechanisch und sollen mechanisch wirken, und zwar darum, weil sie ihrer Wirkung fremd und ohne Gefühl gegenüberstehen; sie sind bloße Mittel, gegen die der Mensch innerlich gleichgültig ist, ja die er vielleicht haßt und verabscheut; wie denn der Haß und Abscheu aller künstlerisch stark empfindsamen Menschen, auch vieler Arbeiter, gegen die Maschine bekannt ist. Der arbeitende Mensch fühlt nicht die Maschine gleich seinen Geräten, Instrumenten und Werkzeugen, als sein natürliches Eigentum, weil zu ihm gehörig, und Ergänzung seiner Persönlichkeit, Förderung seines Könnens — wenngleich auch hier kein absoluter Unterschied gegeben ist, sondern wenigstens die individuelle Maschine noch etwas von dieser Eigenschaft behält: — (man erinnert sich der Zärtlichkeit des Lokomotivführers in Zolas »*Bête humaine*« für seine Maschine) —, sondern als ein Mittel der »Gesellschaft« oder des Kapitals, möge sie oder er sich in einem gegebenen einzelnen Menschen oder in einer noch fremderen anonymen Sozietät verkörpern; als ein Mittel, das nicht dem Arbeiter dient, sondern sich von ihm bedienen läßt, also sein Herr ist — was der schon genannte deutsche Technologe in den Worten ausdrückt: »Der Mensch aber, ihr (der Maschine) Diener — grausige Ironie! — sinkt auf die Stufe der Maschine hinab.« — Analog dem selbständigen Dasein und Wirken der Maschine ist das selbständige Dasein und Wirken menschlicher Institutionen; so die »Verselbständigung des Geschäfts« als »von dem lebendigen Wirtschaftssubjekt unabhängiger« Sache (Rechtseinheit, Rechnungseinheit und Krediteinheit), wie sie zunächst durch kollektive Wirtschaftsformen bewirkt, in neuerer Zeit auch für das Einzelunternehmen „selbstverständlich" geworden ist (Sombart, Kapitalismus, II, S. 105 ff., 110).

§ 7. Wenn aber die Maschine in ihrer Selbständigkeit gleichsam als ein lebendes Wesen vorgestellt wird, so sind andererseits wirkliche

lebende Wesen im Dienste des Menschen und werden von ihm als Geräte, Instrumente oder Werkzeuge behandelt: als Mittel für seine Zwecke. Freilich unterscheiden sie sich von allen unlebendigen Mitteln dadurch, daß sie niemals ausschließlich mechanisch bewegt, chemisch zersetzt oder gebunden werden können, sondern sie müssen, um für den Gebrauch als lebende zu taugen, zum mindesten biologisch und in der Regel auch psychologisch b e h a n d e l t werden; das heißt man muß sie ernähren, füttern, oft auch behausen und in der Regel auch sonst auf ihren Willen wirken, um ihn zu einem guten, das heißt dem Menschen willfährigen Willen zu machen. Immer steht einer beliebigen Verwendung und Behandlung nicht nur die äußere Beschaffenheit des Stoffes und der Form entgegen, wie es bei allen unlebendigen Geräten usw. der Fall, sondern der eigene Wille des Tieres oder des Menschen, den der behandelnde, benutzende Mensch s e i n e m eigenen Willen anpassen, gefügig machen, unter Umständen zwingen muß, biegend oder brechend. Diese Anpassung von Tieren an den menschlichen Willen ist ein Werk vieler Generationen gewesen und um so mehr von großer kulturhistorischer Bedeutung geworden: die »Domestikation«. Sie hat nur durch harten, immer wiederholten und erneuerten Zwang geschehen können, und der Erfolg ist gewesen, daß die Haustiere sich an den Menschen gewöhnt haben und ihm gehorchen oder doch in der Regel keinen Widerstand leisten. Also sind sie gleichsam zu Geräten und einige zu brauchbaren Werkzeugen in der Hand des Menschen geworden. Nicht anders ist es historisch, und noch in einem bedeutenden aktuellen Umfange, einem großen Teil der Menschen gegangen, die von Menschen unterworfen oder als unterworfen erworben und menschlichen Gemeinschaften einverleibt wurden: gleich dem Vieh gehegt und gepflegt, oft gemißhandelt, nicht selten auch geschlachtet als Versöhnungsmittel für die Götter oder als Nahrungsmittel für die eigenen Leiber und Seelen: im einen Falle Mittel, die durch die Gewohnheit, vielleicht auch durch Gefallen (zumal an weiblichen Sklaven) mit dem Herrn, und durch ihn mit der Familie, verwachsen und für deren Zwecke, die dann auch die der Sklaven werden — nämlich die gemeinsame Erhaltung — »unentbehrlich«, also notwendig und wesentlich erscheinen; im anderen Falle aber Mittel für ihnen fremde, ja, sie verneinende Zwecke des Herrn oder nur Gegenstände gelegentlichen Mißfallens und Zornes für ihn, die er wie ein Gerät, mit dem er unzufrieden ist, wegwirft und zerstört. In dieser Weise kann aber jeder stärkere Wille (durch sich selbst oder durch Umstände oder von Rechts wegen stärkere) jeden schwächeren, von ihm abhängigen nach »Willkür« b e h a n d e l n, auch wenn Sitte und Gesetz diese Willkür einschränken. Das *homo homini lupus* tritt darin

oft, trotz rechtlicher Gleichheit der Individuen, zutage. Insbesondere macht die Beherrschung — wie auch immer begründet — von Scharen geneigt, diese Scharen als eine tote Masse vorzustellen und zu behandeln, sie als Despot »auszusaugen« oder als Unternehmer »auszubeuten«, womit gemeint ist, daß eine Person die andere, obschon sie im Rechte ihr gleich ist, und rechtmäßige Mittel angewandt werden, zu Arbeitstätigkeiten veranlaßt, die dem Beurteilenden als übermäßig erscheinen, sei es an der Zeitdauer oder an der Intensität gemessen. Besonders wird hier durch sittliche Mißbilligung die Ausbeutung der Schwachen — das ist der minder widerstandsfähigen und widerstandswilligen Träger von Arbeitskräften: kindlicher, weiblicher, jugendlicher und (in der Heimarbeit) auch hochbejahrter — getroffen. Die Menschen selber, das ist ihre Leistungen für bestimmte Zwecke, werden im Arbeitsvertrag gekauft. Solcher Kauf geschieht aber auch auf andere Art: als »Bestechung«, die nur eine besonders ausgeprägte Form der Überwindung des Widerstandes ist, den der natürliche und freie Wille einer Person der Einwilligung in gewisse Tätigkeiten, sei es aus Abneigung, aus Furcht oder aus Gewissensbedenken, entgegensetzt: durch Bestechung wird dieser Widerwille gebrochen, »korrumpiert«. Auch ohne daß sich diese als eine gesetzlich strafbare Handlung darstellt, kann auf mannigfache Art eine Person die andere, viele andere, für sich gewinnen und also sie zu seinen Mitteln und Werkzeugen machen; anstatt des Geldes und außer dem Gelde können dazu andere Mittel dienen: Ehrenzeichen, Rangerhöhungen, Förderungen und Begünstigungen, verliehene oder versprochene. Auch ohne daß Bestechung vorliegt, werden durch solche Mittel wohlgefällige und nützliche Leistungen belohnt, also durch die eröffnete Aussicht auf Belohnung angeregt. In den schärferen Ausprägungen geht hier ein gemeinschaftliches in ein gesellschaftliches Verhältnis, in den schärfsten das eine wie das andere in ein feindseliges, also asoziales Verhältnis über; die gemeinschaftlichen sowohl als die gesellschaftlichen neigen dazu je auf verschiedene Weise. In Gemeinschaft ist das Herrschen ursprünglich wie bei gemeinsamem Pilgern das Vorangehen dessen, der den Weg kennt, aber alles Herrschen verführt zum Mißbrauch, »die Macht ist böse«. In Gesellschaft liegt förmliche Gleichheit zugrunde, aber jeder ist jedem ein an sich gleichgültiges Mittel für seine Zwecke, so oft er den fremden Willen durch irgendwelche Mittel bewegen kann, ihm willfährig zu sein, woraus dann bei Überlegenheit eine Herrschaft in anderer Form wird; diese Überlegenheit ist aber um so vollkommener, wenn eine unpersönliche gesellschaftliche Macht unverbundenen (unorganisierten) Individuen gegenübersteht; so ist die Organisation der Arbeiter das Streben nach Wiederherstellung des Gleichgewichts, eine Gewerkschaft betrachtet

ihrerseits »das Kapital«, das heißt dessen Eigentümer, in der Regel als bloßes Mittel zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen. Nur innerhalb der Grenzen der Kontraktleistungen besteht und dauert hier ein soziales Verhältnis; außerhalb, und nach Beendigung dieser Leistungen ja auch innerhalb, insofern, als die Erfüllung nicht glatt sich vollzieht, kann die gegenseitige Fremdheit in offenbare Feindseligkeit übergehen; eine Feindseligkeit, die auf seiten des Herrn und Unternehmers — schlechthin des »Kapitals« — nicht wesentlich verschieden ist von derjenigen, womit der Plantagenbesitzer eine Herde Sklaven wie eine Herde Vieh, und ihre Arbeitskraft lediglich als »gut« für seinen Zweck der größtmöglichen Bereicherung, also als schieres und an sich fremdes Mittel betrachtet und würdigt.

So kann auch der Egoist — ob Autokrat oder sonst ein Individuum, das sich auszuleben und durchzusetzen strebt — die Gemeinschaft, der er angehört, lediglich als Mittel für seine Zwecke schätzen und ausnutzen; eben dadurch wird sie f ü r i h n zur Gesellschaft, und der oder einer Gesellschaft gegenüber scheint einem jeden dies als natürlich, als berechtigt und notwendig, um so mehr, je weniger er ihr gegenüber durch andere als etwaige vertragsmäßige und gesetzmäßige, also je weniger er durch sittliche, traditionelle oder anerzogene, Pflichten sich gebunden fühlt; — und dies ist der Begriff des »Kürwillens«, der alle sozialen Verhältnisse versachlicht, während der »Wesenwille« alle verpersönlicht; und dieser Gegensatz überträgt sich auf die Sachen selber, denen Wesenwille durch Anähnlichung und Anpassung an sich so etwas wie eine Seele verleiht, während Kürwille auch die Personen gleich toten Sachen denkt und behandelt. In Wirklichkeit sind Sachen mehr oder weniger lebendig, und ihr Leben ist um so vollkommener, je mehr es f r e i , das ist vom menschlichen Wollen und Schaffen unabhängig, ist. In diesem Sinne ist die M a t e r i e etwas Lebendiges, daher auch jene besondere Sache, die ein unentbehrliches Mittel für alle menschlichen Zwecke, obschon weder lebendes Wesen, noch Geist oder Instrument oder Werkzeug darstellt: der Grund und Boden. Ihn kann der Mensch niemals in dem Sinne und in dem Grade b e h e r r s c h e n und handhaben, aber er kann ihn, ebenso wie jene, seiner Natur gemäß »pfleglich« behandeln, oder aber ihn ausnutzen und verderben. Im letzteren Falle ist die Behandlung der Behandlung einer Maschine insofern analog, als es dann um ein an sich gleichgültiges, in seiner Leistung für den Zweck sich erschöpfendes oder erschöpft werdendes Mittel sich handelt, was der Boden seiner Natur nach keineswegs ist; wohl aber kann er als solches gedacht und dazu gemacht werden. In Wirklichkeit sind sie voneinander das Gegenteil: auch die scheinlebendige Maschine bleibt immer ihrem Wesen nach

Mittel, auch der scheintote Boden bleibt immer seinem Wesen nach Zweck, das heißt von allen menschlichen Zwecken unabhängig.

§ 8. Im Lichte des Theorems betrachte ich ferner Sachen, die nur einen sozialen Sinn haben, das ist die als Sachen wirken, nicht durch das, was sie sind, oder doch nicht allein durch das, was sie sind, sondern (oder sondern auch) durch das, was sie für die Menschen bedeuten. Das sind alle Arten von Zeichen: die im sozialen Leben als Mittel entstanden sind für den Zweck, an das Bezeichnete zu erinnern und also verstanden zu werden, mithin als gemeinsame Zeichen zu gegenseitigem Verständnis: Mittel des Verkehrs oder der Mitteilung. Als System solcher Zeichen ist für die menschliche Gemeinschaft in engeren oder weiteren Gruppen vorzüglich die Sprache zu betrachten, die das Mittel zur Verständigunng ist, aber doch mehr als das; sie wird als ein Besitz und Schatz gepriesen, worin ein Volk seine eigene Seele hat, weil sich die Blutsverwandtschaft oder wenigstens die Wirkung des nahen Zusammenlebens und der gemeinsamen Kulturgüter darin unmittelbar ausprägt. In Wahrheit kann man den Unterschied zwischen einem organischen und einem mechanischen Mittel sehr deutlich machen an dem Unterschied zwischen einer natürlichen, trauten, gewohnten und geliebten Sprache auf der einen und einer künstlichen, gemachten, verabredeten Sprache auf der anderen Seite. Der gleiche Unterschied ist schon, wenn auch sehr viel schwächer, vorhanden zwischen der heimischen Mundart, der Umgangssprache, und der gebildeten, der Schriftsprache; hier aber wird er ausgeglichen oder mehr als ausgeglichen dadurch, daß diese als das höhere und edlere Kulturgut geschätzt wird, und daß sie dem Kunstwerk der Rede und Dichtung als Werkzeug dient. Ungebrochen kommt hingegen der gleiche Unterschied zur Geltung zwischen der eigenen und einer fremden Sprache, es sei denn, daß diese in ebenso vollkommener Weise wie die eigene beherrscht werde, daß also der Redende sie sich völlig zu eigen gemacht habe. In dem Maße der Entfernung von diesem Ziele wird sie, das ist, werden ihre Wörter, soweit sie bekannt sind und erinnert werden, bewußt als Mittel gebraucht, sich verständlich zu machen. Ebenso verhält man sich zu allen ausdrücklich verabredeten oder befohlenen Zeichen, zum Beispiel solchen der Schrift, wenn ihre Bedeutung ungewohnt und ungewöhnlich ist, wie die von Chiffren. Auch hier wird die bewußte Erkenntnis, das wählende Denken immer mehr notwendig, und zwar dauernd notwendig, je fremder das Zeichen dem bezeichneten Gegenstand ist oder zu sein scheint. Alle Zeichen sind bestimmt, erinnerte Vorstellungen wachzurufen und durch diese in der Regel auch ein bestimmtes Wollen zu erregen, sind aber auf der einen Seite mehr oder minder als natürliche

Zeichen und aus natürlichen Zeichen geworden, auf der anderen mehr oder minder gemacht: je mehr sie gemacht sind, um so weniger ist ihr Verhältnis zu ihrem Zweck ein innerliches und notwendiges, um so mehr also ein äußerliches und zufälliges; dieser Unterschied fällt mit dem zwischen einer organischen und einer mechanischen Ursache zusammen[1]. Analog ist die Erfindung und Schaffung von Maßstäben aller Art, analog auch die Bildung echt wissenschaftlicher Begriffe, die der Erkenntnis als Maßstäbe und Mittel zu dienen bestimmt sind. Eine besondere Betrachtung widmen wir in dieser Richtung dem Wertzeichen. Es entspringt, wie bekannt, aus dem Tauschverkehr der Menschen: in jedem Tausch wird die angebotene oder hingegebene Sache gedacht als Mittel zu dem Zwecke, eine gewünschte Sache zu erwerben, und die Handlung — vorgestellte oder wirkliche Abtretung — entspricht vollkommen dem Typus des negativen Verhältnisses von Mittel und Zweck, sie ist ihrem Wesen nach unlustbetont, wie die Wirkung lustbetont. Insofern nun eine Sache nicht sowohl diese Wirkung hervorruft durch das, was sie ist, als durch das, was sie bedeutet oder gilt, nämlich als Vorstellung einer gewissen Menge von Wert habenden, das ist mehr oder weniger gewünschten Sachen, so ist solche Sache ein Wertzeichen, und sofern sie als allgemeines Mittel zum Erwerb fremder Sachen dient, das Kaufmittel oder Geld. Zum allgemeinen Mittel aber macht sie ein allgemein gültiger Wille, wie der Staatswille, wie in jedem begrenzten Kreise ein gemeinsamer Wille eine Sache zum gültigen Zeichen, also zum gültigen Kaufmittel machen oder »stempeln« kann. Während nun jede andere Sache, die auch als Tauschmittel, das ist als Mittel, eine andere Sache zu erwerben, gebraucht werden kann, vor allem und zunächst für ihre natürlichen (reellen) Zwecke gebraucht wird — als „Gebrauchswert" —, so ist Geld seinem Wesen nach ausschließlich für den unnatürlichen (ideellen) Zweck des Erwerbes fremder Sachen oder des Kaufes bestimmt; daher vollendet es sein Wesen in einer Sache, die zu jedem anderen natürlichen Gebrauche untauglich ist, das ist im Papiergeld, dessen Wesen in papierenen Surrogaten des Geldes vorgebildet ist.

Anmerkung: Als »Wert« mögen wir reale und ideelle Gegenstände bestimmen, die in bezug auf menschliche Kraft und Leistungen sich als fördernd oder als Hemmungen aufhebend erweisen. Alles, was dem Menschen taugt als Mittel für seine Zwecke, ist ein Wert für ihn, folglich, was mehreren zugleich taugt und dient, ein Wert für sie; und wie jeder für sich, so können auch mehrere für

[1] Ansätze zu einer allgemeinen Theorie der Zeichen, die meines Wissens nicht vorhanden ist, habe ich in der Schrift »Philosophische Terminologie in psychologisch-soziologischer Ansicht« (Berlin, K. Curtius) entworfen.

sich etwas als Wert setzen, das heißt denken und wollen, daß es Wert für sie sei oder Wert für sie habe, so daß, wer von ihnen diesen Wert nicht für sich anerkenne, dadurch sich selber widerspreche, indem er den gemeinsamen Willen, woran er teil hat, verneine. So bezieht sich auf Werte auch gemeinsame Schätzung, die nichts ausdrückt, als daß sie als solche gesetzt werden, außer daß sie dem Wert eine Qualität, einen Grad zuschreibt oder beimißt. Die Schätzung kann unbestimmt sein: hoch, mittelmäßig, niedrig, oder bestimmt, indem sie Werte miteinander vergleicht, das heißt einen Wert an einem anderen mißt. Sozialer Wille kann so Werte und insbesondere Wertschätzungen, Wertvergleichungen als gültige setzen, das heißt befehlen, daß die einzelnen Willen sich danach richten, vornehmlich die Geltung erkennen und anerkennen sollen. Im gleichen Sinne werden auch Rechtssätze als Richtschnuren für gerichtliche Urteile und richterliche Entscheidungen selber als gelten-sollende gesetzt. Alle Zeichen sind gesetzte Werte durch das, was sie bedeuten. Sie können auch sonst Werte sein — durch das, was sie sind —; aber als Zeichen sind sie nur Werte durch ihre Bedeutung. Sie sollen etwas bedeuten: das ist der Inhalt des auf sie sich beziehenden sozialen Willens. Sozialer Wille entspricht mehr der Idee des Wesenwillens oder des Idee des Kürwillens. Der soziale Wille, der in der Sprache sich kundgibt, entspricht ganz überwiegend der Idee des Wesenwillens. Je mehr eine Sache oder Vorstellung, die bezeichnet wird, abgeleitet und reflektiert ist, um so mehr unterliegt das Zeichen der Bestimmung durch sozialen Kürwillen, insbesondere dem Vertrag oder der Satzung. Wert ist (wie gesagt) nicht nur etwas Empfundenes und Gefühltes, sondern auch etwas Gedachtes und Gewolltes, mithin selber ein möglicher Gegenstand sozialen Willens, also des Vertrages und der Satzung. Dies tritt zutage im wirtschaftlichen Verkehrsleben. Die Wertschätzung, welche den edlen Metallen und Edelsteinen zuteil wird, ist ihrem Grunde nach konventionell, das heißt beruht in der Einigkeit eines stillschweigenden Vertrages oder einer stummen Verabredung, wenngleich diese selber auch durch das sinnliche Gefallen, die Gewohnheiten und Erinnerungen der Individuen bedingt ist. Als Tauschmittel setzt eine Sache vermöge des von allen Beteiligten gehegten Wunsches (der Vermutung und Hoffnung) sich durch, daß sie ihren Wert — wenigstens — behalte, daß dieser nicht geringer werde; da nun eine Erhöhung für den einen Empfänger eine Erniedrigung für die anderen bedeuten würde, so wird man durch so etwas wie ein Kompromiß darüber einig, den Wert so sehr als möglich stabilisieren zu wollen; aber dies gelingt nur in sehr unvollkommener Weise, wenn auch für ziemlich lange Zeitperioden verhältnismäßig gut. Die öffentliche Gewalt — der »Fürst« oder der »Staat« — macht sich anheischig, durch Zwangsgewalt wenn nicht den wirklichen, so doch den vorgeblichen — förmlichen — Wert der Geldmaterie zu fixieren dadurch, daß einer gewissen, von ihm beglaubigten Menge ein fester Name beigelegt wird, und nunmehr alle Mengen an dieser Menge meßbar werden; indem ferner jedermann genötigt wird, die durch Stempel beglaubigten Stücke dieser Geldmaterie gleich solchen Mengen davon anzunehmen, wie die öffentliche Gewalt selber sie dafür ausgibt und in Empfang nimmt — als Lösung eines auf solche Menge lautenden Schuldbetrages. Auf allen Gebieten bewährt sich die Erfahrung, daß, wie aus dem Beschützen ein Herrschen, so aus dem Beglaubigen ein Machen, aus dem Garantieren ein Fingieren wird.

Es ist der Entwicklungsgang der Macht; aber die Macht hat ihre Grenzen gegenüber anderen Mächten. So die Macht der Inhaber öffentlicher Gewalt gegenüber den Mächten der Privaten, die Macht des Staates gegenüber der Gesellschaft, die Fähigkeit, irgend etwas geltend zu machen gegenüber dem, was aus anderen Ursachen wirklich gilt; die Fähigkeit, zu fingieren, vielmehr Fiktionen durchzusetzen gegenüber dem, was ist. So ist auch die Macht des Staates, Geld zu machen, begrenzt. Er kann aus annähernd wertlosen Papierstücken etwas machen, was dem Gelde gleich ist, so lange, als es tatsächlich die Anweisung auf eine entsprechende Menge wirklichen Geldes, das heißt als Geld im Verkehre umlaufender Güter ist; auch wenn das nicht mehr der Fall ist, kann er die Geldnamen fixieren, das heißt festsetzen und durchsetzen, daß gesetzlich, also für alle ihm unterstehende Gerichte, die gleichnamigen Mengen des Papiergeldes gleich den gleichnamigen Mengen des wirklichen von ihm nur beglaubigten Geldes gelten sollen. Er kann aber nicht bewirken, daß auch nur die solchem Rechte unterworfenen Menschen (der »Verkehr«) den Unterschied nicht erkennen und nicht schlechtes Geld von gutem Gelde unterscheiden, mithin auch nach dieser Unterscheidung in ihrem Handeln sich richten. Noch weniger kann er bewirken, daß im Auslande jene künstliche, ja gewaltsame Identifizierung auch nur irgendwelche Beachtung finde; vielmehr wird man im Auslande das neue Geld bewerten nach dem Verhältnisse, worin man im Vergleich mit dem Metallwert der Münzeinheit, das Vermögen und die Leistungsfähigkeit der Gesellschaft, die das Zahlungsmittel verwendet, und den Kredit des Staates, der es aufdrängt, zu schätzen geneigt und bereit ist.

Manches gilt, was nicht wirklich ist; Werte können gelten, die nicht Werte sind, oder können einem anderen Werte gleich gelten, von dem sie weit verschieden sind. So stehen auch Geltungen einander gegenüber, von denen die eine dem Wirklichen, also etwa auch dem wirklichen Werte, näher steht als die andere; und die Geltungen können widereinander streiten und ringen; sie können zusammen der Wirklichkeit widersprechen. Ein Gericht hat A für schuldig erklärt, B ermordet zu haben und ihn zum Tode verurteilt. Das Urteil ist rechtskräftig geworden, hat also Gültigkeit erlangt und wird vollstreckt. In der Volksmeinung gilt C für den Mörder; man weist mit Fingern auf ihn und schilt das Urteil des Gerichts. In Wahrheit ist weder A noch C der Schuldige, sondern D, wie nach einem Jahre durch dessen Geständnis, das er sterbend ablegt, offenbar wird; das Geständnis bringt neue Tatsachen zutage, die seine Wahrheit unzweifelhaft machen. Diese Wahrheit siegt über das Urteil des Gerichts, indem sie zur Wiederaufnahme des Verfahrens führt und A freigesprochen, seine Witwe »entschädigt« wird. Die Hauptwirkung des gültig gewesenen Urteils ist irreparabel: der »Justizmord«. Auch das populäre Urteil, das C verurteilte und ihn mit Schande bedeckte, verstummt; sein Ansehen ist wiederhergestellt, wenn auch seine Schädigung nicht wieder gutgemacht werden kann. — Ein Gesetz, das neues Recht macht, steht oft im Widerspruch mit dem Gewohnheitsrecht, das es aufheben will. Im Volke gilt etwa als rechtmäßig, daß man im Walde Holz sammelt, Beeren pflückt usw. Ein Gesetz verbietet es. Das Volk empört sich und handelt gegen das Gesetz. Die Gewalt entscheidet. Auch was übereinstimmend in Volksmeinung und Recht in einem Lande etwa als Ehe gilt, gilt in einem anderen Lande vielleicht als Konkubinat; so die Verheiratung

mit der Schwägerin, sogar wenn sie in einem *Dominion* geschehen war, bis vor kurzem noch in England.

Alles, was gilt, vollendet sich durch innerlich und äußerlich universale Geltung. Das Wesen der Geltung vollendet sich dadurch, daß sie keiner anderen Geltung, weder in ihrem noch in einem anderen Gebiet, widerspricht und auch erzwungen werden kann. So wird etwas um so vollkommener Geltung haben, je mehr es sich dem Begriffe nähert (oder daran Anteil hat), daß ein Universlstaat es gesetzlich geltend machte und mächtig genug wäre, diese Geltung gegen jeden Widerspruch und jedes Widerhandeln, also moralisch und rechtlich, durchzusetzen. Das Durchsetzen ist aber — unter sonst gleichen Umständen — um so schwieriger, also unwahrscheinlicher, je weiter das, was durch Gesetz — und sonst durch Kürwillen — geltend gemacht werden soll, von dem abweicht, was durch sozialen Wesenwillen gilt, und je mehr dies dem Wahren und Wirklichen nahe ist, je mehr also der hier geltende Wert in Tatsachen, die als solche sicher und fest stehen, beruht; mithin um so leichter und wahrscheinlicher, je näher es dem steht. Nun wird in der Regel auch, was durch ausdrückliche oder stillschweigende Verabredung vieler — gleichsam vertragsmäßig — festgesetzt wird, jenem »Natürlichen« näher bleiben, als was ein ausdrücklicher Beschluß, ein konzentrierter Kürwille gebietet oder auferlegt; denn eben dieser ist des Machens und Erzwingens, weil des kollektiven Handelns überhaupt, in höherem Grade fähig.

Machen wir von diesen allgemeinen Sätzen die Anwendung auf Wertzeichen, insbesondere auf Geld. Wertzeichen können durch Wesenwillen, zum Beispiel durch Glauben, die Werte bedeuten, an die sie erinnern. So ist ein Madonnenbild oder ein Kruzifix dem gläubigen Christen ein Zeichen für seine kostbarsten heiligen Werte. Aber im Tausch und Verkehr herrscht der Kürwille vor, und eine allerwünschte Ware wird »durch Übereinkommen der Stellvertreter des Bedürfnisses (oder Wunsches) und demnach das Maß der auszutauschenden Güter« (nach Platon und Aristoteles, vgl. Menger, Art. Geld, HWStw.[3] IV, S. 583). Solange als dies Kaufmittel und Befriedigungsmittel (in den romanischen Sprachen liegt das Wort *pacare* für zahlen zugrunde) seinem Wesen nach nicht von einer Ware verschieden ist, so zeichnet es nur durch seine natürlichen Eigenschaften und außerdem durch diese seine konventionelle Eigenschaft (begehrt und gern angenommen zu werden) vor anderen Waren sich aus. Wird das Silber und Gold gern angenommen, so wird es auch gern behalten und als Schmuck wie als Reichtumszeichen geschätzt; es dient zu dauernder Schatzbildung, wird daher leicht dem Umlauf und Verkehr entzogen. Auch der Stempel, den etwa der Inhaber der öffentlichen Gewalt darauf prägen läßt und der auch anderen Waren zuteil werden kann, ändert daran nichts. Er bestätigt nur eine gewisse Menge und Güte der Ware. Die Bedeutung scheidet sich nicht von dem Sinn, die Geltung nicht von der Wirklichkeit. Anders von dem Augenblicke an, wo der Metallgehalt einer Münze nicht mehr »entscheidend ist für die Frage, wieviel sie gelte« (Knapp). Sobald als (mit anderen Worten) eine unterwertige Münze in den Verkehr gebracht wird, so macht sich der Kürwille in bezug auf das Wertzeichen in aller Schärfe geltend. Von diesem Augenblick an wird wenigstens ein Teil, endlich das Ganze, eines Wert-

zeichens gewaltsam und künstlich zu dem gemacht, was es nicht ist, zum Wertträger; zunächst also nach Art eines aufgezwungenen Darlehens mit Rückzahlungsversprechen, — wie ihrer Form nach noch heute die Banknote ist, wenn definitives Zahlungsmittel geworden, — später schlechthin als „Schein" anstatt einer Wirklichkeit, das heißt als nicht strafbarer Betrug, vom Inhaber der souveränen Gewalt gegen die Untertanen, vom Staat gegen die Gesellschaft der Staatsbürger verübt. Die Stelle der Einlösung oder Rückzahlung vertritt alsdann das Versprechen der Annahme durch die öffentlichen Kassen zum gleichen scheinbaren (»nominalen«) Wert, für den es ausgegeben (»emittiert«) wurde.

Welchen Bezug hat aber diese Erörterung auf unsere Lehre von Zweck und Mitteln? — Von den souveränen Individuen aus gesehen, ist der Staat, gleich jedem anderen Verein, ein Mittel für ihre Zwecke; und wenn er als Mittel zunächst ihren unmittelbar gemeinsamen Zwecken zu dienen bestimmt ist, daher insoweit als natürliches und notwendiges Mittel erscheint, so entfernt er sich in seiner Beschaffenheit um so mehr davon, je mehr er nach entfernteren und weniger gemeinsam gleichen, weniger von selbst verständlichen Zwecken der Individuen gerichtet wird: dies, sofern er auf den unbestimmten, verschieden deutbaren Endzweck der allgemeinen Wohlfahrt (*Salus publica*) oder des größten Glückes der größten Zahl hingewiesen wird. Diese Hinweisung läßt sich aber in ihrem allgemeinen Charakter zeitlich nicht von jener begrifflich früheren Bestimmung scheiden; aber teils ist sie ehemals mit gemeinschaftlichen Zusammenhängen verbunden — zumal durch die monarchische Staatsform —, teils wird sie durch den Gang der gesellschaftlichen Entwicklung bedeutender und dringender. Wie die Maschine von der Hand des Arbeiters, wie das Geschäft von den Personen der Unternehmer, so verselbständigt sich und löst sich von den Absichten seiner Bürger der Staat als die machtvolle Persönlichkeit, die ihre eigenen Zwecke gewinnt und verfolgt, indem sie die ihr vorgestellten und gegebenen selbständig ausdeutet und gestaltet.

Der Staat bedarf für die ihm gestellten Aufgaben und für die von ihm gesetzten Zwecke, die sich aus jenen entwickeln, der Kaufmittel und Zahlungsmittel, die er mehr und mehr genötigt ist aus den (zuerst freiwilligen, dann gesetzlich aufgezwungenen) Beisteuern seiner Bürger zu sammeln. Der Staat kann ferner — wie ein Privatmann — solche Mittel leihen. Die eine wie die andere Methode ist begrenzt, und versagt, wenn es um pathologisch gesteigerten Bedarf an Zahlungsmitteln sich handelt. Nun aber ist der Staat in der außerordentlichen Lage, kraft seiner höchsten Gewalt und auf gesetzlichem Wege Zahlungsmittel zu machen, also mit solchen fabrizierten »Scheinen« selber zu zahlen und dem Erwerber zu gestatten, seine Zahlungen, auch seine Zahlungen an den Staat selber, durch diese Scheine rechtsgültig zu bewirken. Der Begriff des »Geldes« als eines Mittels, das ist als eines bloß künstlich geltenden Kauf- und Zahlungsmittels, im Unterschiede von allen solchen, die zugleich etwas für sich selber sind, weil sie anderen, und zwar natürlichen oder doch natürlicheren Zwecken dienen können, vollendet sich im (uneinlöslichen, mit Zwangskurs ausgestatteten) Papiergelde, das aber auch (und gemünztes Geld nicht minder) ausschließlich in der Vorstellung vorhanden sein kann wie bei giralen Zahlungen. —

Es ergibt sich folgendes Verhältnis von Zweck und Mitteln:

Zunächst ist, was immer zum Tausche angeboten wird, Mittel zu dem Zwecke, ein anderes Gut zu erwerben, und dies ist gegenseitig. Es hebt sich gegeneinander auf. Die Sache, die für A Mittel ist, ist für B Zweck, und umgekehrt. Vom Standpunkt des Dritten, also des unparteiischen Zuschauers, ist keine von beiden nur Mittel, und, insofern sie als Mittel angewandt wird, hat sie mit ihrem Zweck die Eigenschaft des Gutes oder Wertes gemein. In dem Maße aber, als die zum Tausch angebotene Sache nicht Wert ist, unterscheidet sie sich von ihrem Zweck und tendiert dahin, sein Gegenteil zu werden. Diese Tendenz vollendet sich im Papiergeld, das daher wesentlich Mittel in scharfem Unterschied, ja im Gegensatz zu seinem Zwecke ist. Die Entwicklung dahin beginnt schon, wenn ein allgemeines Tauschmittel, sei es zugewogenes oder gemünztes Metall, lediglich zu dem Zwecke begehrt und angenommen wird, wiederum zum Erwerbe eines anderen Gutes angewandt zu werden: dies eben ist es, was insbesondere die Münze zum Gelde macht oder als Geld erscheinen läßt. Man begehrt — und man hat und bewahrt — sie in der Regel nur als Mittel zum Kaufen, einem Akte, der durch den — wirklichen oder vorgestellten — Gebrauch des Geldes vom Tauschen sich unterscheidet. Kaufmittel — und folglich Zahlungsmittel — ist eben nur das Geld und nicht die Ware, mithin die Geldware als geformter Stoff (die Münze) nur, sofern sie Geld, und nicht sofern sie Ware ist (Geld ist gleichsam ein Generalschlüssel, der alle Schränke öffnet; andere Waren sind nur Schlüssel zum Geldschrank). Die Allgemeinheit der Kraft (Kaufkraft), die Abstraktheit seiner Mittel-Eigenschaft, charakterisiert das Geld, sie charakterisiert (s. oben § 2 sub 3) auch das Mittel, das seinem Zweck fremd geworden ist, mit ihm nichts weiter zu tun hat, als daß es die gesonderte, ihn bewirkende Ursache ist, z. B. die widerwillig beschlossene Handlung.

Der Staat verfügt über Zwangsmittel, wodurch er auch den »Zwangskurs« für von ihm angefertigtes und in Umlauf gebrachtes Papier bewirken kann, das als Geld angenommen werden soll. Wie die »Papierwährung« sozusagen im leeren Raum werden würde, dafür liegt keine Erfahrung vor; es gibt aber keinen Grund, zu vermuten, daß sie nicht, sachgemäß gehandhabt, die Funktionen des Geldes fehlerfrei zu erfüllen vermöchte. In der Erfahrung kennt man nur die zerstörenden Wirkungen, die ihre Aufpfropfung auf eine Metallwährung hat und haben muß. Bisher ist es immer der Vorteil gewesen, den der Staat für sich als Schuldner — und dadurch mittelbar für alle Schuldner — gesucht hat, was zur Papierwährung als zur Verfälschung und Verderbnis einer echten — metallischen — Währung veranlaßt hat. Ihr Zweck war nicht die Regelung, sondern die Zerrüttung des Geldwesens, und diesem Zweck hat sie mit mechanischer Sicherheit durch die grenzenlose Vervielfältigung der Zahlungsmittel entsprochen.

Offenbar entspricht nun der Gebrauch einer Sache als Kaufmittels dem Begriff des dem Zweck fremden und äußerlichen Mittels, als von dem Zwecke getrennt und wesentlich verschieden, ja ihm entgegengesetzt, in um so vollkommenerer Weise, je mehr ein anderer Gebrauch ausgeschlossen ist. Daher wird in der deutschen und in anderen Sprachen Geld als Mittel schlechthin vorgestellt: wer Geld hat, ist »bemittelt«,

wer keins hat, ist »mittellos«. Geld ist aber nicht allein Mittel, andere Sachen, solche, die Gebrauchswert haben, zu erwerben, es wird auch zum Mittel, sich selbst, das heißt eine größere Menge Geldes als die dargebotene oder hingegebene Menge, zu erwerben, das heißt es wird zum Kapital. Das Verhältnis des Mittels zum Zweck wird hier selber mittelbar; es ist (mindestens) zweigliedrig, anstatt einfach. Kapital ist Geld, das fremde Sachen erwirbt, nicht um sie zu gebrauchen, sondern um sie selber als Tauschmittel, das heißt zur Rückverwandlung in Geld, anzuwenden: dies Verfahren, sinnlos, wenn die Absicht auf eine gleiche Menge gerichtet wäre, unvernünftig, wenn auf eine geringere Menge, wird vernünftig durch die Absicht auf eine größere Menge. In gleicher Weise wird Kapital gebraucht zum Erwerbe eines Versprechens von »Mehr-Geld« — ein Geldversprechen ist an und für sich wie ein anderes Sachversprechen gleich einem Zeichen, das — insbesondere, wenn es in bestimmten Formen gegeben wird — die Bedeutung (konventionelle Bedeutung) gewinnt, den Willen des Versprechenden zu »binden«, das heißt, es ist als Zeichen seines Wollens zugleich ein Gedächtniszeichen, bestimmt, die Erinnerung an sein Wollen, und dadurch dies Wollen selbst, »auszulösen«. Hier ist die Rückverwandlung in eine gleiche Menge Geldes nicht sinnlos, aber auch nicht in dem Sinne zweckmäßig, wie die Anwendung von Geld zum Erwerbe von Mehrgeld zweckmäßig ist; der Erwerb eines Versprechens wird also in dem Maße zweckmäßiges Mittel zum Erwerbe von Geld, als das Versprechen — bei gleicher »Sicherheit« des Versprechens, das heißt Gewißheit seiner Wirkung — auf mehr als das empfangene Geld lautet, das heißt als außer der Rückgabe des »Kapitals« auch »Zinsen« versprochen werden. Welche Bedeutung und Macht das Geld in diesem zwiefachen Sinne, also als Handels- und als Darlehenskapital angewandt, in den neueren Jahrhunderten gewonnen hat und noch fortwährend gewinnt, darauf braucht wiederum nur allgemein hingewiesen zu werden. Notwendig gehört aber in diesen Zusammenhang folgende Betrachtung. Der Mensch arbeitet, teils um Sachen als Gebrauchswerte, teils um sie zum Austausch gegen andere Gebrauchswerte oder zum Austausch gegen Geld als Mittel zum Erwerb anderer Gebrauchswerte herzustellen. Wir können daher die wirtschaftliche Arbeit als Mittel zum Zwecke der Herstellung solcher Sachen, mithin mittelbar zu deren Gebrauch oder zum Austausch, denken — und das Verhältnis zwischen Mittel und Zweck kann wie sonst mehr oder weniger als ein Verhältnis getrennter und wesentlich verschiedener Potenzen vorgestellt werden; es wird als Gegensatz gedacht, wenn die Arbeit als wesentlich unlustbetont — Mühe, Anstrengung, Arbeits-

qual — gedacht wird, oder — auf das einfachste Schema gebracht — als »Ausgabe« von Wert (der eigenen Kräfte) wie das Ergebnis der Arbeit unmittelbares oder mittelbares — als »Einnahme« von Wert (der fremden oder anderen Werte) gedacht werden kann. Objektiv stellt ein solches Verhältnis sich dar, wenn die geleistete oder dargebotene Arbeit — gleich dem Ergebnis oder Produkt der Arbeit — also wenn der Wille zur Arbeitsleistung, mithin auch, wenn das Versprechen der Arbeit, gleich einer Sache, Mittel zum Erwerbe einer anderen Sache, Tauschmittel, Ware wird, wenn die Arbeitsfähigkeit und Arbeitswilligkeit ihren »Preis« bedingt. Sie kann alsdann auch, gleich anderen Sachen, zu dem Zwecke für Geld erworben werden, um in mehr Geld zurückverwandelt zu werden, und dies wird um so sicherer und regelmäßiger gelingen, wenn diese Ursache ihres eigenen vergrößerten Wertes, des Mehrwertes, wird, das heißt wenn der Käufer der Arbeitskraft als solcher auch Eigentümer des Produktes der Arbeit ist. Dies ist das Wesen der kapitalistischen Produktion — das Produkt aber kann außer in Wert habenden Sachen auch in geleisteten und Wert habenden Diensten bestehen, wie denn immer die Dienstleistung anstatt einer Sache zum Tausche dargeboten werden kann; in diesem Falle besteht der Mehrwert der »wiederverkauften« Dienstleistungen darin und dadurch, daß sie in ein System von Dienstleistungen, durch Verbindung mit zweckmäßigen Substraten eingeordnet, also als Mittel um so zweckmäßiger gemacht wird; dasselbe geschieht mit der nackten Arbeitskraft, wenn sie erworben wird, um im Zusammenwirken mit anderen Arbeitskräften und mit Arbeitsmitteln, Produktionsmitteln auf gegebenen Stoff einzuwirken, solchem Stoff eine zweckmäßige oder zweckmäßigere Form zu geben.

§ 9. Der Urheber oder Unternehmer einer Produktion — oder Quasi-Produktion — ist selber Arbeiter oder kann doch mit mehr oder minder Grund als solcher gedacht werden, — ob er das Produkt zum eigenen Gebrauche oder (wie in der Regel) als Tauschwert herstellen will: er bedient sich dann seiner Hilfsmittel, der Stoffe, die er bearbeiten will, der Geräte, Instrumente und Werkzeuge, also auch der Maschinen, die er dazu benutzen will, und so der Hilfspersonen, die er dazu anstellt und die er an dem Ergebnis, an den Früchten der Arbeit teilnehmen läßt, sei es unmittelbar oder mittelbar an deren Wert, sei es in »Naturalien«, sei es in »Geld«, sei es, nach dem diese Früchte gereift sind oder vorher »vorschußweise«. Dies ist die ursprüngliche Wirklichkeit (des Meisters, der mit Gesellen, des Bauern, der mit Knechten und Mägden arbeitet) und in weitem Umfange die beharrende Vorstellung. Aber die Wirklichkeit selber, und mit ihr allmählich die herrschende Vorstellung, verwandelt sich unmerklich in die Wirklichkeit eines Handelsgeschäftes:

der Unternehmer ist nicht mehr Arbeiter, sondern Kaufmann; aus dem Meister oder Bauern wird der Fabrikant, Fabrikbesitzer oder Fabrikdirektor, Grundeigentümer oder Bodenpächter: der Unternehmer großen Stils. Auch früher war die Anstellung von Gehilfen Mittel zum Zweck; aber dieser Zweck war nur die Herstellung des Produkts oder eines Äquivalents; das Produkt kann zum reinen und fremden Mittel geworden sein, Geld dafür zu erwerben; die Anstellung der Gehilfen hat den Zweck, daß sie Hilfe leisten durch ihre Arbeit zum Werke — das ist nicht ein der Arbeitleistung selber fremder und äußerlicher Zweck; es ist eine Form ihres innerlichen, notwendigen und wesentlichen Zweckes, wie die Arbeit des Meisters selber, sei sie nur geistige oder geistige und leibliche Arbeit, diesem wesentlichen Zwecke sich widmet — hingegen in der kapitalistischen Produktionsweise, sei der Urheber oder Unternehmer ein einzelner Kaufmann oder eine Handelsgesellschaft, wird die Arbeits k r a f t , und dadurch mittelbar die Arbeit selber, ihrem wesentlichen Zwecke entfremdet, insofern, als die Arbeitskraft als Ware für Geld erworben wird, um in Gestalt ihres Produktes in Geld zurückverwandelt zu werden (möglicherweise auch unmittelbar, wie durch Agenturen u. dgl.) — die gesamte Produktion oder was ihr als Quasi-Produktion in dieser Hinsicht gleichartig ist, wird zum Mittel der Kapital a n l a g e , das heißt der Verwandlung von Geld in Mehrgeld. Auch nun ist der Urheber oder Unternehmer der Produzent — aber nur, insofern er die M a s c h i n e r i e der Produktion in Bewegung setzt (möge diese selber sich der wirklichen Maschinerie bedienen oder nicht); seine Tätigkeit ist die Tätigkeit des Kaufmanns, die als solche keine Werte als Zwecke schafft, sondern über Werte als über Mittel verfügt, disponiert, daher ordnend und anordnend im Raume und in der Zeit, bestimmend und maßgebend, versendend, bestellend, redend und schreibend, befehlend, verbietend — lauter Tätigkeiten, die aus der ursprünglichen und wesentlichen einfachen Tätigkeit des »Handelns«, das heißt des Erwerbens und Veräußerns von »Waren«, als Mittel des möglichst günstigen Erwerbens und möglichst günstigen Veräußerns, hinzukommend sich entwickeln, folglich auch davon getrennt und abgelöst werden können — sie haben keinen natürlichen Zweck in sich selber, außer, sofern sie selber als die eigentlich wertschaffenden gedacht werden; dies aber ist eine Abstraktion, die von der sinnlichen Wirklichkeit verleugnet wird, der zufolge die Arbeit formgebend in das Produkt übergeht; sie gewinnt allerdings verstärkten Schein für sich, je mehr die Maschine als Eigentum des Unternehmers die Arbeit zu leisten scheint und je mehr eben dadurch, nach jenem Wort des Technologen, der arbeitende Mensch selber zu einer Art von Maschine oder zum Maschinenteil wird — indessen steht dem

gegenüber, daß die Tätigkeit des Arbeiters für das Werk schlechthin notwendig ist, die des Unternehmers aber dem Werke als solchem nur insofern dient, als sie mit der Arbeit gleichartig wirkt und, unabhängig von dem Zwecke, durch das Verkauftwerden Gewinn für das Kapital zu ergeben, auch dann notwendig wäre, wenn das Werk unmittelbar dem Gebrauchtwerden zugeführt würde. Mit anderen Worten: Die kaufmännische Tätigkeit ist nicht produktive Tätigkeit. Die käufmännische Handlung aber, und also auch die kapitalistische Produktion ihrem Begriffe gemäß, verhält sich zum einfachen Tausch, wie die Maschine zu den einfachen »mechanischen Potenzen«, aus denen, »wie immer verkleidet und kombiniert, jede Maschine besteht« (M a r x 1. c.).

§ 10. Wenn in Versprechungen das Versprochene das ist, was bewegt, so dient sonst die Sprache durch Aussagen, Urteile, Nachrichten, Meinungen, ob solche gesprochen, geschrieben oder gedruckt werden, den mannigfachen Zwecken der Menschen. Das Verhältnis der Mittel zu den Zwecken bleibt hier das natürliche organische Verhältnis, so lange, als es durch Wahrheit bestimmt wird. Ich will etwas anderen mitteilen; meine Aussagen sind das gegebene Mittel der Mitteilung. Eine Scheidung von Zweck und Mittel tritt schon ein, wenn ich durch meine Mitteilung eine bestimmte Meinung zu meinem Nutzen in einem anderen erregen will, oder wenn ich meine Worte so wähle, daß sie einen mir erwünschten, ihrem eigentlichen Zwecke fernliegenden Eindruck in der Seele des Hörers hervorrufen. Vollkommen wird diese Scheidung, ja zum Gegensatz entwickelt, wenn ich wissend und absichtlich eine Mitteilung für diesen Zweck anwende, deren Unwahrheit ich kenne — und brauche. Wer in bestimmter Absicht etwas aussagt, wovon er weiß, daß es nicht etwas Wirkliches ist, gebraucht die von ihm hergestellten Wortverbindungen, seine Sätze, für einen ihnen fremden Zweck: den Zweck, unrichtige, irrige Vorstellungen und Meinungen hervorzurufen; es ist ein W i d e r s p r u c h zwischen Mittel und Zweck vorhanden, der Widerspruch von Schein und Wirklichkeit, zugleich der des Allgemeinen und des Individuellen: der Redende will s c h e i n b a r das Allgemeine: richtige Vorstellung erregen; wirklich und individuell das Gegenteil: unrichtige. Es ist das Verhalten eines Feindes, mit dem in den ausgeprägten Fällen n a t i o n a l e r Feindschaft auch die Sprache selber in der Regel nicht gemeinschaftlich ist, sonst wenigstens oft die Mundart, die Redeweise, der Ton nicht. Der Feind will den Feind schädigen; er w ä h l t zu diesem Zweck die Mittel, die ihm tauglich scheinen: die gewaltsamen offenen Mittel sind natürlich, das heißt Mittel und Zweck stimmen überein, gehören zusammen; aber auch wenn er die heimlichen Mittel der List, des Betruges anwendet, so sind sie für den Zweck, dem Feinde zu

schaden, natürlich; ihr Widerspruch macht sich nur unter der Voraussetzung geltend, daß man eigentlich und scheinbar dem Menschen, gegen den sie angewandt werden, nützen wolle, wie es die allgemeine Voraussetzung aller gemeinschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse zwischen den Menschen ist, daß man einander gegenseitig helfen und nützen wolle: dem entsprechen die Formen des friedlichen Zusammenlebens; es ist der Inhalt des stillen sozialen Vertrages, der also durch alle jene willkürlichen Mittel gebrochen wird; jeder Vertragsbruch ist aber ein Widerspruch zwischen dem, was ich will, insofern, als mein Wille in einem gemeinsamen Willen enthalten ist, und dem, was ich durch den Bruch individuell will. Wie aber Gewaltmittel innerhalb eines friedlichen Zustandes und im Widerspruch mit ihm vielfach gebraucht werden, wenngleich deren Unterlassung und Hemmung als das hauptsächliche Merkmal des Friedens gilt, so vollends die Mittel der Täuschung, der Lüge und List, die sogar parallel mit der Entwicklung von gemeinschaftlichen zu gesellschaftlichen Verhältnissen wachsen und sich vermehren, weil diese letzteren der gegenseitigen Isolierung entsprechen, worin der Einzelne seine Interessen und Zwecke verfolgt, für seine Vorteile k ä m p f t und jeden als seinen Feind betrachtet und behandelt, der nicht zufällig und zeitweilig sein Bundes- und Kampfgenosse ist — der Krieg aller gegen alle, der Krieg der Klasse gegen die Klasse, der Streit der Konkurrenz und des ehrgeizigen Strebens, der Kampf der politischen Parteien um die Macht und Regierung. In allen diesen Kämpfen und Streiten herrscht leicht die Lüge und der Betrug, die Täuschung und Überlistung, die Verstellung und Heuchelei, sofern nicht durch Gesetze der Gebrauch solcher Kampfmittel gehemmt wird; wie denn Verträge, die gleich Gesetzen wirken sollen, sogar den Gebrauch gewisser Kampfmittel im wirklichen blutigen Kriege verwehren, hier wie dort ungewissen und mangelhaften Erfolges.

§ 11. Im gleichen Zuge mit der täuschenden Aussage wurde hier schon die täuschende H a n d l u n g als Mittel für menschliche Zwecke betrachtet. Ihre äußersten Formen haben, wie die Lüge, wenn sie als Verleumdung, als Betrug und als falscher Eid sich geltend macht, als verbrecherische Handlungen ihr weites Feld: die Führung falscher Namen, die Verkleidung in den Schein des anderen Geschlechtes, die Anlegung falscher Bärte, der Gebrauch falscher Pässe, die Urkundenfälschung usw. Aber die minder auffallenden Formen der Falschheit sind im gesellschaftlichen Leben alltäglich, zumal in dem des mehr gebildeten, mehr bewußten Menschen; hier muß aber streng unterschieden werden zwischen solchen Falschheiten, die eine k o n v e n t i o n e l l e G e l t u n g haben, weil sie als gegenseitige Annehmlichkeiten gegeben und genommen werden

wie Rechenpfennige, die niemand für »bare Münze« nimmt, zumeist in Worten, aber auch in Handlungen bestehend, und hingegen solchen, die für bestimmte Zwecke als bewußte Täuschungen Anwendung finden; wenn einer zum Beispiel, um ein einträgliches Amt zu erhalten, die »Rolle« des Frommen oder die des Patrioten »spielt«, oder wenn er durch Geldspenden den Schein der Menschenliebe und der wohltätigen Gesinnung erweckt, um durch einen Orden belohnt zu werden oder um seinem Schwiegersohn eine angenehme Stellung zu verschaffen. Auch diese Handlungsweisen haben ihre weitere Sphäre in dem Gebiete, das wir mit Auszeichnung das des H a n d e l s nennen, wie auch der Wettbewerb hier am schrankenlosesten sich geltend macht. Gewisse Listen — *tricks of trade* — gehören zum »Geschäft«; manche solche »Usancen« gelten für erlaubt, weil sie von allen, wenn auch mit stärkerem oder schwächerem Geschick, gebraucht werden und dem Gewerbe als solchem nützen, ob sie gleich dem Publikum schaden, zu dem sich das Gewerbe leicht in einen feindlichen Gegensatz stellt, weil es aus ihm Vorteil zu ziehen beflissen ist, eben dadurch, daß es ihm »zu Diensten« ist. Das Publikum wehrt sich auf mannigfache Art, am kräftigsten durch das Gesetz, das vielfach den Listen des Geschäfts nachjagt, wobei die schwächeren Konkurrenten die natürlichen Bundesgenossen des Publikums sind. So in der Gesetzgebung wider den »unlauteren Wettbewerb«. Die älteste und typischste Gebarung des Handels, um Kunden heranzulocken und in den Glauben zu versetzen, daß ihnen das Beste geboten wird, daß eine so günstige Gelegenheit nicht wiederkehre, daß sie die Waren beinahe geschenkt erhalten, ist das Geschrei auf dem Jahrmarkte, wozu neben gesprochenen oder vielmehr geschrienen Worten auch schreiende Bilder, fratzenhafte Gebärden usw. gehören — aber wie in der heutigen kommerziellen Gesellschaft die ganzen Städte einem großen Jahrmarkte ähnlich werden, so hat auch in der dazu gehörigen Publizität die Marktschreierei ihre riesenhafte Ausbildung erfahren im R e k l a m e w e s e n, das die Zeitungen und alle anderen zugänglichen Stätten des heutigen sozialen Lebens erfüllt. Die Reklame ist nicht notwendigerweise mit der Lüge behaftet; sie ist auch nicht notwendigerweise häßlich, sondern sie kann wahren Inhalt in geschmackvoller Form bekannt machen, sie kann also eine wirklich gute Ware auf gefällige Weise empfehlen; das mag allerdings vorkommen. Aber in Wirklichkeit ist die Reklame nicht nur aufdringlich durch ihre Erscheinung und unablässige Wiederholung, sie ist zumeist auch so beschaffen, daß sie wenigstens ästhetischen, wenn nicht auch ethischen Abscheu erregt; eine Mischung von beiden ruft die ihr regelmäßig eigene Übertreibung hervor, die allzu leicht in dreiste Lüge übergeht; und sogar ohne daß diese Eigenschaften ihr anhaften, wirkt

dahin — durch die Absicht der Täuschung — die versteckte Reklame, die überall sich einschleicht, sogar bis in die schöne Literatur und am meisten in die Tagespresse, wenn sie aus dem Inseratenteil in den redaktionellen Teil, sei es in die Nachrichten politischen oder anderen Inhalts, sei es in Feuilleton, hinüberwandert. Überall begegnet es dem harmlosen Leser, daß er eine Mitteilung zu seiner Belehrung oder eine Stelle aus einem dichterischen Werke zu lesen wähnt, während er in Wahrheit die bezahlte Anpreisung einer Quacksalber-Medizin oder eines Automobilgummireifens in sich aufnimmt und auf sich wirken läßt. Das ist nicht nur freche, sondern schlechthin schamlose Reklame, deren Feld sich unablässig erweitert hat, und deren Unkraut nach französischen Gewährsmännern hauptsächlich in den französischen Journalen wuchert, und zwar aus der Ursache, weil das Lesepublikum sich dort nicht mit umfangreichen Beilagen voller Anzeigen befaßt, sondern mehr als vier Seiten einer Zeitung unerträglich findet. Daraus folgt aber nicht, daß Zeitungen, die drei Bogen mit Anzeigen bedrucken, unter denen die reklameartigen schon stark vortreten, von der heimlichen Reklame mitten in einem Leitartikel oder einer Novelle frei wären. — Die Reklame ist ein Mittel, um eine Sache bekannt zu machen, auf die Einbildungskraft und dadurch auf den Willen der Schauenden, Hörenden, Lesenden zu wirken, vor allem also, um zum Kaufe einer Ware zu veranlassen, ein Mittel, das aus dem Konkurrenzkampf hervorgeht, daher um so mehr und rücksichtslos gebraucht wird, je mehr dieser Kampf entwickelt ist; es gilt, den Konkurrenten zu übertönen, zu verdunkeln, wenn möglich zu vernichten; daher ist es gewöhnlich, daß wenigstens mittelbar die Reklame für eine Ware die andere Ware schlecht macht, sie als minderwertig oder als viel zu teuer hinzustellen sucht: das Publikum muß alles glauben. Andererseits sucht wirklich geringere Nachahmung des Besseren durch ungeheuren Aufwand an Reklame sich einen Platz zu erkämpfen, und etwa einem »Artikel« das von diesem behauptete Monopol streitig zu machen. So gibt es andere Arten der Reklame, die dem Großhandel und der großen Industrie eigen sind, andere, die vorzugsweise für den ahnungslosen kleinen Konsumenten bestimmt werden und sich seiner Meinung, seinem Geschmack, seiner Eitelkeit und Torheit aufschmeicheln.

§ 12. Die Reklame ist für die subjektiven Zwecke der Personen, die sich ihrer bedienen, ein höchst geeignetes Mittel; sonst hätte sie nicht die ungeheuere Ausdehnung gewinnen, nicht die große Macht entfalten können, die sie tatsächlich im heutigen sozialen Leben erworben hat. Dem objektiven Zweck, daß Menschen auf möglichst gute, möglichst ökonomische Art ihre Bedürfnisse befriedigen, mit Lebensmitteln, Genußmitteln, Hilfsmitteln, Heilmitteln, Geräten, Instrumenten,

Werkzeugen und Maschinen, mit Wohnung, Kleidung und Gegenständen des Schmuckes und der Unterhaltung versehen werden, dient sie nur in geringem Maße oder wirkt ihm sogar entgegen. Sie selber ist eine unproduktive Vergeudung von Arbeit und Arbeitsmitteln für den Kampf zwischen Fabrikanten und Händlern, die einander im Erfolge ihrer Lieferungen zu übertreffen wünschen, während es dem Konsumenten zumeist gleichgültig sein wird, ob Hinz oder Kunz den besseren Absatz hat, und er jedenfalls beiden die Zeche zahlen muß, das heißt die Ware des einen wie die des anderen wird durch die Kosten ihres Krieges, wenn beide Reklame machen, verteuert. Wenn berechnet worden ist (vor 1914), daß in den Vereinigten Staaten jährlich etwa 750 Mill. $ für Anzeigen in den Zeitungen ausgegeben werden, wovon man sicherlich $^2/_3$, also 500 Mill. $, als Reklamekosten ansetzen darf, so entfallen auf einen Einwohner 5, auf jede Haushaltung mehr als 20 $ jährlich an diesen Kosten, oder, da die Reklame nur etwa für die Hälfte der Haushaltungen in Betracht kommen mag, für jede solche etwa 40 $. Sicherlich wären $^9/_{10}$ dieser Haushaltungen dankbar, wenn die Summe der Arbeit, die so verwandt wird, um sie zu Käufen zu veranlassen, die sie entweder auch ohne diese Anreizungen nach eigenem Gefallen machen oder aber zu ihrem Heile unterlassen würden, darauf verwandt würde, die Menge der verfügbaren Lebensmittel zu vermehren oder ihre Wohnungen zu verbessern oder Hemden und Schuhe für ihre Kinder wohlfeiler herzustellen, kurz, ihre notwendigen und vernünftigen Bedürfnisse zweckmäßiger und billiger zu befriedigen. Man führt zur Apologie der Reklame Beispiele an, daß eine Ware, nachdem die Fabrik durch ungeheuere Reklame, die jedoch nur $1^1/_2$% des Umsatzes gekostet habe, ihre Kundschaft hinlänglich erweitert hatte, um 20% im Preise herabgesetzt worden sei — was beweist dies? Man weiß ohnehin, daß der Großbetrieb Kosten spart, ganz besonders Arbeitskosten; ob dadurch Arbeitlosigkeiten entstehen, die nicht nur den Arbeitlosen, sondern mittelbar den Gemeinden oder dem Staat teuer zu stehen kommen, kümmert den Lieferanten billiger Ware nicht, wenn er sein Geschäft macht. Der technischen Überlegenheit des größeren und mehr mechanischen Betriebes ist ohnehin der Sieg gewiß; die Reklame beschleunigt diesen Sieg in einem Falle, sie verlangsamt ihn in anderen: jenes wird die Preise drücken, dieses sie befestigen; auch die Befestigung kann im Interesse des Publikums sein, wenn es dadurch vor geringerer Qualität geschützt wird, die oft mit der leichteren und wohlfeileren Fabrikation großer Massen verbunden ist.

§ 13. Die Reklame gehört zu den am meisten charakteristischen Merkmalen unseres Zeitalters. In den Kolonialländern, die seine modernen

Wesensrichtungen am freiesten entfalten, gelangt sie zu ihrer höchsten Blüte. Sie bezeichnet die unumschränkte Herrschaft des Wahlspruches, der das Geldmachen, das heißt Profitmachen, zur Hauptangelegenheit des Lebens, zum höchsten Zweck, und alle Arten von Tätigkeit, alle Berufsarbeit, Künste, Wissenschaften, Staats-, Gemeinde-, Familienleben in Mittel für diese Zwecke verwandelt. Charakteristisch für den hier behandelten Unterschied ist insonderheit die Berufswahl und die Berufstätigkeit. Sie kann so sehr als ihr eigener Zweck gefühlt und gedacht werden, daß der E r w e r b nur als — wenn auch noch so erwünschte und für notwendig gehaltene — Folgewirkung erscheint; der Beruf kann aber auch als bloßes Mittel vorgestellt werden, und der Erwerb ganz und gar als die Hauptsache und wahrer Endzweck. Dem ersten entspricht die Idee des deutschen Wortes Beruf, dem anderen der englische Begriff des *business*, das man jenseit des Ozeans als *big business* verehrt.

Der Kaufmann oder Unternehmer großen Stiles schafft und beherrscht einen ungeheuren Apparat von Mitteln aller Art, deren motorische Kraft immer das Mittel aller Mittel, das Geld oder dessen Ersatzwert, ist, um den Zweck, sei es für sich oder für eine Gesellschaft, an deren Spitze er steht, auf möglichst vollkommene Art und Weise zu erreichen. Und hier können die Mittel so gewaltig und mächtig werden, daß im Bewußtsein sogar der Endzweck — die Verwertung des Kapitals — dahinter zurückbleibt. Ein solcher Riesenbetrieb saugt viele Betriebe in sich auf — Handel und Fabrikation wirken zusammen — mehrere Fabriken dienen als Vorstufe zur Beschaffung der Halbfabrikate, die in dem eigentlichen Artikel, der den Weltmarkt beherrscht oder erobern soll, aufgehen; eine kaufmännische Abteilung hat die große Aufgabe, den Absatz zu erhalten und zu erweitern, die Konkurrenz zu hemmen und zu erdrücken; einer anderen liegt die ebenso wichtige Aufgabe ob, die Rohstoffe einzukaufen, wenn nicht die Produktion derselben, sei es im Inlande oder im Auslande, für eigene Rechnung wahrgenommen wird; eigene Kohlengruben werden erworben und durch eine eigene Eisenbahn mit den Fabrikanstalten verbunden. Eine Bankabteilung vermittelt die gewährten und gesuchten Kredite, eine Presseabteilung sorgt für unablässige Reklame und überwacht zugleich alle Vorgänge wirtschaftlicher und politischer und technisch-wissenschaftlicher Art, die für das ganze System Bedeutung haben; ein besonderes Post-, Telegraph- und Telephonamt vermittelt den Verkehr unzähliger Briefe, Depeschen, Gespräche nach innen und nach außen: so ergibt sich hier ein höchst kunstvoll angeordnetes Ganzes, das als Verbindung menschlichen Willens und menschlicher Werke so zwangsläufig wirkt, wie die Maschine als Verbindung widerstandsfähiger Körper; ein nicht nur in der Idee, sondern in Wirklichkeit selbständig gewordenes

und die Menschen nötigendes, also beherrschendes Mittel. Ähnlich sind und wirken alle großen Zusammenhänge menschlicher Institutionen, in denen die Individuen wie Maschinenteile wirken, vor allem der Staat und seine großen Bestandteile: das Heer, die Bureaukratie, aber auch öffentliche und private Anstalten für wissenschaftliche und wissenschaftlich bedingte gemeinnützige Zwecke, deren große Ausbildung im Hauptbuche des Zeitalters auch Skeptiker auf die Kreditseite einzutragen pflegen. Das Herrentum des Menschen, indem es große Sachen wie anvertraute Güter verwaltet, erfüllt sich mit der Idee des Berufes, den es ausüben und ehren will, indem es ihn als einen Dienst am Volke oder sogar an der Menschheit empfindet und denkt, das ist als etwas unmittelbar Zweckmäßiges, von seinem Zwecke nicht sich Abhebendes; während der Beruf, als Geschäft aufgefaßt, nichts ist als ein vielleicht mit Widerwillen angewandtes Mittel zu dem ihm fremden Zwecke, dem, der ihn ausübt, ein Einkommen oder sogar Reichtum, Ehrenzeichen, Rang zu verschaffen.

§ 14. So allgemein auch, zumal in den führenden Schichten der modernen Gesellschaften, das Streben nach Reichtum geworden ist, so gibt es doch, wenngleich vielfach im Zusammenhange damit, ein zwiefaches Streben nach anderen Zielen, das ebenso rücksichtslos in der Wahl der Mittel, ebenso alle Dinge, alle möglichen Tätigkeiten, die Mitmenschen zu Mitteln für seine Zwecke m a c h t. Da ist zuerst das Streben nach Ehre, daher nach Herrschaft und politischer Macht, als dem Zustrom von Mitteln, Ehre zu gewinnen; sodann aber das Streben nach Erkenntnis, vielfach in Verbindung mit dem Streben nach Ehre und dem Streben nach Reichtum, aber seinem Wesen nach von beiden verschieden und von ihnen ablösbar, eben durch diese Lösung rein und vollkommen werdend. Und aus diesem dreifachen Streben, aus der Dreifachheit der Zwecke, ergeben sich drei Typen der strebenden und zielbewußten Menschen, die als Typen ihre historische Bedeutung haben, so stark auch die wirklichen Erscheinungen von ihnen abweichen. In allen dreien sind es Menschen, die ihre Triebe und Affekte vollständig beherrschen, weil sie eben ihre Wünsche auf den e i n e n Zweck konzentriert haben, den sie denkend ins Auge fassen, um denkend über die Mittel, die zu diesem Zwecke hinführen, zu disponieren, um diese Mittel zu vermehren und zu verstärken, zu verbessern, zu konstruieren und zu erfinden, damit hauszuhalten und sie haushälterisch auszunutzen, zu verteilen, zu trennen und zusammenzusetzen, anzuhäufen und anzuwenden, Widerstände zu überwinden. Der erste Typus ist der des *h o m o o e c o n o m i c u s*, der als solcher wesentlich Kaufmann ist, aber als Fabrikant ein schaffender Kaufmann wird und im Trustmagnaten, der an der Spitze eines Staates im Staate steht, sich vollendet; sein Streben und

Denken wächst »mit seinen größeren Zwecken«, wenn es den Kaufmann und den Fabrikanten als Geldfürst in seiner Person vereinigt. Der zweite Typus ist der des *homo politicus*, den wir am einfachsten als Eroberer vorstellen; er strebt, wenn auch nicht im eigenen Namen, sondern im Namen eines Staates, an dessen Spitze er steht, nach Land, und in letzter Instanz nach der »Weltherrschaft«; eine Anlage dazu ist in jedem Feldherrn, und der Krieg ist die Betätigung, worin die Herrschaft des Menschen über Menschen, des Vorgesetzten über Untergebene sich vollendet; zugleich diejenige, die jedes Mittel zum Zwecke der Abwehr des Feindes und also zu seiner Vernichtung für den Feldherrn, der notwendig den Sieg erstrebt, rechtfertigt. Aber auch im Frieden und zur Erhaltung und Befestigung des inneren Friedens ist die zweckmäßige Disposition über vorhandene und zu beschaffende Mittel, materielle und ideelle Mittel, als Regierung und innere Politik notwendig, Disziplin und Ordnung im zivilen wie im militärischen Regiment. Auch hier ist der Cäsar und absolute Fürst der vollendete Typus des *homo politicus*, der den Staat einrichtet als Anstalt zur zweckmäßigsten Einrichtung und Verstärkung seiner Machtmittel, die er mit denen des Staates oder Reiches identifiziert. Die vollkommene Herrschaft über Menschen aber wird erst durch Beherrschung ihrer Seelen wirklich, sie bestimmt die Gedanken und Meinungen und schreibt sie vor, bannt und verbannt die anders gerichteten; historisch betrachtet, hat sie bisher vorzugsweise als geistliche, priesterliche Herrschaft sich ausgebildet, wird aber neuerdings mehr und mehr Verfügung über die öffentliche Meinung, die auch den Gewissenszwang für sich anwendet, und diesen pflegen nicht nur politische, sondern auch wirtschaftliche Cäsaren auszuüben.

Endlich betrachten wir den *homo scientificus*, den Denker um des Denkens und seiner Ergebnisse willen, wenn auch das Forschen und Untersuchen und Versuchen als Denken verstanden wird. Seine einfachste Gestalt ist die des Rechenmeisters, des Mathematikers, der die Verhältnisse abstrakter Begriffe mißt und sie beherrscht. Die andere Gestalt ist die des Naturforschers und des Erforschers menschlichen Geisteslebens. Die dritte und verbindende die des allgemeinen und philosophischen Denkers, der sich zur höchsten Aufgabe setzt, die politisch-ethisch-religiöse Weltweisheit zu erkennen und zu lehren. Diese Gestalt erhebt sich über die beiden anderen, wie der ganze Typus über die vorher erwähnten sich erhebt: ja, er kann möglicherweise auf ihre Umgestaltung wirken, sofern er dem ökonomischen die Überzeugung einzuflößen vermag, daß die Gesamtheit seiner Zwecke, also sein wirkliches Heil und Wohl, nur durch das Mittel der För-

derung eines Gesamtwohles, also des Wohles »der Gesellschaft«, dauernd verwirklicht und erfüllt werden kann; und ebenso, sofern er dem Staatsmann zu der Einsicht verhilft — die diesem schon durch seine Aufgabe erheblich näherliegt —, daß die äußere »Macht« am besten durch Vermehrung der inneren Stärke des Gemeinwesens gesteigert werde, und daß auch das echte Interesse des Hauptes oder Führers am günstigsten und sichersten auf dieser inneren Stärke des ihm anvertrauten Gegenstandes, des Volkes, beruhe. Von diesem Gesichtspunkte angeschaut, ist der Denker zur geistlichen Unterweisung der Führer des Menschentums und dadurch zur Leitung des Menschentums selber berufen; wie bekanntlich schon Plato gelehrt hat, daß die »Idee des Guten« als absolute und göttliche Norm im richtigen Gemeinwesen ihr Licht ausbreiten müsse, und daß es, solange nicht politische Macht und Streben nach Weisheit unzertrennlich verbunden seien, keine Erlösung vom Übel für das menschliche Zusammenleben geben könne. — Die Beziehung auf das Gemeinwohl liegt dem *homo oeconomicus* am fernsten, dem *homo scientificus* am nächsten. Ohne diese Beziehung kann auch der *homo scientificus* den Typus des absoluten Egoisten ausprägen, der seinem, wenn auch edleren Zweck jedes Mittel recht sein läßt und über alle Bedenken, insbesondere über sittliche Bedenken, sich hinwegsetzt. Auch in seinem Bewußtsein löst sich das Mittel vom Zweck als die Methode, die selbständig wird wie die Maschine und als zwingende Macht sich geltend und im Geist überflüssig macht.

§ 15. Wie verhält sich nun die Theorie zur Verfolgung von Zwecken und der Anwendung von Mitteln? Sie ist bekanntlich in diesem Gebiet immer noch vorwiegend praktisch — normativ — gewesen, man könnte auch sagen technologisch, insofern sie die Technik des zweckmäßigen Handelns lehren will. Freilich ist sie zumeist in allerhand einzelnen Anweisungen steckengeblieben. So gibt es Ratschläge, wie man zu Reichtum gelange: einige sagen »durch Fleiß«, andere »durch Sparsamkeit«; aber Glauben findet nur, wer die Technik des Geschäftes, also der Anlage von Kapital, lehren mag oder — worauf es immer hinauskommt — die Kunst des billigen Kaufens und teueren Verkaufens. Ebenso können Anweisungen gegeben werden, wie man durch allerhand Mittel zu Ehren und wie man zu Weisheit gelange. Bedeutung haben alle solche Ratschläge nur erlangt, sofern sie in Beziehung gebracht wurden zu einer Kunstlehre des richtigen Lebens überhaupt, als welche die philosophische Ethik schon in der Antike oft dargestellt worden ist. Hier ist es die Theorie des Eudämonismus, die unvermeidlich sich geltend macht, wenn die Lebensweisheit allgemein auf einen Zweck sich beziehen will, den alle anerkennen, die danach streben, so

sehr als möglich glücklich zu sein oder zu werden. Fast ohne Ausnahme werden die Ethiker behaupten und auch wohl zu beweisen suchen, daß das wahre Glück oder die Glückseligkeit nicht durch irdische Güter, auch nicht durch Ehre und Ruhm, sondern allein durch Seelenruhe, durch ein gutes Gewissen und durch weisen Genuß des Schönen und Guten in Natur und Kunst, in Familienleben und Freundschaft erlangt werde. Ob es dieser richtigen Weisheit jemals gelungen sei, einen Menschen, der auf sinnliches Vergnügen oder auf Reichtum oder auf Ehre erpicht war, von diesen krankhaften Passionen zu heilen, möge hier dahingestellt bleiben. Mehr gewirkt haben ohne Zweifel im Streite gegen die menschlichen Neigungen und Gelüste mythologische und religiöse Vorstellungen, von denen nur in wenigen großen Erscheinungen die Sittenlehre sich gänzlich, oder doch leidlich, frei zu halten vermocht hat.

Andererseits sind aber diese Lehren, welche die Glückseligkeit des Individuums zu seinem höchsten Zwecke machen, sei es unter dem Namen des Eudämonismus, des Hedonismus oder des Utilitarianismus, auf heftige Widerstände gestoßen, in denen die Idee der menschlichen Gemeinschaft immer aufs neue sich offenbart; als die Theorie von der Gesetzgebung der praktischen Vernunft oder vom kategorischen Imperativ hat dieser Widerstand in neuerer Zeit seine berühmteste philosophische Gestalt empfangen. Er läßt sich auch an die Theorie der zwiefachen Gestalt des menschlichen (vernünftigen) Willens anknüpfen: Wesenwille richtet sich auf sittliche Werte unmittelbar (um ihrer selbst willen); Kürwille mißt sie an dem Nutzen ihrer Wirkungen[1].

Historische Bedeutung von allgemeinerer Art haben die Systeme der Politik gewonnen, verstanden als Lehren der richtigen Regierung eines Gemeinwesens oder Staates, wenn als Zwecke gedacht wurden: I. die Erhaltung und (öfter) Vermehrung des Volkswohlstandes, II. die Erhaltung und Vermehrung der Macht eines Staates, also mittelbar eines Herrschers oder einer Regierung, III. die Steigerung der Jugendbildung, geistiger und sittlicher, oder der Volksbildung überhaupt.

Zu I. streiten sich seit Jahrhunderten miteinander: die Lehre, daß der Gesetzgeber auf den Volkswohlstand, und dadurch auf die Staatsfinanzen, durch weise Maßregeln zur Beförderung des Ackerbaues, des Gewerbefleißes und besonders des Handels in bestimmtem Sinne wirken könne und solle; und dagegen die Lehre, daß er die Volkswirtschaft sich selber, das ist dem Streben aller Einzelnen, sich zu erhalten und

[1] Vgl. Gerhard von Mutius, Gedanke und Erlebnis (Darmstadt 1922), S. 182 ff., besonders 189—194. Ich darf mich mit den geistvollen Deutungen dieser Schrift, die sich als eine Philosophie des Wertes darstellt, fast in allen Einzelheiten sympathisch erklären.

zu bereichern, überlassen solle: das Selbstinteresse werde durch Instinkt und durch Erfahrung die zweckmäßigsten Mittel erfinden, und der Wetteifer und Wettbewerb der Individuen werde der Gesellschaft am meisten nützen. Klassische Typen: Merkantilismus dort, Physiokratismus hier.

Zu II. ist als Macchiavellismus die Ansicht berühmt geworden, die zunächst dem Tyrannen, im weiteren Verstande aber dem Staatsmanne schlechthin, aufgibt, für seinen Zweck, der dadurch mit dem Staatszweck zusammenfallend gedacht wird, jedes Mittel zu gebrauchen, das dafür tauge, wie auch immer sonst es beschaffen sein und beurteilt werden möge. In sehr scharfen, wahrscheinlich satirisch gemeinten Formen stellt diese Lehre eine Schrift aus dem Jahre 1664 dar, welche betitelt ist: »*Homo politicus, hoc est Consiliarius novus, officiarius et aulicus, secundum hodiernam praxim, auctore Pacifico a Lapide Cosmopoli MDCLXIV.*« Der Verfasser beruft sich auf das Wort des Lysander, daß man Knaben mit Würfeln, Männern mit Schwüren betrügen müsse, und verweist oft auf die Klugheit der Jünger Loyolas einerseits, die Vorschriften Macchiavells andererseits. In der Tat ist die den Jesuiten — mit hinlänglichem oder unzureichendem Grunde — zugeschriebene Lehre, daß der Zweck das Mittel »heilige«, die Maxime, nach der der Privatmann in Verfolgung seiner Zwecke um so entschiedener sich richtet, je weniger er von Skrupeln, von Rücksichten und Gefühlen sich beirren läßt — auch ohne, daß der Zweck für heilig ausgegeben wird und werden kann. Gleich den Zwecken der Kirche, deren Ansprüche sich auf »die höhere Ehre Gottes« stützen, haben aber auch die des Staates als *Ratio Status, Raison d'Etat* eine große, historische Bedeutung gewonnen: vor allem im Kampfe gegen die Überlieferung, gegen das Herkommen und das darauf gegründete Recht — das Gewohnheitsrecht — und die Vorstellungen derer davon, die in dem Glauben leben, daß Recht Recht bleiben müsse. Für die Staatsraison bleibt Recht nicht Recht, sondern wird, je nach ihren Zwecken, erhalten oder vernichtet, umgewandelt oder neu gemacht. Die Staatsraison ist ihrem Wesen nach revolutionär, indem sie eben das, was sonst Selbstzweck oder mit seinem Zweck organisch verbunden war, zu einem Mittel macht, gegen das sie gleichgültig ist, das sie verschleißt oder umgestaltet, stehen läßt oder in Bewegung setzt, je nachdem es mehr oder minder zweckmäßig wirkt, oder dem, der die Staatsraison geltend macht, zu wirken scheint. Aber auch der Staatsraison werden Grenzen gesteckt durch eine Theorie, die ihre Obliegenheit fest bestimmt und die Politik von der Ethik abhängig machen will. Klassischer Typus der Benthamismus, der das größte Glück der größten Zahl als Richtschnur für den Souverän be-

hauptet, indem dieser, nach dem Muster des Hobbes, als e i n e (natürliche oder kollektive) Person gedacht wird: es ist die alte *Salus publica*, bereichert durch den Gedanken der Gleichheit und Gleichwertigkeit aller Staatsangehörigen, als der Zweck, dem jedes Gesetz als Mittel dienen solle, dadurch zugleich als Leitfaden für unablässige Neuerung und Reform, mithin für grenzenlos wachsende Staatstätigkeit, wie sie gleichzeitig durch die Systeme des Sozialismus vertreten und verkündet, mehr aber durch die Vermehrung und Differenzierung der Volksmenge, durch die zunehmende Komplikation ihrer Verhältnisse, die Steigerung der gesellschaftlichen Mächte, aufgenötigt wird. Es ist das Programm der revolutionären Neuzeit, das sich mehr und mehr, deutlicher und deutlicher vor unseren Augen enthüllt und entwickelt. Denn allgemein darf hier ausgesprochen werden, daß die erörterte S c h e i d u n g von Zweck und Mittel und die Richtung des Willens — den ich in diesem Sinne Kürwillen nenne — auf das isolierte Mittel eines der am meisten charakteristischen Merkmale des gegenwärtigen, im beschleunigten Tempo sich fortentwickelnden Zeitalters darstellen. Die widerwillig (also auch die gewissenlos oder mit bösem Gewissen) beschlossene Handlung, die Maschine, das Geld, zumal das Kapital, und die durch die Staatsraison[1] gerechtfertigte Gesetzgebung — sind als solche isolierte Mittel einander gleichartig.

Alle solche Mittel — der Staat selber, wie er für die gesellschaftliche Denkungsart (als Mittel für die gemeinsamen Zwecke der Individuen) erscheint, gehört dazu — genießen eben durch ihre Selbständigkeit eine unbegrenzte Gewalt über ihre Subjekte, die von ihnen fortgerissen und beherrscht werden, in dem sie sich ihrer bedienen und bedienen wollen. Die Mittel entwickeln ihre eigene Logik und ihre eigene Gesetzmäßigkeit, der die Menschen gehorchen müssen, ob sie gleich fortfahren mögen, in dem Wahne zu leben, daß sie die Herren dieser ihrer Diener und Geräte seien. Die Macht der isolierten Mittel über die menschlichen Gedanken und Handlungen ist für den Geist der Neuzeit in höchstem Maße charakteristisch.

---

[1] Zu III. finden wir die Staatsraison in einem Gebiete wieder, das ihr in der vorherrschenden Denkungsart — der öffentlichen Meinung — eine Verklärung gibt. Sie ist aber auch hier genötigt, zu Listen und Unwahrhaftigkeiten, besonders zu Maßnahmen, die ihrer Natur nach heuchlerisch sind, auch zu rücksichtsloser Vergewaltigung der Gesinnungen und der Gewissen ihre Zuflucht zu nehmen.

XLIV.

Demokratie und Parlamentarismus.

Es ist ein gutes Zeichen für die Intensität des theoretisch-politischen Interesses in Deutschland, daß die Schrift Carl Schmitts nach wenigen Jahren in neuer Auflage erschienen ist[1]. Das Ansehen, das der Verfasser durch mehrere andere Schriften erworben hat, dürfte stark dazu beigetragen und sich dadurch vermehrt haben.

Ich finde mich in einem Hauptpunkte mit dem Verf. durchaus einig: in bezug auf die scharfe Trennungslinie zwischen Liberalismus und Demokratie, so oft auch die beiden Begriffe zusammengeworfen oder vermischt werden. Man kann ja sagen, sie liegen nicht in einer Ebene: Liberalismus ist nicht eigentlich eine Staatsform, was die Demokratie ohne Zweifel ist. Wenn man aber Liberalismus und Demokratie zusammen nennt, so pflegt man allerdings an die Form des Staates in dem Sinne mit zu denken, daß der Liberalismus dem Volke einen Anteil an der Staatsgewalt gönne und verleihe; denn er sei ja offenbar für Volksvertretung und dafür, der großen Menge gewisse politische Rechte einzuräumen. Das soll dann demokratisch heißen.

Der Unterschied von Liberalismus und Demokratie läßt sich begrifflich als Gegensatz fassen, wenn man erkennt, was ich behaupte, daß der Liberalismus seiner politischen Tendenz nach aristokratisch ist. Er will die Herrschaft der Eigentümer und unter ihnen vorzugsweise die der Kapitalisten, wenn auch mit weiter Spannung dieses Begriffes, wie die konservative oder feudalistische Theorie die Herrschaft der Grundbesitzer will, unter denen die Großgrundbesitzer ebenso die natürlichen Führer darstellen, wie unter den Kapitalbesitzern die Inhaber und Anwälte des großen und konzentrierten Kapitals. Insbesondere folgt aus dem Grundprinzip des Liberalismus, der Gerechtigkeit des Tausches oder der Gleichheit von Leistung und Gegenleistung, daß die politischen Rechte so sehr als möglich nach den Steuerleistungen bemessen und abgestuft werden sollen: der Zensus oder die Timokratie

[1] Carl Schmitt, Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus. 2. Auflage. München und Leipzig 1926.

ist ein echt liberaler Gedanke. Dabei muß er natürlich auch dem Grundbesitz einen Anteil an der Herrschaft gewähren oder vielmehr belassen; er muß auch der besitzlosen großen Menge einen Anteil zugestehen, soweit die zu ihr gehörigen Staatsbürger durch ihre Steuerleistungen und im Verhältnis zu diesen solchen Anteil zu verdienen scheinen. Bekanntlich hat ein solches Wahlsystem noch im 20. Jahrhundert in mehreren bedeutenden Staaten bestanden, in Preußen bis zum November 1918. Der Liberalismus muß das gleiche und vollends das geheime Wahlrecht ablehnen. Wenn er sich doch genötigt sieht, es einzuräumen, oder wenn es ihm aufgenötigt wird, so kann er es um so besser vertragen, je mehr einmal 1. seine soziale Macht sich befestigt oder etwa so ungeheure Waffen zu seiner Verfügung hat, wie die Meinung machender Tageszeitungen und die Parteimaschinerie, zumal wenn es gelingt, diese auf ein Zweiparteiensystem zu richten, so daß etwa der politische Kampf auf den Streit zwischen Boden- und Geldaristokratie konzentriert wird, wie es in Großbritannien sichtlich durch das Prinzip der relativen Mehrheit in den Wahlkreisen geschieht; — 2. je mehr andere politische Organe der aus allgemeinen Wahlen hervorgehenden Volksvertretung die Wage halten. In dem Maße, als der Liberalismus stark wird, wird er, wie jede Partei, konservativ: die Regierungsfähigkeit bedingt diesen konservativen Charakter. Er wird sich daher befriedigt fühlen durch ein System des politischen Gleichgewichts, worin die historischen Mächte ihr Gewicht behalten sollen, wenn es auch durch die verbundenen anderen Mächte rechtlich aufgewogen würde; wenn nur das tatsächliche Übergewicht beim »liberalen Bürgertum«, das sich dann um so mehr als Mittelklasse fühlt, verbliebe. So ist das System der beschränkten oder konstitutionellen Monarchie das eigentliche Glaubensbekenntnis eines gesättigten Liberalismus, der eben mit den historischen Mächten, die zu beschränken und zu dämpfen sein Sinn und Ziel gewesen war, ein Kompromiß eingegangen, also seinen Frieden geschlossen hat, aus dem oft ein Bündnis wird, um den gemeinsamen Gegner zu bekämpfen.

I.

Die Demokratie ist ihrem Gedanken nach die Herrschaft des Volkes über sich selber. Sie ist undenkbar außer durch eine Vertretung des Volkes. Eine solche liegt auch vor in allen historisch gewesenen Demokratien, selbst wenn es rechtlich Unfreie in der Volksgemeinde nicht gab. Frauen und Kinder wurden durch die erwachsenen Männer mit vertreten. Bei einer gewissen Größe des Staatsgebietes und der Bürgerschaft, die aus den wehrfähigen Gemeinfreien besteht, wird eine beschluß- und handlungsfähige Versammlung auch dieser ursprünglichen

Volksvertretung physisch unmöglich. Die Volksvertretung ist dann das eine zentrale Verfassungsproblem der Demokratie.

Ich halte die Definition, deren Urheberschaft Schmitt für sich in Anspruch nimmt, Demokratie sei die Identität von Regierenden und Regierten (S. 20), nicht für glücklich und die Erweiterung, die sie durch Kelsen erfahren hat, wonach sie auch Identität von Führern und Geführten sei, für noch weniger glücklich. Das Volk müßte, um sich selber regieren oder gar führen zu können, eine fortwährend willens- und handlungsfähige Körperschaft sein, so daß dem Volke als einer solchen Körperschaft, die gebietet, das Volk als eine Summe von Individuen, die gehorchen, gegenüberstünde. Daß ein Volk von vielen Millionen nicht als eine solche Körperschaft wollen und handeln kann, ist offenbar und wird oft betont. Es ist auch nicht einzusehen, wiefern dies die Ideologie der modernen Demokratie sein sollte; es wäre denn in der Gestalt, daß ein Volksentscheid für jedes Gesetz verlangt würde, was in Wirklichkeit nicht verlangt wird, sondern nur als eine unnötige Belastung in vielen Fällen empfunden würde[1]. Tatsächlich will auch in der ausgeprägten demokratischen Verfassung das Volk regiert oder geführt werden, es will aber, daß diese Führung in seinem Sinne, jedenfalls zu seinem Wohle, folglich wenigstens zum Wohle der größten Anzahl, geschehe; will, daß seine Führer sich als seine Mandatare, als die Männer (vielleicht auch die Frauen) seines Vertrauens fühlen und verhalten. Das Verhältnis ist im Grunde nicht verschieden von irgendeinem ähnlichen, worin viele einem oder einigen Vertrauen schenken, dem sie zu folgen gewillt und bereit sind, weil sie überzeugt bleiben, daß er oder sie so führen, wie man wünscht, geführt zu werden, also nicht verschieden von dem Verhältnis einer organisierten Partei zu ihrem Vorstand, wie Michels richtig erkannt hat. Wenn aber dieser Soziologe aus den Erfahrungen einer solchen Parteiregierung (in Deutschland und in Italien) die Folgerung ziehen zu dürfen oder sogar zu müssen meint, daß eine Demokratie notwendig immer in eine Oligarchie übergehe oder als solche sich gestalte, so folgt aus den Erfahrungen also der Sozialdemokratie in Deutschland eher das Gegenteil. Daß die Partei einer Leitung (die man auch Regierung nennen möchte) bedarf, war wohl jedem Mitgliede der Partei klar. Daß zu dieser Funktion keine geeigneteren Männer auffindbar seien als zu ihrer Zeit Bebel, Liebknecht, Auer, Singer, Grillenberger u. a. war offenbar eine fast einhellige Überzeugung, die in den immer erneuten Wiederwahlen durch die Parteikongresse sich aus-

[1] Auch dann wäre eine wirkliche und willensfähige Korporation nicht vorhanden, da diese doch irgendwie konstituiert und durch eigene Regeln gebunden sein müßte, was unmöglich ist.

drückte. Ein demokratischer Staat müßte sich glücklich preisen, der in gleichem Sinne 1 Dutzend Männer des einmütigen Vertrauens sich regieren ließe. Daß in Wirklichkeit demokratische Staaten durch außerverfassungsmäßige Einflüsse als Oligarchien, nicht als Plutokratien sich darstellen, ist eine andere Sache. Das Besondere und Schwierige liegt immer nur in der Mehrheitsbildung, und diese Schwierigkeit wiederum beruht in den ungeheuren Gegensätzen der ständischen und Klasseninteressen, aber auch der Unklarheit des politischen Wollens und Denkens, die um so ärger wirkt, je weniger das Volk vor große Entscheidungen gestellt wird; denn um so mehr bilden alle möglichen Sonderinteressen und Launen ein besonderes Parteichen — Denkmäler politischer Unreife. Ein großer Teil des Übels liegt offenbar auch darin, daß es zwar sonst anerkannte Berufe gibt, die ihre Wurzeln in anerkannten und in allen Hauptstücken, also über ihre Grundlagen mit sich einigen Wissenschaften haben; daß es aber eine politische Wissenschaft in diesem Sinne und Zustande bisher nicht gibt, so daß die gröbste Unwissenheit oft den größten Erfolg davon trägt, zumal rednerischen, wie es in keiner anderen Sphäre möglich wäre.

Das Verhältnis des politischen Liberalismus zum Staat ist in einem gewissen Maße ein negatives Verhältnis: auf seine Tendenz zum Anarchismus ist mit gutem Grunde oft hingewiesen worden. Die Ausschließung der Gesetzgebung vom Einfluß auf die Volkswirtschaft, auf das freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte (das *Laisser faire*), ist die schärfste Ausprägung dieser Tendenz. Eine Ausprägung ist aber auch das Prinzip der Teilung der Gewalten, von dem Gedanken eingegeben, wie es ist, daß die Macht an sich böse oder zum mindesten gefährlich sei, daß die Freiheit der Bürger vor dem Mißbrauch geschützt werden müsse. Darum hat der Liberalismus am meisten Vertrauen in eine geschriebene Verfassung, worin die Gewalten gegeneinander abgegrenzt sind und sich gegenseitig balancieren[1]. Innerhalb der Verfassung aber hat er am meisten Vertrauen zur richterlichen Gewalt, und macht sie, sofern sie lediglich das Gesetz auslegt, also auch jedes neue Gesetz, als dem Grundgesetze widersprechend, mithin als ungesetzlich verwerfen kann, zu einer, wenn auch nur negativ, souveränen Gewalt. Der eigentliche Souverän im Sinne des Hobbes, sei es als eine natürliche Person oder als eine kollektive, wird verneint: nur die Einigung mehrerer solcher

[1] »Die furchtbare Wucht der Staatsgewalt darf nicht an einer Stelle vereinigt dem Bürger gegenüberstehen, sondern muß in geeigneter Weise an verschiedene Willensträger verteilt sein, um gehemmt und gemäßigt zu werden«; darin sieht Otto Mayer (Verwaltungsrecht[3] I, S. 57) den Zweck der Trennung der Gewalten.

Personen, ohne daß eine von ihnen majorisiert werden kann, bringt ein Gesetz zustande. Historisch betrachtet, handelt es sich um eine Restauration des ständischen Staates gegen den monarchischen Absolutismus. Wenn jener mit Recht als dualistisch bezeichnet wird, so ist dieser Dualismus im liberalen Staat nicht prinzipiell überwunden, ja zum Teil in einen Trialismus verwandelt. So ist denn der Übergang vom ständischen zum liberalen Staate in Großbritannien fast unmerklich geschehen, und auch heute noch sind die Formen ständisch geblieben. Auch heute noch fehlt das allgemeine Wahlrecht als Basis gänzlich, wenn auch die Ausgestaltung des in seinem Kerne ständischen Rechtes jenem sehr nahe gekommen ist. Auch heute noch wählen ständische Korporationen, wie die Universitäten, »Volksvertretung« für das Haus der Gemeinen. — In den Vereinigten Staaten ist das alles anders, wenn auch die Verfassung der englischen nachgebildet wurde. Aber die Gesetzgebung des Reiches ist hier sehr beschränkt, erstreckt sich z. B. nicht auf Sozialpolitik. Die Einzelstaaten sind hier gewissermaßen die Stände, wie es die Territorien im Heiligen Römischen Reiche wirklich waren. Und die Gesetzgebung jener ist durch das oberste richterliche Prüfungsrecht gehemmt. Eine universale Gesetzgebung, wie sie in der Prohibition vorliegt, war nur durch eine Verfassungsänderung möglich, wie seinerzeit der kühne Griff der Verleihung des Wahlrechtes an die Farbigen, der längst durch die Einzelstaaten illusorisch gemacht wurde, obgleich sowohl die Präsidentenwahl als die Wahl zum Repräsentantenhaus durch das Wahlrecht der Einzelstaaten bedingt ist und der Senat eine direkte Vertretung der Einzelstaaten darstellt.

Das Parlament gehört zum Liberalismus, wie das Hirn zum Menschen. Es will und soll die Volksvertretung darstellen: dies bedeutet aber ursprünglich die Vertretung der das Volk beherrschenden Stände, der geistlichen und weltlichen Aristokratie gegenüber dem zunächst in ihrem Namen das Szepter führenden Fürsten oder König, der naturgemäß immer strebt, sich über sie zu erheben oder allein zu herrschen. So ist der Parlamentarismus, äußerlich gesehen, wenn er gegen die absolutistisch gewordene Monarchie sich erhebt, nur eine Erneuerung der Ständeversammlungen, seinem inneren Wesen nach aber eine Erhebung der jüngeren städtischen und zur Plutokratie tendierenden Aristokratie gegen die ältere, ländliche, die infolgedessen mit der Monarchie sich verbündet und daraus so starke Stellung gewinnt, daß sie auch wieder in ersten Kammern parlamentarisch wird, wie sie in England ausnahmsweise immer geblieben war. Freilich heißt hier die erste Kammer die zweite und ist es auch dem politischen Range nach. Das bedeutete aber im 18. Jahrhundert und bis 1832 nicht ein Übergewicht des Bürger-

tums, sondern ein Übergewicht des durch Land- und Geldreichtum mehr verbürgerlichten Teiles der Aristokratie über den weniger verbürgerlichten. Der Liberalismus sah in dieser freien und zuungunsten der Monarchie entwickelten parlamentarischen Verfassung Großbritanniens jene vernünftige und köstliche Mischung der drei Staatsformen, womit er solange zufrieden sein konnte und zufrieden war, als mit seinem sozialen auch sein politischer Einfluß im Steigen war und sich mehr und mehr befestigte. Die demokratischen Verfassungen haben sich aus den liberalen entwickelt, nachdem sich das Prinzip der Verfassung, und zwar im Unterschiede von Großbritannien der geschriebenen Verfassung, festgesetzt hatte. Das demokratische Prinzip wurde durch die Verallgemeinerung des Wahlrechts ein wirklicher Bestandteil solcher gemischten Verfassungen, und wird zum alleinherrschenden erst in dem Maße, als die Volkssouveränität die anderen Bestandteile solcher gemischten Verfassungen neutralisiert oder völlig vernichtet. Es entspricht aber den Gesetzen historischer Entwicklung, wenn das demokratische Prinzip zunächst in den Formen des Parlamentarismus verharrt. In Großbritannien hat das Haus der Gemeinen, d. h. die Kammer, welche dort als die erste betrachtet wird, der Monarchie gegenüber durchgesetzt, daß aus ihrer Mehrheit als nach dem Willen der Wähler, der als Wille des Volkes vorgestellt wird, die Regierung gebildet werden soll. Dieser Volkswille ist in Wahrheit nur die Summe der relativen Mehrheiten in den vielen und sehr verschieden großen Wahlkreisen. Die Gesamtheit des Volkes bestimmt diese Mehrheiten nicht. Vollends hat sie keinen Einfluß auf die Bildung der Regierung. Es handelt sich nur darum, welche Partei die Mehrheit der relativen Mehrheiten in sich versammelt hat. Der König oder die Königin beruft die Person, die ihm oder ihr als Führer der siegreichen Partei gilt, und dieser Führer bildet dann aus seinen Mit- oder Unterführern die Regierung. Wenn man davon absieht, daß im 20. Jahrhundert eine Arbeiterpartei in diese Verfassung sich hineingebildet hat, so waren und sind es n o c h zum guten Teile die beiden rivalisierenden Gruppen der Aristokratie, die sich in die Regierung teilen, indem sie abwechselnd am Steuerruder sitzen und eine der anderen, je nach dem Ausfall der Wahlen, den bevorzugten Sitz gönnt. Der Liberalismus hatte sein Genüge daran, daß in diesem System die Monarchie nur einen schwachen positiven Einfluß auf die Bildung der Regierung und einen noch schwächeren auf ihre Ausübung besitzt: daß der König zwar noch seine Diener, die Minister, ernennt, aber die Macht und, der wirksamen Verfassung nach, das Recht verloren hat, sie nach eigener Wahl zu ernennen. Dies Verhältnis, dieser Gegensatz zur Monarchie, ist offenbar in einer demokratischen Verfassung nicht mehr vorhanden.

Die Verfassung der Vereinigten Staaten war ihrem Ursprunge nach keineswegs demokratisch, so wenig wie die der Einzelstaaten, wenn auch die Volkssouveränität als ihre Grundlage gedacht wurde. Die Meinung war, daß ein einsichtiges Volk die vernünftigste Verfassung sich geben werde, und als deren wesentliches Element galt die Dreiteilung der Gewalten und ihre Unabhängigkeit voneinander, außer daß dem höchsten Gericht die letzte Entscheidung darüber zustand, ob die Gewalten rechtmäßig, also der Verfassung gemäß, ausgeübt würden. Offenbar wurde das englische Muster nachgeahmt: der Präsident, der als wählbarer Chef der Exekutive an die Stelle des Königs trat, ernennt die Staatssekretäre, mit denen er regiert. Hier ist keine parlamentarische Regierung; diese lockert das Prinzip der Gewaltenteilung, weil von den Abgeordnetenwahlen auch die jedesmalige Regierung abhängt; in den Vereinigten Staaten von der Präsidentenwahl, weil hier die Exekutive einheitlich und gegen das Parlament (den »Kongreß«) abgeschlossen, von ihm unabhängig ist. An und für sich könnte das eine wie das andere demokratisch sein, wenn es mit Recht als einheitlicher Willensakt der Mehrheit des Volkes gedacht würde. In Wahrheit ist es das nicht, wenn in Amerika der Präsident nach relativen Mehrheiten in den Einzelstaaten, in Großbritannien die Regierung nach ebensolchen Mehrheiten in den *boroughs* und den *counties* gewählt wird. Indessen, das ließe sich im Sinne der Demokratie verbessern. Dann wäre noch die Frage, welche Verfassung die mehr demokratische wäre, jene amerikanische, bei der alles Gewicht auf die Wahl des Hauptes der Regierung, oder diese, bei der es auf die Wahl der vielen Gesetzgeber fällt.

II.

Schmitt sieht den Grundgedanken des parlamentarischen Prinzips im Prozeß der Auseinandersetzung von Gegensätzen und Meinungen, also in der öffentlichen Debatte und der öffentlichen Diskussion. Er macht geltend, die beiden politischen Forderungen, durch die der liberale Rationalismus sich charakterisiere, erhalten nur aus diesem Grundgedanken ihre richtige Bedeutung und wissenschaftliche Klarheit, nämlich: die der Öffentlichkeit des politischen Lebens und die der Gewaltenteilung — die letztere stehe in Gegensatz zur demokratischen »Identitätsvorstellung«. Er beschäftigt sich dann insbesondere mit dem Glauben an die öffentliche Meinung, bei dem es eigentlich auf die Öffentlichkeit der Meinung ankomme, die auch in meinem Werke über sie nicht richtig betont werde. Der geschichtliche Gegensatz werde durch die Theorien des 16. und 17. Jahrhunderts von den *Arcana rei publicae* bezeichnet, die den Kern der Literatur von der Staatsraison darstelle. Ich wage

es, dagegen einiges einzuwenden. Der Liberalismus, der hier gemeint ist, ist allerdings der Liberalismus der Volksvertretung, daher ursprünglich, worauf auch Schmitt aufmerksam macht, der Monarchomachen gegen die Macchiavellisten oder der Stände gegen die Regierung. Man dürfte nun mit Grund behaupten, daß die absolutistischen Regierungen mehr den modernen Liberalismus vertraten als die Stände, einen Liberalismus nämlich, dessen Ziel *l'Etat et l'Individu*, m. a. W. die Entfaltung des Individualismus, der individuellen Freiheit innerhalb der durch den Staat gezogenen Grenzen: politische Freiheiten freilich konnte der monarchische Absolutismus als solcher nicht zugestehen und hat sie nur gezwungen zugestanden. Diese, und mit ihnen die Volksvertretung, nehmen vielmehr die ständische Überlieferung und Mentalität wieder auf, wie sie eben zum Teil — typisch in Großbritannien — unmittelbar, aber sehr allmählich, aus der ständischen Vertretung herausentwickelt wurde. Sobald nun aus der Volksvertretung die Regierung hervorgeht, gibt es auch, wenn die gerade regierende Partei die liberale Partei ist, alsbald wieder *Arcana rei publicae*, und jede Regierung behält sich vor, wenn es ihr notwendig erscheint, die öffentliche Kritik und Diskussion einzuschränken, wie jede Opposition immer die unbegrenzte Freiheit der Diskussion und Kritik für sich in Anspruch nehmen und als notwendig behaupten wird. Die Beratungen des britischen Kabinetts sind immer geheim gewesen und setzen auch heute der öffentlichen Kritik sich nicht aus. Auch hat bekanntlich die Öffentlichkeit der Verhandlungen des Hauses der Gemeinen nur als geduldete Tatsache gegen das anerkannte Gewohnheitsrecht sich durchgesetzt. Der Liberalismus ist immer zweideutig und schwankend. Er hat sich in der Opposition ausgebildet und hat an die monarchomachische Tradition angeknüpft, wenn er den Absolutismus bekämpfte. Es widersprach aber seinem Wesen durchaus nicht, der Monarchie — sei es der legitimen oder der zäsaristischen — oder der zeitlich beschränkten Präsidentschaft die Exekutive zu überlassen; die parlamentarische Regierung ist nicht eine notwendige Schlußfolgerung aus dem Prinzip des Liberalismus.

Ganz anders verhält sich das demokratische Prinzip. Es will keine Volksvertretung gegenüber einer vorhandenen Regierung, sondern es will, daß das Volk selber sich beherrsche, also alle Gewalt in sich vereinige, wie der absolute Monarch sie in sich vereinigte. Sie ist also gleich der absoluten Monarchie eine reine Staatsform, und den gemischten Staatsformen so abgeneigt, wie es in der Theorie Thomas Hobbes ist. Die Lehre von der Gewaltenteilung gehört ebenso zum Liberalismus wie die Vorliebe für die gemischte Staatsform und hängt damit

nahe zusammen. Für die Demokratie kann die Teilung der Funktionen nur einen praktischen Wert in Anspruch nehmen; die einheitliche Souveränität des Volkswillens muß immer darüber schweben. Auch in diesem Punkte stimme ich mit Schmitt überein, wenn dieser sich auf Hasbach beruft, der jene Lehre benutzt habe, um den schärfsten Gegensatz von Liberalismus und Demokratie zu konstruieren: solchen würde ich nur nicht eben an diesem Punkte finden. Schmitt lehrt, im modernen Parlamentarismus verbinde sich der Glaube an die öffentliche Meinung mit der mehr organisatorisch gedachten Teilung oder Balancierung der verschiedenen Staatstätigkeiten und Instanzen. Mit Recht macht er auf die Bedeutung aufmerksam, die seit dem 16. Jahrhundert auf allen Gebieten menschlichen Geisteslebens der Gedanke der Balance oder des Gleichgewichts gewonnen habe: in Wahrheit offenbar durch den großen Sieg, den das rechnerische, logische Denken im Zusammenhang mit Ausbreitung und Verallgemeinerung des Handels errang. Diese allgemeine Vorstellung — sagt Schmitt weiter — erhalte, auf die Institution des Parlamentes angewandt, einen besonderen Inhalt: die Teilung oder Balancierung der Gewalten, und zu ihrer Begründung der konstitutionelle Gesetzesbegriff, habe jenen Gedanken identifiziert mit dem Gedanken der Verfassung. So sei der parlamentarische Gesetzesbegriff entstanden, dem Schmitt eine eingehende Erörterung widmet, die ich nicht durchaus klar finde. Es heißt da, weil die Beschlüsse eines Parlaments im Wege des Parlamentierens, durch Abwägung von Argument und Gegenargument, gefunden würden, so haben sie logisch einen anderen Charakter als nur ein auf Autorität sich gründender Befehl. Schmitt setzt hier, wie schon in seiner Doktrin von der politischen Theologie, dem rationalistisch-rechtsstaatlichen Gesetzesbegriff den Satz des Hobbes scharf entgegen, daß das Gesetz wesentlich Befehl, nicht Rat sei, daß nicht die Wahrheit sondern die Autorität es begründe. Es trifft zu, daß der idealistische Liberalismus von dem Wunsche beseelt ist, es möge das schlechthin Richtige gefunden und durch das Gesetz zum Rechte werden. Der Liberalismus aber hatte keinen Grund, die Geltung des Rechtes durch den ausgesprochenen Willen derjenigen Instanz, die im Staate souverän sei, in Frage zu stellen. Der Liberalismus sträubt sich nur gegen die Anerkennung, daß eine einheitliche Instanz eine solche unbedingte Macht haben sollte; trotz der gepriesenen Teilung der Gewalten will er doch auch die Gesetzgebung nicht einer Person, weder einer natürlichen noch einer künstlichen Versammlungsperson, überlassen, vielmehr sie durch die schwierigere, also unwahrscheinlichere Übereinstimmung von zwei Kammern bedingt sein lassen und dann etwa noch dem Monarchen

oder, wie es in den Vereinigten Staaten noch heute gilt, dessen Stellvertreter ein wenigstens suspensives Veto geben. An diesem Punkte scheint mir der Unterschied zu liegen, der freilich auch darin sich ausprägen kann, daß man meint, es werde durch diese Erschwerung der Gesetzgebung wie durch die in ihr ausgedrückte gegenseitige Hemmung der Autoritäten und Gewalten das ideal Richtige eher zur Verwirklichung gelangen und vor der Beeinträchtigung durch die Willkür eines Gewalthabers geschützt werden. Schmitt meint, die im ganzen 17. und 18. Jahrhundert herrschende Lehre vom Gesetz als der *volonté générale* sei als Äußerung jenes rechtsstaatlichen Gesetzesbegriffes zu verstehen. Sie steht aber in voller Übereinstimmung mit jenem Satze von der Autorität, der als absolutistischer durch Rousseau reproduziert wird. Was Schmitt aus Condorcet, als dem typischen Vertreter des aufgeklärten Radikalismus, anführt, wonach ihm alles Konkrete nur Anwendungsfall eines generellen Gesetzes sei, hat auch Hobbes, wenn auch in anderen Formen, behauptet: es war eben der radikale, also demokratische, im Gegensatz zum liberalen Gedanken. Dort steht eben die Einheit wie des Staates überhaupt, so insonderheit die der legislativen und der exekutiven Gewalt im Vordergrunde. Niemals war die Meinung des Hobbes und seiner Nachfolger, daß der Monarch als Gesetzgeber nicht deliberieren solle, und zwar, wenn schon ihm die letzte Entscheidung vorbehalten wurde, so war doch auch nicht die Meinung, daß er nur in seinem Kopfe überlegen und mit sich selber zu Rate gehen müsse; er brauchte seinen geheimen Rat, er wollte beraten werden, so gut wie etwa heute der Generaldirektor einer Fabrik von seinen Unterdirektoren und etwa auch von Arbeiterausschüssen sich Rat geben läßt; aber Rat ist eben, wie Hobbes immer so scharf betont, nicht Befehl. Auch mit der Unterscheidung, daß die Exekutive, sogar wenn sie wirklich bloße Vollziehung von Gesetzen ist, kurze Entschließung, d. h. eine so abgekürzte Erwägung, wie sie am ehesten im Geiste eines einzelnen Menschen sozusagen momentan sich ereignet, notwendig sei, während hingegen die Festsetzung von Regeln des Handelns, die für große Menschenmengen und ausgedehnte Zeit, wohl gar für die Ewigkeit gelten sollen, lange und gründliche Überlegung, d. h. Abwägung von Gründen und Gegengründen gegeneinander erfordert, ja ideell voraussetzt, — auch diese Unterscheidung braucht der Vertreter der Erkenntnis, daß die Autorität, nicht die Wahrheit, das Gesetz zum Gesetze mache, nicht nur nicht abzulehnen, sondern wird sie als eine Folgerung aus seinen Grundsätzen behaupten müssen. Ich will keineswegs sagen, daß die von Schmitt angeführten Äußerungen von Philosophen und Politikern, in denen die Deliberation

als wesentliches Merkmal der Gesetzgebung hingestellt wird, ohne Bedeutung seien. Es wurde tatsächlich gegenüber den heimlichen Beratungen im Staatsrat, im Kabinett des Königs, auf die öffentliche Beratung im Parlament sowie auf die Diskussion in der Literatur und Presse ein ungemein hoher Wert gelegt; die Ansicht aber, daß eben dadurch man zur Wahrheit gelange, gehört nicht notwendig in den Gedankengang; die Identifikation von Gesetz und Wahrheit bedeutet allerdings ein Ideal, aber schwerlich hat ein liberaler Theoretiker, geschweige denn ein Staatsmann, jemals behaupten wollen, daß die Geltung eines Gesetzes anders als dadurch, daß es verfassungsmäßig geschaffen wurde, bedingt sei, daß es von seiner „Wahrheit" abhängig sein müsse. Gewiß wollte man das Volk überzeugen, daß man das Wahre und Gerechte, aber noch mehr, daß man das ihm Nützliche und Heilsame durch Gesetzgebung erstrebe; gewiß herrschte der Glaube an die Diskussion, den Schmitt als bezeichnend für das Frankreich, wie es noch unter Louis Napoleon war, vorstellt. Dagegen meint er, die Wirklichkeit des parlamentarischen und parteipolitischen Lebens und die allgemeine Überzeugung seien heute von solchem Glauben weit entfernt (S. 62). »Große politische und wirtschaftliche Entscheidungen, in denen heute das Schicksal der Menschen liegt, sind nicht mehr, wenn sie es jemals gewesen sein sollten, das Ergebnis einer Balancierung der Meinungen in öffentlicher Rede und Gegenrede und nicht das Resultat parlamentarischer Debatten. Die Beteiligung der Volksvertretung an der Regierung, die parlamentarische Regierung, hat sich gerade als das wichtigste Mittel erwiesen, die Teilung der Gewalten und mit ihr die alte Idee des Parlamentarismus aufzuheben.« Es werde durch enge und engste Ausschüsse von Parteien oder von Parteikoalitionen hinter verschlossenen Türen beschlossen, »und was die Vertreter großkapitalistischer Interessenverbände im engsten Komitee abmachen, ist für das tägliche Leben und Schicksal von Millionen Menschen vielleicht noch wichtiger als jene politischen Entscheidungen«. Wenngleich man nicht geneigt sei, auf Rede- und Preßfreiheit und dergleichen zu verzichten, so gebe es doch auf dem europäischen Kontinent nicht mehr viele, die der Illusion hingegeben seien, daß jene Freiheiten noch leben, wo sie den Inhabern der wirklichen Macht wirklich gefährlich werden könnten. Und so sei der Glaube an die Parlamente selbst, nachdem Öffentlichkeit und Diskussion im parlamentarischen Betriebe eine leere Formalität geworden, geschwunden, also habe das Parlament, wie es im 19. Jahrhundert sich entwickelt, seine bisherige Grundlage und seinen Sinn verloren. Mit diesem strengen Urteil schließt dieser zweite Hauptabschnitt der Schrift.

III.

Ein Anwalt des Parlamentarismus könnte geltend machen: es sei richtig, daß die Begeisterung für die liberale Gestalt des Staatslebens völlig abgeflaut ist; es sei eben eine mehr nüchterne Schätzung ihres Wertes an die Stelle getreten. In Deutschland wie in Österreich und sonst auf dem Kontinent sei ja erst neuerdings der Grundgedanke, daß die Regierung aus dem Parlamente hervorgehen müsse — mit Unrecht stelle Schmitt die parlamentarische Regierung neben die Beteiligung der Volksvertretung an der Regierung, über die sie doch weit sich erheben solle —, als etwas ganz Neues durchgedrungen und bedeute auch im Sinne des alten Liberalismus eine Errungenschaft gegenüber der Monarchie, die sich freilich von selbst verstanden habe, nachdem die Monarchie abgeschafft war. Nunmehr sei das Parlament die hohe Schule der Politiker, in ihr könne die Fähigkeit des Regierens ausgebildet werden, und eben darauf komme es im demokratischen Sinne auch an, daß eine »Führerauslese« stattfinde, daß also aus den tüchtigsten Politikern die Regierung sich zusammensetze; wenngleich das Handeln im Parteisinne jeder Partei als notwendiges Merkmal der Tüchtigkeit gelte und an eine objektive politische oder Regierungskunst kaum ein Glaube vorhanden sei.

Also scheint der Führerauslese das Parteiwesen entgegenzustehen, das in allen Staaten mehr und mehr entscheidend geworden ist für den Einfluß der parlamentarischen Abgeordneten und eben dadurch also auch, wenn aus dem Parlament die Regierung hervorgeht, der Kandidaten für die Ministerien. Indessen, je größer eine Partei ist, um so größer ist auch die Wahrscheinlichkeit, daß sie vorzügliche Köpfe unter ihren Mitgliedern hat und daß unter diesen wiederum solche sind, die der politischen Führung fähig seien. Ob aber gerade diese Fähigen ins Parlament gewählt werden? Ob aus der Fraktion gerade die geeignetsten für die Ministerposten präsentiert werden? Man wird sagen müssen, daß dies sehr fraglich ist und daß bei diesen Auslesen gar zu leicht andere Motive sich einmischen werden als die Überzeugung von der besonderen Eignung der Persönlichkeit. Man dürfte zu behaupten wagen, daß eine unmittelbare Wahl der Regierung durch das Volk bessere Chancen darböte, den richtigen Mann auf den richtigen Platz zu stellen. Es würden dann eher von den Anhängern einer Partei Personen in den Vordergrund geschoben werden, die von einem allgemeinen Vertrauen und einer besonderen Überzeugung, die natürlich den Glauben in sich einschlösse, daß sie im Sinne der Partei das Volkswohl und die politischen Aufgaben verstünden, wenn sie auch in der Partei selbst keine Rolle gespielt haben und etwa keine Neigung, keinen Ehrgeiz besäßen, an der Parteitätigkeit in den Rang eines Abgeordneten und an dessen Tätigkeit wiederum in den eines

Ministers emporzuklettern: dem einen wie dem anderen würde vielleicht ihre Berufstätigkeit oder ihr Geschmack sie fernhalten. Gemäß dem Postulate Platons müßten sie zum Herrschen »genötigt« werden; offenbar wäre dieses die beste Sicherung dagegen, daß ihnen das Herrschen gar zu viele Freude machte und sie also der Versuchung erlägen, vom Volkswillen, der sie an ihren Platz gesetzt hat, sich unabhängig zu fühlen und gar sich unabhängig zu machen. Sicherlich wäre dies System demokratischer als das der parlamentarischen Regierung. Das Volk wüßte oder müßte lernen, daß es als Ganzes einen einheitlichen Staatsakt begeht, wenn es seine Regenten wählt; und da bei solcher Wahl, wenn sie zu keiner absoluten Mehrheit führt, eine engere Wahl unvermeidlich wäre, so müßte es auch in bezug darauf lernen, wie es schon bei unseren früheren Reichstagswahlen der Wähler der Wahlkreise lernen mußte, wenn er seinen ersten Willen nicht durchsetzen kann, zu einem zweiten, wenn auch minder erwünschten, sich zu entschließen. Man pflegte dafür den Ausdruck »das kleinere Übel« zu gebrauchen; es kann aber ebensogut heißen: das geringere Gut; wie etwa der Liebhaber eines Ölgemäldes, weil er es nicht erschwingen kann, einen guten Kupferstich erwirbt, oder der Freier, wenn er einen Korb bekommen hat, um ein anderes Mädchen wirbt, das ihm ebenfalls wohlgefällt, ob er gleich die erste vorgezogen hätte. Dabei wäre es gewiß richtig, nachdem eine erste Wahl ohne Ergebnis geblieben ist, ganz neue Listen aufzustellen, zwischen denen dann zu entscheiden wäre. — In Wahrheit scheint dies Problem das Kardinalproblem der Demokratie als Staatsform darzustellen, daß das Volk seine Regierung selbst wähle und daß diese so sehr als möglich homogen sei. Eine solche Regierung würde dem Parlament gegenüber, wenn dieses als beratende Körperschaft fortbestehend gedacht wird, eine weit unabhängigere Stellung für sich in Anspruch nehmen und wahrscheinlich gewinnen, und diese Stellung würde, auch wenn die politische Denkungsart solcher Minister oder Regenten in allen wesentlichen Stücken einhellig wäre, doch als die Stellung von Staatsmännern in einigem Maße eine Stellung über den Parteien sein, zumal wenn nicht eine große und natürliche Mehrheit sie auf ihre Sessel erhoben hätte, sondern sie in beständiger Gefahr wären, ob sie gleich die Gunst ihrer ursprünglichen Freunde behielten, die bedingtere Gunst der Mithelfer einzubüßen. Auch wenn sie keine oder wenn doch mehrere von ihnen keine Berufspolitiker wären, so würde doch wahrscheinlich jeder es als eine Ehre empfinden und empfangen, als ein guter Führer, wenn möglich sogar von politischen Gegnern, anerkannt, und nicht als eine Ehre, auf irgendeine Art dieser seiner Führerstellung enthoben zu werden.

Von einer Wahl, wie sie hier vorgestellt wird, gibt die Wahl des

deutschen Reichspräsidenten, wie sie bisher freilich nur ein einziges Mal auf Grund der Weimarer Verfassung stattgefunden hat, ein Bild. Würde anstatt des einen Mannes, der so etwas wie ein temporärer Repräsentationsmonarch zu sein bestimmt ist, ein Kollegium von Staatsmännern gewählt werden, so könnte unter diesen wohl auch als Kenner des Kriegswesens ein sehr populärer General einen angemessenen Platz finden, und übrigens müßte es nicht zu schwer sein, innerhalb eines Volkes von vielen Millionen sogar vom Standpunkte einer Partei aus, wenn auch etwa nicht innerhalb einer Partei, eine anerkannte, in der allgemeinen Schätzung hochstehende Persönlichkeit, z. B. für die Justiz, für die Polizei, für das Unterrichtswesen, für den Handel, die Finanzen, die Arbeit usw. zu finden, von denen man erwarten dürfte, daß sie gleich anderen Fachmännern durch die Übung dieser Funktionen der Leitung großer Staatssachen immer geeigneter dafür und an ihren Werken, ihren Leistungen als an ihren Früchten erkannt und geschätzt würden.

Ich setze das Wesen der Demokratie darin, daß das Volk, d. h. die Gesamtheit der Bürger, nicht als die große Menge, sondern als einheitliches Organ des von ihm selbst gewollten Staates sich wisse, seine Führer nach seinem Willen bestimme und über sie verfüge. Auch nachdem es sie bestellt und ihnen die weitesten Befugnisse der Führung, also auch der Gesetzgebung, übertragen hat. Ich gebe in diesem Stücke durchaus Alfred Weber recht, wenn er (Die Krise des modernen Staatsgedankens in Europa, S. 136 ff.) lehrt, es könne sich nur darum handeln, wie die Führerschicht neben den Elementen der Bürokratie wirklich überragende geistige Elemente enthalte und wie das Gesamtschicksal und das Gesamthandeln, die Gesamtverantwortlichkeit in ihre Hände, als die letztlich bestimmenden, zu legen sei. Richtig beruft er sich darauf, daß alle großen privaten Organisationen, die ja doch letztlich auch alle auf Majoritätsbeschlüssen und insofern auf dem formalen Mittel der Demokratie aufgebaut seien, nach diesem Muster arbeiten: es sei eine im Effekt nicht mehr egalitäre, sondern oligarchische Massenorganisation auf demokratischer Basis, eine Synthese zwischen Zusammenhandlungsstreben und Unterordnung unter die Leitung freigewählter und kontrollierter Führer. Man könnte sagen, daß in Wahrheit noch mehr als die von Weber bedeuteten Organisationen die große politische Partei, insbesondere etwa die deutsche sozialdemokratische, ein Muster solcher Verfassung darstelle. Es ist niemals erkennbar gewesen, daß — in Deutschland — die sozialdemokratische Parteileitung von der organisierten und in Parteitagen vertretenen Partei sich unabhängig gefühlt habe oder fühlen konnte. Sie blieben Diener der Partei, die das nötige Vertrauen genossen, um Nachfolge auf den von ihnen gewiesenen Wegen zu finden, wenngleich auch dies in hochkritischer

Lage, wie während des Weltkrieges, bei einer Minderheit versagte. Übrigens bestätigt auch Michels, daß sie ein auffallendes, fast unbegrenztes Vertrauen genossen haben; dies gilt natürlich vorzugsweise von jenen Führern, welche die um ihr Dasein ringende Partei durch die Wüste des Sozialistengesetzes bis zu dessen Aufhebung geführt hatten. Die Geschichte einer Partei beweist freilich wenig oder nichts für die innere Entwicklung eines Staates, wenn auch die vorhandenen Analogien der Beachtung und Beobachtung wert sind. Ich gebe Alfred Weber nicht recht, wenn er (S. 140) meint, es seien die großen »Demokratien« des Westens heute »tatsächlich ganz reinlich« derartige Führer- oder unegalitäre Demokratien, es sei immer in demokratischen Formen ausgelesene Führeroligarchie, die ihre Politik leite — insbesondere dürfe man England bereits als das Land einer »plebiszitären Oligarchie« bezeichnen. Freilich will Weber, wenn ich ihn richtig verstehe, damit nicht sagen, es sei diese Oligarchie eine solche, die dem Grundgedanken, der Idee einer wirklichen Demokratie gemäß sei; den Schein, als sei dies seine Meinung, vermeidet er nicht. Er spricht aber deutlich genug von der politischen Praxis dieser demokratisch-oligarchischen Führerkliquen und will nur behaupten, daß trotzdem die Staatsgebilde, in denen sie herrschen, heute von außerordentlicher Macht sind. In Wahrheit tritt uns hier nur dies entgegen, daß einstweilen überall, ungeachtet der demokratischen Formen des Verfassungsrechtes, ja sogar durch die Beglaubigung von Parlamentswahlen getragen — in England insbesondere durch das Prinzip der relativen Mehrheit und durch die noch immer ständischen Wahlkreise begünstigt — die soziale Herrschaft der Bourgeoisie (sofern diese immer mehr die Bodenaristokratie in sich einschließt) auch als politische Herrschaft fortdauert; ja in diesem, ihr zunächst gar nicht passenden Gewande, nachdem sie sich daran gewöhnt hat, sich ganz wohl fühlt und fühlen wird, solange als es ihr gelingen mag, die Mehrheit des Volkes durch Kraft und Künste an sich zu fesseln und der Minderheit, die etwa eine ernste Demokratie in ihre Konsequenzen zu verfolgen gesonnen ist, zu gebieten.

Ohne Zweifel wird immer, auch für eine wahrhaft durchgeführte demokratische Verfassung, eine bedeutende Gefahr vorhanden sein, daß die aus ihr hervorgehende Regierung weniger Personen — möge man sie Oligarchie nennen oder nicht — von dieser Basis sich unabhängig mache und durch Usurpation eine andere, eben die oligarchische Staatsform begründe. Diese Gefahr wird um so größer sein, je mehr die Regierung, trotz ihrer Herkunft, in Wirklichkeit Vertretung einer sozialen Minderheit, nämlich der Reichen, solange es solche noch gibt, wäre. Sie muß es aber nicht sein, und wenn sie es nicht ist, so wird die Gefahr als um vieles geringer sich darstellen.

Für die Sache ist auch gleichgültig, ob man eine solche oligarchische Staatsform eine »Diktatur« nennen wolle oder nicht. Der neuere Begriff der Diktatur hat sich entwickelt unter Bezug auf die als normal geltenden gemischten Staatsformen, namentlich sofern diese gedacht wurden als dadurch entstanden, daß das Volk dem bis dahin absoluten Monarchen eine Verfassung abgerungen hatte: die Suspension dieser Verfassung und die damit hergestellte absolute Geltung des Willens e i n e s der Staatsorgane, vorzugsweise des mit der Exekutive betrauten, wurde als Diktatur verstanden, die als solche dann in der Verfassung vorgesehen und begrenzt wurde, wie es vielfach in modernen Verfassungen, so auch in der Weimarischen Reichsverfassung, Art. 48, geschehen ist. Daß man außerdem den Namen des Diktators, obgleich er schon in seinem römischen Ursprunge diesen legitimen Charakter hat, auch auf den illegitimen Usurpator, der die unbedingte Gewalt an sich reißt, anwendet, darf an dem Begriffe nicht irre machen; besser würde man da immer vom Cäsarismus sprechen. Daß aber eine legitime Diktatur, sei es in den Händen eines einzelnen Mannes oder eines Kollegiums, leicht in den Cäsarismus oder auch in eine illegitime Kollegialdiktatur übergehen k a n n , wenn sie hinlänglich stark und energisch, also zumal, wenn sie militärisch mächtig ist, liegt auf der Hand und wird durch historische Erfahrung reichlich bestätigt. Gleichwohl ist auch eine streng verfassungsmäßige, d. h. nicht bloß durch gesetzliche Formen der Verfassung, sondern vor allem durch den vorhandenen und beharrenden Willen des Volkes, sofern es sich selber als Staatsorgan weiß und fühlt, gedeckte und beschränkte Oligarchie denkbar, und geistesgeschichtlich, nämlich als Ergebnis einer politischen Entwicklung und Erfahrung, in einigem Maße wahrscheinlich. Wer daran glaubt, darf sich mit einigem Rechte auf die amerikanische Verfassung berufen, die ja ihrem erwählten Präsidenten so große Machtbefugnisse gibt, daß er, sei es durch seine Herrschaft über die von ihm ernannten Staatssekretäre, sei es durch diejenige über den Senat, dessen Präsidium dem Vizepräsidenten zusteht, eine tatsächliche Oligarchie als ihr Haupt auszuüben vermag; und unter anderen Umständen, wenn nämlich nicht der Mangel einer ergebenen Armee und zugleich der entschlossene Geist der Nation dem schlechterdings entgegenstünde, wohl daran denken könnte, seine Macht zu perpetuieren und endlich wohl gar erblich zu machen. Eine solche Diktatur könnte in der Wirklichkeit mehr oder minder monarchisch oder eben mehr oder minder oligarchisch sein; etwa auch tatsächlich monarchisch trotz oligarchischer Formen.

Wenn M a r x und seine Jünger den Begriff einer Diktatur des Proletariats aufgebracht und erörtert haben, so hat M a r x dabei be-

kanntlich an eine Übergangsform zum definitiven sozialistischen Staat gedacht: nämlich an eine Oligarchie, die im Sinne und gemäß dem Willen des Proletariats herrschen und mit der sozialen die politische Macht des Kapitals brechen würde. Soweit man aus den vorhandenen Daten schließen darf, hat er eine rein demokratische Verfassung als die Voraussetzung einer solchen Diktatur vorgestellt, die praktisch nur als Oligarchie denkbar wäre und allem Anscheine nach von ihm wirklich als eine legitime Regierung in der Demokratie, also durch den Willen der proletarischen Mehrheit innerhalb ihrer, getragen und bedingt gedacht worden ist. Daß aber für die Bildung eines solchen entschiedenen und einheitlichen Volkswillens, der die gesetzgeberische und vollziehende Gewalt in einem Organ vereinigen würde, die parlamentarischen Formen, die jeder Krähwinkelei eine Vertretung gönnen, wenig geeignet sind, läßt sich leicht deduzieren. Wohl aber würde ein Volk, das sich selbst beherrschen will, zweckmäßig handeln, wenn es neben seiner Regierung und zu deren Kontrolle ein besonderes Organ, ein Ephorat, ins Leben riefe, das zugleich ein Organ der öffentlichen Meinung wäre, und diese durch einen ungetrübten Spiegel auf die Regierung wirken zu lassen, beflissen sein müßte. Keine wirkliche Volksregierung wird auf die Dauer die Mitregierung einer Presse, die nicht frei, sondern mittelbar und unmittelbar an kapitalistische, plutokratische Interessen gebunden ist, ertragen können. Sie wird vielmehr die wirkliche Freiheit der sachlichen, wissenschaftlichen Denkungsart walten lassen und schützen müssen. Die Stimme dessen, was Goethe die »Volkheit« nannte, wird durch das heutige Zeitungswesen mehr unterdrückt als zur Geltung gebracht. Sie zu erkennen und nach solcher Erkenntnis zu handeln, könnte auch eine Regierung sich für berufen halten, die durchaus nicht darauf Anspruch machte, eine Diktatur des Proletariats darzustellen und die etwa deren Vorausstezung zu leugnen Grund fände, daß das Proletariat die Mehrheit des Volkes sei. Die Regierung brauchte nur eine echt demokratische zu sein, die als solche sich nicht genügen ließe daran, durch den Willen einer Mehrheit, die etwa nur eine bedingte wäre, hervorgerufen zu sein, sondern mit allem Ernste sich angelegen sein ließe, die Volkheit zu hören, als einen Willen, »den die Menge niemals ausspricht, den aber der Verständige vernimmt, den der Vernünftige zu befriedigen weiß und der Gute gern befriedigt«. Wenn es eine solche in einer wirklichen freien Presse sich kundgebende Öffentliche Meinung gäbe, so könnte vielleicht die demokratische Staatsform jenes Aufsichtsorganes, das hier als Ephorat bezeichnet wurde, entbehren, wenngleich diesem der Vorzug eignen würde, daß es zugleich die freie Presse und die Regierung als ein vermittelndes Organ zu be-

lehren sich angelegen sein ließe: eine ordentliche Schatzkammer des politischen Wissens und Denkens darstellend.

IV.

Schmitt handelt in seinem dritten Kapitel über die Diktatur im marxistischen Denken, im vierten und letzten über irrationalistische Theorien unmittelbarer Gewaltanwendung, als die Gegner des Parlamentarismus. Was mir an diesen geistvollen Darlegungen auffallend erscheint und zum Teil meinem Widerspruch begegnet, möge hier ferner erörtert werden.

Das Neue und Faszinierende im Kommunistischen Manifest findet Schmitt darin, daß der Klassenkampf zu einem einzigen letzten Kampf der Menschheitsgeschichte, zu dem dialektischen Höhepunkte der Spannung: Bourgeoisie und Proletariat systematisch konzentriert wurde; diese Vereinfachung zu einem letzten Gegensatz ergebe mit systematischer und methodischer Notwendigkeit eine gewaltige Steigerung der Intensität. In der logischen Vereinfachung liege die letzte Steigerung nicht nur des wirklichen Kampfes, sondern auch des gedanklichen Gegensatzes. Die Art der Evidenz, auf die sich die metaphysische Sicherheit einer rationalistischen Diktatur für den Marxismus gründe, sei ganz im Rahmen hegelischer Geschichtskonstruktion geblieben. »Die Leistung von Marx bestand darin, daß er den Bourgeois aus der Sphäre aristokratischen und literarischen Ressentiments zu einer welthistorischen Figur erhob, die nicht im moralischen, sondern im hegelischen Sinne das absolut Unmenschliche sein mußte, um in unmittelbarer Notwendigkeit das Gute und absolut Menschliche als seinen Gegensatz hervorzurufen . . .« (S. 73 f.).

So fein auch diese Auffassung des marxischen Denkens durchgeführt ist, so leugne ich doch ihre Richtigkeit. Marx hat seit der großen Enttäuschung durch die Revolution von 1848, durch das Erlöschen des Chartismus in England, eine bedeutende Entwicklung durchgemacht, bis er den ersten Band des Werkes »Das Kapital« herausgab, das einzige große Buch, das er bei seinen Lebzeiten öffentlich gemacht hat. Die Ansicht von Marx als epochemachendem Autor muß sich immer ganz vorzugsweise an diesen Band halten und nicht an das kommunistische Manifest, das für ihn selber und für Engels historisches Dokument geworden war, für das sie in späterer Periode die volle Verantwortung nicht mehr tragen wollten. Im Jahre 1873 sprach Marx von der Mystifikation, welche die Dialektik in Hegels Händen erleide; er, Marx, habe ihre mystifizierende Seite zu einer Zeit kritisiert, wo sie

noch Tagesmode war: er wollte ihre rationelle Gestalt durch »Umstülpung« herstellen, und diese bestehe darin, daß sie in dem positiven Verständnis des Bestehenden zugleich auch das Verständnis seiner Negation, seines notwendigen Unterganges einschließe, jede gewordene Form im Flusse der Bewegung, also auch nach ihrer vergänglichen Seite, auffasse . . . ihrem Wesen nach kritisch und revolutionär sei. Dies war dem Grundgedanken nach nichts anderes, als was heute unter dem Namen einer dynamischen oder relativistischen Denkweise oft sich bemerklich und mit vieler Emphase sich geltend macht, ohne daß dabei an Marx erinnert wird — eher an Hegel, weil es auch an den Mystifikationen nicht zu fehlen pflegt. In der Vorrede zur zweiten Auflage zitiert Marx auf zwei Druckseiten die treffende und wohlwollende Schilderung, welche ein russischer Kritiker von seiner wirklichen Methode gegeben habe; das sei eben Schilderung seiner dialektischen Methode, und diese sei das direkte Gegenteil der hegelischen. Der Natur der Sache nach schließt dies ein, daß man die Darstellung des Problems, wie sie in diesem Bande vorliegt, als das Ergebnis einer Entwicklung, einer Reifung des marxischen Denkens auffassen muß. Dem widerspricht es durchaus nicht, daß er auf seine schon in jungen Jahren vollzogene Kritik Hegels zurückverweist. Wenn er schon damals, und also im Manifest, die Grundzüge der wirklichen Entwicklung der großen Industrie und die daraus für die Kommunisten — als »den entschiedensten und immer weiter treibenden Teil der Arbeiterparteien aller Länder« — sich ergebenden Folgerungen zu sehen glaubte und den Gegensatz: Bourgeois und Proletarier so in den Vordergrund stellt, daß er in die Erhebung des Proletariats zur herrschenden Klasse, die er mit der Erkämpfung der Demokratie identifiziert, auslaufen muß, so dachte er zwar schon: »Entwicklung« — in der Vorrede von 1867 aber denkt er in viel ausgesprochener und mehr naturwissenschaftlicher Weise: »Entwicklung«. In England war für ihn der Umwälzungsprozeß »mit Händen greifbar«: ein Umwälzungsprozeß also damals ohne alle Arbeiterpartei, ohne eine Spur von politischer Macht des Proletariats, geschweige denn von Marxismus und dessen grausigem Einfluß auf die Seelen der Arbeiter, von dem die hirnlosen Ankläger des Marxismus heute alle Tage erst den Umwälzungsprozeß erwarten! Den sie also als eine zufällige Wirkung von Theorien und Agitationen betrachten, insonderheit aber der Marxschen Lehren. Marx hingegen meinte damals, dieser Prozeß müsse auf einem gewissen Höhepunkt auf den Kontinent rückschlagen — er werde dort sich in brutaleren oder humaneren Formen bewegen, je nach dem Entwicklungsgrad der Arbeiterklasse selbst. Und folglich gebiete, »von höheren Motiven abgesehen«, den jetzt herrschenden

Klassen — er spricht nicht mehr einfach von Bourgeoisie — ihr eigenstes Interesse, die Wegräumung aller gesetzlich kontrollierbaren Hindernisse, welche die Entwicklung der Arbeiterklasse hemmen. Er habe deswegen unter anderem der Geschichte, dem Inhalt und den Resultaten der englischen Fabrikgesetzgebung einen so ausführlichen Platz in diesem Bande eingeräumt. Aus demselben Gedankenkreis entspringt es, wenn er im Texte des Buches (4. Aufl., S. 263) von der Schöpfung eines Normalarbeitstages als dem Produkt eines langwierigen, mehr oder minder versteckten Bürgerkrieges zwischen der Kapitalistenklasse und der Arbeiterklasse redet, welcher Kampf im Heimatlande der modernen Industrie, eben in England, eröffnet worden sei. »Die englischen Fabrikarbeiter waren die Preisfechter, nicht nur der englischen, sondern der modernen Arbeiterklasse überhaupt, wie auch ihre Theoretiker der Theorie des Kapitals zuerst den Fehdehandschuh hinwarfen.« Das Zehn-Stunden-Gesetz habe in den ihm unterworfenen Industriezweigen (nach amtlichen Berichten von 1859) die Arbeiter vor gänzlicher Degeneration gerettet und ihren physischen Zustand beschützt. Darum sagt er selber an einer anderen Stelle: »Die Wiedergeburt der englischen Arbeiterklasse (infolge der Fabrikgesetzgebung und -inspektion) ‚schlug', d. h. überraschte ‚das blödeste Auge'.« Diese Fabrikgesetzgebung war zunächst überwiegenderweise Ergebnis der Tory-Sozialpolitik, deren Ideologie der christliche Sozialismus des Lord Ashley (später Earl of Shaftesbury) war. Marx hatte also die große Einsicht gewonnen, daß es nicht auf die Motive der Reformen ankommt, sondern darauf, daß sie ins Leben gerufen werden, aus welchen Gründen auch immer es geschehe. Darum verhöhnt Marx unablässig die angeblichen ewigen Naturschranken der Produktion. »Kein Gift vertilgt Ungeziefer sicherer als das Fabrikgesetz solche Naturschranken« (S. 441). Er nennt die Fabrikgesetzgebung mit einem seiner tönendsten Ausdrücke, »diese erste bewußte und planmäßige Rückwirkung der Gesellschaft auf die naturwüchsige Gestalt ihres Produktionsprozesses« ; sie sei ebensosehr ein notwendiges Produkt der großen Industrie als Baumwollgarn-Selfaktors und der elektrische Telegraph (S. 446). Er spricht allerdings auch in diesem Zusammenhange (S. 453) von der unvermeidlichen Eroberung der politischen Gewalt durch die Arbeiterklasse, und am Schlusse des Abschnitts, wo er die Verallgemeinerung der Fabrikgesetzgebung als physisches und geistiges Schutzmittel der Arbeiterklasse gleichfalls »unvermeidlich geworden« nennt, faßt er ihre Wirkungen dahin zusammen, daß sie mit den materiellen Bedingungen und der gesellschaftlichen Kombination des Produktionsprozesses Widersprüche und Antagonismen seiner kapitalistischen Form reife, »daher gleichzeitig die Bildungs-

elemente einer neuen und die Umwälzungselemente der alten Gesellschaft hervorbringe« (S. 468). Marx entschuldigt sich daher (in der genannten ersten Vorrede, S. VIII), daß er die Gestalten von Kapitalist und Grundeigentümer (er spricht auch hier nicht von Bourgeoisie) keineswegs in rosigem Lichte zeichne. Er will den Personen nicht zu nahe treten. So spricht er denn auch im Texte (S. 555) vom Kapitalisten, der als Personifikation des Kapitals einen historischen Wert und ein historisches Existenzrecht habe und die Menschheit zu einer Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte und zur Schöpfung von materiellen Produktionsbedingungen, welche allein die reale Basis einer höheren Gesellschaftsform bilden können, deren Grundprinzip die volle und freie Entwicklung jedes Individuums ist: dadurch und nur dadurch sei der Kapitalist respektabel; und jene Stelle in der Vorrede fährt fort: »Weniger als jeder andere kann mein Standpunkt, der die Entwicklung der ökonomischen Gesellschaftsformation als einen naturgeschichtlichen Prozeß auffaßt, den Einzelnen verantwortlich machen für Verhältnisse, deren Geschöpf er sozial bleibt, so sehr er sich auch subjektiv über sie erheben mag.«

Schmitt meint: weil die wissenschaftlichen Interessen von Marx sich später ausschließlich zum Nationalökonomischen wandten und weil der entscheidende Begriff der Klasse nicht in das geschichtsphilosophische und soziologische System hineingearbeitet ist, konnte eine oberflächliche Betrachtung das Wesentliche des Marxismus in die materialistische Geschichtsauffassung verlegen. Wenn man als Marxismus die eigene Lehre des Denkers, in der Epoche der Vollendung, also in jenem ersten Bande des »Kapitals«, versteht, und wenn man die materialistische Geschichtsauffassung nicht roh und äußerlich, sondern ihrem wahren Sinne gemäß versteht, so nenne ich die »oberflächliche« Betrachtung meine eigene. Marx setzt dadurch die Bedeutung seiner Lehre als eines Faktors in der Entwicklung der Arbeiterfrage und des Sozialismus herab. Seine Meinung ist: die kapitalistische Produktionsweise hat sich mächtig entwickelt und wird sich mächtig weiter entwickeln. Ihm ist drum zu tun — er nennt es den letzten Endzweck seines Werkes — das ökonomische Bewegungsgesetz der modernen Gesellschaft zu enthüllen: ein rein theoretisches, echt wissenschaftliches Ziel. Er sieht in der Zentralisation der Produktionsmittel, also im Kapitalmonopol, in der Vergesellschaftung der Arbeit, einen Naturprozeß: das soll natürlich nicht heißen, daß dafür das Denken und Wollen der Menschen gleichgültig und unwirksam sei, vielmehr, daß es in den Naturprozeß eingeschlossen ist. Aber es will sagen: der Widerstand und Kampf der Arbeiterklasse, ihr gesteigertes Bewußtsein,

d. h. die wachsende Erkenntnis ihrer Klassenlage, sind notwendige Folgen derjenigen Ursachen, die von der kapitalistischen Produktions- und Aneignungsweise selbst hervorgebracht werden. Ihrem eigentlichen Gehalte nach sind sie die Folge der ökonomischen Zustände, der ökonomischen Bewegungen, die auch bestimmte politische Wirkungen haben, vor allem die allmähliche Eroberung politischer Macht, endlich der politischen Macht durch die Arbeiterklasse auf Grund der demokratischen Staatsverfassungen, zu deren Formen sie zunächst die Kapitalistenklasse nötigt. In ihr treten die Arbeiter als Glieder der bürgerlichen Gesellschaft auf und sind in der Lage, dazu zu helfen, daß diese, die bürgerliche Gesellschaft, dem Naturgesetz ihrer Bewegung auf die Spur komme — auch wenn sie diese Spur gewonnen, also die unerläßliche Erkenntnis sich zu eigen gemacht hat, »kann sie naturgemäße Entwicklungsphasen weder überspringen noch wegdekretieren. Aber sie kann die Geburtswehen abkürzen und mildern«.

Marx hat noch einmal ein Gleichnis jener mäeutischen Kunst entlehnt, die in anderem Sinne Sokrates als sein eigenes Verfahren empfohlen hat. Er nennt die Gewalt Geburtshelferin einer neuen gesellschaftlichen Formation; offenbar soll dies darauf hindeuten, daß für ihn die politische Macht des Proletariats die notwendige Form darstellt, in der das Schicksal der kapitalistischen Produktion sich erfüllen müsse. Er hätte aber in folgerichtiger Ausgestaltung seiner Leitgedanken auch sagen müssen, daß die Gewalt nichts vermag außer der Geburtshilfe, mit anderen Worten, daß die zu gebärende Frucht reif sein muß, wenn die Geburtshilfe »Gewalt« nützen soll. Das Gleichnis deutet eben auf eine andere Art der Erkenntnis, als auf diejenige, die Schmitt für die allein charakteristische hält. Die Steigerung des Rationalismus, der auch die Weltgeschichte in seine Konstruktion einbeziehe, ende in einem Fieber, und er sehe nicht mehr unmittelbar vor sich das idyllische Paradies, das der naive Optimismus der Aufklärung, das Condorcet in seiner Skizze der Entwicklung des Menschengeschlechts . . . vor sich sah. Schmitt will sagen, daß dieser marxische Rationalismus notwendig in die irrationalistischen Theorien unmittelbarer Gewaltanwendung umschlagen müsse. Wenn man überhaupt Bedenken tragen muß, Marxens dialektische Methode als einen richtigen Weg der Erkenntnis gelten zu lassen, so muß man vollends diese Anwendung zuungunsten des rationalistischen Denkens ablehnen. Der Rationalismus ist wissenschaftliches Denken überhaupt, und es gibt einstweilen keinen hinlänglichen Grund für die Vermutung, daß das wissenschaftliche Denken in den kommenden Jahrhunderten seine Kraft und Bedeutung, die es mühsam und nur unter schweren Kämpfen errungen hat,

einbüßen werde, wenngleich es noch mannigfache neue Pfade wahrscheinlich begehen wird und vielleicht bald zu größerer Ruhe und Stetigkeit fortschreitet, mehr und mehr dazu neigend, auf seinen Lorbeeren zu ruhen und das Erworbene zu genießen. Den Erscheinungen, die Schmitt dahin bezeichnet, daß eine Philosophie konkreten Lebens für den wirklichen konkreten Kampf, der zwischen Bourgeoisie und Proletariat entbrannt sei, eine geistige Waffe geboten habe, insofern als sie jede intellektuelle Erkenntnis als etwas nur Sekundäres ansehe, im Vergleich zu tieferen — voluntaristischen, emotionalen oder vitalen — Vorgängen, dieser Gedankenentwicklung wohnt eine andersartige Bedeutung bei, wie ich denke, als die von Schmitt ihr zugeschriebene. Ich sehe in diesem Anti-Intellektualismus ein Ergebnis wissenschaftlicher, also durchaus rationalistischer oder positiver Denkarbeit, ein Ergebnis, das nur eine vollkommenere Ablösung von der theologisch-religiösen Ansicht des Menschentums in sich schließt, eine Ablösung, die als Fortbildung der Aufklärung bewertet werden muß, weil sie in ihr angelegt war. Es ist die Erkenntnis der überwiegend vegetativ-animalischen Natur des vernünftigen Menschen in und trotz seiner Vernünftigkeit. Jene Selbsterkenntnis, die den Menschen demütig und bescheiden zu machen geeignet ist und eben deswegen von idealistischem Dünkel und Wahn als materialistische Irrlehre verabscheut zu werden pflegt. In dieser Ansicht des Menschen als eines hochentwickelten Säugetieres, das aber, wie andere Säugetiere, durch seine Bedürfnisse bedingt und bestimmt wird, deren dringendste es mit allen anderen Tieren gemein hat — in dieser Erkenntnis kommen die biologische Abstammungslehre, durch den Darwinismus weltläufig geworden, die Schopenhauersche Willenstheorie, psychologisch, nicht metaphysisch verstanden, die materialistische Geschichtsauffassung, ebenfalls psychologisch, nicht metaphysisch, aber auch nicht mechanisch und ledern verstanden, überein.

V.

Alle modernen Lehren direkter Aktion und Gewaltanwendung — so heißt es bei Schmitt, S. 77 — beruhen mehr oder weniger bewußt auf einer Irrationalitätsphilosophie. Was bedeutet hier Irrationalitätsphilosophie? Ist sie etwa gegenüber jenem materialistischen und atheistischen Rationalismus eine Rückkehr zum Glauben? An supranaturale geistige Wirkungen, an den göttlichen Adel der menschlichen Natur, also an den menschlichen Geist als ein von seiner Seele oder die Seele als vom Leibe grundverschiedenes Ding, an die Vernunft und Sprache als schlechthin höhere Gaben, die aus animalischen Vorstellungen und Arten der Mitteilung nicht ableitbar seien? Gibt etwa eine solche Philosophie im Unter-

schiede von der rationalistischen besseren »Mut, Gewalt anzuwenden und Blut zu vergießen«? Es ist wahr: denen, die im Besitze einer solchen Religiosität oder Philosophie sich sicher fühlten, hat es an diesem Mut und Willen niemals gefehlt. Aber der Bolschewismus? Die ausgesprochen anarcho-syndikalistischen Gedankengänge, die, wie Schmitt richtig erkennt, im Komplex der bolschewistischen Argumentation tatsächlich enthalten sind? Schmitt beruft sich auf die Lehren Sorels, auf seine Theorie vom Mythus, »die den stärksten Gegensatz zum absoluten Rationalismus und seiner Diktatur bedeutet, aber gleichzeitig, weil sie eine Lehre unmittelbarer, aktiver Entscheidung ist, einen noch stärkeren Gegensatz zu dem relativen Rationalismus des ganzen Komplexes, der sich um Vorstellungen wie Balancierung, öffentliche Diskussion und Parlamentarismus gruppiert«. Aus den Tiefen echter Lebensinstinkte, nicht aus einem Räsonnement oder einer Zweckmäßigkeitserwägung, entspringe der große Enthusiasmus, die große moralische Dezision und der große Mythus. »In unmittelbarer Intuition schafft eine begeisterte Masse das mythische Bild, das ihre Energie vorwärtstreibt und ihr sowohl die Kraft zum Martyrium wie den Mut zur Gewaltanwendung gibt« (S. 80). Sorel sucht zu beweisen, daß nur noch die sozialistischen Massen des Industrieproletariats einen Mythus haben, und zwar — im Generalstreik, »an den sie glauben«. Schmitt kritisiert diese Lehre, indem er deduziert: wie Marx dem Bourgeois auf das ökonomische Gebiet gefolgt sei, um ihn zu bekämpfen, so werde das Proletariat ihm auch in Demokratie und Parlamentarismus folgen müssen — durch die Übermacht des Produktionsmechanismus sei es in eine rationalistische und mechanistische Mythenlosigkeit hineingezwungen. Marx sei damit, wie Bakunin richtig empfunden habe, in geistiger Abhängigkeit von seinem Gegner verharrt. Ich teile diese Auffassung nicht. Ich anerkenne nicht, daß Demokratie in ihrem wahren Sinne zur Ideologie der Bourgeoisie gehört. Das bedeutendste demokratische Element in den von der Bourgeoisie geschaffenen Staatsverfassungen: das allgemeine, geheime, direkte Wahlrecht hat sich im gleichen Takt mit dem Fortschritte der proletarischen Organisationen, also des proletarischen Willens, entwickelt, obschon der Cäsarismus Louis Napoleons es seinen Zwecken dienstbar zu machen wußte, und der Cäsarismus Bismarcks es erstrebte, wie auch die Bourgeoisie unablässig, und in Frankreich wie in Großbritannien mit großen Teilerfolgen, dessen beflissen ist. Gewiß ist es für die französische Mentalität, d. h. für eine gewisse Seite dieser, bezeichnend, daß sie mit der russischen sich so innig begegnet, wie die Kriegspolitik Poincarés mit der Kriegspolitik Iswolskis sich begegnete. Hat denn wirklich Bergsons Philosophie, haben Sorels Folgerungen daraus, jemanden

etwas Neues gelehrt? Hatte nicht längst die rationalistische Denkungsart, die sich in der großen Revolution auswirkte, ihren Übergang in eine Mythologie vollzogen, deren Phantasmen die Heere der Revolution wie die Heere Napoleons erfüllten? Hatte nicht die Freiheitsideologie, wie sie aus der höchst nüchternen In-die-Luft-Sprengung der feudalen Reste in dem schon höchst bürgerlichen Bau des *Ancien Regime* hervortönte, die Seelen unserer Dichter: Klopstocks, Wielands, Schillers, Goethes erfaßt? War es nicht ein Mythus, der die Marseillaise und ihre Sänger erfüllte? — Die Geschichte verfährt nicht logisch und eindeutig: sogar in der Seele der einzelnen Menschen, um so mehr der großen Mengen, vertragen sich entgegengesetzte Elemente vortrefflich miteinander.

Nein, die Revolutionslegende ist so wenig etwas Neues, wie es die daran anknüpfende Schwärmerei für revolutionäres Heldentum ist. Die eine wie die andere ist nur eine Wiederholung der altherkömmlichen, weitverbreiteten Stimmungen, mit denen Kriege empfangen und ihrer, zumal wenn sie siegreich waren, gedacht wird. Das schwache Geschlecht, das vor den Greueln des Krieges den natürlicheren und stärkeren Abscheu empfindet, trägt und verbreitet zugleich jene Stimmung: Verherrlichung strahlenden Heldentums, oft auch die Begeisterung für Revanche, überhaupt die hemmungsloseren Gefühle, als Liebe und als Haß. Schmitt findet selber, daß die von Sorel angeführten Beispiele von Mythen, soweit sie in die neuere Zeit fallen, beweisen, daß der stärkere Mythus im Nationalen liege. Er beruft sich auf das Italien Mussolinis als den kritischen Fall, wo bei einem offenen Gegensatz des kommunistischen und des nationalistischen Mythus der nationalistische gesiegt habe. Schmitt bewegt sich aber, wenn ich richtig sehe, in dem Irrtum, als ob jene scheinbar neue irrationalistische Theorie vom Mythus danach angetan sei, die irrationale Kraft des Mythus erst zu wecken oder doch zu ermutigen; als ob also der Marxismus als rationalistische Theorie dazu unfähig sein müßte. In Wahrheit ist gar kein Grund, warum eine rationalistische, also wissenschaftliche Lehre, nicht die tatsächliche und für alle absehbare Zukunft bleibend wahrscheinliche Macht von Wahnvorstellungen und Mythen über die Gemüter der Menschen, zumal einfacher und wenig gebildeter, erkennen und anerkennen sollte. Marx und Engels hegten offenbar die Meinung, durch die Darstellung des auf Wissenschaft begründeten Sozialismus die mythologischen Schwärmereien für Sozialismus als Utopie zu dämpfen und zu ersetzen, wenngleich sie wußten, wissen mußten, daß ohne starke Gefühle, ohne Enthusiasmen die große Menge noch weniger als etwa eine Studentenschaft, sich in Bewegung bringen läßt. Ihnen war gleichwohl an Enthusiasmus wenig, an Einsicht und Wissenschaft fast alles gelegen. Wenn

Sorel, auf den Schultern von Marx stehend, ihn belehren wollte, so kam er zu spät. Marx hatte jahrelang gegen Bakunin gerungen, er kannte auch den Blanquismus gut genug[1]. Die Theorie Sorels, die Schmitt darstellt, als wäre sie eine Konsequenz der sozialistischen Denkungsart, die über Marx hinausgehe, ist in Wahrheit nur die wieder aufgewärmte vormarxische Auffassung des Sozialismus, wie die vom Syndikalismus empfohlene Sabotage eine Wiederholung jener primitiven Maschinenzerstörung, wodurch man die kapitalistische Entwicklung zu hemmen wähnte. Und der Syndikalismus ist ja nichts anderes als ein Ausdruck oder Abbild jener Sorelschen Lehre.

Schmitt behandelt in diesem Zusammenhange den von ihm zugrunde gelegten Gegensatz von Parlamentarismus und Demokratie so, als ob er verschwände gegenüber dem Gegensatz von rationalistischer Ansicht der proletarischen Entwicklung, wodurch diese als gesetzliche Folge der demokratischen Entwicklung erscheinen würde, und hingegen jener Ansicht der Bakunin und Sorel, die sich auch auf den Satz bringen ließe: »Alles muß ruiniert werden.« Sicherlich glaubten Marx und Engels nicht, daß die politische Macht ohne Gewalt jemals errungen, geschweige denn behalten würde. Sie haben aber offenbar gemeint, daß eine durchgeführte Demokratie und die Diktatur des Proletariats auf Grund einer solchen Verfassung zusammenfallen müßten. In dieser Hinsicht, wie in mehreren anderen Prognosen, waren sie im Irrtum. Da sie die Wirkungen eines Weltkrieges, der mehr als vier Jahre gedauert hat, nicht voraussahen, so haben sie ohne Zweifel nicht für möglich gehalten, daß die Verwandlung der preußischen Monarchie und des Deutschen Kaisertums in eine demokratische Republik mit so geringen Schmerzen vor sich gehen könnte, wie tatsächlich bisher die Revolution sich vollzogen hat. Sie haben aber auch nicht damit gerechnet, daß das deutsche Proletariat an dem Zeitpunkte, als es eine so große Menge von Macht in seiner Hand hatte, in drei Parteien zerspalten, mit dieser Macht nichts weiter werde anzufangen wissen, als was geschehen ist: die Schaffung einer in bezug auf den Parlamentarismus und daraus zu bildende Notregierungen den liberalen Verfassungen des Westens nachgebildeten Verfassung, weil diese sich selber demokratisch zu nennen pflegen, obgleich oder weil in ihnen das „liberale Bürger-

[1] Noch kurz vor seinem Ende klagte Marx, daß die Marxistes und die Anti-Marxistes, beide Sorten, ihr möglichstes getan, um ihm den Aufenthalt in Frankreich (Herbst 1882) zu »versalzen«. Und bitter klagt er noch später über seine beiden französischen Schwiegersöhne, Longuet als letzten Proudhonisten und Lafargue als letzten Bakunisten: es wäre Zeit, meinte er, daß Lafargue mit seinen kindischen Renommistereien über seine Zukunfts-Revolutions-Greueltaten Schluß mache.

tum" seiner sozialen Herrschaft sich vollkommen sicher fühlt. Das Problem der Demokratie als wirklicher Staatsverfassung in der heutigen Gesellschaft liegt noch ungelöst, ja kaum angefaßt, vor den republikanisch-demokratischen Parteien, deren es ja, z. B. im heutigen Deutschen Reiche, außer der sozialdemokratischen zwei andere gibt, die jene zu fördern, aber auch zu hemmen vermögen; obgleich auch sie proletarische Elemente in sich enthalten, so bleiben doch diese gebunden durch ideologische Momente, die anders geartet sind und nicht dazu taugen, jenen Mythus zu ernähren, dessen Dasein überhaupt Sorel in anderen als den romanischen oder russischen Proletarierköpfen nur sporadisch und wenig wirksam zu finden vermocht hätte.

VI.

Demokratie würde auch dann nicht unmittelbar Sozialismus aus ihrem Schoße entlassen, wenn die sozialen Einflüsse und die politische Macht der Herrenschicht nicht so, wie es in jedem Lande tatsächlich der Fall ist, dem entgegenwirkte. Allerdings aber wird die Lebensfähigkeit der modernen Demokratie dadurch bedingt sein, daß sie stark genug ist, um eine systematische Sozialreform, insbesondere eine planmäßige Sozialpolitik, in großem Stile durchzuführen und dauernd zu befestigen. Um dessen fähig zu werden, wird der demokratische Staat selber stark werden müssen: durch seine Verfassung, durch seine Finanzen, durch seinen Geist. In jeder dieser Beziehungen wird er seinen Beruf darin finden, vom Liberalismus und dem liberalen Staat sich so scharf als möglich abzuheben. Dieser dreifachen Aufgabe werde noch eine kurze Betrachtung gewidmet.

1. Es wurde schon ausgesprochen und versucht zu begründen, daß nicht die parlamentarische Verfassung, sondern eine unmittelbare Wahl der Regierung, und zwar einer Regierung, der eine bestimmte, feste Dauer gesichert sein müßte, das richtige Prinzip für eine moderne Demokratie wäre, um sie lebensfähig und kräftig zu machen. Leider hat Schmitt keine Ausführung darüber gegeben, wie er sich eine Demokratie ohne das, was man modernen Parlamentarismus nennt, vorstelle. Ich wiederhole, daß es in dieser Hinsicht keinen gangbaren Weg gibt außer dem einer Volkswahl, deren Entscheidung als Bejahung einer und Verneinung einer anderen Liste zu denken wäre; mit anderen Worten, daß alle schwächeren Wünsche zugunsten einer der beiden stärksten verzichten müßten. Diese Verzichtleistung wäre in keiner Weise eine ärgere Zumutung als die Zumutung, die in jeder Demokratie, aber auch in jedem, wenn auch noch so aristokratischen Kollegium immer der Minderheit gemacht worden ist, nicht nur in den überein-

stimmenden Willen einer Mehrheit sich zu ergeben, sondern sogar den durch solche Mehrheit zustande kommenden Beschluß als den des Kollegiums oder der Körperschaft anzuerkennen, mithin als ihren eigenen, sofern sie dazu mitgewirkt haben und auch ferner dem Kollegium oder der Körperschaft angehören wollen. Es versteht sich, daß eine solche Anregung nur dann positive Wirkungen haben wird, wenn man erkannt hat, daß die bisherige parlamentarische Methode für die Schaffung einer Regierung untauglich ist. Man kann sich dafür mit gutem Grunde auf die Erfahrung berufen: auf die Tatsache, daß die französische Republik nur schwache Regierungen in raschem Wechsel hervorgebracht hat, und daß schon die deutsche Republik diesem Beispiel gefolgt ist, indem sie keine Regierung hervorbringen konnte, die auch nur die bestehende Staatsform und die geltende Verfassung einmütig und in voller Entschiedenheit bejaht, daß also aus Parteien die Regierung zusammengesetzt wird, die einander verneinen und widerstreben. Daß dieser Zustand innerlich unmöglich ist, daß er nur eine kranke Regierung herstellen kann, eine Regierung, die ihrer Anlage nach schlechter ist, als die aus dem Willen eines Monarchen hervorgehende, muß dem schlichten Menschenverstand einleuchten und versteht sich für den politisch geschulten Verstand von selbst. Eine Regierung ohne Autorität bedeutet eine potentielle Anarchie, die außer unbedeutenden und zum Teil nicht zurechnungsfähigen Mitbürgern heutiger Staaten niemand will. Hat denn bei dieser Verkümmerung der Exekutive wenigstens die gesetzgebende Körperschaft, eben das Parlament, Autorität?

Die Begeisterung für das parlamentarische Wesen hat nie auf demokratischen Erfahrungen beruht[1]. Sie ist entsprungen aus der Beobachtung eines durch und durch aristokratischen Parlaments, das sogar ein auch formal hocharistokratisches ständisches Oberhaus hat und zu jener Zeit, als es durch den Glanz seiner Redner, die Tatkraft seiner Staatsmänner, jene gewaltigen äußeren Erfolge Großbritanniens zu bewirken schien (so sehr auch diesen schwere Krisen und Mißerfolge gegenüberstanden), als Haus der Gemeinen alles andere als eine freigewählte Volksvertretung bedeutete. Der Glaube an den Parlamentarismus ist auch in England tief erschüttert. Vernehmen wir das Zeugnis eines durchaus modernen, einem demokratisch begründeten Sozialismus zuneigenden Autors: Graham Wallas. Er stellt in seinem Buche »*The Great Society*«, was er Organisationen — des Gedankens, des Willens und des Gefühles oder des Glückes — nennt, zusammen und erörtert eingehend diejenigen Institutionen in der *Great Society*, deren Haupt-

[1] Ursprung und Wesen dieser Begeisterung lernt man noch heute am besten kennen aus Lothar Buchers »Der Parlamentarismus, wie er ist«. 2. Aufl. 1881.

funktion die Organisation des Gedankens sei. Dabei geht er davon aus, daß mehr und mehr die Organisation des Gedankens unpersönlich geworden sei. Unter den Griechen war eine Kunst der Dialektik als der Diskussion in kleinen Gruppen, vorzugsweise über philosophische Probleme, ausgebildet worden. In der heutigen Welt, und zwar besonders während der letzten Generationen, sei, außer in den Gerichtshöfen, die dialektische Kunst vernachlässigt worden und in Verfall geraten; dies sei zum guten Teile die Folge des quantitativen Druckes heutigen Wissens und heutiger Bedürfnisse. Er setzt auseinander, welche Vorteile und welche Reize die Wiederbelebung des guten Gespräches haben könnte, wenn auch andere und heute beliebtere Methoden, die Wahrheit zu ermitteln, durchaus das Übergewicht behalten müssen. Er findet es seltsam, daß der Engländer, obgleich er mehr als andere Europäer die »persönliche« Dialektik kleiner Gruppen als Mittel, zu allgemeinen Wahrheiten zu gelangen, vernachlässige, weit mehr als andere die Führung der kommunalen und staatlichen Geschäfte der mündlichen Erwägung größerer und mehr formaler Kollegien und Kommissionen anvertraue. Daran sei vielleicht hauptsächlich die Tatsache schuld, daß solche Körperschaften oft als Organisationen des Willens leistungsfähiger seien als in der Eigenschaft von Organisationen des Denkens. Es handele sich eben da um Kompromisse zwischen verschiedenen Interessen. In einer großen beratenden Versammlung trete der Unterschied von Wollen und Denken unverkennbar zutage. Auf der einen Seite Redner, beflissen, die Wahrheit durch Beweisführungen zu ermitteln, auf der anderen der Praktiker, der schlechthin entschlossen ist und um die Argumente sich kaum bekümmert. Der vor zwei bis drei Menschenaltern noch so zuversichtliche Glaube, daß große Versammlungen das richtige Mittel seien, um zu wichtigen Entschlüssen zu gelangen, habe seine Geltung so gut wie verloren. W a l l a s schildert dann die bekannte Art, wie es in Wirklichkeit zugehe; schon in den Parlamenten großer Gemeinden: wie das entscheidende Denken tatsächlich im Stillen geschehe, sei es durch die Beamten oder durch einen einzelnen energischen Abgeordneten. Noch klarer müsse die Kluft zwischen der Form einer Organisation des Denkens, die da persönliche, gründliche Mitteilung brauche, und der Tatsache einer Willensorganisation, die für ihre intellektuelle Arbeit des gewaltigen heutigen Systems unpersönlicher Mitteilungen sich bediene, jedem klar werden, der einer Session des Hauses der Gemeinen beiwohne. Der Autor erzählt von einer Sitzung, der er in amtlicher Eigenschaft beigewohnt habe: die Bedingungen für eine sachliche Erörterung und Beschlußfassung seien ungewöhnlich günstig gewesen. »Und doch hatte ich, als die Stunden verrannen, eine betäubende Empfindung der voll-

kommenen Nichtigkeit der scheinbaren Prozedur. »Redner folgte auf Redner. Wer gerade dran kam, hielt eine Rede, die im Anfange der Debatte vielleicht Bedeutung gehabt hätte, inzwischen aber schon Punkt für Punkt von einem der früheren Redner geltend gemacht war.« »Die Reden selber, in ihrer Mischung vager Deklamation, gemeinplätzlicher Tatsachen und der Redensarten, mit denen ein geübter Redner Lücken in seiner Gedankenfolge ausfüllt, wären niemals von Sokrates als zur Kunst der Dialektik gehörig anerkannt worden.« Und doch sei vielleicht keiner unter den Rednern gewesen, der nicht zu dem am meisten ernst zu nehmenden Fünftel der Abgeordneten gehört hätte, »aber die Art, wie ihre Diskussion organisiert war, erzeugte eine allgemeine Atmosphäre intellektueller Erschlaffung«. Er schildert das Verhalten der übrigen Mitglieder des Hauses bei dieser Debatte, bei der es sich um die Mittel handelte, der Verarmung vorzubeugen; nur die Mitglieder der Arbeiterpartei hätten es vermocht, durch pflichttreue Aufmerksamkeit der Langeweile einigermaßen Widerstand zu leisten, »gleich den Diakonen bei einem ungewöhnlich ermüdenden sektiererischen Gottesdienst«. Er, W a l l a s , habe sich alles ins Gedächtnis gerufen, was noch immerhin das britische Parlament in seiner Art zu verhandeln, vor anderen Parlamenten, besonders vor dem Washingtoner Abgeordnetenhause, voraus habe. »Aber ich mußte immer in meinen Gedanken darauf zurückkommen, daß das Haus der Gemeinen saß zum Zwecke einer organisierten Beratung und daß organisierte Beratung in irgendwelchem realen Sinne des Wortes n i c h t stattfand« (S. 270). Der Verfasser schildert dann die gegenwärtige Art, wie ein Mitglied lebe und arbeite. Dem Versuche, andere Mitglieder durch Reden zu überzeugen, werde ein immer kleinerer Teil von Zeit und Kraft gewidmet; außer, wenn es sich um eine Abstimmung handle, sei das Haus selten voll, die Reden aber seien immer mehr, eingeständlich oder stillschweigend, obstruktiv, nicht bestimmt, irgend jemand zu überzeugen, sondern das Durchgedrücktwerden einer Maßnahme zu verhindern, öfter noch zu verhindern, daß in einem späteren Stadium eine andere Maßregel eingeführt werde. Das Parteisystem habe geholfen, die meisten öffentlichen Erörterungen jeder Art von Realität zu entkleiden; in Wahrheit sei eine unabhängige Entscheidung seltene Ausnahme und werde immer seltener. Bei einer solchen Gelegenheit — es handelte sich um das Frauenstimmrecht — behauptete ein Abgeordneter, die Fähigkeiten freien und eigenen Urteils seien bei den Abgeordneten atrophiert und die Kraft, ihrer Überzeugung gemäß sich zu äußern, sei durch langen Nichtgebrauch gelähmt. Interessant ist auch die Art, wie W a l l a s die entsprechende Praxis im amerikanischen Repräsentantenhause schildert; daß es dort keine parlamen-

tarische Regierung gibt, macht natürlich die Sache nicht besser. Die Mitglieder dort können ja auch abstimmen, wie sie mögen, und reden, wie sie mögen. Aber die Reden haben für die Abstimmungen keine Bedeutung. Nicht selten gibt der Abstand zwischen der angeblichen und der wirklichen Organisation des Kongresses auch hier dem Abgeordneten eine, wenn auch nur halb bewußt werdende Empfindung, daß das ganze Spiel der Politik unaufrichtig sei. — Der Verfasser kontrastiert mit dem Leerlauf der parlamentarischen Maschine das britische Kabinett, wo die mündliche Beratung noch eine Wirklichkeit sei und jede mögliche Anstrengung gemacht werde, sie so zu erhalten. Er bestätigt, was wir aus anderen, sicheren Quellen wissen, daß das Kabinett mehr und mehr nicht nur die Macht aller anderen Organe der Exekutive, sondern in weitem Maße auch die des Parlaments in seinen Händen vereinigt hat; dies weise darauf hin, daß seine Macher bewußter- oder unbewußterweise es verstanden haben müssen, viele der psychologischen Bedingungen des Erfolges zu erfüllen; unter solchen Bedingungen aber die wichtigste sei die stillschweigende Anerkennung der Tatsache, daß der Gedanke selbst in gewissem Sinne eine Willensbetätigung und daß ein bestimmter Grad vorheriger Willensorganisation manchmal eine notwendige Bedingung ist für die feinere Arbeit einer Organisation des Gedankens. »Die Solidarität der Parteien im Kabinett macht keineswegs die Beratung und Diskussion unwirklich, sondern ist die hauptsächliche Kraft, sie wirklich zu machen.« Die große Überlegenheit des Kabinetts als einer Organisation des Denkens schreibt der Verfasser diesem Umstande, außerdem aber der Zusammensetzung (des Kabinetts) durch den Premierminister, der ihre Fähigkeiten und ihre Bildung aus Erfahrung ebenso kenne wie die Pflichten, zu deren Leistung er sie erwählt. Auch an dem äußeren Arrangement liege sehr vieles, nicht minder an der traditionellen Redeweise, wie sie in Englands regierender Oberschicht üblich sei: so unrhetorisch wie möglich, bis zu einer fast brutalen Kälte, kurz und ohne Farbe. — Freilich sei auch das Kabinettsystem nicht ohne Schwächen, und schon durch das Wachstum der Zahl (1858 noch 13, 1914: 22 Mitglieder), werde die gründliche und sachliche Diskussion gefährdet; durch den Umstand, daß andere gesellschaftliche Schichten hineinkommen, die Anspannung der Nervenkräfte erhöht, die durch die Beratungen in Anspruch genommen werden. Zuweilen werde es gegenüber dem Ressortpartikularismus notwendig, andere Mittel zu gebrauchen; Briefwechsel wirke oft günstig, aber in großen, kritischen Momenten erweise auch eine Art von Diktatur des Premierministers sich als unvermeidlich. So werde es sich herausstellen, wenn der drohende Weltkrieg — das Buch erschien in der ersten Hälfte des Jahres 1914 —

ausbrechen sollte. Auch wenn nicht, so würde doch voraussichtlich durch die Krise des Parteiensystems die Kabinettsregierung sehr schwierig werden; voraussichtlich werde die Macht der Bürokratie immer mehr wachsen. Der Verfasser hält für geboten, daß man in eine gründliche Erwägung eintrete, welche Größe für beratende Versammlungen am meisten geeignet sei; sein Urteil geht dahin, diese müsse jedenfalls so verringert werden, daß sie die Beratungen wirksamer mache; alle Obliegenheiten, denen eine so verringerte Körperschaft nicht gerecht werden könne, ohne zu schwindeln, sollten aufgegeben werden. Er meint, daß Plenarsitzungen auch eines verkleinerten Hauses der Gemeinen zweimal in der Woche genügen würden, etwa für die zweiten Lesungen wichtiger Gesetzentwürfe. Im übrigen könne füglich alles in Ausschüssen gemacht werden, die natürlich nach Größe und Zusammensetzung ihrem Zwecke angepaßt werden müßten, wobei die Geschäftsordnung das Dasein der Druckerpresse und der Abstimmungsmaschinen nicht ignorieren dürfte. Der Verfasser weiß natürlich, daß auch im gegenwärtigen Parlament die Kommissionen eine große Rolle spielen und daß diese für eine ernsthafte Diskussion günstiger sind als die Plenarsitzungen. Indessen sei auch in sie (dies gilt natürlich nicht nur für englische Verhältnisse) der Parteigeist schon eingezogen und mache eine sachliche Erörterung unwahrscheinlich. Eine Verbesserung in der Wirksamkeit aller Beratungen erwartet er am ehesten von weiterer Ausdehnung des psychologischen Selbstbewußtseins. Dieses könne gestärkt werden zum Teil durch geschickten Gebrauch amtlicher Disziplin, mehr aber dadurch, daß die öffentliche und persönliche Verantwortlichkeit der Beamten besser gesichert würde, und dies werde geschehen, wenn man sie von Zeit zu Zeit veranlasse, vor parlamentarischen oder Kabinettsausschüssen zu referieren und besonders mit Fragen der kommunalen Verwaltung sich zu befassen. Ein Soziologe, meinte er, sollte einmal, unter dem Gesichtspunkt der intellektuellen Leistung, die Verfassungen und Geschäftsordnungen der Hospitäler, der Wohltätigkeitsanstalten, der Klubs, der Behörden von Schulen und Universitäten, der organisierten Parteien und der mannigfachen religiösen Verbände einer großen Provinzstadt untersuchen. Er würde finden, daß tüchtige und von Gemeinsinn erfüllte Männer und Frauen oft einer fast unglaublichen Vergeudung von Zeit und Stimmung unterliegen aus bloßer Gleichgültigkeit gegen die Maschinerie der Diskussion. Es gebe manchmal Geschäftsordnungen, mit denen die Arbeit unmöglich, zuweilen überhaupt keine, zuweilen würde die bloße Frage nach dem intellektuellen Verhältnis der Mitglieder zu den Diskussionen, nach denen ihre Politik sich richten solle, die Tatsache enthüllen, daß ein solches Verhältnis nicht vorhanden

ist. »So die Parteien: die sämtlichen Mitglieder kann man natürlich nicht zusammenbringen. Wie hier nur einige wenige Leute die Arbeit tun, so ist es fast in allen Beratungskörpern, auch den wirtschaftlichen, z. B. den Aktiengesellschaften. Das wirkliche typische Denken unserer Zeit ist dasjenige, welches entweder als individuelles Denken bezeichnet werden muß oder als Teil jener unermeßlichen und unpersönlichen Organisation des Denkens, die durch die modernen Verkehrsmittel geschaffen wurde" (S. 298). Freilich gebe es ja auch noch das Gespräch — des Telephons gedenkt der Verfasser hier nicht —, es variiere aber nach seinen Beobachtungen außerordentlich stark in verschiedenen Berufssphären, es beschränke sich mehr und mehr auf die Zeit außerhalb der Arbeit, und im ganzen werde es weniger. Jedenfalls habe das Lesen, und zwar in erster Linie das von Zeitungen, also eine ausschließlich passive Tätigkeit, durchaus das Übergewicht und mache um so mehr notwendig, daß das Angebot des Stoffes besser organisiert und wirksamer gemacht werde. Was der Autor hier anregt, ist für andere Länder so wichtig wie für sein eigenes. Uns beschäftigt es bekanntlich seit vielen Jahren vor dem Kriege. Die Bedeutung für Förderung der Volksbildung, zumal der politischen, liegt auf der Hand. Er weist aber mit Recht darauf hin, daß noch wichtiger die Förderung des Gedankenaustausches, besonders zwischen verschiedenen Volksschichten, ist, und die Unterweisung in der Kunst, dem Gedachten einen angemessenen Ausdruck zu geben. Man denkt hier natürlich an die Bemühungen um Volkshochschulen und ihre Arbeitsgemeinschaften: daß sie bisher nicht gerade erfolgreich gewesen sind, beweist nichts gegen die Möglichkeit, daß sie ein bedeutender Faktor des öffentlichen Lebens und der öffentlichen Meinung werden können.

W a l l a s betrachtet zwar in seinem Schlußkapitel über die Organisation des „Glückes" den Streitfall zwischen Freiheit des wirtschaftlichen Lebens und dem, was er soziale Erfindung nennt, d. i. irgendwelchem Kollektivismus; er erörtert aber nicht den prinzipiellen Unterschied von Liberalismus und Demokratie. Dennoch trifft er in seiner Ansicht vom Parlamentarismus mit S c h m i t t zusammen. Ich selber glaube nur auszuführen, was in dieser Kritik enthalten ist, wenn ich ausspreche, daß die Lebensfähigkeit der modernen Demokratie bedingt sein wird durch eine ihr angemessenere Verfassung, nämlich durch die unmittelbare Wahl einer Körperschaft von Staatsmännern, also eines Kollegiums, das groß genug wäre, um die Mitglieder gegenseitig zu bedingen und zu beschränken, und klein genug, um gemeinsame Verständigung und in den für das Staatsleben wichtigsten Angelegenheiten einhellige Aktion zu erleichtern und wahrscheinlich zu machen. Also

ein Direktorium, wie es den Verfall der großen Revolution bezeichnete? Ist es ein Beweis gegen die Möglichkeit und Zweckmäßigkeit einer solchen Regierung, daß das Direktorium nichts taugte? Aulard (*Hist. Polit.*, S. 580) nennt die Periode des Direktoriums die des Versuches einer normalen Regierung unter Umständen, die noch unnormal waren, wenn auch weniger als im vorausgehenden Jahre, in dem Jahre, das diese Periode begründete. Frankreich befand sich im Kriegszustande nach außen, litt unter der beständigen Gefahr der Gegenrevolution und finanziellen Nöten. Im größten Teile der Zeit war es der Zustand einer halben *Terreur*, eines halb revolutionären Zustandes. Das allgemeine Wahlrecht war durch ein Zensurwahlrecht verdrängt, und damit trat, wie Aulard sagt, die Bourgeoisierepublik an die Stelle der demokratischen Republik. Man darf sagen, daß das Experiment eines demokratischen Direktoriums, das schlechthin die höchste Gewalt des Staates in sich vereinigen müßte, noch nicht gemacht worden ist. Es dürfte die höchste Gewalt nur widerruflich haben, und es schien uns zweckmäßig, daß neben dieser kommissarischen Diktatur eine ständige Aufsichtsbehörde ebenfalls als eine unmittelbare Volksvertretung ihres Amtes waltete, die auch die Befugnisse eines obersten Staatsgerichtshofes hätte. Bei jedem Konflikt zwischen den beiden höchsten unmittelbaren Behörden müßte das Volk in seiner Gesamtheit entscheiden. Also kein Parlament? Vielleicht würde ein solches, wenn auch viel geringer an Zahl seiner Mitglieder, nach wie vor bedurft werden. Es wäre eine Volksvertretung von anderer Art. Es würden in ihm die Partikularitäten der großen kommunalen Körperschaften zur Geltung kommen. Es würde nicht mehr die gehaltlose Fiktion auf dem Papier stehen, daß der Abgeordnete Vertreter des ganzen Volkes sei; er würde nicht mehr den von den meisten solchen Abgeordneten aus lächerlichen Anspruch erheben, ein Gesetzgeber und Staatsmann zu sein, sondern er würde ehrlich und treuherzig die Angelegenheiten, Wünsche und Beschwerden seines Bezirkes zur Geltung bringen, hin und wieder vielleicht sogar in einer großen Rede. Es wäre nicht nötig, besondere Wahl seine Person bestimmen zu lassen, denn wenn auch alle kommunalen Körperschaften durch das gleiche, allgemeine Wahlrecht zustande kämen, so wären ja die Abgeordneten immer da und könnten füglich als wechselnde Ausschüsse der Verwaltungen großer Städte und der Provinzen zusammentreten; es wäre damit auch einige Gewähr dafür gegeben, daß Volksvertreter von einiger Erfahrung und Kenntnis in den Angelegenheiten kleinerer Gebiete an die großen Angelegenheiten des Reiches oder Gesamtstaates heranträten, denen jene untergeordnet werden oder sich anpassen müßten. Gegenüber der zentralisierten Verwaltung wäre ein mehr organischer

Zusammenhang und Vereinigung der Selbstverwaltungskörper gesichert, die jetzt in Preußen, wenn auch die Provinzen einige politische Bedeutung gewonnen haben, kaum ihre Wirkung auf das Ganze des Staates auszuüben in der Lage sind. Es würde so eine wichtige beratende Körperschaft entstehen, deren einzelne Mitglieder und Redner sich sozusagen einer öffentlichen Prüfung aussetzen würden, und wenn sie diese bestünden, die Führerauslese begünstigen, also wirkliche Staatsmänner zur Entwicklung bringen könnten: wenn die Regierung notwendigerweise über viele bedeutende Ämter verfügt und den strengen Grundsatz zur Richtschnur nimmt, die Tüchtigkeit für das Amt entscheidend sein zu lassen und nicht die Parteistellung — unter der Voraussetzung immer, daß sämtliche Beamtete die geltende Verfassung bejahen —, so hätte eine solche Regierung durch die Tätigkeit des Parlamentes die beste Gelegenheit, die geeigneten Personen kennenzulernen. Irrtum wäre in solchen Urteilen der Natur der Sache nach so wenig ausgeschlossen, wie er in den Urteilen der höchsten Gerichte und der höchstbeglaubigten medizinischen Autoritäten ausgeschlossen ist. Dennoch vertraut das Publikum den einen wie den anderen in der Regel, und anerkennt sie als die urteilsfähigsten in ihrem Gebiete. So würde auch das Volk seinem Direktorium in dem Maße Vertrauen schenken dürfen, als dieses wirklich aus seinen politisch bedeutendsten Männern, wenn auch nicht aller Parteien bestünde, aber doch innerhalb einer Partei oder doch einer als Mehrheit sich zusammenfassenden Parteigruppe. Parteien, die Staatsform und Verfassung verneinen, wären, das versteht sich von selbst, ebenso ausgeschlossen, wie etwa von den höchsten Gerichten selbstverständlich solche Freirechtler ausgeschlossen sind, die das Dasein eines bürgerlichen oder Strafgesetzbuches als gleichgültig für die Justiz hinstellen; oder wie sehr wenige es erträglich finden würden, wenn man die Leitung einer Universitätsklinik einem Naturheilkundigen oder auch nur einem Homöopathen anvertrauen würde.

2. Der liberale Staat ist durch den fürstlichen Absolutismus meistens vorbereitet worden. Er hat von den Fürsten ihre Schulden geerbt und nachdem die Fürsten lange mit den Ständen herumgekämpft hatten, das Recht und die Macht, die Untertanen — auch wenn sie nun etwa Staatsbürger heißen — frei zu besteuern. Daß der liberale Staat arm sei, ist das Interesse und der Wille der besitzenden Klassen, die ihn einrichten. Indem sie ihn regieren, nehmen sie die Steuerkraft der großen Menge des Volkes in Anspruch und suchen, wenn sie auch nicht sich selber steuerfrei zu halten vermögen, doch so viel als möglich Lasten von sich abzuwälzen, was am besten durch die indirekte Besteuerung des Konsums gelingt, die den Reichen unverhältnismäßig leicht be-

drückt, die Masse um so schwerer. Es gilt freilich die Einkommensteuer, sogar die progressive, für ein liberales Dogma, und sie ist es auch in der Theorie, sofern ein Korrektiv gegen die offenbare Unbilligkeit der indirekten Steuer gesucht wird. Wenn nun schon bei jeder Art von Steuer das Streben nach Abwälzung einen konstanten Faktor darstellt, so daß die Steuerpraxis eine tatsächliche Prämie auf die Geschicklichkeit des klugen Geschäftsmannes bedeutet, so bedeutet die Veranlagung zur Einkommensteuer, wenn auch die Behörde sich redlich bemühen mag, von den Leistungsfähigen so viel als gesetzlich möglich ist, herauszuschlagen, doch immer eine Prämie auf die Unredlichkeit, zumal wenn die große Menge der Einkommen nichtselbständiger Personen bis auf etwaige kleine Zuschüsse klar zutage liegen, während die großen Einkommen aus Geschäften niemals voll nachweisbar sind. Auch in normalen volkswirtschaftlichen und politischen Verhältnissen würde die zunehmende Belastung der Einkommen durch Staats- und Kommunalsteuern immer mehr eine beständige Aufreizung zur Unzufriedenheit und zum Kampfe gegen den Staat bedeuten, die zugleich dahin wirkt, den Staat als den lästigen Bedrücker zu empfinden, der ehemals in Gestalt des Despoten oder Autokraten oder Tyrannen verrufen war, obgleich schon immer in dessen Forderungen die Forderungen des wachsenden Staates enthalten waren. Ein wirklicher demokratischer Staat muß sich vorsetzen, Schluß zu machen mit dieser Bedrückung; er darf nicht seinen Bürgern als eine Last, sondern muß ihnen als ein hochgeschätztes Gut erscheinen. Er muß es nicht nötig haben, weder um Unterstützung zu bitten, wie ehemals die Stände von den Fürsten gebeten wurden, noch durch mehr oder weniger raffinierte Künste, wie es der Steuerstaat tut, die Einzelhaushalte auszusaugen, was den ohnehin Armen doch immer am meisten schadet, noch seine Bürger an- und auszupumpen. Ein würdiger Staat muß durch seinen Reichtum allen Reichtum von Privaten weit übertreffen. Er muß — es wird hier die Fortdauer der gegenwärtigen Wirtschaftsverfassung vorausgesetzt — durch seine Einnahmen aus einem massenhaften Grundbesitz und aus großkapitalistischen Betrieben, insbesondere solchen, die Gegenstände des eigenen Volksbedarfs herstellen, finanziell hinlänglich stark sein, um seine Bedürfnisse, auch wachsende Bedürfnisse, regelmäßig zu decken. Das scheint heute noch eine große Utopie, und doch hatte der preußische Staat schon im Jahre 1909 aus den ihm gehörigen Eisenbahnen eine Bruttoeinnahme von nahezu 2 Milliarden Mark, zu der noch mehr als eine halbe Milliarde durch andere Erwerbseinkünfte hinzukam, so daß dagegen die übrigen Einnahmen des Staates nur noch mit 900 Millionen Mark ins Gewicht fielen, von denen etwa die Hälfte durch Steuern aufgebracht wurde, aber weniger

als ein Drittel durch die Einkommensteuer. Im Etat für 1909 waren alle diese Posten um 3—4% niedriger angesetzt, die Verhältnisse sind aber die gleichen. Im Etat für 1913 waren die Bruttoeinnahmen aus den Staatsbahnen auf 2,45 Milliarden Mark gestiegen, zu denen über 700 Millionen Mark andere Erwerbseinkünfte hinzukamen; die 900 Millionen anderer ordentlicher Staatseinnahmen hatten sich hingegen nur von 900 auf 1048 Millionen vermehrt, also nur um ca. 11%, während die Erwerbseinkünfte um 635 Millionen Mark = fast 25% gestiegen waren. Der preußische Staat war eben nicht mehr arm. Viel anders sahen freilich die Finanzen des Reiches aus. Auch hier erbrachten zwar schon Post, Eisenbahn u. a. ungefähr 1 Milliarde Mark, aber die Zölle, Steuern und Gebühren nebst der allgemeinen Finanzverwaltung nicht viel weniger als $2\frac{1}{2}$ Milliarden. Heute (1924 und 1925) fallen dem Reiche die Verwaltungseinnahmen nebst Zöllen und Verbrauchssteuern mit ungefähr einem Fünftel der Einnahmen des ordentlichen Haushaltes nicht mehr schwer ins Gewicht gegen die $4^1/_{10}$ Milliarden Mark, die aus direkten Steuern entstammen, unter denen auch die Aufsichtsratssteuer mit 8 Millionen vorkommt. Die Einzelstaaten haben ihre Finanzhoheit und mit den Eisenbahnen, soweit sie solche besaßen, auch ihre besten Einkünfte verloren; dies gehört in den unausweichlichen Prozeß der Unifizierung des Deutschen Reiches als des einzigen wirklichen Staates. Das Reich hat die Eisenbahnen sich angeeignet und sie wiederum an eine Privatgesellschaft abtreten müssen, um ungeheure Tribute daraus zu zahlen; Tribute, die nicht nur das Reich arm machen, sondern auch dazu helfen, die ganze europäische Wirtschaft zu zerrütten. Wenn einmal normale Zeiten wiederkehren, so wird der Besitz der Eisenbahn für das Reich eine gewaltige und bequeme Einnahme begründen. Es wird aber unter anderem, und zunächst, die gesetzliche Aufhebung des privaten Latifundienbesitzes hinzukommen müssen, um der ganzen, unendlich lästigen, demoralisierenden und durch falsche Kosten erschwerten Steuerwirtschaft den Garaus zu machen.

3. Eine Entwicklung dieser Art wäre wahrscheinlich gewesen im Deutschen Reiche, auch wenn etwa dieses seine Verfassung und sein Gebiet von 1871 behalten hätte. Sie wird aber viel wahrscheinlicher durch die geschehene Umwandlung in einen demokratischen und mehr unitarischen Staat, dessen innerer Charakter voraussichtlich auch durch die Verminderung des Gebietes begünstigt wird. Denn er hat das Reich wie Preußen, das einstweilen noch dessen Kern bleibt, von der Last einer polnisch-, wie einer französisch-nationalistischen Minderheit befreit, wodurch das Reich zu gleicher Zeit den vollständigsten und einheitlicheren Charakter eines industriellen, und das heißt heute: großindustriell-

kapitalistischen Staates empfangen hat. Voraussichtlich wird sich daher der Kampf zwischen Kapital und Arbeit, der in der Großindustrie und den damit verwandten kommerziellen Verkehrs-Großbetrieben der Städte seinen eigentlichen Herd hat, immer mehr zuspitzen, und bei einer auf die Zahlenmehrheit ausgerichteten Verfassung kann das Übergewicht des Proletariates und der immer mehr mit ihm sich zu amalgamieren genötigten Schichten schließlich nicht zweifelhaft sein. Um so mehr wird ein gesunder Fortschritt durch die Entfaltung und Ausbreitung des demokratischen Geistes bedingt sein. Schon jetzt vermag dieser den Gegensatz und Kampf der Klassen zu mildern; denn er bedeutet den Willen zur Gerechtigkeit, also zu Mäßigung der eigenen Ansprüche und zum Verzicht auf die restlose Geltendmachung sowohl der eigenen Interessen als der eigenen Rechte. Er bedeutet das Bestreben und den Versuch, ein gut Teil des Gemeingeistes, der in ihren besten Zeiten antike und moderne Stadtrepubliken ausgezeichnet hat, auf den heutigen Massenstaat zu übertragen. Der demokratische Geist ist also ein Geist der Sittlichkeit, und es hat einen großen Sinn, wenn Montesquieu als das Prinzip, d. h. das Lebensgesetz der demokratischen Staatsverfassung die »Tugend« darstellt. Er versteht unter diesem Worte die spezifisch politische Tugend und definiert diese als die Liebe zu den Gesetzen und die Liebe zum Vaterlande. Er leugnet nicht, daß auch in Monarchien und in Aristokratien diese politische Tugend einen Wert habe, aber sie sei weniger notwendig für das Volk in einer Aristokratie, und am wenigsten in einer Monarchie. Jedenfalls sei sie nicht das Lebensgesetz, das Prinzip der monarchischen Regierung: die Politik lasse dort große Dinge geschehen mit einem Mindestmaß von »Tugend«: »Wie in den schönsten Maschinen die Kunst so wenig Bewegungen, Kräfte und Räder wie möglich anwendet, so sei jedenfalls die Tugend nicht die Springkraft (*le ressort*) dieser Regierung.« In der Aristokratie sei freilich die politische Tugend auch erforderlich bei den Regierenden, den Vornehmen, aber kaum beim Volke (*Esprit des Lois*).

L'esprit des Lois c'est la propriété war das von Marx mit Beifall zitierte Urteil Linguets. In Wahrheit ist die Gestaltung des Eigentums Kern- und Herzfrage für die demokratische Verfassung, die, sehr entgegen der Gesinnung fast aller großen Eigentümer, eine schwerlich wieder zerstörbare Tatsache in Europa geworden ist; geworden ist unter dem Drucke des Zeitgeistes, der bestimmt wird durch die angeschwollene Macht und geistige Kraft des Proletariates. Es handelt sich dabei nicht in erster Linie um die richtigere, gerechtere Verteilung von Vermögen und Einkommen, sondern in erster Linie um den Grundsatz, daß dem Gemeinwesen das Obereigentum zusteht und daß folglich die Eigentümer

der konzentrierten Produktionssubstrate: des Grund und Bodens, der Bodenschätze, der Energiequellen und zumal der Arbeitskräfte, sofern diese selber die wichtigsten Energiequellen darstellen und selber integrierende Mitglieder des Gemeinwesens sind, alles solches Eigentum vom Gemeinwesen zu Lehen tragen. Ihre Rechte sind an ihre Pflichten, an Erfüllung bestimmter Aufgaben geknüpft.

Das Prinzip der Demokratie ist nicht sowohl die Freiheit als die Gleichheit. Es ist leicht, die Gleichheit in einem absurden Sinne zu deuten, also lächerlich zu machen. Die wirkliche Gleichheit in der Demokratie beruht im Verständnis und Bewußtsein der Gleichheit, die, wie S c h m i t t richtig gesehen hat (S. 14 ff.), nicht oder doch nur in entfernter Weise jener Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt, verwandt ist. Sondern sie bedeutet den Willen, jeden Staatsbürger, jede Staatsbürgerin, sofern und solange sie es will, als seinesgleichen, als der gleichen Ehre teilhaftig anzuerkennen. Dies wollte gesagt werden, als im Jahre 1848 den großen und groben Schlagworten der Freiheit und Gleichheit die »Brüderlichkeit« hinzugefügt wurde. Es ist darin die Ahnung enthalten dessen, was die heutige Gesellschaft mit all ihrem Reichtum, dem Glanze ihrer Zivilisation nicht hat und vielleicht nie gewinnen kann, wonach sie aber ein Streben in sich aufnehmen mag und tatsächlich in sich aufzunehmen genötigt wurde: »Gemeinschaft« der Zusammenlebenden, Aufeinanderangewiesenen, am selbigen Staate und an den Kulturgütern, die einem Volke gemeinsam sind, teilhabenden Volksgenossen. Durch nichts kann diese Gemeinsamkeit, und also die Idee der Gemeinschaft, der Erkenntnis und dem Gefühl so nahe gebracht werden, wie durch den gemeinsamen Kampf für die gemeinsamen Güter, also zur Verteidigung des Vaterlandes, das diesem Namen nur als ein Phantasiegebilde entspricht, solange als die große Menge der Staatsbürger keinen anderen Anteil an der gemeinen Sache (der *res publica*) hat, als im günstigsten Falle die Möglichkeit für den erwachsenen Menschen, seine Arbeitskraft zum Marktpreise zu veräußern. Die allgemeine Wehrpflicht, und vollends ein langer, schwerer Krieg, m a c h t das verteidigte Land zum Vaterland, begründet und erweckt aber auch den Anspruch jedes Mannes, ein Sohn dieses Vaterlandes zu sein, und nicht ein enterbter, weil mißratener Sprößling. Die staatliche Unterstützung der Erwerbslosen, die sich im unmittelbaren Anschluß an die Demobilisation in allen am Weltkriege beteiligten und auch in neutralen Staaten als eine von selbst sich verstehende moralische Pflicht ergeben hat, bedeutet in dieser Hinsicht eine Frucht des demokratischen Geistes, so schwach er auch sonst entwickelt ist und so unzureichend diese Nothilfe erscheinen mag, die im Grunde von dem alten gemeindlichen Armenrecht, das seinerseits auf das Recht der Sippe

zurückgeht, nicht verschieden ist. Überhaupt beruht der demokratische Geist auf dem Gedanken, daß das liberale Ideal der strengen Scheidung von Recht und Moral nicht durchführbar sei, ja als gescheitert betrachtet werden müsse. Dies ist eine interessante und wichtige Seite der Entwicklung. Eine gewisse Umkehr zur vorliberalen Denkungsart hat in dieser Hinsicht in der höchsten Blütezeit des Liberalismus schon sich vorbereitet, nachdem zunächst der liberale Rechtsgedanke im Altertum wie in der neueren Entwicklung schon im Gewande der Billigkeit sich eingeführt hatte. Auf die Dauer hat dies Gewand die wahre Gestalt des natürlichen Rechtes, wie es unter individualistisch-gesellschaftlichem Gesichtspunkte erschien, nicht verhüllen können. Wohl aber hat sich nicht verhindern lassen, daß auch in das System des Privatrechtes Tropfen der Moral hinabgefallen sind. Die zweite Lesung des B.-G.-B. war in dieser Hinsicht lehrreich, wie die Polemik Gierkes und anderer gegen den ersten Entwurf, die auf jene zweite Lesung gewirkt hat, zeigt. Der Erfolg freilich war in diesem wie in allen ähnlichen Fällen das Kompromiß, zustande kommend durch die Einräumungen der vorherrschenden liberalistischen Denkungsart an die konservativ-religiöse einerseits, die sozialistische andererseits, die selber, sofern sie moralisch gerechtfertigt erscheint, in allen Parteien eine gewisse konventionelle Geltung hat, so daß wenigstens Verbeugungen vor den daraus hervorgehenden Forderungen als eine politische, gesellschaftliche Pflicht erscheinen; während hingegen in mehr oder minder ausgeprägter Weise die liberale oder individualistisch-gesellschaftliche in allen Parteien als die natürliche, d. h. sich angesichts der sozialen Tatsachen von selbst verstehende und normale ihre Herrschaft oder wenigstens ihr Gewicht behauptet: so ist ja die ganze gewerkschaftliche Bewegung, die von den besitzenden Klassen als revolutionär empfunden wird, in Wahrheit nichts als eine Anwendung der in Handel und Wandel allgemein gültigen Grundsätze, auf das Angebot der als Ware vorgestellten Arbeitskraft; wie denn Lujo Brentano in der Organisation der Arbeiter immer die Verwirklichung der Rechtsgleichheit oder Verwandlung aus einer bloß nominellen in eine wirkliche erblickt hat. Der liberale Geist kann sich dabei, und wenn er etwa noch die genossenschaftliche Kooperation der Arbeiter als der großen Menge der Konsumenten hinzufügt, beruhigen. Der demokratische Geist kann es nicht. Er wird zwar den Klassenkampf als eine unausweichliche Konsequenz der tatsächlichen Zustände gelten lassen, aber er wird eben diese Zustände nicht als unabänderliche oder gar als die normalen bejahen.

VII.

Es ist hiermit ebensowenig über den demokratischen Geist genug gesagt wie zuvor über die demokratische Verfassung und die demokratischen Finanzen. Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß Gedanken dieser Art auf die vorherrschenden Denkweisen einen beträchtlichen Einfluß gewinnen können; zumal wenn diese, wie innerhalb des heutigen Deutschen Reiches, in den Kreisen der Intellektuellen ganz überwiegend undemokratisch, ja antidemokratisch sind. Auch ist die Absicht dieser Darlegungen rein theoretisch, wie es auch diejenige Carl Schmitts und im ganzen die der wirklichen Denker auf diesem Gebiete ist. Unter ihnen hat Rudolf Smend[1] die politische Gewalt in den Mittelpunkt einer scharfen Untersuchung gestellt. Er zeigt, wie in den romanischen Ländern und auch in den Vereinigten Staaten die politischen Akte eine Ausnahmestellung gegenüber der Gerichtsbarkeit gewonnen haben und wie doch dem Dogma der Gewaltenteilung gegenüber die Versuche mißlungen sind, in der Theorie wie in der Praxis, ein Prinzip für die Abgrenzung solcher Akte zu finden. In Deutschland wie im Auslande pflege man Regierung und Verwaltung nach Freiheit und Gebundenheit zu unterscheiden, als ob es nicht gebundene politische und diskretionäre Verwaltungsakte gebe. So auch bemühe man sich vergebens, politische Vereine und Versammlungen zu definieren. Smend will die Lehre L. von Steins erneuern und dahin ausprägen, daß im Kreise der Politik der Staat sich und sein Wesen bestimme und durchsetze, die Verwaltung dagegen als der Teil bestimmt werde, worin der Staat anderen Zwecken dient oder nur die technischen Mittel für seine politischen Funktionen schafft. Schon Zachariä habe gelehrt, daß beim Regieren der Blick auf das Ganze, beim Verwalten auf das Besondere und Einzelne gerichtet sei. Es bleibe freilich schwer, den Gegensatz von innerer und äußerer Politik zur Einheit des Politischen zusammenzufassen: das Gemeinsame werde übersehen, obschon es doch in beiden um die Entwicklung und Auswirkung der staatlichen Individualität sich handele. Man könne hier die Analogie des Lebens der menschlichen Persönlichkeit anwenden: wie diese ihre Aufgabe, ihre Eigenart, ihren Lebenssinn in Auseinandersetzung mit der Umwelt finde und behaupte, so bestimme der Staat seine Individualität durch bewußte Akte der inneren und der auswärtigen Politik — es sei bei dieser das politische Element dasselbe, das im Innern des Staates die politische Regierung von der technischen Verwaltung scheide. — Ein inhaltlich bestimmter Begriff des Politischen sei für das

[1] Die politische Gewalt im Verfassungsstaat und das Problem der Staatsform, III in der Festgabe der Berliner Juristischen Fakultät für Wilhelm Kahl, Tübingen 1923.

positive Recht, für die Staatsrechtstheorie und auch für die allgemeine Staatslehre wichtig. Durch die politische Gewalt werde der Staat zur Einheit, zu einem eigentümlichen Wesen, zum Ganzen integriert — darum sei in den Typen dieser »Integrationsfaktoren« die wahre Grundlage für die Klassifikation der Staatsformen zu gewinnen. So dürfe man den Parlamentarismus als eine besondere Staatsform begreifen, die sich von allen anderen dadurch unterscheide, daß derIntegrationsfaktor wesentlich dynamisch-dialektischer Art sei. Smend spricht von allen übrigen Staatsformen als durch den statischen Charakter ihres Integrationsfaktors sich unterscheidend. Er erörtert aber nur Monarchie und Demokratie als Typen; freilich meint er, die Staatsformenlehre müsse heute mehr denn je eine Lehre von den gemischten Staatsformen sein. Wertvoll ist uns die strenge Unterscheidung jener beiden wirklichen Staatsformen vom Parlamentarismus — diesen verstehe ich als beruhend in Mischung —, wodurch eine Relativität des staatlichen Wollens, also auch der Politik bedingt wird, die man nur als Willensschwäche und heillose Willensschwankung, daher als einen pathologischen Nervenzustand der Staatsperson deuten kann. Sie richtig verstehen, heißt sie verneinen, wenn anders zugegeben wird, daß der Staat einen einheitlichen, festen, dauerhaften Willen haben muß, um seinen großen und schweren Aufgaben gerecht zu werden.

Der Staat im heutigen Sinne des Wortes vollendet sich in der demokratischen Verfassung. Er hat seine ursprüngliche Gestalt in Europa teils als die städtische Republik, teils als Herrschaftsbereich eines Fürsten. Die Energie der fürstlichen Herrschaft trat zuerst als Tyrannis, dann als legitimes Fürstentum hervor, das die Wahrung des Friedens als richterliche Streitentscheidung den verwandten und verbündeten Stämmen aufnötigte; aber auch als das Überleben der *pax Romana,* der Herrschaftsbereich des Kaisers, dem sich der geistlich-priesterliche des obersten Bischofs anfügte, mit der Tendenz, ihn von sich abhängig zu machen. Die erste große Entwicklung dieses christlich-universalen Geistgebildes ist außer der Abspaltung der griechischen Kirche innerhalb des wirklich fortdauernden griechischen Altertums, die Ausscheidung der europäischen Länder unter ihren besonderen Königen, die dem Kaiser nicht gehorchen. Diesem Moment der Entwicklung folgt das analoge innerhalb des verbleibenden heiligen römischen Reiches. Die Differenzierung und relative Verselbständigung geistlicher und weltlicher Fürstentümer und reichsunmittelbarer, in diesem Sinne freier Städte, in Italien und in Deutschland, innerhalb des verbleibenden heiligen römischen Reiches. Gleich jenen nationalen Königreichen entwickeln ihr Herrschaftsbereich als ein ständiges in Heer und Finanzen die Fürsten dieser Territorien sowohl als die freien

Reichsstädte. Diese, die Städte, knüpfen die Idee ihres Staates als die der Bürgerschaft an die altherkömmliche der Gemeinde, die in der Dorfgemeinde immer überlebte, an. Sie hatte sodann ihr Vorbild im antiken Gemeinwesen, das als *res publica* den Schatz der antiken Polis und Politik überlieferte, dessen Idee langsam in die Idee des fürstlichen Herrschaftsbereiches überging und darin Wurzel schlug. Hier hat, in Parallele mit der Gestaltung der Souveränität als Ausdrucks der königlichen Oberherrschaft, die an der kaiserlichen ihr Vorbild hatte, der Gedanke des Staates und seiner eigenen Souveränität als des bürgerlichen Gesamtwillens sich entwickelt und die königliche Souveränität untergraben und überwunden, teils durch fortschreitende Ausübung ihrer Macht gegen die monarchische Macht, teils durch gewaltsame Staatsveränderungen. Alle diese politischen Entwicklungen geschahen unter dem Drucke der sozialen Entwicklungen, die überwiegenderweise ihrer eigenen inneren Gesetzlichkeit, der des ökonomischen Lebens, gemäß erfolgen, aber in ihrer Modalität und Stärke fortwährend durch die Gegenwirkungen der von ihnen getragenen politischen Machtverhältnisse mitgetragen werden. Ein dritter Faktor aber, der auf beide in Wechselwirkung zueinander sich verhaltende Entwicklungsreihen mitwirkt, ist das geistige Leben der beteiligten Menschen, das in dieser Hinsicht sich darstellt als die allmähliche Verdrängung des phantastischen, poetischen, religiösen und theologischen Bewußtseins durch eine sachlich-strenge, prosaische, wissenschaftlich-technische Denkungsart, die in einem ungeheuren, noch unvollendeten Ringen sich allmählich durchsetzt. Zu ihr gehört auch das Denken über den S t a a t.

Alle Gedanken dieser Art sind durch eine theologische Phase hindurchgegangen und bis zur Stunde noch nicht völlig davon befreit worden. Im 17. Jahrhundert erst, als die Physik auf die Lehre von der mechanischen Bewegung zurückgeführt wurde, ist auch hier die entscheidende Wendung eingetreten. Für den wissenschaftlich Denkenden ist es seitdem sichergestellt, daß es bei solchen Wesenheiten, wie der Staat ist, jedenfalls um ein Produkt des menschlichen Geistes sich handelt. Nicht in dem Sinne, wie es von allen natürlichen Objekten gesagt werden kann; auch nicht in dem Sinne, wie die Gebilde der Phantasie es sind, ob sie als solche erkannt werden oder für wirkliche Gegenstände gehalten werden mögen — sondern einer besonderen Art: so nämlich, daß ihnen allerdings in bestimmbarem Sinne Realität zugeschrieben werden muß, wenngleich diese Realität ausschließlich für das Denken und Handeln derjenigen Menschen besteht, die es w o l l e n und zu diesen Wesenheiten irgendwelche bejahende oder verneinende Beziehung pflegen. Gedacht werden aber können sie in zwiefacher Weise: einmal als Werte oder Zwecke, die durch ein

menschliches kollektives Wollen entstehen und bestehen, wie etwa die Sprache und ihr Geist gedacht wird — ein Kunstwerk, an dem Tausende von Generationen gebaut haben und das doch immer von neuem erkannt, verstanden, genossen und geschaffen wird. Zweitens können sie nach Art von Mechanismen gedacht werden, d. i. als bloße Mittel für gemeinsame und verbundene Zwecke, die also überflüssig werden, wenn diese Zwecke solcher Mittel nicht mehr bedürfen, sondern auf andere Weise etwa leichter und billiger erfüllt werden können. Diese zweite Auffassung ist in unserer Neuzeit die frühere gewesen, als die einfachere des darum auch der platten Verständigkeit oft bezichtigten Rationalismus. Der Staat wird hier als ein Verein betrachtet und dargestellt, für den Zweck der Vertretung und des Schutzes der gemeinsamen Lebensinteressen. Diesem Theorem entsprach das sich entwickelnde Denken der dem wirtschaftlichen und politischen Handeln sowie der freien Wissenschaft sich ergebenden Individuen — die Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft. — Demnach ist jene mechanistische Auffassung des Staates recht eigentlich aus dem Geiste der Neuzeit entsprungen und bleibt ihm adäquat, auch wenn sie widerlegt zu werden scheint und durch eine angeblich schlechthin richtigere oder tiefere ersetzt werden soll. Die Schriftsteller, die als Romantiker zusammenbegriffen werden, und die historische Schule der Rechtsphilosophie, die aus denselben Quellen sich nährt, haben dies versucht. Ein Theorem von dauernder Bedeutung ist aus diesen Versuchen nicht hervorgegangen. Das Bedürfnis, den Staat als ein Wesen rechtlicher Natur zu begreifen und die Privatrechte, insonderheit die des Eigentums und des Besitzes, vor seiner Zwangsgewalt zu sichern, haben das Übergewicht behalten. Die Gedanken und Begriffe des Naturrechts als eines rational-individualistischen Systemes sind im wirklichen geltenden Rechte wirksam geblieben, und so hat auch die liberalistische Ansicht des Staates, wenn auch scheinbar vielfach zum Tode verurteilt, ihren Geist nicht aufgegeben. Sie lebt noch. Nur gründliche Umwandlungen der sozialen, d. i. ökonomischen Ordnung und darin begründete Veränderungen des wirklichen Staates können auch seinem Spiegelbild in der Theorie eine wirklich andere Gestalt verleihen, die sonst ein Phantom bleibt. Die Idee eines solchen Gemeinwesens als eines Wesens, das früher sei als seine Teile, vollends als die letzten Teile, die menschlichen Individuen, ist freilich längst vorhanden, wenngleich sie, wie die ihr entsprechende Rechtslehre, noch nicht das heute ihr anzumessende Gewand in soziologischen Begriffen angezogen hat. Es ist die Idee der antiken Polis, die, wenn auch schwer kenntlich geworden, in der Kirche wie im Heiligen Reiche überlebte. Die Stärke der Staatslehre des Hobbes, der einer streng rationalen Ansicht die Wege

gewiesen hat, tritt auch darin hervor, daß er den absoluten Staat als den begrifflich allein folgerichtigen behauptet und damit den sozialen Staat vorausbedeutet: insbesondere durch den Lehrsatz, daß es kein Eigentum gebe, außer durch den gesetzgeberischen Willen, also durch das Gemeinwesen. Diesen Grundgedanken zu erneuern und zu stärken, ist keineswegs der Romantik oder der historischen Schule gelungen, die vielmehr in begrifflosen Schwärmereien und Reden verharrten. Nur Hegel, der als Denker sie verneint und sich über sie erhebt, hat wieder dem Staatsgedanken einen tiefen und bedeutenden Ausdruck gegeben. »Der Staat ist die Wirklichkeit der sittlichen Idee — der sittliche Geist als der offenbare, sich selbst deutliche substantielle Wille, der sich denkt und weiß. . . .« »Indem er objektiver Geist ist, so hat das Individuum selbst nur Objektivität, Wahrheit und Sittlichkeit, als es ein Glied desselben ist. . . .« »Der Staat an und für sich ist das sittliche Ganze, die Verwirklichung der Freiheit . . . der Staat ist der Geist, der in der Welt steht und sich in derselben mit Bewußtsein realisiert . . . nur als im Bewußtsein vorhanden, sich selbst als existierender Gegenstand wissend, ist er der Staat.«

Ich habe — es sei mir gestattet, dies hier zu betonen — der Wahrheit Ausdruck geben wollen[1], daß der Staat und alle ähnlichen sozialen Wesenheiten anders im Bewußtsein der Menschen von anderer Art, in anderem Zeitalter, in anderen Bewußtseinskämpfen lebendig ist und demnach auch anders, insbesondere zwiefach begriffen werden muß: als Gemeinwesen im Typus Gemeinschaft, als (eigentlicher, moderner) Staat im Typus Gesellschaft. Die Begriffe lassen auch dahin sich bestimmen, daß Gemeinwesen sich versteht als ein aus menschlichem Wesenwillen geschaffenes Kunstwerk, Staat als eine sinnreiche Erfindung der Vernunft, die der Kürwille realisiert: eine Quasi-Maschine. Ob in seiner Vollendung durch demokratische Verfassung, demokratische Finanz, demokratischen Geist der Staat einem echten Gemeinwesen so ähnlich werden könne, daß der Begriff Hegels auf ihn anwendbar würde? Eine Frage welthistorischen Sinnes.

[1] Vgl. Gemeinschaft und Gesellschaft, 6.—7. Aufl., S. 218 ff., 227 ff.

XLV.

Die Statistik als Wissenschaft.

Statistik ist in aller Munde. Sie wird angerufen in allen Nöten. Ihr dienen große Organisationen, staatliche und städtische Ämter, von denen jene schon auf eine lange Geschichte zurückschauen, mehr oder minder ausgebildet in allen politisch entwickelten Ländern (recht mangelhaft in Großbritannien und den Vereinigten Staaten); Vorlesungen werden ihr hin und wieder gewidmet, hie und da gibt es sogar eine Professur für Statistik. Ja, an deutschen Hochschulen hat ihr Rang als Wissenschaft etwa 100 Jahre lang (1750—1850) durchaus festgestanden, zu den Vorlesungen drängten sich alle, die am Staatsleben tätig mitwirken wollten — und heute? Seit 70 Jahren wird gestritten, ob es eine Wissenschaft gebe, die der Name Statistik decke, wird mit allem Nachdruck behauptet, es sei nichts daran, sie sei lediglich eine Forschungsmethode, und ohne allen Zweifel ist im Sprachgebrauch sogar die im Worte anklingende Erinnerung an den S t a a t verschwunden, dagegen die geschichtlich spätere Verbindung mit der Zahl alleinherrschend und anscheinend unüberwindlich geworden, so daß dann wieder aus der Methode eine besondere Wissenschaft als Zweig der Mathematik hervorsprießen will; eine Wissenschaft also, die mit dem ursprünglichen Sinn der Statistik als beschreibender Staats- und Gesellschaftswissenschaft keine Ähnlichkeit mehr aufweist. Im Ausland ist diese Auffassung herrschend geworden, und man beunruhigt sich nicht weiter darüber. Dagegen ist in Deutschland gerade in den letzten Jahren der Streit wieder aufgelebt und wird mit großem Eifer gepflegt, einem Eifer, der zugleich Zeichen des Ernstes ist, womit die wissenschaftliche Selbsterkenntnis im allgemeinen — philosophische Besinnung — u n d a b e r die gesamten Staats- und Sozialwissenschaften, zu denen »die« Statistik doch tatsächlich ein sehr ausgeprägtes Verhältnis behält, angebaut und gewürdigt werden. »Die« Statistik ist vorzugsweise die ihrer Natur nach jedenfalls wissenschaftliche Arbeit der berufsmäßigen, also vorzugsweise der in der Verwaltung tätigen „Statistiker"; und daß diese überwiegend i h r e Statistik — zumeist in der auch an den Universitäten am meisten gewahrten Verbindung mit der Nationalökonomie — als

eine Wissenschaft empfinden und wollen, die sich irgendwie auf das soziale Leben bezieht, kommt durch den Inhalt des (nunmehr im 21. Jahrgange erscheinenden) Deutschen Statistischen Zentralblatts, wie durch die Tatsache zum bedeutungsvollen Ausdruck, daß im Jahre 1909 die Deutsche Statistische Gesellschaft als Abteilung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie unter zahlreicher und sogar während des Krieges vermehrter Teilnahme sich gebildet hat. Gleichwohl besteht die Ungewißheit über Dasein, Wesen und Wert der Statistik als Wissenschaft fort, und auch, wo sie unbesehen als Sozialwissenschaft hingenommen und anerkannt wird, bleibt doch eine beharrende Unklarheit und machen sich weit auseinandergehende Auffassungen geltend, die durch keinen Machtspruch, vielleicht durch die wirklich zunehmende Macht der wissenschaftlich vorherrschenden Meinung erledigt werden können.

Jede Erörterung über diese Frage muß heute an das große Werk anknüpfen, mit dem Georg von Mayr, als echter Gelehrter, sich ein bleibendes Denkmal geschaffen hat[1]. Das Werk ist unvollendet geblieben; leider sind auch im Nachlaß des am 8. Sept. 1925 verstorbenen Autors hinlängliche Vorarbeiten für die Politische und Bildungs-Statistik offenbar nicht gefunden worden.

I.

Die Statistik als Wissenschaft darzustellen und, wir dürfen sagen zu retten, ist Mayr immer beflissen gewesen. Die Art, wie er sich zu dieser altbestrittenen Frage verhält, wird durch den Titel seines Werkes nicht in eindeutiger Weise bezeichnet. »Statistik und Gesellschaftslehre« scheint diese beiden Begriffe voneinander zu unterscheiden; das ist aber nicht Mayrs Meinung. Sein System beruht vielmehr auf Einteilung der Statistik in 1. theoretische oder allgemeine, 2. praktische oder besondere Statistik, und für die praktische Statistik ist ihm »Gesellschaftslehre« nur ein anderer Name: Gesellschaftslehre soll aber verstanden werden als »exakte« Gesellschaftslehre, so daß einer anderen Gesellschaftslehre neben ihr Raum gelassen wird. Obschon aber jene Gleichsetzung auf dem Titelblatt, womit das Gesamtwerk zuerst 1895 als Einleitungsband zum »Handbuch des Öffentlichen Rechts« erschien, auch im Texte stehengeblieben ist, so darf man doch sagen, daß Mayr später darauf Verzicht geleistet hat. In der Schrift »Begriff und Glie-

[1] Statistik und Gesellschaftslehre. Von Dr. Georg von Mayr, Kaiserl. Unterstaatssekretär z. D. usw. Erster Band. Theoretische Statistik. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Dritter Band. Erste bis fünfte Lieferung. Tübingen 1914—1917.

derung der Staatswissenschaften. Zur Einführung in deren Studium«[1] kommt das Wort »Gesellschaftslehre« überhaupt nicht vor. Wohl aber will Mayr hier einen Überblick über den gesamten Aufbau der Gesellschaftswissenschaften geben, und zwar auch in einer Tabelle (S. 14/15). Er unterscheidet nämlich I. die allgemeinen Gesellschaftswissenschaften, »d. h. diejenigen, welche entweder mit den sozialen Massen als solchen, oder mit den sozialen Kreisen, und zwar den sozialen Schichten einerseits und den organisierten sozialen Gruppen und insbesondere Gebilden andererseits sich beschäftigen«; II. die besonderen Gesellschaftswissenschaften; diese sollen unter 3 Gesichtspunkten gegliedert werden: a) als Erforschung einzelner Richtungen der fortdauernd waltenden gesellschaftlichen Beziehungen und Strebensbetätigungen (hier wird die Wirtschaftslehre als »am besten ausgebildet« herausgehoben), b) als die Spezialerforschung einzelner sozialer Gebilde von besonderer Bedeutung (hier erscheinen Staat, Kommunalverbände, Zweckverbände, Kirche), c) als »Erforschung der zur Verselbständigung gelangten besonderen ideellen Sekretionen des gesellschaftlichen Lebens und Realisierung des darauf bezüglichen Wollens« — Rechtswissenschaft, Religionswissenschaft, Ethik, Sprachwissenschaft, Kunstwissenschaft; alle diese als allgemeine und besondere unterschieden. Als III. Hauptabteilung folgt dann noch die »Geschichte«: allgemeine und besondere.

Die neue Auflage der »Theoretischen Statistik« als des ersten Bandes der »Statistik und Gesellschaftslehre« ist nicht nach den Ergebnissen des »B. u. G.« umgearbeitet worden. Vielmehr erscheint hier, wie in der ersten Auflage, neben der Statistik nur die Soziologie. Indessen wurden und werden der Statistik 4 Arten der »außerstatistischen Orientierung« — nämlich 1. notizenartige Zahlenorientierung, 2. Schätzung, 3. Enquête, 4. typische Einzelbeobachtung — beigeordnet als Arten von Erforschung »des Sozialen« oder »der Elemente sozialer Massen«, von denen die Statistik als die genaue konkrete Erfassung, als exakte Beobachtung (folglich würde man meinen, als die bessere Methode, aber nein), als »recht eigentlich die Wissenschaft von den sozialen Massen« sich abhebt. Allen diesen »Forschungsmethoden« (als solche werden dann doch S. 19, der 2. Aufl., Statistik und außerstatistische Orientierungen zusammen begriffen) wird aber die »Soziologie« gegenübergestellt, die sich nicht auf die vorbereitende Erforschung der sozialen Elemente beschränke, sondern direkt auf die Beobachtung der sozialen Gebilde und deren Betätigung los steuern und diese geradezu als »soziale Elemente« ansehen zu dürfen

[1] Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Tübingen 1910. Im Texte fortan als B. u. G. bezeichnet.

glaube. Schon 1895 nannte Mayr (S. 17) die Statistik und die Soziologie die genügend verselbständigten Wissenschaften auf dem Gebiete der »allgemeinen Gesellschaftswissenschaften«. In B. u. G. ist zwischen die beiden noch die »Soziallehre im engeren Sinne« (mit Einschluß der Sozialpolitik) gesetzt worden; diese Dreiteilung ist in die Neuauflage der »Theoretischen Statistik« nicht aufgenommen worden, wohl aber erscheint dort wieder eine Dreiteilung der Vielheiten von Menschen, die jener Dreiteilung zugrunde gelegt war. Leider ist auch diese nicht auf einhellige Weise bestimmt worden. In B. u. G. nämlich ist »die Forschungsarbeit auf die Erkenntnis der Zustände und Vorgänge bei den geschlossenen Massen als solchen, ohne grundlegende Rücksicht auf die besonderen Erscheinungen innerer gesellschaftlicher Beziehungen der Massenelemente gerichtet« oder »auf die spezielle Erkenntnis der verschiedenen Erscheinungsformen der loseren oder festeren Beziehungsverhältnisse der Elemente der Massen nach den Arten und Graden der Vergesellschaftung«. »Die Ausgliederungen der Menschenmassen und die förmlichen Neubildungen, die durch diese Vergesellschaftung von Menschenvielheiten entstehen, sind die sozialen Kreise«; diese aber sollen soziale Schichten heißen, »wenn nur tatsächliche Gleichartigkeit gesellschaftlichen Daseins ihrer Zugehörigen ohne Organisation der Gesamtheit vorliegt«; soziale Gruppen als »Vergesellschaftungen loseren Charakters«; endlich soziale Gebilde als die »förmlich organisierten, insbesondere durch anerkannte öffentliche Normen festgestalteten gesellschaftlichen Verbindungen«. Sodann werden außer 1. sozialen Massen und 2. sozialen Kreisen, 3. soziale Sekretionen unterschieden, »die — wie z. B. das Recht — als Produkte des gesellschaftlichen Lebens unter maßgebendem Einfluß gewisser unangreifbarer Grundnormen menschlichen Empfindens aus diesem gesellschaftlichen Leben heraus zur Verselbständigung und verhältnismäßiger Dauerexistenz neben dem physischen Leben der Gesellschafter gelangen«. — Man dürfte nun erwarten, daß von diesen zwei Dreiteilungen eine der Einteilung der allgemeinen Gesellschaftswissenschaften zugrunde gelegt wäre. Das ist aber nicht der Fall. Hier erscheint vielmehr eine dritte Dreiteilung, nämlich: die Statistik wird als die Lehre von den sozialen Massen, die Soziallehre im engeren Sinn als die Lehre von den sozialen Schichten, die Soziologie als die allgemeine Lehre vom Wesen und der Entwicklung der organisierten sozialen Kreise (Gruppen und insbesondere Gebilde) bestimmt. — Die beiden ersten Dreiteilungen kehren auch 1914 wieder, während hier (in der Neuauflage) mit der Dreiteilung der allgemeinen Gesellschaftswissenschaften auch die zuletzt erwähnte (deren

Hervorhebung durch den Druck aus B. u. G. übernommen ist) fehlt, dagegen Schichten, Gruppen und Gebilde zusammen »soziale Kreise« heißen; sie seien »sehr mannigfaltiger Natur«, die vielfältig sozialisierte Menschenmasse könne kurz als »die soziale Masse« bezeichnet werden. Dies ist nach der 1. Auflage wiederholt, die Statistik hat also ihren alten Platz wieder zugewiesen erhalten als zugleich allgemeine und exakte Gesellschaftslehre, neben der nur die Soziologie »einen anderen Weg« »zur wissenschaftlichen Betrachtung der sozialen Vorgänge« gehe. Man erkennt das Ringen mit dem Probleme.

Mit seiner Bestimmung des Begriffs der Statistik trifft Mayr seine scharfe Entscheidung über den berufenen Streit, ob sie eine Wissenschaft oder (»nur«) eine Methode »sei« (bzw. »sein solle«). Er hat sich aber daran nicht genügen lassen. Er verkennt nicht die Bedeutung, die das Wort Statistik im Sprachgebrauch gewonnen hat. Er will dieser gerecht werden durch die Unterscheidung von Statistik im materiellen und Statistik im formellen Sinne. Innerhalb jener oder der Statistik als Wissenschaft wird wieder statistische K u n s t und statistische Wissenschaft oder »Wissenschaft der Statistik im engeren Sinne« unterschieden: früher erst in § 68 (S. 158), jetzt schon in § 13 (S. 31), wo die statistische K u n s t (»das äußerlich ersichtliche statistische Tun«) als die Elementarform der Statistik im materiellen Sinne«, die »statistische Wissenschaft« als deren »höhere Form« unterschieden wird. Durch Verbindung der beiden Unterschiede ist die Definition der Statistik als Wissenschaft etwas abgeändert worden.

1. Auflage.

Statistik im materiellen Sinne (Wissenschaft der Statistik) ist die auf erschöpfende, in Zahl und Maß festgelegte Massenbeobachtung gegründete Klarlegung der Zustände und Erscheinungen des gesellschaftlichen menschlichen Lebens, soweit solche in den sozialen Massen zum Ausdruck kommen.

2. Auflage.

Statistik im materiellen Sinne ist der Inbegriff der Information über Zustände und Erscheinungen des gesellschaftlichen menschlichen Lebens, soweit solche in den sozialen Massen zählbar und meßbar zum Ausdruck kommen, und des daraus gegebenenfalls gewonnenen, weiter abgeklärten wissenschaftlichen Erkennens solcher Zustände und Erscheinungen.

. . . Die Statistische Wissenschaft oder die Statistik als Wissenschaft ist die auf das Material der statistischen Kunst gegründete Klarlegung der Zustände und Erscheinungen des gesellschaftlichen menschlichen Lebens, soweit solche in statistisch erfaßbaren sozialen Massen zum Ausdruck kommen.

II.

Wenige Probleme im ganzen Bereiche der Wissenschaften sind so schwierig und so fern von einer anerkannten Lösung, wie das ihrer Einteilung, die »Klassifikation der Wissenschaften«. Um es zu lösen, müßte man zunächst über den Begriff der Wissenschaft übereinkommen, und das hieße ihn frei bestimmen als den Begriff einer Idee. Diese Idee ist — das soll hier behauptet werden — die gedankliche Beherrschung einer Mannigfaltigkeit durch Begriffe; die Mannigfaltigkeit aber besteht entweder selbst aus Begriffen — den Gebilden menschlichen Denkens — oder sie besteht aus Erscheinungen — Tatsachen, die beobachtet, gekannt, erkannt werden können. Die allgemeinen Wissenschaften von Begriffen sind die Logik — die Lehre von Begriffen überhaupt — und die Mathematik — die Lehre von Begriffen, die durch Raum und Zeit bedingt sind —, es sind zugleich die schlechthin abstrakten Wissenschaften. Die Wissenschaften von Erscheinungen ist man längst übereingekommen als Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften zu unterscheiden; richtiger dürfte sein, letztere als Kulturwissenschaften zu bezeichnen[1], auf Grund der Einteilung, daß es sich einerseits um Erscheinungen handelt, die in Raum und Zeit (körperlich) vorhanden; andererseits um solche, die nur durch menschliches Denken und Wollen ihr Wesen haben, wozu auch die gehören, welche der Materie nach in Raum und Zeit vorhanden sind, aber durch menschliches Denken und Wollen ihre Form erhielten. Offenbar stellt das ganze Gebiet des Seelenlebens, also die es darstellende Psychologie, ein Zwischenreich zwischen Natur und Kultur dar; die Erscheinungen sind unlösbar verbunden mit solchen, die in Raum und Zeit vorhanden sind; sie sind die Voraussetzung aller Kulturerscheinungen. Das menschliche Zusammenleben ist zunächst wie das Zusammenleben anderer Lebewesen eine Naturerscheinung; aber seinen eigentlichen Inhalt lernen wir erst kennen, wenn wir es als durch menschliches Denken und Wollen bestimmt verstehen. So ist das Zusammenleben in einem Dorfe (einer Stadt) etwas anderes als bloß räumliche und zeitliche Tatsache aufgefaßt, anderes sofern es durch das Dasein, und näher durch den Willen einer Dorf g e m e i n d e (Stadtgemeinde) bedingt und getragen wird. Durch das kulturliche Zusammenleben der Menschen sind aber alle anderen Kulturerscheinungen bedingt. Es ist daher zweckmäßig, die Lehre vom menschlichen Zusammenleben als Grundlage der allgemeinen Kultur-

[1] Ich habe d i e s e Scheidung schon in den Jahren 1878/80 vorgenommen. Vgl. Soziolog. Studien und Kritiken, Erste Sammlung, S. 4 ff. (auch „Kant-Studien", Bd. 30, H. 1/2). Geltung hat sie durch H. R i c k e r t und seine Schule erlangt, aber in einem Sinne, von dem der hier vorgetragene durchaus abweicht.

wissenschaft aufzubauen; den Namen Soziologie darauf anzuwenden, ist schon darum empfehlenswert, weil der Name Psychologie als Lehre von den auch ihr zugrunde liegenden seelischen, und der Name Biologie als die von den auch der Psychologie zugrunde liegenden Lebenserscheinungen sich eingebürgert hat. Die Soziologie jenes allgemeinsten Sinnes zerfällt nun sachgemäß in drei Abteilungen: 1. die Sozialbiologie; diese betrachtet das kulturliche Zusammenleben in seinen natürlichen (physischen) Bedingungen, daher die Ernährung und Fortpflanzung der Menschen, aber freilich der Menschen als Kulturwesen, daher auch, sofern sie sozial verbunden sind, also in Familien, Gemeinden, Staaten zusammenleben. Zu ihren Hauptgegenständen gehört die Bevölkerung und im Zusammenhange damit die Bedeutung der »anthropologischen« Merkmale und ihrer Verschiedenheiten unter den Völkern und Rassen für deren soziales Leben. Die zweite Abteilung ist die Sozialpsychologie — die ich mit Stoltenberg in Soziopsychologie und Psychosoziologie einteile: jene hat zum Gegenstand die psychischen Erscheinungen, die erstens nicht anders zu denken sind als im Bewußtsein des einzelnen, zweitens nicht anders als mit bewußter Beziehung auf ein oder mehrere Mitwesen; diese dieselben, sofern viele sie miteinander gemein haben, die Individuen also zusammen fühlen und zusammen denken. Wie jene — die Soziopsychologie — einen soziologischen Inhalt der Psychologie, so bedeutet diese — die Psychosoziologie — einen psychologischen Inhalt der Soziologie. Dieser enthält aber ebensowohl die Widergefühle — um auch diesen Ausdruck dem genannten Autor zu entlehnen — und Widergedanken als die Fürgefühle und Fürgedanken und die in jenen beruhenden feindlichen wie die in diesen beruhenden freundlichen Verhältnisse. Endlich aber findet drittens die Soziologie ihren eigentlichen Sinn und eigentlichen Gegenstand in dem sozialen, d. h. friedlichen Verhalten der Menschen zueinander und allen daraus entspringenden Kulturwerten, unter denen wiederum die spezifisch sozialen, nämlich die Verbindungen und Vereine der Menschen, als Gestalten ihres eigenen Denkens und Wollens (eine andere Unterscheidung als die Mayrsche der sozialen Kreise), die soziologisch bedeutendsten sind. — In diesem gesamten Gebiete ist aber, wie in den Naturwissenschaften, so viel strenge und vollkommene Wissenschaft als darin Logik und Mathematik enthalten ist: nämlich es muß ein System von Begriffen zugrunde gelegt werden und ein System von deduktiven Folgerungen, die wie jenes strenge, aber (zugleich nur) hypothetische Wissenschaft darstellen. So ist aus gewissen soziologischen Voraussetzungen, in denen die drei Arten der Soziologie zusammenbegriffen waren, die abstrakte Nationalökonomie und die abstrakte Bevölkerungslehre

abgeleitet worden; so kann aus der dritten Art die »reine Soziologie« gewonnen werden, worunter, ihren Grundbegriffen nach, die reine Rechtslehre und allgemeine Staatslehre, wie andere philosophisch-soziologische Disziplinen, mit begriffen sein müßten. Auch die Sozialbiologie und Sozialpsychologie haben es unmittelbar nur mit Begriffen und Ableitungen aus Begriffen zu tun. — Demgegenüber bleibt aber der eigentlich wissenschaftlichen A r b e i t , der Tätigkeit des Sammlers und Forschers, das ganze unermeßliche Feld der Erfahrung: hier gilt es zu beobachten und zu beschreiben, gilt es vom Einzelnen durch Sondern und Vergleichen zu Verallgemeinerungen aufzusteigen; hier ist das Reich der Induktion, aus welchem Wissenschaft in einem ganz anderen Sinne als die bisher betrachtete hervorgeht: weniger strenge, weniger allgemeine, dafür aber Wissenschaft von Tatsachen, von einer anders gearteten Gewißheit, kategorisch anstatt hypothetisch; kein Wunder, daß die Erfahrungswissenschaft sich regelmäßig für die allein echte ausgibt und heute insgemein dafür gehalten wird, obgleich wir immer wieder lernen, an der Logik und ganz besonders an der Mathematik unsere Idealvorstellung von Wissenschaft zu bilden. Die Namengebung ist, wie überall, Sache der Übereinkunft und des Beschlusses; man kann aber auch hier unterscheiden und vermitteln, indem man sagt: reine Wissenschaft und empirische Wissenschaft, Deduktion und Induktion, müssen zusammenkommen, wenn man sich dem Ziele alles wissenschaftlichen Denkens nähern will: der objektiven, d. i. allgemein gültigen Erkenntnis der Wirklichkeit als des Zusammenhanges von Ursachen und Wirkungen. So kann man keinen Gegenstand genau und vollständig b e s c h r e i b e n , ohne darauf allgemeine und eindeutige Begriffe anzuwenden, einen Acker oder einen Wald seiner Größe nach nicht beschreiben, außer mit Hilfe geometrischer Denkbilder und ihnen nachgebildeter Werkzeuge. Die wichtigsten empirischen Begriffe für die Zusammenhänge des Geschehens: die des Möglichen, des Wahrscheinlichen und des Notwendigen sind auch Begriffe der Logik und der Mathematik.

Insbesondere der Begriff der Wahrscheinlichkeit, der als subjektiver nur einen Grad der Zuversicht ausdrückt, womit ein vergangenes, gegenwärtiges oder zukünftiges Ereignis vermutet wird, findet sich in der mathematischen Wahrscheinlichkeitslehre objektiviert und relativiert, so daß ihre Grade meßbar werden und selbst den Charakter der Gewißheit erhalten, als ein Quotient ausgedrückt, dessen Dividendus der oder die günstigen, dessen Divisor die möglichen Fälle bilden, immer als gleich-mögliche gedacht, so daß auch die unbestimmte Qualität der Möglichkeit auf einen quantitativen Ausdruck gebracht werden kann, demgemäß ihre Summe = der Wirklichkeit oder Notwendigkeit und

(darauf bezogenen subjektiven) Gewißheit. In Graden ausgedrückt ist die Möglichkeit = Wahrscheinlichkeit, die begrifflich auch das empirisch Unwahrscheinlichste umfaßt, wie der physikalische Begriff der Wärme auch die Kälte. Aber nur an der Hand der Erfahrung kann man die Wahrscheinlichkeit irgendeines Ereignisses bestimmen, während die mathematische Wahrscheinlichkeitslehre auf Grund ihrer Begriffe und Voraussetzungen die Wahrscheinlichkeit z. B. eines Pasch mit mehreren Würfeln *a priori* bestimmt; die Erfahrung wird ihr um so näher kommen, je mehr die Gleichheit der Seiten der Würfel und die Gleichheit der ganzen Würfel vollkommen ist. Einen Weltkrieg von 50 Monaten als Mitkämpfer heil zu überleben, ist möglich; den Grad der Wahrscheinlichkeit wird man annähernd nur nach den Erfahrungen des deutschen, des österreich-ungarischen, des französischen und des englischen Heeres feststellen können, während alle Wahrscheinlichkeitsrechnung auf Grund der Erfahrungen früherer Kriege ihn weit überschätzt hätte. Ihre Regeln aber werden immer unentbehrlich sein, um schweifenden Vermutungen einen festen Sitz anzuweisen. Die unwissenschaftliche Vermutung wird dahin gehen, daß eine 80jährige Frau, Witwe oder Ledige, »wohl noch einige Jahre leben werde«; die deutschen Sterbetafeln geben ihr auf Grund der Erfahrungen von 1924/26 $5^1/_3$ Jahre, wenn sie verheiratet, etwas mehr, wenn sie ledig, und weniger als 5, wenn Witwe oder geschiedene Frau.

Man hat die Voraussicht für den eigentlichen Zweck und Nutzen der wissenschaftlichen Erkenntnis erklärt und darum die Astronomie für die vollkommenste empirische Wissenschaft, weil sie mit Sicherheit Ereignisse vorausberechnet, die freilich nur sehr aus der Ferne und in unbestimmter Weise erkennbar sind. Die Voraussicht ist ein Hauptzweck, aber nicht der einzige Zweck der Wissenschaft; es kann aber ihr nur förderlich sein, wenn sie wesentlich auf diesen Zweck bezogen wird. Es folgt daraus, daß sie die Wirklichkeit und die darin enthaltenen Möglichkeiten, die Tendenzen und Chancen, in Begriffen beschreiben, d. h. vergleichen, also, sofern es angeht, zählen und messen soll. Die wahrscheinliche, vielleicht sogar die gewisse und notwendige Wirkung eines Ereignisses läßt sich dann voraussagen, wenn man die regelmäßigen Wirkungen s o l c h e r Ereignisse kennt; um sie zu kennen, muß man den Zusammenhang von Ursache und Wirkung in ihnen erkannt haben, muß also wissen, daß der »Causalnexus« besteht: B ist die notwendige oder wenigstens wahrscheinliche Wirkung von A, A hat B zur notwendigen oder mehr oder minder wahrscheinlichen Folge. Wie viel aber davon vor aller Erfahrung (*a priori*) erkannt werden kann — die Kreuzfrage der Erkenntnistheorie —, bleibe hier unerörtert. Für alles Einzelne ist man jedenfalls auf die Erfahrung angewiesen. Aber auch das dedu-

zierbare Wissen um die gewissen oder mehr oder minder wahrscheinlichen Wirkungen einer bestimmten Ursache beruht im Gebiete der Kulturwissenschaften auf allgemeiner Erfahrung.

Wenn Mayr von der Statistik und anderen Methoden, vermöge deren »die Erkenntnis des Sozialen durch die Beobachtung von Elementen sozialer Massen« gesucht werde, die Soziologie als die Wissenschaft unterscheidet, welche mit »direkter Betrachtung der sozialen Gebilde aller Völker und Zeiten und mit der Lebensbetätigung, dem Entwicklungsgesetz dieser Gebilde« sich beschäftige, so hat er von ferne etwas Ähnliches im Auge wie den Unterschied zwischen empirischer und begrifflicher (»reiner«) Wissenschaft. Er wendet aber gegen die »modernen Soziologen« ein, daß sie zwar behaupten, »direkt beobachtend vorzugehen«, was aber von ihnen geboten werde, sei nicht Beobachtung im Sinne strengen induktiven Verfahrens, sondern — dann gibt Mayr wieder, was er 1. der biologischen, 2. der psychologischen Schule der Soziologie zuschreibt. Er vergißt, daß es auch eine soziologische Schule der Soziologie gibt, und hält sie nicht einmal der Erwähnung für wert. Und doch anerkennt er, daß »auch die rein deduktive Geistesarbeit zum Zwecke des tieferen Eindringens in die letzten Entwicklungserscheinungen des Menschenlebens« »volle Berechtigung« habe. Wenn er jedoch im gleichen Absatz (S. 21) sagt, auf befriedigende Art seien »eben« soziale Gebilde, als besondere Zusammenschlüsse sozialer Massen, nur mittels der Massenbeobachtung der Statistik zu erkennen, so wird er damit dem ganzen Umfange der Erfahrung in diesem Gebiete nicht gerecht und verneint sich selbst, wenn er in B. u. G. von den allgemeinen Gesellschaftswissenschaften (s. o.) nicht nur die Wissenschaften vom Wirtschaftsleben, vom Staat und vom Recht, als die besonderen unterscheidet, sondern auch die soziologische Betrachtung des Entwicklungslebens des Staates ausdrücklich der juristischen vorausschickt und daraus a) die allgemeine, b) die spezielle Staatslehre ableitet. Von einer soziologischen Betrachtung innerhalb der »Staatswissenschaften im übertragenen Sinn«, insbesondere in der Nationalökonomie, der Finanzwissenschaft ist jedoch keine Rede; vielmehr wird die Soziologie in abfälliger Beurteilung, die sich besonders an Gumplowicz hält, selbst zu den Staatswissenschaften im übertragenen Sinne gerechnet. — Mit dem Unterscheiden deduktiven und induktiven Verfahrens befaßt sich B. u. G. gar nicht. Das Verhältnis der »Staatswissenschaften« zu den Gesellschaftswissenschaften wird so dargestellt, daß aus dem »Konglomerat von Gesellschaftswissenschaften« (allgemeinen und besonderen) »in verschiedenartiger Gruppierung und Auslese« die Staatswissenschaften »entspringen« (B. u. G., S. 18).

III.

Man kann das gesamte Einzelwissen von Tatsachen des sozialen Lebens — vergangenen und untergegangenen — gegenwärtigen und in die Zukunft hineinragenden — vergangenen gegenwärtigen und bleibenden — »historisch« nennen und bliebe dabei dem Ursinne dieses griechischen Wortes nahe. Dann aber darf man etwa diese ganze Kenntnis und Erkenntnis einteilen in

A. Kenntnis und Erkenntnis der einzelnen einmaligen Begebenheiten, in ihrer Vereinzelung und Besonderheit aufgefaßt —; sie sind mehr oder minder bedeutsam für den Erkennenden, je nachdem sie seine Gefühle erregen, sein Wohl und Wehe berühren, eben darum ihm auch mehr oder weniger verständlich sind. Der Ortshistoriker denkt anders darüber als der Landes- und Reichshistoriker, die Geschichte Frankreichs geht die Deutschen sehr viel näher an als die Geschichte Japans. Für eine streng wissenschaftliche Betrachtung, die der Geschichtsschreibung als einer Kunst von ästhetischem oder ethisch-patriotischem Charakter nicht naheliegt, müßten diese Unterschiede wegfallen. Sie wird die Entwicklungen der Länder, Nationen, Reiche miteinander vergleichen, um dem Ideal der Erkenntnis ihrer Notwendigkeit und Gesetzmäßigkeit, wenn auch auf unbestimmte Art, näher zu kommen; alle Kulturgeschichte, Universalgeschichte, Philosophie der Geschichte, soziologische Geschichtsforschung will sich auf diese Wege wagen. Zu den schweren Hemmnissen gehört auch dies, daß die Kunde der Vergangenheit, überall aus dem Heldenepos hervorgehend, die Ergebnisse in übermäßiger Weise an die Tätigkeit und Leistung bestimmter einzelner Personen angeknüpft hat; eben darum wird das wissenschaftliche Denken eher

B. in Wiederholungen auftretende Arten von Ereignissen und Erscheinungen sich zum Vorwurf nehmen, z. B. solche des wirtschaftlichen Lebens: Steigerungen und Niedergänge, Aufstiege und Handelskrisen, Mißernten, Hungersnöte; oder des politischen Lebens, als Staatenbildungen, Verfassungsänderungen, Revolutionen, Thronwechsel, Thronstreitigkeiten, Kriege, Friedensschlüsse, das Entstehen und Vergehen der Reiche; oder endlich Tatsachen des geistigen Zusammenlebens, wie Ausbreitung und Untergang von Glaubensvorstellungen, von Künsten und Wissenschaften, von Sitten und Gebräuchen usw. Auch diese Studien sind bisher noch zum größten Teil an die bloße »Geschichte« — Kultur-, Handels- und Wirtschafts-, Kriegs-, Verfassungs-, Religions-, Kunst-, Literaturgeschichte usw. — gefesselt geblieben und werden sich als s o z i o l o g i s c h e Forschungen davon ablösen müssen. Die empirische Soziologie wird aber ferner von Schilderung und Untersuchung

der Begebenheiten der Beschreibung des Beharrenden sich zuwenden müssen, schon weil es Mitursache der Veränderungen ist; sie wird daher

C. miteinander vergleichbare Zustände des Zusammenlebens (der Kultur), die zu verschiedenen Zeiten oder an verschiedenen Orten (in Städten oder Ländern) beobachtet werden, z. B. geltende Rechte, gesprochene Sprachen, herrschende Religionen und Denkweisen, Sitten und Gebräuche, Umgangsformen, Kleidertrachten, beschreiben und vergleichen,

D. endlich kann die Erkenntnis auf die Einzelheiten des Lebens einer sozial verbundenen Menge, der Einwohnerschaft eines Landes, daher eines Staates und seiner Angehörigen, sich erstrecken, indem sie von dem bloßen Dasein ausgeht und andere Merkmale, die sie miteinander gemein haben, oder in Verschiedenheit aufweisen, daran anschließt. Die höchste Aufgabe ist hier, das L e b e n e i n e s V o l k e s anzuschauen und darzustellen, aber auch es vergleichend zu begreifen.

Dies ganze Feld der Tatsachen steht der unmittelbaren Erfahrung, also der Beobachtung, nur in sehr eingeschränktem Maße offen, und innerhalb dieser Schranken ist der Forscher noch zum größten Teile auf die Zuverlässigkeit der Feststellungen anderer angewiesen. Die Beobachtung wird um so vollkommener sein, je mehr sie planmäßig, systematisch geleitet wird, ja einem Zwange untersteht; je mehr sie bürokratisiert ist, wie die Volkszählung und andere amtliche Aufnahmen. Solche Beobachtungen stellen immer etwas Gegenwärtiges fest, und zwar entweder Bestehendes oder Geschehendes; sie beziehen sich vorzugsweise auf Größenverhältnisse, die sie messen, also »exakt« vergleichbar machen; das Messen von Mengen, die als aus gleichen Einheiten bestehend gedacht werden, ist das Zählen. Es kann der Beschreibung jeder Art von Zuständen und Ereignissen dienen und sie beleuchten, auch die der eigentlichen »Geschichte« (A); denn es bereichert und berichtigt unsere Vorstellungen, wenn wir aus glaubwürdigen Zeugnissen erfahren, wie groß die Heere waren, die Alexander oder Karl der Große geführt haben, wie volkreich die Städte, Länder und Reiche waren, die Rom sich unterwarf (»historische Statistik«). Die Geschichte der neuesten Zeit wird auch für die späte Nachwelt verstehbarer, und die der verschiedenen Staaten vergleichbarer, weil und insofern als wir solche Daten in viel weiterem Umfange für die letzten 100—200 Jahre als für die früheren Zeiten besitzen. Ebenso gilt es für die drei anderen Gebiete: die Z a h l e n sind überall das nützlichste Hilfsmittel der Erkenntnis, wenn auch »Statistik« in diesem Sinne, nach dem sie nichts ist als Gebrauch von Zahlen, eben darum vorzugsweise in D sich angesiedelt hat, weil hier der zählenden Beobachtung gegenwärtiger Zustände und fortlaufender Be-

gebenheiten die Tore am weitesten offen stehen. Nur ein gegenwärtiges, lebendiges Volk, nur ein bestehendes Gemeinwesen läßt sich vollständig beobachten, schildern, begreifen, weil nur auf deren Dasein und Zustände das Maß der Zählung und anderer Messungen anwendbar sind; wenigstens ist alles vergangene Derartige, im allgemeinen, je weiter zeitlich entfernt, um so mehr dem Zweifel ausgesetzt.

Überall handelt es sich hier um die Findung, Feststellung, Beschreibung von Tatsachen, aber der wissenschaftliche Denker bleibt nie bei Tatsachen stehen. Er will die Tatsachen ordnen, um sie zu verstehen, er wird versuchen, ihre Ursachen zu ergründen; hierfür ist nun, in bewußterer Weise, als schon bei der Beschreibung von Tatsachen, Vergleichung notwendig, die in jedem Sinne den Fortgang der Wissenschaft bezeichnet. Diesem Anspruch gerecht zu werden, haben sich vergleichende Sprachwissenschaft, vergleichende Rechtswissenschaft, vergleichende Mythologie und Religionskunde, vergleichende Sittengeschichte, vergleichende Literatur- und Kunstgeschichte, mehr oder minder erfolgreich entwickelt. Verhältnismäßig unentwickelt ist noch die Vergleichung der B-Tatsachen und noch mehr die der A-Tatsachen geblieben, dagegen ist ziemlich verfrüht auf die einen wie die anderen der Gedanke einer allgemeinen gesetzmäßigen Entwicklung und Entwicklungsgeschichte angewandt worden, der nur auf Grund von umfassenden Vergleichungen der Tatbestände gedeihen kann.

Überall wird das streng wissenschaftliche, rationale Denken dadurch bezeichnet, daß es, um zu sicheren Induktionen zu gelangen, in qualitativen Vergleichungen zu quantitativen fortschreitet, daß es also zum Messen und Zählen übergeht, wo immer und sofern die Erscheinungen solchem Verfahren zugänglich sind.

Die Erforschung und Beschreibung von D-Tatsachen ist im 18. Jahrhundert und bis über die Mitte des 19. hinaus unter dem Namen der Statistik gepflegt worden, wenn auch diese in ihren ersten Stadien lieber noch bei C-Tatsachen verweilte oder wenigstens dahin übergriff. Es war eine neue Wissenschaft, die lange Zeit als »Hilfswissenschaft« der Geschichte geschätzt wurde, zuweilen auch in geistreicher Wendung (durch A. L. v. Schlözer) als stillstehende Geschichte der Geschichte als einer fortlaufenden Statistik gegenübergestellt wurde.

IV.

Es war ein Fortschritt der Statistik, den ihre konservativen Meister bekämpften, daß sie mit Vorliebe Zahlen in Tabellenform brachte und so ihre Vergleichbarkeit förderte. Aber die Proteste dagegen haben

insofern Recht behalten, als diese Tabellenstatistik die Statistik des alten echten Sinnes untergraben und beinahe der Vergessenheit preisgegeben hat. Ihren Rang und ihre damals gefeierte Bedeutung als Wissenschaft hat sie eingebüßt, und sich gefallen lassen müssen, zu einem »Mädchen für alles« erniedrigt zu werden, so daß in dem deutschen Streit, ob sie eine Wissenschaft oder eine bloße Methode »sei«, die Vertreter der letzteren Meinung, ungeachtet der geistvollen Versuche, sie als Wissenschaft wieder herzustellen, das Übergewicht gewonnen haben.

Welchen Ursachen ist dies Ergebnis zuzuschreiben, das auch darin sich kundgibt, daß »die« Statistik kaum an einer Universität noch Pflege genießt, daß es nur hie und da einen »außerordentlichen« Lehrstuhl für Statistik gibt, daß sie höchstens noch als Anhängsel der Nationalökonomie, die »zahlenmäßiges Material« für ihre Lehrsätze beibringen will, oder aber als ein verlorener Schößling der Mathematik, nämlich als angewandte Wahrscheinlichkeitslehre, ihr Dasein fristet — ?

1. Eine der Ursachen wurde schon bezeichnet: die Tabelle wurde das stehende Merkmal der Statistik — an und für sich hätte das ihre Entwicklung vielmehr fördern als hemmen sollen.

2. Damit hängt nahe zusammen der Einfluß der sogenannten politischen Arithmetik, deren berühmtester Vertreter der auch als politischer Ökonom hervorragende Sir William Petty gewesen ist. Bei Mayr lesen wir (I^2, S. 326): »Vollkommen unabhängig von der Disziplin der »Staatsmerkwürdigkeiten« [eben der alten Statistik] hat sich auf Grund von fest umgrenzten, insbesondere auf das Gebiet der Bevölkerungsbewegung gerichteten Massenbeobachtungen, eine Betrachtungsweise sozialer Zustände und Erscheinungen entwickelt, welcher es weniger um die historische Gestaltung der Vorgänge und deren Beschreibung als um deren analytische Betrachtung zum Zweck der Gewinnung abstrakter Einblicke in gewisse Vorgänge des Gesellschaftslebens zu tun ist. . .« »Indem diese Betrachtungsweise das benutzte« Massenmaterial nur als Unterlage für die Ergründung von Gesetzmäßigkeiten und Kausalitätsbeziehungen allgemeiner Art verwertete, schuf sie die in der Behandlungsweise der Universitätsstatistiken fehlende letzte Zuspitzung der wissenschaftlichen Bearbeitung des statistischen Materials.

Diese Charakteristik trifft für Petty nicht zu. Seinen Erörterungen sind zwar Ausblicke allgemeiner Art beigemischt (er bezeichnet sie selbst als Abschweifungen), z. B. über den Zeitpunkt der »Anfüllung« des Erdballes mit Menschen, oder Erörterungen, ob die schnelle Bevölkerung der Erde zum Besten der Menschheit sein werde, ob sie den offenbarten Willen Gottes erfüllen, welchem Fürsten oder Staat sie am meisten

vorteilhaft sein würde — ferner seine neuerdings aufgelebte, gescheite Ansicht der soziologischen Bedeutung der Ketzerei und Heterodoxie —, aber die Substanz seiner Schriften über politische Arithmetik ist Statistik im echten alten Sinne, mit den politischen Nutzanwendungen, auf welche diese immer eingestellt war — will sagen, daß Pettys eigentliche Angelegenheit die Größe, Volkszahl, der Bodenreichtum und Wohlstand, also Produktion, Handel, Schiffahrt Englands, seiner Hauptstadt, seiner Nebenländer (Irlands) und Kolonien, war, wobei Petty dadurch hervorragt, daß er die Tatsachen so weit als möglich in Zahlen darzustellen beflissen ist. Auch Grauntś Absehen ist durchaus auf die Charakteristik der Zustände Londons gerichtet; wenn sich bei ihm, nach Mayrs Ausdruck, »bereits abstrakte Betrachtungen über das Geschlechtsverhältnis der Bevölkerung, über die Bedeutung der Wanderungen« u. a. vorfinden, so ist das nur ein Beleg für die allgemeine Erfahrung, daß Beobachtungen zu Verallgemeinerungen anregen. Einen Gipfel erreichten diese Studien über den Bevölkerungswechsel in Süßmilch, von dem Mayr sagt, er sei der erste bedeutende und durchaus selbständige Vorläufer derjenigen Forscher geworden, deren Streben es heute sei, die Wissenschaft der Statistik zur exakten Gesellschaftslehre auszugestalten (S. 327). Süßmilch wollte in der Tat nicht Statistiker sein, sondern ein theologischer Philosoph, und zwar, wie wir heute sagen würden, Soziologe, während bei seinen Vorgängern die Benutzung der Sterbetafeln usw. für Zwecke des Versicherungswesens in das Gebiet der Sozialbiologie gehört. — Die Hauptursache, warum jene neue Wissenschaft der Statistik keine Geltung gewonnen hat, nachdem die alte aufgegeben wurde, ist

3. der lose und oberflächliche Sprachgebrauch, der besonders in Frankreich ausgebildet, von dort nach Deutschland zurückgekehrt ist: er hat von der Tabellenstatistik her das einzige Merkmal der Zahlentabelle festgehalten und nennt nun alles Statistik, was (auch nur) mehr oder weniger tabellarisch in Zahlen über irgendeine Erscheinung ausgedrückt wird, z. B. feuchte Niederschläge, Häufigkeit der Zangengeburt in einer Klinik, Vorkommen einer Präposition bei einem griechischen Schriftsteller usw. usw. Natürlich kann die Statistik dieses Sinnes auch auf Volkszahl, Eheschließungen, Geburten und Sterbefälle, und auf die 1000 anderen Dinge des sozialen Lebens, die in Zahlen darstellbar sind, erstreckt werden. In Wahrheit ist dies die einzige Vorstellung von Statistik, die im allgemeinen Bewußtsein lebendig ist, und viele Gelehrte seit Mitte des vorigen Jahrhunderts bis auf diesen Tag veranlaßt hat, Statistik für eine bloße »Methode« zu achten, wenn auch scheinbar wieder die »statistische Methode« von ihr unterschieden wird, so daß schließlich

Statistik weniger als eine Methode, nämlich nichts als ein anderer Ausdruck für eine Zusammenstellung auf irgendwelchen Gegenstand sich beziehender Zahlen wird.

4. An diesen Sprachgebrauch knüpfte schon die Arbeit Quételets an, wenn er alle seine Forschungen über die durchschnittliche Entwicklung des Menschen in bezug auf seine körperlichen Fähigkeiten und Eigenschaften, wie seine sittlichen und geistigen Fähigkeiten, endlich die daran angeknüpften Betrachtungen über Gleichgewicht und Bewegung des sozialen Systems darum »statistisch« nannte, weil sie gewisse in Zahlen (wenn auch zum großen Teil unsicheren) vorliegende Beobachtungen zu verallgemeinern wagten. Was trotz aller Schattenseiten, insbesondere auch der zu weit getriebenen Generalisierung und voreiligen Schlußfolgerung aus zeitlich und räumlich nur engbegrenztem Material, die Bedeutung Quételets so hochhebe — betont Mayr —, das sei »die in der Gesamtheit seiner Arbeiten liegende zielbewußte Erstrebung der Erkenntnis der Gesetze des Gesellschaftslebens (die »*physique sociale*«) im einzelnen gefördert durch bevölkerungsstatistische und moralstatistische Studien, und weiter (!) durch die nur entfernter (!) mit dem sozialen Gebiet zusammenhängenden, mehr den Naturforscher Quételet ersichtlich machenden somatologischen Forschungen« (die Anthropometrie).

Von der alten Statistik aus und in den oben vorgelegten Begriffen wird man die Arbeit Quételets als (recht unzulänglichen) Versuch in empirischer Anthropologie, insbesondere Sozialbiologie, die hinübergreifen in Sozialpsychologie und (eigentliche) Soziologie, auffassen müssen. Der Statistiker alten Sinnes wird sagen: meine Aufgabe ist die Beschreibung der sozialen Tatsachen in bestimmten Ländern, unter bestimmten Staatsverfassungen und Gesetzen; die vollkommene Beschreibung der wichtigsten Tatsachen, z. B. der Bevölkerung, ist nur in Zahlenausdrücken möglich, mögen die Zahlen nun auf Schätzungen, auf Berechnungen, auf staatlichen Zählungen beruhen. Eine allgemeine Bevölkerungsstatistik wäre zunächst die Feststellung der Volkszahlen aller Länder der Erde; diese kann nur auf Grund unsicherer Schätzungen geschehen; nicht einmal für benachbarte Länder auf Grund gleichzeitiger und nach gleichem Plane vorgenommener Zählungen; auch wenn diese zuverlässig sind, können die Zahlen für zwischenliegende Zeiten nur durch Berechnungen gewonnen werden, deren Mängel offenbar sind. Vollends, was die sogenannte »Bewegung« der Bevölkerung betrifft, so versagen die Urkunden, sobald wir über die Länder der alten europäischen Kultur hinausgehen; und auch in dieser sind sie keineswegs einheitlich geregelt (England hat z. B. noch nie Mitteilungen

über den Bevölkerungwsechsel auf seinen Kanalinseln gegeben). Es kann mithin nicht die Rede davon sein, daß wir in der Lage wären, auf Grund des Materials zu ermitteln, wie viele Geburten »gesetzmäßig« im Jahresdurchschnitt auf einen Durchschnitt von 1000 Menschen kommen; nicht einmal für ein einziges Jahr können wir diese oder die sogenannte Sterbeziffer auch nur für die Volksmenge in Europa feststellen. Ob diese allgemeinen, ob gar die entsprechenden Ziffern, die auf die Menschheit — den »*homme moyen*« — sich bezögen, wissenschaftlichen Wert hätten, mag man mit Grund bezweifeln; anerkannt ist, daß eine besser vergleichbare Messung, z. B. der Geburten, nur durch Beziehung auf die physisch gebärfähigen Frauen, der ehelichen Geburten auf die Ehefrauen des entsprechenden Lebensalters; ebenso der Sterbefälle durch Beziehung auf den Altersaufbau der Volksmenge geschieht. Von vergleichbaren Daten dieser Art, auch nur über Europa hin, sind wir natürlich noch viel weiter entfernt. Die ideelle Möglichkeit solcher Verallgemeinerungen kann natürlich nicht bestritten werden. Jedenfalls können wir schon jetzt — wird der Statistiker fortfahren — für ein bestimmtes Land, z. B. das Deutsche Reich, solche allgemeinen Verhältniszahlen feststellen, ohne uns dadurch unserer eigentlichen Aufgabe zu entfremden, die darin besteht, konkrete empirische Erkenntnisse zu gewinnen über die unter bestimmten sozialen und politischen Bedingungen zusammenlebenden Menschen — Erkenntnisse, welche dann mehr oder minder vergleichbar sind mit den auf Menschen sich beziehenden, die unter anderen mehr oder minder abweichenden sozialen und politischen Bedingungen zusammenleben. Nur dadurch könnte die Statistik als Sozialwissenschaft sich bewähren, während der Satz, mit dem Quételets »*Sur l'homme*« anhebt: »Die Geburt, die Entwicklung und der Tod des Menschen erfolgen nach gewissen Gesetzen«, rein naturwissenschaftlich ist und natürlich ebensogut von der Geburt usw. des Vogels und des Fisches, wie des Menschen gilt. Das sozialwissenschaftliche Interesse fängt erst an, wenn wir bemerken, daß z. B. in unserem Lande (und freilich in den meisten Ländern) den Geburten — mit mehr oder minder großen Ausnahmen — eine besondere sitten- und staatsgesetzliche Verbindung zwischen Mann und Frau vorauszugehen pflegt, so daß sie eben nicht ausschließlich durch Naturgesetze geregelt sind, es sei denn in dem Sinne, daß alle Kultur in der Natur enthalten ist.

V.

Der Sinn der echten alten Statistik ist niemals völlig verloschen. Einer der berühmtesten deutschen Statistiker, auch als Geograph her-

vorragend, J. E. Wappaeus, der auch die Handhabung der Zahlen gründlich verstand, hat noch in Vorlesungen des Jahres 1878 (herausgegeben 1881) als Aufgabe der Statistik die Schilderung und Erkenntnis der gegenwärtigen Zustände des konkreten in Wirklichkeit bestehenden Staates bezeichnet; ähnlich um dieselbe Zeit der Franzose Maurice Block. Ferner besteht die Anwendung noch in der »kirchlichen Statistik« beider Konfessionen, die eine Beschreibung der Gemeinden, ihrer Verfassungen und Zustände sein will und sich der Zahlen nur zur Illustration bedient[1]. Vor allem aber darf man nie vergessen, daß aus dem Sinn und Geist der echten alten Statistik die statistischen Ämter und die amtliche Statistik hervorgegangen sind, die diesen noch heute verkörpern, wenn sie auch aufgehört haben, sich anderer Darstellungsmittel als der Zahlen zu bedienen[2]. Entscheidend ist, daß sie sich auf ein bestimmtes Gebiet (eines Staates, einer Stadt) beziehen und auf die Tatsachen, welche für die Regierungen und Verwaltungen wichtig, darum auch soziologische Bedeutung haben. Recht merkwürdig ist auch, daß Quételet, nachdem er — auch sonst (wohl durch Geist, aber) nicht immer durch klares Denken sich auszeichnend — entgegengesetzte Begriffe der Statistik nebeneinander vertreten hatte, in seinem Alterswerk (der »*Physique sociale*« von 1869) sich dahin erklärte: »*La statistique s'occupe d'un Etat pour une époque déterminée, elle réunit les éléments qui se rattachent à la vie de cet Etat, elle s'applique à les rendre comparables et les combine de la manière la plus avantageuse pour reconnaître tous les faits qu'ils peuvent nous révéler. Ceux qui comprennent le mieux le langage des nombres, et l'on ne saurait nier que c'est sous cette forme que se résument la plupart des données statistiques, ce sont ceux qui les ont recueillis, qui les ont examinés, qui en connaissent le fort et le faible, et qui ont enfin l'habitude de ce genre de travaux*« (I, 101). Mayr nimmt (S. 330) geringschätzig darauf Bezug: »entgegen seiner ganzen verdienstvollen Lebensarbeit« gebe Quételet hier »eine Definition der Statistik ganz im Sinne der ältesten in den Kinderschuhen stehenden Universitätsstatistik«.

Dies Wort ist zu verstehen, wenn man weiß, daß Mayr in dem Fortschritt von dieser alten ersten Statistik zu seiner »Wissenschaft von den sozialen Massen« eine durchaus normale und natürliche Ent-

[1] Es fehlt auch sonst nicht an neueren Erscheinungen dieser Art. So will ein Werk wie Jens Warmings's Haandbog i Danmarks Statistik (1913), wenngleich es durchaus auf Zahlen beruht, Statistik im alten Sinne sein.

[2] Die ersten von E. Engel herausgegebenen Bände der „Preußischen Statistik" enthalten noch wörtliche Auszüge aus den Berichten der Handelskammern ohne Zahlen.

wicklung begrüßt. Die Vermittlung bietet ihm sein Begriff der »statistischen Kunst«, und es tritt die fortgehende Beschäftigung mit dem Problem, die den Meister auszeichnet, darin hervor, daß er in diesem Sinne den Abschnitt (II) über »die statistische Wissenschaft und deren allgemeine Grundlagen« in der Weise zu verfassen sich angelegen sein ließ, wie oben berichtet worden.

Beachtenswert sind in diesem Zusammenhange auch folgende Sätze Mayrs: »Die *feinste Ausgestaltung* dieser wissenschaftlichen Durchdringung des elementaren statistischen Stoffes zeigt sich in der Darlegung erkennbarer allgemeiner — wenn auch relativ bedingter — Gesetzmäßigkeiten und Typen sozialer Zustände und Erscheinungen. *Doch geht die statistische Wissenschaft nicht in der Erkenntnis nur solcher aus dem Konkreten erkannter abstraktiver allgemeiner Typen auf; ihr fällt vielmehr auch die Aufgabe zu, in wissenschaftlich geläuterter und geordneter Darstellung die konkreten Beobachtungsergebnisse, und zwar in systematischer Zusammenfassung, für den Gesamtbereich der statistisch kontrollierten sozialen Masse zu bieten*.«

In Wirklichkeit besteht die hervorragende Leistung Mayrs darin, daß er die in Zahlen vorliegenden statistischen Daten über wichtige soziale Tatsachen der Bevölkerung und des sittlichen Zusammenlebens, woran auch die der Bildung, des wirtschaftlichen und des politischen Zusammenlebens angeschlossen werden sollten — die Daten vieler Länder — (man darf sagen, soweit erreichbar, aller Länder), zusammengefügt, verglichen und durchgehender Analyse unterworfen hat. Die Zahl der allgemeinen Schlußfolgerungen, zu denen er auf diesem Wege gelangte, ist darum gering, weil nur wenige möglich waren und sind; denn die behandelten Erscheinungen selbst sind allzusehr durch die Sitten und die Gesetze der einzelnen Länder oder Staaten verschieden bedingt. Sie sind es nicht alle in gleicher Weise. So ist unter den moralstatistischen »Massenerscheinungen«, die Mayr darstellt, der Selbstmord an und für sich eine Tatsache des natürlichen Lebens, nämlich eine auffallende menschliche Handlung und eine merkwürdige Todesart. Der Selbstmord und seine Ursachen interessieren den medizinischen Forscher und den Psychologen — daher besonders den Psychiater, der beide in sich vereinigt — ebenso wie den Sozialforscher. Mit dem bekannten, für alle untersuchten Länder festgestellten Ergebnis, daß die Selbstmorde im Sommer, besonders im Vorsommer sich häufen, wird der Sozialforscher kaum etwas anfangen können; es handelt sich um

physiologisch-psychologische Einflüsse. Von vornherein ist hier die Allgemeinheit wahrscheinlicher als bei Tatsachen, die wesentlich sozial bedingt sind. Aber auch eine Erscheinung wie die, daß die Selbstmorde verheirateter Personen viel seltener als diejenigen gleichaltriger lediger, verwitweter und (vollends) geschiedener sind, ist so oft in verschiedenen Ländern beobachtet worden, daß man sie wohl als allgemeine ansprechen darf. Für den Statistiker, wie er heute verstanden wird (nach Mayr Vertreter der Statistik im formalen Sinne oder der Statistik als Methode), ist da kein wesentlicher Unterschied: ihn interessiert die Zahl der Selbstmordfälle als solche, ebenso die Verteilung nach Jahreszeiten, nach Zivilstand, Alter usw., ganz gleich in welchem Lande, in welcher Stadt, gleichgültig für welche verschiedenen Wissenschaften die Ergebnisse Bedeutung haben mögen. . . . Das ist aber nicht G. von Mayrs Stellung zur Sache, er braucht die Daten für seine »exakte Gesellschaftslehre«, nur um diese ist es ihm zu tun — aber diese ist ihm = praktische Statistik, und jenes bloße Umgeben mit Zahlen wird dadurch zu einer besonderen Wissenschaft, daß es auf »soziale« Massen, wozu bei ihm neben 1. den Menschenmassen 2. die Massenerscheinungen von menschlichen Handlungen und Ereignissen, 3. die Masseneffekte solcher gehören, eingeschränkt wird. Das eben ist das Seltsame und wir müssen sagen das Verkehrte dieser Theorie, daß sie ihren Begriff der Statistik als Wissenschaft nicht sachgemäß an den alten echten Begriff dieser Wissenschaft, sondern sprachgemäß, d. h. einem durchaus oberflächlichen Sprachgebrauch zuliebe, an die unechte Vorstellung einer Statistik benannten »Methode« angeknüpft hat. Den richtigen Weg hatte dagegen Wappaeus gewiesen, wenn er die statistische Wissenschaft in zwei Teile scheidet: 1. die Statistik des wirklich bestehenden Staates (Spezialstatistik als »Hauptstamm«), 2. die allgemeine vergleichende Statistik (als »Zweig eines Stammes«). — Lieber noch würde ich sagen: die eigentliche Statistik, als Beschreibung der sozialen Zustände eines Landes und ihrer Veränderungen in einem bestimmten Zeitabschnitt, geht in den Versuch einer Erklärung dieser Zustände und ihrer Veränderungen über, mittels Vergleichung: sie vergleicht diese Zustände und deren Veränderungen teils unter sich — räumlich und zeitlich —, teils mit denen anderer Länder oder Staaten, soweit die verschiedenen Sitten und Gesetze, und die verschiedenen Beobachtungsweisen dies zulässig erscheinen lassen. An diese Vergleichungen und Zusammenstellungen kann die Idee einer allgemein menschlichen »Statistik« anknüpfen, welche versuchen würde, diejenigen Beobachtungen über das menschliche Zusammenleben, die sich überall bewähren — z. B. daß dichtere Anhäufung der Bevölkerung regelmäßig solche

und solche Erscheinungen im Gefolge hat; daß Kriege die Finanzen der Staaten zerrütten, daß Selbstmorde der Männer häufiger sind als solche der Weiber — als allgemeine, induktiv gewonnene Wahrheiten festzustellen. Diese und auch alle für ein beschränkteres Gebiet als gültig gefundenen Erkenntnisse würde ich, zumal wenn ihre allgemeine Geltung aus inneren und äußeren Gründen wahrscheinlich wäre, als Lehrsätze der empirischen Soziologie ansprechen.

Was M a y r s Werk uns wirklich darbietet — und die Reichhaltigkeit dessen, was er bringt, der Scharfsinn, womit der spröde Stoff verarbeitet, ich möchte sagen, zermahlen ist, kann nicht genug bewundert werden — es liegt (wie gesagt) alles in dieser Richtung; es beruht auf dem, was der § 85, der letzte der »Theoretischen Statistik«, das Zusammenwirken der Verwaltungsstatistik und der statistischen Wissenschaft nennt, als wodurch »die Ausgestaltung der statistischen Wissenschaft zur exakten Gesellschaftslehre« bedingt sei —, es ist fast ausschließlich international vergleichende Darstellung und Analyse der Ermittelungen a m t l i c h e r Statistiken; wobei dann Mangel und andere Hemmungen der verallgemeinernden Erkenntnis nicht verschwiegen werden. Eine allgemeine, auf Erfahrung begründete Wissenschaft vom sozialen Leben oder gar von den sozialen Massen, also von den Massenerscheinungen der Eheschließung, der Ehescheidung, des Selbstmordes, des Verbrechens wird nicht erreicht und ist höchstens für einzelne Oberflächen dieser Erscheinungen erreichbar; den Wert des Versuches, die Erkenntnis von sozialen Zusammenhängen und Gesetzmäßigkeiten nach Möglichkeit zu verallgemeinern, wird man gelten lassen dürfen, auch wenn man Statistik als Wissenschaft, deren Wesen darin bestehe, verneinen muß.

VI.

Ich anerkennne allerdings weder die Idee, aus einer Methode durch eingeschränkte Anwendung eine Wissenschaft zu machen, noch die Meinung, eine Wissenschaft von Tatsachen grundsätzlich auf Verwertung von Zahlen zu beschränken. Zahlen sind immer nur Erkenntnismittel; ein ungemein wichtiges, sofern die Zahlen glaubwürdig sind; aber wie sie der Kontrolle durch andere Erkenntnismittel bedürfen, so können überhaupt von keinem Gegenstande der Erkenntnis solche andere ausgeschlossen werden; sie gehören zur Erfüllung des zumeist lückenhaften und leicht fehlerhaften Bildes, das sonst die Zahlen gewähren. Wenn Statistik eine Wissenschaft sein w i l l, so darf sie sich nicht gegen irgendein Mittel der Erkenntnis ihres Gegenstandes versperren, sie kann mit anderen Worten keine Wissenschaft von bloß zählbaren Massen

sein. Sie muß sich vielmehr auf ihren Ursprung besinnen und des Umstandes eingedenk sein, daß ihr die Verwaltungsstatistik in bezug auf verfassungs- und verwaltungsrechtlich gegebene soziale Gesamtheiten (nicht Massen beliebiger Art) das hauptsächliche Material liefert, das aber immer der Ergänzung durch andere Quellen und Hilfsmittel bedarf. Ich will versuchen, dies an einem Beispiel klarer zu machen.

Es wäre eine naheliegende und wichtige Aufgabe, jetzt, da man am Grabe des 1871 neubegründeten Deutschen Reiches steht, den Zustand dieses Reiches, wie er sich im Jahre 1914 darstellte, in einem großen Gemälde festzuhalten. Dies müßte soweit als möglich auch im Sinne des heutigen Sprachgebrauches, ein »statistisches« Gemälde sein; es würde von den Bänden der Statistik des Deutschen Reiches wie von den statistischen Publikationen der Einzelstaaten und der Städte in umfassendster Weise Gebrauch machen; aber es könnte sich daran nicht genügen lassen. Wenn ich eine solche Statistik des Deutschen Reiches 1914 zu schreiben unternähme, so würde ich an der Schilderung seiner charakteristischen Riesenwerkstätten, wie der Kruppschen Gußstahlfabrik, der Vulkanwerft, der Kaiserlichen Werft, der bedeutendsten chemischen Fabriken, ich würde an den großen Reedereien, der Hamburg-Amerika-Linie und dem Norddeutschen Lloyd, ich würde an dem Institut für Seeverkehr und Weltwirtschaft und manchen anderen Erscheinungen, die den damaligen Stand des ökonomisch-politischen Lebens und geistigen Lebens bezeichnen, nicht vorbeigehen; ich würde vielleicht die Bedeutung einer jeden durch Zahlen beleuchten; aber das wäre Nebensache; ich ziehe diese Erscheinungen in die »Statistik« hinein, obwohl sie keine Massenerscheinungen sind, sondern einzig, oder doch so, daß sie nur wenige ihresgleichen haben, darum, weil eben die bloße Zahlenstatistik ein unzureichendes Bild gibt, weil die Durchschnitte für gewisse Zwecke sehr brauchbar sind, aber immer der Ergänzung durch Hervorheben einzelner — und zwar hier besonders der überdurchschnittlichen, weil für den Stand der Dinge charakteristischen — Fälle bedürfen. Ich für meine Person würde mich nicht scheuen, eine solche Darstellung, die auch den vereinzelten, aber besonders wichtigen Tatsachen des sozialen Lebens gerecht werden wollte: »Statistik des Deutschen Reiches« zu nennen — im Sinne der echten alten Statistik, wenn auch einer solchen, die im Anschluß an die Verwaltungsstatistik, vorzugsweise auf Zahlenmaterial sich eingestellt hätte[1]. Ich würde in

[1] Mayr nennt mich, auf Grund meiner Rede im ersten Soziologen-Kongreß (1910) Studien und Kritiken II XXIV, mehrmals in der neuen Auflage seiner »Theoretischen Statistik« unter den Gegnern der Anerkennung der Statistik als einer Wissenschaft, ja sogar (S. 339) unter den »fanatischen Gegnern« einer Wissenschaft der

einer solchen Statistik auch manche Massenerscheinungen erörtern, die mit Zahlen zu belegen ich nicht vermöchte oder nicht der Mühe wert hielte. Wenn man aber, in sklavischer Unterwerfung unter einen gedankenlosen Sprachgebrauch, nur das Statistik nennen will, was sich auf Zahlen bezieht, oder gar aus Statistik eine »Wissenschaft der Zahlen« macht, wie Westergaard, oder mit mehr Sinn, eine Wissenschaft von den sozialen Massen, wie Mayr —, dann würde ich eben vorschlagen, diese unentbehrlichen Volksbeschreibungen »Demographie« zu nennen und aus ihr die »Demologie« zu entwickeln als die allgemeine Lehre z. B. von Stand und Bewegung einer Bevölkerung, von deren wirtschaftlichen, politischen und moralischen Zuständen und Veränderungen, sofern denn so etwas möglich ist und nicht überhaupt der Erkenntnis sich versagt. Demographie und Ethnographie miteinander verbunden, wären die wesentlichen Grundlagen der empirischen Soziologie,

---

Statistik, und zwar solchen, welche »die verhaßte Wissenschaft« (!) durch eine Hintertür wieder einführen. In jener Rede hatte ich gesagt: »Ich halte nicht für zulässig, eine quantitative Bestimmung in den Begriff des Objektes einer Wissenschaft aufzunehmen. Ebensowenig wie das Wesen einer Wissenschaft durch das Moment der Anwendung einer Methode erschöpfend ausgedrückt werden kann. Wenn es nun schwerlich gelingen würde, den Begriff der Statistik als Wissenschaft von diesem Moment, dem Sprachgebrauch zum Trotz völlig loszureißen, so scheint es geraten ... den Begriff der Statistik als Wissenschaft oder mit anderen Worten den Namen der Statistik für irgendeine Wissenschaft völlig aufzugeben und fallen zu lassen.« Ich habe dann die Ausdrücke Demographie und Demologie als glücklich erfundene empfohlen, und als trefflich geeignet, die Kulturvölker in ihrem Wesen, ihren ökonomisch-politischen Verfassungen, ihren geistigen Lebensäußerungen als Gegenstand der induktiven und vergleichenden Erkenntnis hervorzuheben. Ich hatte meinen Wunsch, den Begriff der Statistik als Wissenschaft durch Losreißung von dem Moment der Anwendung sogenannter statistischer Methode, dem Sprachgebrauch zum Trotze, zu retten, in den Bedingungssatz eingehüllt: »Wenn dies schwerlich gelingen würde, so scheint es geraten ...« Ich wollte damit sagen und wiederhole auch heute, daß ich nur diesen echten alten Begriff der Statistik als Wissenschaft für möglich halte, und keinen anderen. Kann und will man also jenen nicht wieder herstellen, so ist er überhaupt unmöglich. Eine Wissenschaft von den sozialen Massen, als Anwendung einer Methode, die für alle Arten von Massen gelten soll, auf eine bestimmte Art von Massen, ist, ungeachtet alles Geistes und Fleißes, den Mayr daran gewandt hat, diesen Begriff herauszuarbeiten, ein logisches Monstrum. Wie es scheint, hat zuerst Gabaglio (Teoria generale della statistica. 1888) Statistik im weiteren Sinne als Methode und Statistik im engeren Sinne als Wissenschaft unterschieden. In ähnlichem Sinne hatte auch Mayr schon in seinem Büchlein, »Die Gesetzmäßigkeit im Gesellschaftsleben«, 1877, sich ausgesprochen, zog aber damals den Ausdruck »numerische« anstatt »statistischer« Methode vor; auch jetzt noch hält er die Ausmerzung des letzten Ausdruckes für erwünscht und möchte dafür »Zähl-Methode« einsetzen. Das ist richtig gedacht, aber ebenso aussichtslos wie die Wiederherstellung dessen, was ich den echten Begriff der Statistik als Wissenschaft nenne.

wie sie je für sich Grundlagen der Demologie und der Ethnologie darstellen, und freilich als solche auch Elemente enthalten, die nicht unmittelbar soziologisches, sondern wesentlich naturwissenschaftlich-anthropologisches Interesse darbieten.

Übrigens aber sind soziologische — als demologische oder ethnologische — Untersuchungen keineswegs an irgendwelches systematisch zubereitete Material demographischer oder ethnographischer Art gebunden. Insbesondere sind Untersuchungen etwa über Sterblichkeit, Geburtlichkeit und Heiratlichkeit (um Mayrs Ausdrücke zu gebrauchen) oder über Ehescheidungen, Selbstmorde, Verbrechen, Prostitution, nicht durch vollständige »Statistiken« bedingt; sie lösen sich von diesen, wenn sie nicht mehr zur Charakteristik eines Landes oder Staates dienen wollen, sondern die Sache, z. B. die Sterblichkeit an gewissen Krankheiten, die Ehescheidung, den Selbstmord usw. als solche sich zum Gegenstande nehmen. (Tausend einzelne Fälle, über die man Genaues weiß, werden in dieser Hinsicht viel lehrreicher sein als irgendwelche vollständige amtliche Aufzählung von Fällen mit ihren dürftigen Daten, man denke z. B. an die Beweggründe des Selbstmordes[1].) Solche Untersuchungen können in medizinischer, juristischer, psychologischer und anderer Absicht unternommen werden, sie werden meistens zugleich und mittelbar soziologisch sein, können natürlich auch unmittelbar als soziologische auftreten. Sie werden mit Vorliebe die sogenannten statistischen Methoden (ich bediene mich absichtlich der Mehrzahl) anwenden, ohne dadurch statistische Untersuchungen im Sinne einer vermeintlichen Wissenschaft von sozialen Massen zu werden.

Die Unhaltbarkeit dieser besonderen Wissenschaft, möge sie nun Statistik oder anders genannt werden, kann nur noch deutlicher werden durch die Verteidigung, die Mayr ihr widmet. Er sagt (»Theoretische Statistik«[2], S. 32/33), die Bezeichnung Statistik »für die materielle Wissenschaft von der sozialen Masse« werde in erster Linie von den Forschern verworfen, die überhaupt in der Statistik nur eine Methode sehen wollen. »In strenger Konsequenz müssen solche Forscher alles statistisch gewonnene Wissen über Zustände und Vorgänge des Gesellschaftsbaues ausschließlich den verschiedenen anderen allgemeinen und besonderen Gesellschaftswissenschaften zuweisen. Eine solche Zertrümmerung des überhaupt errungenen statistischen Gesamtwissens ist »ein erkenntnistheoretischer« oder auch »soziologischer« Gewaltakt,

[1] Gut wird dieser Gesichtspunkt geltend gemacht von Dr. H. Guradze in einem Art. »Zwischen Statistik und Soziologie«. D. Stat. Zentralbl. 1918. Nr. 1. Er nennt die Enquête und »mehr noch die Kasuistik Bindeglieder zwischen Statistik und Soziologie«.

gegen den der gesunde Menschenverstand sich aufbäumt. Richtig ist, daß einzelne Teile der statistisch gewonnenen Erkenntnis sehr wesentliches Hilfsmaterial für andere abgegrenzte Wissensgebiete liefern, z. B. für Nationalökonomie, Soziallehre mit Sozialpolitik, Kriminalwissenschaft usw. Aber ganz unabhängig von dieser sekundären Dienstleistung einzelner Teile der Statistik für anderweitige spezielle wissenschaftliche Forschungsarbeit besteht das primäre wissenschaftliche Bedürfnis der Konzentration des gesamten statistisch gewonnenen neuen Wissens von der Gesellschaft in einer Disziplin, d. i. in der Wissenschaft der Statistik.« Diese Sätze sind in die 2. Auflage eingefügt worden. Dann hieß es und heißt es weiter: »Freilich können die Leugner der statistischen Wissenschaft (in der 1. Auflage einfach »diese«) dann nicht umhin, die materielle Wissenschaft von den sozialen Massen unter einem anderen Namen wiederum einzuführen. Am deutlichsten ist dies in neuerer Zeit in der weiteren materiellen Begriffserstreckung zum Ausdruck gekommen, welche man der Wissenschaft der Demographie oder Demologie glaubte geben zu dürfen.« Wie oben erwähnt, zählt auch mich der Verf. zu den fanatischen Hassern seiner Wissenschaft, die nicht umhin können, solche unter dem Namen der »Demographie« oder »Demologie« durch eine Hintertür wieder einzuführen. Ich habe bei Erwähnung dieser Ausdrücke hervorgehoben, daß sie »freilich nach Ursprung und Gebrauch eine engere Beziehung teils auf die statistische Methode, teils auf die Tatsachen der Bevölkerung haben«. Ich füge jedoch hinzu: »Aber beide Beziehungen sind den Ausdrücken nicht wesentlich und haben mit ihrer Etymologie nichts zu tun. Dagegen sind sie trefflich geeignet« usw. (e. Anmerk., S. 23). Ich leugne aber, daß das »statistisch gewonnene neue Wissen von der Gesellschaft« logisch (oder wenn man lieber will, erkenntnistheoretisch) wesentlich verschieden ist von anderweitig, z. B. durch die von Mayr sogenannte »außerstatistische Orientierung«, namentlich durch Enquêten, durch typische Einzelbeobachtung, gewonnenem Wissen, und das eine wie das andere ist nicht dadurch »Wissen von der Gesellschaft«, daß es sich auf soziale Massen bezieht, sondern es bezieht sich auch, und vorzugsweise, auf soziale Massen, weil viele solche Dinge nur, oder doch am richtigsten und genauesten durch Massenbeobachtung erkannt werden. Andererseits führt aber gerade die sogenannte statistische Massenbeobachtung gar leicht in die Irre, wenn ihr nicht anderweitige Kenntnis des Gegenstandes, besonders auch von Land und Leuten, zur Seite steht. So gewinnen z. B. die Zahlen über die Größenverteilung landwirtschaftlicher Betriebe ein ganz verschiedenes Gesicht, wenn man weiß, daß es sich

in dem einen Kreise um lauter fetten Marschboden, im anderen um magersten Heideboden handelt, und um dies zu wissen, braucht man keine Massenbeobachtung, ja der bloße Zahlenstatistiker weiß es als solcher nicht, wenn er nicht zufällig auch mit der Bonität des Bodens sich beschäftigt hat und Feststellungen darüber in den Akten oder Publikationen findet. Jedenfalls sind alle statistischen »Erhebungen« schon durch ihren Schematismus mangelhaft und bedürfen fortwährend der Ergänzung wie der Kritik, um zu richtiger Erkenntnis verwertet zu werden. So wäre es, um ein beliebiges Beispiel herauszugreifen, höchst wertvoll, einigermaßen eine Vorstellung zu gewinnen, in welchem Umfange Mischehen zwischen Germanen und Slawen in Deutschland stattfinden. Dies in statistischer Vollständigkeit durch Massenbeobachtung festzustellen, ist unmöglich und wird es bleiben. Vermutungen zu begründen, wäre ohne eingehende Sonderforschungen sehr schwer, aber das Problem kann aufgestellt und an seiner Lösung gearbeitet werden; die Mayrsche Wissenschaft von den sozialen Massen ist ihm gegenüber schlechthin ohnmächtig —, weil eben die amtliche Statistik nur ein leicht meßbares Merkmal, wie die Zugehörigkeit zu einem religiösen Bekenntnis, bei den Eheschließungen festzustellen vermag. — Ich will keineswegs das statistische Gesamtwissen über Zustände und Vorgänge des Gesellschaftslebens »zertrümmern«, wenn ich es zunächst auf bestimmte große Verbände, auf Staaten, Provinzen, Stadt- und Landgemeinden bezogen wissen will, wie es doch in Wirklichkeit unmittelbar nur darauf sich beziehen kann.

VII.

Meine Schlußfolgerungen berühren sich nahe mit denjenigen, die Ferdinand Schmid an das Thema »Statistik und Soziologie«[1] angeknüpft hat. Ich vermisse in diesen reich durchdachten Betrachtungen nur die Prüfung des Begriffs der Statistik als Wissenschaft, die vielmehr Schmid als etwas Gegebenes hinnimmt. Ja, er rühmt ihr nach, daß sie jahrzehntelang in Deutschland von Erfolg zu Erfolg geeilt sei, daß sie Triumph auf Triumph gefeiert habe und um so nachdrücklicher den Anspruch erheben zu können glaubte, die bevorzugte oder ausschließlich berechtigte Gesellschaftswissenschaft zu sein (S. 5, 6). Ich muß dies für irrtümlich halten. Daß die Verwaltungsstatistik von seiten der Staaten und Großgemeinden gepflegt, daß manche gute soziologische Arbeiten daran angeknüpft werden, ist richtig; aber auch, daß sehr viel unkritischer Mißbrauch der angehäuften Zahlen stattfindet, weil die wissenschaftliche Behandlung nicht zureichend ist, ihre Methoden nicht geübt und nicht

[1] München, Berlin, Leipzig 1917.

durch andere Erkenntnismittel kontrolliert werden. Schmid zieht an keiner Stelle den wissenschaftlichen Charakter »der« Statistik in Frage, aber er führt in einsichtiger Weise aus, daß nicht isolierte Menschenmassen, sondern die sozialen Verbände und die Schichtungen, aus denen sich diese Massen zusammensetzen, »an die Spitze der künftigen statistisch-soziologischen Forschung gestellt werden müssen« (S. 24). Indem er dann die »menschlichen Gemeinschaften« und die »allgemeinen gesellschaftlichen Sekretionen«: Sprache und Schrift, Religion, Kunst und Wissenschaft, Wirtschaft, Technik, Sitte, Recht, Moral als Gegenstände behandelt, die »mit den vereinten Hilfsmitteln der Statistik und der Soziologie« darzustellen seien, versteht er zwar die beiden als »Schwesterwissenschaften«, meint aber doch nur die Soziologie, die sich des Hilfsmittels der Statistik als zweckmäßiger »Methode« bediene. Daß die Statistik im echten Sinne, oder wenn man diesen begraben sein läßt, die Demographie als beschreibende Wissenschaft vorzugsweise der empirischen Soziologie zugrunde gelegt werden muß, kommt auch bei Schmid nicht zur Geltung. Diese Geltung — ich wiederhole es — ist mit dem Gesamtcharakter des Mayrschen Werkes durchaus verträglich; ja dieser Charakter verlangt eine so sehr als möglich vollständige Demographie. Nur die theoretische Grundlegung mußte hier angefochten werden. Wie wenig durchführbar eine »Wissenschaft von den sozialen Massen« in Wahrheit ist, wäre bei den leider nicht fertig gewordenen Teilen der »Sozialstatistik«, nämlich der Bildungs-, der politischen und der wirtschaftlichen Statistik noch deutlicher zutage getreten, als bei der Bevölkerungsstatistik und dem bisher allein behandelten Teil der Sozialstatistik, nämlich der »Moralstatistik«. Denn aus Bevölkerungs- und Moralstatistik lassen immerhin eher allgemein-menschliche Folgerungen — auf die ja Mayr mit Quételet hinaus will — sich gewinnen, als aus jenen anderen Stücken, deren Inhalte noch weit mehr durch die besonderen Eigenschaften, die Gesetze und Institutionen der einzelnen Staaten, Gemeinden usw. bedingt sind.

Um kurz zusammenzufassen: wenn ich die Mayrsche Wissenschaftslehre und die Statistik als Wissenschaft von den sozialen Massen verneine, so muß ich um so nachdrücklicher hervorheben, daß den Bemühungen des »Altmeisters der deutschen Statistik«, die Gesetzmäßigkeit im Gesellschaftsleben durch Anwendungen der statistischen Methoden nachzuweisen, nicht nur Billigung, sondern lebhafter Beifall gebührt. Ich sage aber: alle Arbeit, die in diesem Sinne getan wird, ist ihrem Wesen nach soziologische Forschung; es gibt keinen Grund, sie von dieser auszuschließen, ja sie gehört zum wesentlichen Arbeitsgebiet der empirischen Soziologie. Zu den beschreibenden Wissenschaften

oder Studien, auf denen diese beruhen muß, gehört ganz notwendig die Statistik im echten alten Sinne oder die »Demographie« aller Länder der Erde. Dies scheint auch die Deutsche Statistische Gesellschaft anzuerkennen, wenn sie im Jahre 1909 als »Abteilung der Deutschen Soziologischen Gesellschaft« begründet wurde[1].

Nachdem diese Abhandlung verfaßt wurde, bin ich noch zu mehreren Malen auf das Problem zurückgekommen, zuletzt und hauptsächlich durch einen Vortrag in der Deutschen Statistischen Gesellschaft auf ihrer 9. Tagung, die am 6. September 1928 in Hamburg gehalten wurde. Ein Bericht, der diesen Vortrag enthält, erschien im Allgemeinen Statistischen Archiv, Bd. 18, H. 4, S. 546—558. Ich habe nunmehr bestimmter als zuvor die Möglichkeit der Statistik als Wissenschaft schlechthin bestritten, lasse aber die Anwendung des Namens in einem Sinne, der dem ursprünglichen Sinne entstammt, für die amtliche oder Verwaltungsstatistik unangefochten: es ist in der Tat der wichtige und wertvolle Rest jener Disziplin, die man auch nach ihrem ehemaligen Hauptsitz die Göttinger Statistik benannt hat. Ich habe mich jetzt dafür entschieden, der

---

[1] Wenn Mayr noch in seinem »Statistischen Archiv« VIII (1914) seine Auffassung gegen »gewisse moderne Erkenntnistheoretiker« und gegen »gewisse extreme mathematische Statistiker« zu retten sucht, und von neuem meint (in bezug auf jene), die Zertrümmerer der Wissenschaft von den in Zahl und Maß kontrollierten Massen könnten doch nicht umhin, diese Sozialwissenschaft unter irgendeiner anderen Etikette — Demographie, Demologie oder gar Soziologie — wieder einzuführen, so muß ich nochmals betonen, daß ich nicht zu diesen Zertrümmerern gerechnet werden will, weil ich wohl die Wissenschaften vom sozialen Leben, aber keine Wissenschaft von den sozialen Massen kenne; was Mayr selbst betreibt, ist eine Wissenschaft vom sozialen Leben, die — zu ausschließlich — der (sogenannten) statistischen Methodik sich bedient. Mayr selbst hat noch in demselben Bande des »Archivs«, S. 748, seine Statistik als »exakte Soziologie« bestimmt. — Vor Schmid hat auch Zizek das Thema Soziologie und Statistik (Leipzig 1912) behandelt. Er glaubt nicht nötig zu haben, an eine der (von ihm angedeuteten) Auffassungen über die »formalen« Beziehungen von Soziologie und Statistik anzuknüpfen, sondern will die »materielle Frage« in dem Sinne behandeln, daß er unter Statistik einfach »das auf statistischem Wege erlangte Wissen« verstehe (S. 3). Sogleich aber schreibt er beiden »Wissenszweigen« — der Statistik und der Soziologie — dasselbe Forschungsobjekt zu: die menschliche Gesellschaft und ihre Gesetze (S. 4). Ich kann diesen Versuch, das logische Problem zu umgehen, nicht für gelungen halten. Das »auf statistischem Wege erlangte Wissen« häuft sich von Tag zu Tag in den Naturwissenschaften und in philologischen Sondergebieten, die zur Erkenntnis der menschlichen Gesellschaft und ihrer Gesetze nur eine entfernte oder gar keine Beziehung haben. Übrigens hebt Zizek gut die Bedeutung des »statistisch« gewonnenen soziologischen Wissens hervor. Es fehlt nur die Erkenntnis, daß eben dies ausschließlich auf Zahlen beruhende Wissen auf Schritt und Tritt der Ergänzung und Begrenzung durch ein anderweitig gewonnenes Wissen über dieselben Gegenstände bedarf.

empirischen Soziologie den allgemeinen Namen Soziographie zu geben, die ich, wie in dem Entwurf Einteilung der Soziologie (Soz. Studien und Kritiken, II, Nr. XLII) schon bedeutet wurde, in ein ethnographisch und ein demographisch begründetes Hauptstück einteile. Da aber die Ethnographie und mit ihr (wenn auch nicht in deutlicher Abscheidung) die Ethnologie längst als besondere Wissenschaft sich entwickelt haben, so scheint mir heute geraten, zwar den Begriff festzuhalten, wonach die Soziographie die Ethnographie in sich schließt, praktisch aber sie mit der Demographie zu identifizieren, d. h. ihre Anwendung auf die Kulturvölker schlechthin voranzustellen, wodurch ihr wiederum die Demographie i. eng. Sinne als das Stück, das sich mit den Tatsachen der Bevölkerung und ihrer Wandlungen beschäftigt, untergeordnet würde. Die Soziographie wird ihren Platz als einer besonderen Erfahrungswissenschaft nur gewinnen und behaupten können, wenn sie in die Lage kommt, ihre Materialien sich selber zu beschaffen und darüber frei zu verfügen, während bisher die sogenannte Wissenschaft der Statistik, insonderheit die Moralstatistik, fast ausschließlich angewiesen ist auf den Stoff, den ihr die amtliche Statistik bietet, und so groß und bedeutsam auch die Aufgabe ist, aus diesen Zahlenfriedhöfen lebendige Erkenntnis hervorzuzaubern, so bleibt doch die Lage einer Wissenschaft erbärmlich, die nicht vermag, nach ihren eigenen Bedürfnissen und Gesichtspunkten ihre Tatsachen festzustellen und zu sammeln, also auch feststellen und sammeln zu lassen. In Wahrheit begegnet auch die Wissenschaft, die M a y r gepflegt hat, durch ihre Abhängigkeit von den amtlichen Publikationen, die höchstens durch außeramtliche Mitteilungen aus den Akten der Ämter hin und wieder ergänzt werden können, schweren Hemmungen, die auch M a y r stark empfunden und beklagt hat, wenn er oft genug die »Tabellenfurcht« anklagt; wie man denn in dieser Hinsicht auf die richtigen oder falschen Ansichten der Direktoren dieser Ämter, oft auch auf ihre Ökonomie, zuweilen auf ihre Launen und ebenso auf unrichtige Neuerungen, wie auf unrichtige Beharrungen, angewiesen wird: in dieser letzten Hinsicht bleibt mir immer die sogenannte Statistik der Motive des Selbstmordes von höchst charakteristischer Bedeutung, die sich wie in anderen Ländern so in Preußen durch ungezählte Bände der »Preußischen Statistik«, welche die Sterblichkeit zum Gegenstande haben, hindurchschleppt, sogar mit Differenzierungen jeder Art und auch, nachdem diese wenigstens auch auf die Provinzen Preußens und auf Berlin verteilte Darstellung in die »Medizinalstatistischen Nachrichten« übergegangen und daselbst schädlich verkürzt worden ist, dennoch auf Kosten wichtiger Feststellungen fortgesetzt wurde, bis endlich die Stunde dieser vermeintlichen Motive schlug und sie über Bord geworfen wurden.

Der Unwert dieser Motive oder, wie sie später genannt wurden, Ursachen, ist mit Händen zu greifen: an ihrer Spitze steht Lebensüberdruß im allgemeinen, der offenbar immer angenommen wird, wenn kein besonderer psychologischer Grund — angenommen wird (er möge richtig oder unrichtig sein); dann folgten als Beweggründe (!) Geisteskrankheiten; zuletzt noch nach mehr oder minder wahrscheinlichen Beweggründen andere Ursachen und für ungefähr ein Fünftel der Fälle »unbekannte Ursachen«. Die »Wissenschaft« der Statistik hat sich dies, ohne Widerspruch zu erheben, alle die Jahre hindurch nicht nur stumm gefallen lassen, sondern auch in Übereinstimmung mit ihrem sonstigen Charakter ihre wissenschaftlichen Werke, unter denen ja jetzt das Mayrsche den ersten Rang einnimmt, mit diesen wertlosen Daten belastet. Ich habe rückhaltlos Einspruch erhoben in dem Artikel »Moralstatistik« des Handwörterbuchs der Staatswissenschaften, 4. Aufl., der hier als Nr. XLVI folgen soll.

Robert Michels hat (Altes und Neues zum Problem der Moralstatistik, Archiv f. Sozialwissenschaft usw., 57. Bd., 2. Heft)[1] sorgfältig und lehrreich über die materiellen Probleme gehandelt, die in der Moralstatistik zusammengefaßt werden und mit gutem Grunde festgestellt, die Ursachenstatistik, d. h. die statistische Gliederung zahlenmäßig faßbarer Tatsachenbestände nach den sie verursachenden Motiven, stehe . . . sozusagen auf schwachen Beinen. Indem er meinen Artikel Moralstatistik als Zeugen anruft, schreibt er den Satz: »Heut beginnt man endlich, die Ursachenforschung der Selbstmorde als ein nicht nur moralstatistisch unmögliches Verfangen (Unterfangen?) anzusehen.« Mit Genugtuung darf ich ferner darauf hinweisen, daß die Medizinalstatistischen Nachrichten in ihrem 11. Jahrgang (1923) endlich es als zwecklos erkannt und erklärt haben, über die Beweggründe von Selbstmorden eingehende Vergleichungen anzustellen. »Für 1920 betrug die Zahl der Fälle, bei denen eine Ursache nicht angegeben oder unbekannt war, mehr als ein Drittel«; woran sich eine fernere Kritik der bisher und durch so viele Jahre hindurch gepflogenen Registrierung angeblicher Beweggründe anschließt. In Zukunft will man nur noch Fälle, in denen eine Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage offenkundig vorliegt und Fälle, in denen der Alkoholismus offenbar den Selbstmord herbeigeführt hat (oder zu haben scheint? denn sie dürften recht oft konkurrierende Wirkungen einer Ursache sein), besonders auszählen, womit ich mich einverstanden erklären möchte.

Die vorliegende Abhandlung hat G. v. Mayr im 12. Bande seines

[1] Jetzt in einem Buche »Sittlichkeit in Ziffern?«. München-Leipzig 1928.

Allgemeinen Statistischen Archivs zum Gegenstande einer polemischen Antikritik gemacht. Ich gebe dazu (mit Einwilligung des Verfassers) die Bemerkungen wieder, die Dr. (jetzt Prof. Dr.) Hermberg im »Weltwirtschaftlichen Archiv«, (XVII, S. 459f.) ohne daß ich irgendwie dazu mitgewirkt hätte, erwidert hat. Hermberg schreibt:

»v. Mayr berichtet zunächst zustimmend über Tönnies' Ausführungen. Als er aber zur Einteilung der Soziologie (wie sie in dieser Abhandlung versucht wurde) gelangt, beginnt seine Polemik. Doch kämpft er gegen Windmühlen, da er Tönnies durchaus mißverstanden hat. Er verwechselt die von diesem gelegentlich gestreifte reine Soziologie mit der Soziologie im engeren Sinne und findet sich infolgedessen durch die Ausführungen nicht hindurch. Das entschuldigt wohl. . . . Bemerkungen, wie die über die stark im Wolkenkuckucksheim verankerten Betrachtungen, auch den Absatz über den jähen »Absturz aus Wolkenkuckucksheim nach der irdischen Heimat des gesunden Menschenverstandes«. Auf diese Ausführungen näher einzugehen, ist zwecklos, da sie durchaus auf jenem Mißverständnis beruhen. Wie man übrigens behaupten kann, Tönnies behandle das Zahlenwesen verächtlich, muß . . . unverständlich bleiben. Es sei nur ein Satz zitiert, auf den auch v. Mayr eingeht: »Überall wird das streng wissenschaftliche rationale Denken dadurch bezeichnet, daß es von qualitativen Vergleichungen zu quantitativen fortschreitet, daß es also zum Messen und Zählen übergeht, wo immer und sofern die Erscheinungen solchem Verfahren zugänglich sind« und unverständlich ist weiterhin, daß v. Mayr immer wieder einen Widerspruch darin sieht, daß Tönnies die Statistik als Methode des Zählens und Rechnens und somit als für die wissenschaftliche Erkenntnis notwendig anerkennt, dagegen nicht zugeben will, daß man diese Methode als eine selbständige Wissenschaft bezeichnet; unverständlich auch, weshalb es ein Widerspruch sein soll, wenn Tönnies einerseits darin einen Fortschritt sieht, daß die alte Staatsbeschreibung dazu überging, ihre Resultate so weit wie möglich in Tabellenform zusammenzufassen, andererseits aber erklärt, die immer mehr hervortretende Verwendung dieser Methode des Zählens und Messens habe dazu geführt, daß man schließlich nur diese Methode als Statistik bezeichnete und setzte, auch da, wo sie mit Staatsbeschreibung gar nichts mehr gemein hatte, und darüber die alte echte Statistik, die Beschreibung der Staatsmerkwürdigkeiten, ganz in den Hintergrund treten ließ. Mayr faßt seine Ansicht in dem Satz zusammen: »Wir brauchen die Konzentration des gesamten statistisch gewonnenen neuen Wissens von der Gesellschaft in einer Disziplin, d. i. in der Wissenschaft der Statistik.« Das deckt sich mit Tönnies' Auffassung, wenn man die Einschrän-

kung statistisch gewonnenen streicht und diese Wissenschaft Soziologie statt Statistik nennt.

Ich anerkenne diese Rechtfertigung dankbar und füge nur folgende drei Bemerkungen hinzu: 1. Für den auf induktiver Forschung beruhenden Teil der Soziologie habe ich neuerdings den Begriff und Namen Soziographie adoptiert und von S. R. Steinmetz-Amsterdam übernommen. 2. Ich vermeide den Gebrauch des Terminus Gesellschaft in dem (z. B. auch von Vieckaudt) gebrauchten Sinne, worin er Gemeinschaft und Gesellschaft umfassen soll. Ich setze an dessen Stelle: »soziales Leben«, oder »menschliches Zusammenleben«. 3. Es gereicht mir zur Freude, daß meine persönlichen Beziehungen zu Georg v. Mayr durch unsere Polemiken nicht getrübt worden sind, auch in seiner Gesinnung nicht, wie mir noch eine Postkarte vom 1. Nov. 1924 bezeugt hat.

XLVI.

Moralstatistik.

1. In der alten und der neuen Statistik. 2. Das heutige Problem der Moralstatistik und Hauptwerke. 3. Moralstatistik und Wissenschaft. 4. Die Aufgaben.

1. In der alten und der neuen Statistik. Jene Statistik, die ehemals als eine besondere Wissenschaft gelehrt und gepflegt wurde — ihre Zeit läßt sich durch die Jahre 1750 und 1850 begrenzen — hat sich bei ihren Staatsbeschreibungen um die moralischen Zustände und Begebenheiten, deren Studium ohne Zweifel zu ihren Aufgaben gehörte, wenig bekümmert. Sie war manchmal mit den Verfassungen und Einrichtungen — bis herab auf die Orden und Wappen — zu sehr beschäftigt, um überhaupt den sozialen Tatsachen hinlängliche Aufmerksamkeit zu widmen; wenn sie aber — in ihren besten Leistungen — die Darstellung von Land und Leuten sich zur Aufgabe machte, so überwogen in der Betrachtung die wirtschaftlichen Verhältnisse; man hatte sich gewöhnt, die Statistik der Nationalökonomie zuzugesellen, ja sie als deren »eifrigste Dienerin« — Ausdruck Georg Hanssens 1832 — aufzufassen. So enthält Hanssens »statistische Monographie« des Amtes Bordesholm (im Herzogtum Holstein) vom Jahre 1842 Kapitel über die Erwerbszweige, die volkswirtschaftlichen Zustände, die Organisation der Verwaltung, das Justiz- und Polizeiwesen, die Steuern u. dgl., die Dienste, die Wegesachen, das Brandversicherungs-, das Medizinal-, das Kirchenwesen, Schulwesen, Armen- und Amtskommunalwesen auf 256 Seiten, aber in den früheren 2 Kapiteln, die uns mit »Zahlenverhältnissen in betreff der Bevölkerung des Amtes« und mit »Charakteristik der Bewohner des Amtes« — zusammen auf 26 Seiten — bekannt machen, ist wohl von der geistigen Bildung, von Sitten und Gebräuchen, als Hochzeiten, Taufen, Geburtstags- und Weihnachtsfeiern und von Leichenbegängnissen, aber nicht von so seltenen Begebenheiten als Selbstmorden, Verbrechen, Ehescheidungen die Rede, von unehelichen Geburten nur in 5 Zeilen. — Die lebhaftere Bemühung um die Zahlen der Volksmenge und ihre Veränderungen in einem bestimmten Gebiete entsprang mehr praktischen als wissenschaftlichen Interessen. Das Versicherungswesen

führte auf die Beobachtung der Absterbeordnung, die merkantilistische Politik des 18. Jahrh. wollte »Bevölkerung« und sah auch die Zunahme außerehelicher Vermehrung nicht ungern. Die Einrichtung statistischer Bureaus, die vorzugsweise finanziellem Interesse entsprang, beruhte noch durchaus in dem damals allein geltenden Begriff der Statistik als der Sammlung von Staatsmerkwürdigkeiten. Die wissenschaftliche Untergrabung dieses Begriffes kam von anderer Seite. Nach englischem Vorbilde hatte S ü ß m i l c h die »Veränderungen des Menschengeschlechtes« zum Gegenstande bedeutsamer Untersuchungen gemacht, um die Regelmäßigkeit und Ordnung in den Z a h l e n dieser Veränderungen als ein Stück der göttlichen Weltregierung darzutun. Dieselbe Ordnung wurde aber fast gleichzeitig aus dem Gesichtspunkte mathematischer und also natürlicher Gesetzlichkeit betrachtet. Durch die Volkszählungen und die amtlichen Aufzeichnungen von Geborenen und Gestorbenen, wie auch der Eheschließungen gewann diese »politische Arithmetik« Fühlung mit der Statistik. Man sucht das G e s e t z der Bevölkerung, das G e s e t z der Sterblichkeit nach den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung; der Natur der Sache nach, ohne daß dafür die Frage einer b e s t i m m t e n Volksmenge maßgebend war, sondern als Studium des Menschen in seinen sozialen Verhältnissen, woran sich naturgemäß die Beobachtung der Regelmäßigkeiten moralisch bedeutsamer H a n d l u n g e n anschloß. Es handelt sich für diese Forschung um eine a l l g e m e i n e T h e o r i e, die als solche von der beschreibenden alten Statistik durchaus verschieden war, wenn auch ein Übergang von dieser zu jener vollziehbar ist. Entstanden ist daraus ein schlechthin neuer und anderer B e g r i f f der Statistik, dem der Franzose Dufau 1840 Ausdruck gab, wenn er sagte: »Die Statistik hat den Zweck, Fragen zu lösen, nicht ein Land zu beschreiben.« Einer Neubildung des Sprachgebrauchs gemäß wurde sie dann aufgefaßt als ein auf b e l i e b i g e Fragen, wenn auch zunächst solche wissenschaftlicher Art, anwendbares Mittel, durch Zählungen und Vergleichung von Zahlen, Zustände, Ereignisse, Handlungen, sowie deren Häufigkeit in gegebenem Raum und gegebener Zeit, festzustellen und aneinander zu messen: als eine M e t h o d e. Auch wenn man sie als Wissenschaft zu retten suchte — der langwierige Streit lebt von Zeit zu Zeit wieder auf — so bleibt doch in dem neuen Begriff die Beziehung auf einzelne Länder erloschen, ob sie gleich im praktischen Gebrauch sich bald wieder herstellt, weil es unmöglich ist, z. B. Stand und Bewegung der Bevölkerung oder gar die sittlichen Zustände von China und den meisten Ländern Asiens und Afrikas in Zahlen festzustellen. Tatsächlich hat der alte und echte Begriff der Statistik in den statistischen Ä m t e r n sich erhalten, obschon sie mehr und mehr sich darauf be-

schränkt haben, nur Zahlen zu sammeln und zu publizieren, wie auch der vulgäre Sprachgebrauch, dem der neue Begriff sich angepaßt hat, nur Zahlen als Statistik anerkennt. Die Verwaltungsstatistik gibt diese Zahlen als Materialien, wenngleich ihre Vertreter auch in Verarbeitung dieser Materialien tätig zu sein pflegen.

2. Das heutige Problem der Moralstatistik und Hauptwerke. Ein »statistisches Gemälde« im alten Sinne, von den sittlichen Zuständen eines Volkes zu schaffen, ist eine Aufgabe, deren Schwierigkeit noch kaum erfaßt worden ist. Versuche dieser Art konnten jedenfalls die Zahlen und also auch die »Statistik« dieses Sinnes nur als Unterlage und Stoff benutzen. Es wäre eine Aufgabe der »Soziographie«, wenn man diese von der eigentlichen »Soziologie« unterscheidet. Indem die Statistik neueren Sinnes bei ihrer Bemühung, etwa die Kriminalität schlechthin als Massenerscheinung darzustellen, doch auf das Studium der Kriminalität einzelner Länder angewiesen bleibt, und im günstigsten Falle Länder von nahe verwandtem Kulturstande und ähnlicher Gesetzgebung oberflächlich vergleichen kann, so verfährt auch sie soziographisch, und sie kann dabei nicht umhin, die in den Aburteilungen und Verurteilungen wegen strafbarer Handlungen erscheinende Kriminalität eines Landes von der wirklichen Kriminalität, insbesondere der moralisch charakteristischen, strenge zu unterscheiden. Der Mangel an Kritik in dieser wie in anderen Beziehungen gerade der Moralstatistik führt fortwährend zu groben Fehlurteilen, die — als solche erkannt — dazu mitwirken, die »statistische Lüge« anzuklagen. Eine soziographische Untersuchung wird nur mit der größten Behutsamkeit zahlenstatistischer Daten sich bedienen und vor allem vor roher und oberflächlicher Vergleichung von »Statistiken«, die unter ganz verschiedenen Bedingungen und mit ganz verschiedenen Mitteln in verschiedenen Ländern hergestellt werden, um so mehr sich hüten, als jeder Forscher anerkennen muß, daß Vergleichung die Seele der Wissenschaft ist, und daß sie in Maß und Zahl sich erfüllt.

Guerry, dem man die Erfindung des Terminus »*Statistique morale*« zuschreibt, unterschied die *St. analytique* von der in der alten »Göttinger« Lehre fast ausschließlich gepflegten *St. documentaire*. Dies war ein ebenso richtiger Gedanke, wie der, daß die Analyse vorzugsweise auf Zahlen und deren Vergleichung angewiesen ist. Aber Guerry hielt die Beziehung auf bestimmte Länder, bestimmte Bevölkerungen fest: er gab eine *St. morale de la France* (1834) und später *St. morale comparée de la France et de l'Angleterre* (1860, 2. ed. 1864), verharrte also im alten Begriff. Anders Quételet: seiner vorwiegenden Tendenz nach bekümmert er sich nicht um die Zustände natürlicher und sozialer Art, die das einzelne

Gebiet der Beobachtung bezeichnen, sondern er will den durchschnittlichen Menschen ermitteln, dessen Neigung sich zu verheiraten, je nach seinem Geschlecht, seinem Alter, seinem bisherigen Zivilstande; ferner die Sterblichkeit des Durchschnittsmenschen, seinen Hang, Verbrechen zu begehen u. dgl. auf Grund eines »statistischen« Materiales, das in starkem Mißverhältnis zu solchem Vorhaben stand, feststellen: eine »soziale Physik« als Naturwissenschaft begründen, die auch »Sozialanthropologie« heißen könnte. Als Leiter der Verwaltungsstatistik Belgiens — das wurde der Astronom, nachdem er 6 Jahre früher sein berühmtes Werk »Über den Menschen und die Entwicklung seiner Fähigkeiten« bekannt gemacht hatte — kam Quételet doch, gegen Ende seines Lebens (1869), auf den überlieferten echten Begriff der Statistik zurück. »Die Statistik hat zum Gegenstande, uns die getreue Darstellung eines Staates in einer bestimmten Zeit vorzuführen«; »sie vereinigt die Elemente, die sich an das Leben dieses Staates anschließen, sie läßt sich angelegen sein, sie vergleichbar zu machen und verbindet sie auf die vorteilhafteste Art, um alle Tatsachen, die sie uns enthüllen können, zu erkennen«. Er fügt an diese Definition (*Physique sociale I* 102) den charakteristischen Satz: »Am besten wird die Sprache der Zahlen — *und man kann nicht leugnen, daß in dieser Gestalt die meisten statistischen Daten zusammengefaßt werden* — von denjenigen verstanden, die sie gesammelt, die sie geprüft haben, die ihre Stärke und Schwäche kennen, kurz, die an diese Art von Arbeiten gewöhnt sind«. Die Statistik habe ihre Handlanger, aber sie habe auch ihre Architekten, »welche die Größe ihrer Gesetze zu messen und die Folgerungen daraus zu würdigen wissen«. Dazu gehöre durchaus die Mathematik. Quételets Leitgedanke blieb, auf Grund von Statistiken und vergleichender Statistik, die er (utopisch) in einer internationalen Statistik verankern wollte, die Gesetzmäßigkeit sowohl in den natürlichen Ereignissen wie in den willkürlichen Handlungen der Menschen nachzuweisen und also ihre Wahrscheinlichkeit zu berechnen, wie die »politische Arithmetik« für einige Länder die Wahrscheinlichkeit des Sterbens berechnet hatte. Die Idee einer solchen Wissenschaft von freiwilligen menschlichen Handlungen in ihrer Bedingtheit teils durch psychische Ursachen, teils durch äußere Einflüsse, unter denen die sozialen intim mit den individuellen zusammenhängen, ist unabweisbar und würde in ihren Verallgemeinerungen den Übergang von jener Soziographie zur »empirischen Soziologie« bedeuten; zusammen mit einer empirischen und exakten Lehre von den Bevölkerungen der Staaten würde diese Lehre von deren sozialen und sittlichen Zuständen und deren Veränderungen, als »Demologie«, »vergleichende Demologie« und »allge-

meine Demologie« sich darstellen, wie die Grammatik zunächst Grammatik einer gegebenen Sprache ist, die aber zur vergleichenden und zur allgemeinen Grammatik ausgebaut werden kann. Daß jene (noch durchaus problematische) Lehre den Namen Moralstatistik gerade als allgemeine Wissenschaft von verbrecherischen Handlungen, von Selbstmorden usw. trägt, beruht teils auf der Lockerung eines vergeßlichen Sprachgebrauchs, teils darauf, daß die wirkliche Verwaltungsstatistik einiger Kulturstaaten diesen Begebenheiten wegen der Bedeutung, die sie für Gesetzgebung, Erziehung und Regierungen haben, längst ihre Aufmerksamkeit zugewandt hatte. Wenn nun gleichzeitig auch »Statistik als Wissenschaft« durch Anwendung der »Statistik als Methode«, die nur jenem aufgelockerten Sprachgebrauch ihr Dasein verdankt, »auf den in Staat und Gesellschaft lebenden Menschen« (Lexis) definiert wurde, so erschien naturgemäß Moralstatistik als ein Teil der so verstandenen Statistik.

Nachdem von deutschen Gelehrten Wappaeus in seinen Vorlesungen über Allgemeine Bevölkerungsstatistik (Leipzig 1861) auch einen »Blick in die Sittenstatistik« geworfen hatte, trat die unvollendet gebliebene Jugendschrift Adolph Wagners, »Die Gesetzmäßigkeit in den scheinbar willkürlichen menschlichen Handlungen«, auf den Plan (1864). Ihm folgte der Dorpater Theologe Alexander von Oettingen mit seinem Werke »Die Moralstatistik und die christliche Sittenlehre. Versuch einer Sozialethik auf empirischer Grundlage«. Erster Teil: Die Moralstatistik, Erlangen 1868 (2. und 3. Aufl., unter dem Titel »Die Moralstatistik in ihrer Bedeutung für eine christliche Sozialethik«, 1874 und 1882). Sie alle und viele mit ihnen gingen in den Spuren Quételets, der gemäß dem neuen Begriff als der erste und führende Moralstatistiker gerühmt wurde, wie Süßmilch als der erste Bevölkerungsstatistiker oder eigentlicher Statistiker überhaupt. Mit Eifer wurde nun die Bedeutung der Moralstatistik für die Frage der Freiheit des menschlichen Willens erörtert: Philosophen wie Theologen und Nationalökonomen nahmen an dieser Erörterung teil. Für die wissenschaftliche Betrachtung gibt es hier keine Streitfrage mehr. Auch der freie Wille des Menschen ist gleich einer Naturkraft an die Bedingungen der Koexistenz mit allen übrigen Potenzen der Natur gebunden. Daß unter annähernd gleichen Umständen natürlicher und sozialer Art die annähernd gleiche Zahl von Jünglingen, von Witwen, von geschiedenen Personen — näher noch die annähernd gleiche Verhältniszahl der heiratsfähigen Jünglinge usw. — Jahr für Jahr zur Ehe schreitet, daß ebenso die Zahlen der Selbstmörder und der Verbrecher mit geringen Schwankungen sich wiederholen, ist ebenso natür-

lich und notwendig, wie die Störung und Unterbrechung dieser Ordnung sowohl durch Naturereignisse als durch soziale Ereignisse: veränderte Gesetze, Kriege, Seuchen usw. Die Erkenntnis dieser Zahlen in ihren Schwankungen, Abweichungen vom Durchschnitt und Veränderungen bietet allerdings ein hohes und echtes wissenschaftliches Interesse dar. Dies Interesse ist teils biologisch (sozialbiologisch), teils psychologisch (sozialpsychologisch), teils soziologisch schlechthin. Auch das biologische und psychologische findet sich fortwährend auf die sozialen Bedingtheiten der Individuen hingewiesen, das soziologische Interesse aber wird, wenn es kritisch verfolgt wird, sich nicht an den allgemeinen sozialen Bedingungen (z. B. dem Zivilstand der Heiratenden oder der Selbstmörder oder der Konfession der geschiedenen Ehegatten) genügen lassen, sondern die besonderen eines bestimmten Staates, Landes, Ortes, in die Ätiologie hineinziehen — und dadurch wieder der echten alten Statistik sich nähern, ja zu ihr zurückkehren.

Inzwischen ist aber in einigem Maße der Begriff der Moralstatistik konventionell geworden, wie ihn in Deutschland vor anderen Georg v. Mayr ausgebildet hat, dessen Lebenswerk (Statistik und Gesellschaftslehre) als ersten Teil der »Sozialstatistik«, die den dritten Band des Werkes darstellt, eben die Moralstatistik in dem Sinne, den er ihr gibt, dargeboten hat. Er definiert sie als »die Statistik der Zustände und Erscheinungen des Sittenlebens« näher »der Handlungen, der Ereignisse und der Folgewirkungen von Handlungen und Ereignissen, welche Rückschlüsse auf die Gestaltung des Sittenlebens der Menschen gestatten und der Massenbeobachtung in Zahl und Maß zugänglich sind«. Er zerlegt das Gesamtgebiet in das Sekundär- und in das Primär-Moralstatistische: jenes die Statistik der »sozialen Massen«, die »erst in zweiter Linie« für die Erkenntnis des menschlichen Sittenlebens bedeutsam, dieses solcher, die es »in erster Linie« seien. Das Sekundär-Moralstatistische wird fast ausschließlich der Bevölkerungsstatistik (in Stand und Bewegung) entlehnt; hier werden u. a. Abnormitäten der Haushaltungen (z. B. Fremdelemente in den Familien), Rückgang der ehelichen Fruchtbarkeit, uneheliche Geburten, Abnormitäten der Sterblichkeit, behandelt. Aus äußeren Gründen verzichtet Mayr darauf, auch die analogen (d. h. »unnormalen«) Erscheinungen aus Bildungs-, Wirtschafts- und politischen Statistiken heranzuziehen, die er als zu einem »erschöpfenden System« der Moralstatistik gehörig behauptet. Sein Hauptaugenmerk richtet er natürlich auf das »Primäre« und behandelt hier 1. die Ehescheidungen, 2. die Selbstmorde, 3. die Verbrechen. Eine gewaltige Arbeitsleistung liegt in dieser nun abgeschlossenen Moralstatistik vor. Niemand hätte sie so zu leisten vermocht, wie Mayr sie geleistet hat. Man muß dies in vollem Maße anerkennen, auch wenn man seinen Begriff der Statistik als Wissenschaft ablehnt. — Wenn dieser allgemeine Begriff verhältnismäßig selten angefochten wird, so ist dagegen Mayrs Moralstatistik mehrfach kritisiert worden. So hat Eulenburg (1909) starke Einwände erhoben, die aber z. T. dadurch beeinträchtigt werden, daß er dazu neigt, Mayrs Begriff der »Abweichungen von den im übrigen als normal auch unter

dem ethischen Gesichtspunkt sich darstellenden Zuständen und Erscheinungen« mit dem des Abnormen und diese mit dem des sittlich Tadelnswerten gleichzusetzen. Mayr unterscheidet aber positive (gute) und negative (üble) Abweichungen von dem im ethischen Sinne »unauffällig Normalen«. Allerdings bleibt — und darauf weist auch Eulenburg nachdrücklich hin — die Subjektivität einer allgemeinen Bestimmung dieser Normalität, die sich nicht so abgrenzen läßt, wie im medizinischen Sinne mit einiger Sicherheit das Physiologische vom Pathologischen abgegrenzt wird — (abgesehen davon, daß das ethisch Normale anders verstanden wird als das physiologisch Normale und daß Mayr zuweilen das bloß Durchschnittliche an die Stelle des ethisch Normalen schiebt). Zweckmäßiger, weil weniger anfechtbar, erschien es, die Moralstatistik auf alle sozial bedeutsamen Handlungen zu beziehen, d. i. auf alle, die für das Zusammenleben eines Volkes charakteristisch sind — dann gehören z. B. auch die Eheschließungen als solche, nicht nur durch ihre Abnormitäten, dazu. Hingegen die unehelichen Geburten nur als mit größter Behutsamkeit zu verwertende Symptome der Verbreitung unehelichen (zum größten Teil vorehelichen, mithin anders gearteten) Geschlechtsverkehrs. Mayr will die »sozialen Massen« in den besonderen Rahmen der moralstatistischen Untersuchungen einspannen, sofern als solche Abweichungen in den statistisch zu »durchleuchtenden« Tatsachen der Bevölkerungs- usw. Statistik beobachtet werden, und diese stellen ihm das »Sekundär-Moralstatistische« dar. Eine freie statistische Erhebung guter oder böser Handlungen, also was er sonst »primäre Statistik« nennt, erklärt Mayr ausdrücklich für ausgeschlossen; es müsse immer — auch für das Primär-Moralstatistische — »an eine für andere Zwecke schon erfolgte Feststellung angeknüpft, und die Verwertung dieser Feststellungen in Zahl und Maß für statistische Zwecke bewirkt werden«. Zweifelhaft könne sein, ob genügendes Spezialmaterial vorliege, um auch die Primärstatistik der »gehobenen Moral« auszubauen, einzelnes komme aber auf diesem Gebiete zur Verzeichnung, z. B. hervorragende Taten, wie Lebensrettung mit Lebensgefahr. Mayr findet aber in dem Anschluß (insbesondere der primären Moralstatistik) an andere verwaltungsmäßige Feststellungen die Erklärung dafür, daß die Moralstatistik die negativ-sittlichen Vorgänge in sehr viel stärkerem Maß als Beobachtungsstoff zur Verfügung habe, als die positiv-sittlichen. Daß sie vorzugsweise auf der Anhäufung »pessimistischen Materials« sich aufbaue, wird also aus dem Umstande abgeleitet, daß das »ruhige, freundliche Zusammenleben der Bevölkerung« kein staatliches Eingreifen, keine »Abstempelung einzelner Vorkommnisse« erfordere und daß »die ausnahmsweise vorkommenden öffentlichen Auszeichnungen hervorragender Leistungen oder dauernden sittlichen Verhaltens an Umfang und auch an symptomatischer Bedeutung für die Erkenntnis des Sittenlebens des Volkes sehr zurückstehen«. Diese Unterscheidung begegnet in dem Abschnitt »Die Grenzen des moralstatistischen Vordringens« (§ 4). Hier wird von der Moralstatistik ausgeschlossen 1. alles, was nicht statistisch erfaßbar, d. h. nach Mayr und dem neueren Sprachgebrauch, nicht aus zähl- und meßbaren Elementen besteht, 2. was »aus äußeren Gründen« der statistischen Beobachtung nicht unterworfen werden kann, oder doch tatsächlich statistisch nicht beobachtet wird. Dazu gehören dann aber die meisten positiv sittlichen Vorgänge. — In Wahrheit weisen diese Begrenzungen auf die Unzulänglichkeit der

numerischen (»statistischen«) Methode überhaupt für die Erkenntnis von Tatsachen und Ursachen hin. Die staatlich abgestempelten Vorgänge und Zustände decken sich nicht mit den wirklichen, wenn sie etwa auch in einem ziemlich festen Verhältnis dazu stehen, wie dies von den Verurteilungen z. B. wegen Diebstahls zu den wirklich verbrochenen Diebstählen angenommen wird. Sichtlich gilt das nur in normalen gleichartigen Zeitläufen, wie wir jetzt, in abnormen lebend, leicht gewahren; gilt immer nur innerhalb eines Staates mit gleichartiger entsprechender Gesetzgebung, Polizei und Rechtsprechung. Unter solchen Voraussetzungen könnte auch das Verhältnis der verliehenen Orden, Ehrenzeichen, Titel u. dgl. zu den wirklichen Leistungen und Verdiensten, oder etwa der Schulprämien zum bewiesenen Fleiß der Schüler als fest angenommen werden. Es soll hiermit nicht behauptet werden, daß darum die Register solcher Abstempelungen unsere Erkenntnis ebenso fördern können, wie Mayr es von dem, »was heute als ‚Moralstatistik' an wissenschaftlichen Errungenschaften dargeboten werden könne«, aussagt, daß es nämlich »eine reiche Fülle des Wissenswerten auf dem Gebiet des statistischen Gesamteinblicks in das Sittenleben der Bevölkerung« darstelle. Wenn aber Mayr die freie Wohltätigkeit, namentlich (mit Guerry) das Stiftungswesen der Moralstatistik überweisen will, so handelt es sich hier ja um wirkliche, nicht um staatlich abgestempelte Handlungen der Menschen, die also ihrer Häufigkeit nach nicht mit der unbekannten Häufigkeit von abnorm schlimmen Handlungen vergleichbar sind. In richtiger Würdigung bezeichnet Mayr, was in der Moralstatistik geboten werde, als »wissenschaftliche Materialsammlung«. Dagegen ist freilich nichts einzuwenden, aber welchem Zweck soll sie dienen? Was Mayr als »Ideal« der Moralstatistik bezeichnet, ist an zwei einander ganz nahen Stellen etwas Verschiedenes. In § 1 nämlich (zugleich »letztes Forschungsziel« genannt, das der Zukunft verbleibe) ist es »die zusammenfassende Erkenntnis jener Regelmäßigkeiten und Gesetzmäßigkeiten in den sittlich bedeutsamen Erscheinungen, die aus der Fülle der im einzelnen festgestellten Typen und Kausalitäten als allgemein mit größerer oder geringerer Bestimmtheit nachweisbare Massenerscheinungen des menschlichen Gesellschaftslebens sich darstellen«. Hingegen in § 4 soll doch, trotz der »Ohnmacht der Statistik in bezug auf die Feststellung des sittlichen Charakters der einzelnen Individuen selbst« »als Ideal einer wohldurchgebildeten Moralstatistik« festgehalten werden »die Ermöglichung der indirekten Erkenntnis der Gestaltungen des menschlichen Sittenlebens in seinen mannigfaltigen Differenzierungen und Entwicklungen nach beiden Richtungen, der Richtung des sittlich Positiven (des Guten) und des sittlich Negativen (des Bösen)«. Und »Aufgabe der Moralstatistik verbleibt es, mehr und mehr sich zu einem Wissenszweig auszubilden, in dem alles niedergelegt ist, was in quantitativen Ausweisen Aufschluß gibt über die Belastung ‚der Gesellschaft' durch das Böse und deren Förderung durch das Gute« (nur eine konkrete »Gesellschaft«, ein bestimmtes Volk kann da in Frage kommen). Dort der Quételetsche Gedanke: durch die Moralstatistik lernen wir die durchschnittliche Handlungsweise des durchschnittlichen Menschen erkennen, indem wir finden, daß in einer gewissen Menge z. B. gleichaltriger junger Männer regelmäßig eine gewisse Quote wegen Diebstahls verurteilt wird, so daß wir daran den »Hang zum Diebstahl« messen können. Hier: die Entwicklung des Gedankens der alten Statistik in Anwendung auf das Sittenleben,

aber mit prinzipieller Beschränkung auf das, was zähl- und meßbar ist. Denn — so heißt es weiter — wenn auch »Mord, Totschlag, Betrug allzeit als bös, Akte treuer Gatten- und Kindesliebe allezeit als gut gewertet werden«, so gebe es im einzelnen doch vielerlei, bei dem sowohl gleichzeitig nach Kulturzonen und Gesellschaftsschichten, als auch in der Zeitfolge, allgemein oder in gewissen Gebieten und Schichten, ein Wechsel in der sittlichen Wertung eintrete. Es folgt daraus, daß, im eigenen Sinne Mayrs, Moralstatistik nur in dem Maße, als sie sich zeitlich und örtlich beschränkt, wissenschaftlich verwertbare Ergebnisse zu zeitigen vermag, daß mithin in dieser Beschränkung, nicht in der Verallgemeinerung, ihre nächste und wichtigste Aufgabe liegt. Was Mayr als Moralstatistik darstellt und erläutert, muß in der Tat als wissenschaftlich analysierte Materialsammlung, nicht als Wissenschaft gewürdigt werden. (So seine Statistik überhaupt.) Auch Mord und Totschlag unterliegen nicht in allen Ländern, nicht einmal innerhalb des Bereiches gleicher Gesetzgebung, geschweige zu verschiedenen Zeiten, der gleichen sittlichen Beurteilung, nicht einmal der rechtlichen; wird doch sogar in einem und demselben Lande die gleiche Tat von der einen Judikatur als Mord, von der anderen als Totschlag unter mildernden Umständen, von der dritten wegen mangelhaften Beweises gar nicht verurteilt werden, ob solche Unterschiede vorliegen, kann in engerem Bereiche wohl durch kritische Untersuchung festgestellt werden; in der Regel wird man aber davon absehen und um so mehr mit Schlußfolgerungen aus vorliegenden Tatsachen vorsichtig sein müssen.

3. Moralstatistik und Wissenschaft. Die Wissenschaft, der die Moralstatistik als Materialsammlung dienen kann, wäre ihrem alten Sinne nach eben die Statistik; wenn wir sie heute Soziographie oder in Anwendung auf Kulturvölker Demographie nennen wollen, so werden damit die ehemaligen Schranken der Statistik nicht durchbrochen; es bedeutet vielmehr, daß die Daten der Moralstatistik zur Erkenntnis und Charakteristik des Landes und Volkes, dem sie entnommen sind, dienen sollen, und daß sie z. T. gar nicht, z. T. nur in sehr bedingter Weise mit denen anderer Länder vergleichbar sind. Die methodische Erforschung des sittlichen Zustandes einer gegebenen Volksmenge wird sich aber auch nicht mit den Daten der Moralstatistik begnügen, sondern andere Erkenntnisgründe, sei es numerisch-statistische, sei es solche, die gar nicht oder noch nicht der Feststellung in Zahlen zugänglich sind, heranziehen, um die Unterschiede, lokale und zeitliche, richtig zu beurteilen.

Und sie wird sich zur Regel machen: »sei auf der Hut vor Verallgemeinerungen«. Allerdings lassen sich gewisse Wahrscheinlichkeiten deduktiv aus allgemeinen Kenntnissen anthropologischer und soziologischer Art ableiten, denen die Daten der Moralstatistik entgegenkommen, sie bestätigend, aber auch quantitativ begrenzend. Folgende sind der Erörterung wert: 1. Aus der größeren natürlichen Aktivität des männlichen Geschlechts, seinem stärkeren Hinausmüssen ins feindliche Leben, seiner Körperkraft, Verwegenheit und Unternehmungslust, folgt

eine hohe Wahrscheinlichkeit größerer Beteiligung an den meisten Verbrechen und Vergehen, zumal an allen, die solche Eigenschaften vorzugsweise in Anspruch nehmen. Alle Ausweise über die gerichtlich festgestellte Kriminalität bestätigen dies, wenn auch die relative weibliche Kriminalitätsziffer in verschiedenen Staaten und Landesteilen sehr verschieden — innerhalb des Deutschen Reiches z. B. 1902/11 zwischen Kreis Offenburg i. B. mit 8,0 und Regierungsbezirk Bromberg mit 24,1 schwankend — sich zeigt. Hierbei pflegt aber außer acht gelassen zu werden, daß die passivere Natur des Weibes wie seine Lebensweise es mehr zum Gelegenheitsdiebstahl, besonders in der Haushaltung, geneigt macht, und daß dieser sowohl leichter als viele andere Straftaten sich der Entdeckung entzieht, als auch weit öfter — aus Mitleid und anderen Beweggründen — der gerichtlichen Kenntnis vorenthalten wird; beides gilt auch für andere Verfehlungen der Hausangestellten, wie Unterschlagung, von denen man weiß, daß sie nur in geringer Quote ihrer großen Menge zur Anzeige, in noch geringerer natürlich zur Aburteilung gelangen. Oft ist auf die Prostitution hingewiesen worden als Erscheinung weiblicher Lasterhaftigkeit, die das Verbrechertum des Weibes gleichsam ergänze. Dies ist ganz falsch: ein großer Teil dessen, was in der Kriminalstatistik nachgewiesen wird, hat zu sittlichen Lastern kein unmittelbares Verhältnis, und wenn alles, was davon beim männlichen Geschlecht zeugt, vermehrt würde durch die Kunde nicht nur vom Zuhältertum, von männlichen Ausschweifungen aller Art, sondern ganz besonders von Nichtswürdigkeiten im Gebiete des sexuellen Lebens, die gleichwohl nicht strafbare Handlungen sind oder selten bestraft werden, so würde die Gesamtbelastung der Männer erheblich vermehrt werden. 2. Was für das männliche Geschlecht gilt, das gilt auch für die aktiveren Lebensalter, zumal in dem Maße als die Einschränkungen von Haus und Schule aufhören und die Leidenschaften durch körperliche Reife gesteigert werden. Beim weiblichen Geschlecht erreicht aber die geistige Kraft als Selbstvertrauen später ihre Höhe, weil sie durch die Erfahrungen der Mutterschaft und der ökonomischen Selbständigkeit gefördert wird. Demgemäß nimmt der »Hang zum Verbrechen« beim Weibe, insbesondere bei manchen für das Weib charakteristischen Gesetzwidrigkeiten, nach statistischen Zeugnissen mehrerer Länder, noch in einem Alter zu, wo er beim Manne abnimmt. Besondere Aufmerksamkeit nimmt die nachgewiesene, an sich geringere, aber um so mehr moralische Sorge erregende, Beteiligung der unreifen Lebensalter, besonders der Kinder, an strafbaren Handlungen in Anspruch: die »jugendliche Kriminalität«, von der — abgesehen davon, daß sie aus anderen Ursachen noch mehr als andere »latent« bleiben dürfte — die Strafjustiz im Deutschen Reich z. B. erst nach Vollendung des 12. Lebensjahres Kenntnis nimmt. Dieselben Verschiedenheiten nach Geschlecht und Alter beim Selbstmorde. 3. Mit dem Lebensalter hängt der Zivilstand nahe zusammen. Man darf aber auch sonst erwarten, daß das Leben in der Ehe zum guten Teil ein geordneteres und also sittlicheres Leben bewirkt und daß, im gehörigen Lebensalter, der Eintritt in die Ehe schon als Zeichen einer normaleren Geistesverfassung und Lebensführung gewürdigt zu werden verdient. Auch dies bestätigt im ganzen die Moralstatistik. Daß die Frühehen (unter 25 jährige) im Gegenteil stärker belastend zu wirken scheinen, wird vielleicht hinlänglich aus dem einfachen Umstande erklärt, daß sie in den unteren

Volksschichten häufiger sind (zuweilen sogar zum Schutze eines verbrecherischen Lebenswandels geschlossen werden). Die (vielfach auch gegenüber den Ledigen) höhere Beteiligung der verwitweten oder ganz besonders der geschiedenen Personen, männlicher und weiblicher, an strafbaren Handlungen und am Selbstmord ist innerlich wahrscheinlich, äußerlich gut bezeugt, auch daß dieser nacheheliche Zivilstand das weibliche Geschlecht stärker als das männliche demoralisiert (soweit man dem ursächlichen Zusammenhang diese Deutung geben darf); ich finde z. B. daß während nach der Volkszählung vom 1. Dez. 1910 im Deutschen Reich der Anteil dieser Kategorie an den Personen des Jahrfünfts $^{25}/_{29}$ bei der weiblichen, im Verhältnis zum gleichen Anteil in der männlichen Hälfte, etwa wie 250 : 100 war (1,06 gegen 0,42), der Anteil an den Verurteilten des gleichen Alters — nach der Reichskriminalstatistik 1911 — als 3,8 v. H. (gegen 0,8 v. H.) oder 475 : 100 sich herausstellt, und zwar etwas stärker noch bei Verbrechen und Vergehen gegen Staat, öffentliche Ordnung, Religion, nämlich 4,5 (gegen 0,7) = 642 : 100. 4. Daß die massenhafte, nachgewiesene Kriminalität vorzugsweise auf das Mein und Dein sich bezieht, daher a) im allgemeinen die Armut bezeichnet, b) durch die wirtschaftlichen Verhältnisse der Zeiten, als Teuerung (besonders des notwendigen Lebensunterhalts), Arbeitslosigkeit, Pestilenz, Krieg, Revolutionen und bürgerliche Unruhen in erheblichem Maße mitbedingt wird, ist eine Erwartung, der nicht nur alte und allgemeine Erfahrung, sondern auch die statistische Beobachtung entspricht. Ehemals beobachtete man das Steigen und Fallen der verurteilten Fälle von Diebstahl in Parallele zum Steigen und Fallen der Getreidepreise; neuerdings ist der Anstieg und Abstieg der industriellen Konjunktur in den »Industrieländern« in höherem Maße charakteristisch geworden. 5. Indessen gibt es auch unter den Verbrechen und Vergehen gegen das Eigentum solche, die weniger für Armut als für Habsucht, Spekulationswut, Leichtsinn und Liederlichkeit und aus diesen Quellen entspringende Unredlichkeit der Verfehler bezeichnend sind: so Betrug, Urkundenfälschung, betrügerischer Bankerott, Bestechung und Bestechlichkeit. Soweit nicht andere Ursachen hemmend sich geltend machen, müssen sie unter dem Einfluß der gegenwärtigen Lebensbedingungen fortwährende Vermehrung erfahren; die statistischen Beobachtungen erweisen es, obschon gerade diese Erscheinungen nur in schwachem Verhältnis zur Aburteilung gelangen. 6. Um so mehr aber stehen in einem gewissen Gegensatz zur ganzen Gruppe der Verbrechen und Vergehen gegen das Eigentum solche gegen die Person; dieser Gegensatz ist verwandt mit dem ehemals — in Gefängnisstatistiken — beliebten von Vergehungen aus Eigennutz und solchen aus Leidenschaft. In den Kriminalstatistiken verschiedener Länder treten diese Gegensätze deutlich hervor durch die Verteilung abgeurteilter Handlungen auf Monate und Jahreszeiten: sie stehen sich als vorwiegende Winter- und vorwiegende Sommerverbrechen entgegen; jene sind weit mehr für das Stadt-, diese verhältnismäßig mehr für das Landleben bezeichnend. 7. Soziale Erscheinungen von besonderer Bedeutung für die Moralstatistik sind a) die gewohnheitsmäßige Verfehlung, die sich auf mannigfache Art in der Rückfälligkeit kundgibt und zu immer neuen, meistens nach kurzer Frist, wiederholten Verurteilungen Ursache wird, b) das gewerbsmäßige Verbrechen, das den Diebstahl, Raub, Betrug zu einem schmarotzenden Pseudoberuf macht, der auch Gewalttat

oft nicht scheut und im Raubmord gipfelt, c) die in strafbaren Handlungen zutage tretenden geschlechtlichen Unsittlichkeiten mannigfacher Art. 8. Manche Arten der Kriminalität, besonders aber der leichteren, hängen eng mit der Vagabondage zusammen: vorzugsweise sind Widerstand gegen die Staatsgewalt, Hausfriedensbruch, (vormals) Majestätsbeleidigung u. a. ausgesprochene Vagabundendelikte. Näher als die Kriminalität ist die Vagabondage durch jeweilige wirtschaftliche Zustände bedingt: so ist sie in Deutschland mit der überwiegend günstigen Entwicklung 1895—1914 erheblich geringer geworden. 9. Zum Teil andere, zum Teil gleichartige Beziehungen sind vorhanden zwischen Verbrechen, Vergehen und Vagabondage einerseits, der Prostitution und dem Zuhältertum andererseits. Im allgemeinen begünstigen alle diese sozialpathologischen Erscheinungen einander wechselseitig. Durch Zahlennachweise aufgeklärt sind alle in allen Ländern unzulänglich, das Verbrechertum verhältnismäßig am meisten. 10. Besondere Aufmerksamkeit der Pädagogen, Sozialpolitiker, Menschenfreunde, darum auch der Sozialforscher, zieht wie das (schon erwähnte) jugendliche Verbrechertum, so die jugendliche Vagabondage, die jugendliche Prostitution, der jugendliche Selbstmord auf sich. Sie hängen alle eng zusammen mit Verwahrlosung der Kinder, diese wiederum mit den Mängeln und Schäden häuslicher Verhältnisse: Erziehung von Ganz- oder Halbwaisen, Unehelichgeborenen, Kindern von Sträflingen und anderen der »Fürsorgeerziehung« überwiesenen, bei Fremden oder in Anstalten; zerrüttete Ehen, seien sie durch Laster, unter denen der Alkoholismus verhängnisvoll mitwirkt, durch Verbrechen oder durch andere Ursachen zerrüttet; oft auch die ökonomischen Verhältnisse schlechthin: objektiv zumal bei Kinderreichtum, Krankheiten oder Kränklichkeit des Vaters, der Mutter oder beider, und subjektiver Unwirtschaftlichkeit und Unfähigkeit, hauszuhalten; zuweilen auch eine spezifische Unfähigkeit der Eltern zu vernünftiger, moralisch wirksamer Erziehung, oder deren schuldhafte Vernachlässigung. 11. Die häuslichen Verhältnisse moralischer Art hängen mit den Wohnungszuständen vielfach zusammen. Es gibt (und gab auch in normalen Zeiten) nicht wenige übervölkerte und sonst menschenunwürdige Wohnungen, die ein gesundes Familienleben höchst unwahrscheinlich machen und schwere sittliche Gefahren in sich tragen. 12. Wenn normale häusliche Verhältnisse schützend und hemmend, also moralisch günstig wirken, so gilt das gleiche auch von der Heimat; die Liebe zu ihr, wie die zu Eltern und Geschwistern ist mit allen besseren Gefühlen verbunden. Hingegen wirkt die Fremde demoralisierend; der entwurzelte Mensch fühlt sich leicht hilflos und trostlos, als Einsamer nimmt er mit schlechter Gesellschaft vorlieb, Schamgefühl und Ehrgefühl werden schwächer, Dreistigkeit, Rücksichtslosigkeit, ja Niederträchtigkeit werden ermutigt. Wer der Heimat fern ist, hat oft auch kein Heim in der fremden Großstadt, mit einer armseligen unsauberen Schlafstelle oder gar mit der »Penne« muß er sich begnügen oder noch dankbar sein, wenn ein Asyl für Obdachlose ihn empfängt. Viele rechtschaffene Menschen gehen aus solchen Nöten unversehrt hervor; aber willensschwache werden noch schwächer und erliegen den Versuchungen und Verführungen. 13. Die Städte haben immer solche Gefahren für die ihnen zuströmende, Arbeit oder Lehre suchende Jugend vom Lande gehabt; in höherem Grade die Großstädte, in denen der äußere »Halt« durch Ver-

wandtschaft, durch heimatliche Beziehungen in der Regel unwahrscheinlicher wird, auch wenn in der Menge die Landsleute häufiger sind und diese sich zusammenfinden. Die Großstadt ist zugleich Herd der Schuld — auch insofern, als vermehrter Handel und Wandel Gelegenheit und Versuchung zu unredlichem und sonst unsittlichem Erwerb vermehren — und Schlupfwinkel des Schuldigen. Die Entwurzelung der Individuen gibt, wie in der Kriminalität, so in Selbstmorden, Ehescheidungen und anderen moralischen Schiffbrüchen, sich kund. Auch die Religion, und also die mehr oder weniger religiöse Konfession, haben ihre Bedeutung für die Moralstatistik namentlich insofern, als sie in der Großstadt ihren Einfluß einbüßen. 14. Ein Gegengewicht bieten die Städte, zumal Großstädte, nicht nur durch vermehrte Gelegenheit, auch auf redliche oder doch als erlaubt geltende Art zu Wohlstand, wenigstens zu leidlichem Einkommen zu gelangen, sondern auch durch vermehrte Anspannung und Übung der Intelligenz, durch vermehrte und verbesserte Schulbildung. Die wenigstens äußerliche Friedfertigkeit wird dadurch begünstigt. Der geborene oder gewordene Großstädter ist in der Regel weniger zu Gewalttätigkeit aufgelegt. Sein meistens zarterer (mehr femininer) Körperbau hält ihn schon eher davon zurück, als den muskulösen Bauernjungen. Aber auch die Zucht der Schule, in Verbindung mit den Gewöhnungen an die Disziplin des dichten Zusammenlebens und die Aufsicht der Polizei, trägt dazu bei, ihn zu zähmen; auch geistige Einflüsse dürften manchmal einigen Einfluß üben. So gut wie nichts vermögen aber diese Momente gegen die Unehrlichkeit, vielmehr stärken sie die Neigung dazu, indem sie sie listiger und raffinierter machen und ihr vermehrte Chancen leihen. Für die liberalen Volksfreunde war es eine große Enttäuschung, als in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts offenbar wurde, daß mit der Schulbildung keineswegs eine Abnahme der Kriminalität, deren Massenhaftigkeit immer durch die Eigentumsverletzungen bestimmt wird, parallel geht. Schon Guerry hat so etwas wie Vorwürfe wegen dieser »Enthüllung« auf sich geladen. Das kausale Urteil, daß »die Bildung wegen der zersetzenden Wirkung der durch sie bedingten Aufklärung, insbesondere auch der damit gelegentlich verbundenen Zurückdrängung religiöser Hemmungsmomente gefährlich« sei, wie es (nach Mayr) von den »Pessimisten« namentlich in Frankreich und in Italien vertreten wird, ist freilich oberflächlich. Sie als ursächlichen Faktor zu isolieren, ist kaum versucht worden. In weitem Maße deckt sich bekanntlich der Unterschied der ungebildeten oder minder gebildeten von der gebildeten oder höher gebildeten Schicht mit dem Unterschiede der Armen und Reichen (erst in den letzten abnormen Jahren hat sich dies stark verschoben). 15. Alle ungünstigen Momente müssen besonders schwer wiegen, wenn bei den Individuen vererbte Anlagen schlimmer oder doch gefährlicher Art vorhanden sind. Diese können — bei normaler oder sogar guter Intelligenz — unmittelbar moralisch belastend sein, oder auf Grund von Intelligenzdefekten hervortreten, die aber ihrerseits mit guten intellektuellen Leistungen vereinbar sind, wie diejenigen mancher Epileptiker. Besondere Gruppen bilden die geisteskranken Verbrecher (die als Verbrecher, aber nicht als Geisteskranke erkannt worden sind) und die verbrecherischen Geisteskranken (die als Irre nicht verantwortlich gemacht werden können). Dazwischen solche, die »zur Zeit der Begehung der Handlung sich in einem Zustande von Bewußtlosigkeit oder krank-

hafter Störung der Geistestätigkeit befinden, wodurch ihre freie Willensbestimmung ausgeschlossen war« (RStrG. § 51), oder die als Minderjährige oder Taubstumme, nach dem Urteil des Gerichtes, bei Begehung der strafbaren Handlung die zur Erkenntnis ihrer Strafbarkeit erforderliche Einsicht nicht besaßen (das. § 56, § 58). Manche Handlungen werden regelmäßig bestraft, obgleich sie nach psychiatrischem Urteil zweifellos aus krankhaften Geisteszuständen entspringen, z. B. Brandstiftungen jugendlicher, besonders weiblicher Personen. Übrigens ist — abgesehen von Idiotie und Imbezillität — die als »Schwachsinn« charakterisierte intellektuelle Minderwertigkeit nachweisbare Ursache vielfacher Lasterhaftigkeit, die besonders in Vagabondage und Prostitution, aber auch in manchen Arten der Kriminalität, die nicht in nahen Beziehungen zu beiden stehen, zutage tritt. 16. Wenn nun der größere Teil der Kriminalität, wenn Vagabondage und Prostitution hauptsächlich die besitzlosen und unselbständigen Massen des Volkes zu belasten scheinen, so muß doch A. innerhalb dieser unterschieden werden: einerseits ist es die unterste, verhältnismäßig wenig zahlreiche Schicht, die man zuweilen als 5. Stand, zuweilen als Lumpenproletariat (in ihren gebildeteren Teilen wohl auch als Bohème) bezeichnet, im wesentlichen die Hefe des Volkes, in der sich Bestandteile aller Schichten, auch der höchsten und vornehmsten, absetzen; andererseits sind es gerade zerfallende Stücke ehemals soliden Kleinbürgertums, die nach oben gezogen, nach unten gerissen, mit unangemessenen Ansprüchen in den Wirrsalen des modernen Lebens sich nicht zurechtfinden und in Gewändern und äußeren Verhältnissen von schäbiger Eleganz innerlich verlumpen; die chronische Verschuldung kleiner Beamtenfamilien ist oft ein Symptom, dem das Verfallen ihrer Töchter in Prostitution, ihrer Söhne in die kriminelle Laufbahn entspricht. Es muß aber B. immer von neuem daran erinnert werden, daß jene Erscheinungen weder ausschließlich, noch allein, moralisch belastend für gewisse Volksteile und für ein ganzes Volk sind. Das Gebiet der sozialmoralischen Pathologie ist erheblich weiter. In den Daten der Moralstatistik und Medizinalstatistik treten noch hervor die Selbsttötungen, die Ehescheidungen, die außerehelichen Geburten, die Geschlechtskrankheiten, der Alkoholismus — lauter Erscheinungen, die mit den bisher erörterten vielfach in Zusammenhang stehen, aber zum Teil ebenso häufig, zum Teil häufiger in gehobenen, ja in den höheren Schichten der Gesellschaft auftreten. Außereheliche Geburten zwar am seltensten; aber gerade diejenigen, die für das Kind am schlimmsten wirken, wo die Erzeugung nicht durch folgende Ehe, sondern durch bloße Alimentierung gutgemacht wird, haben den schuldigen Urheber ziemlich oft unter Wohlhabenden und Reichen, die im günstigeren Falle ein »Verhältnis« pflegen, solange als es ihnen behagt. Ein stehendes Heer und Garnisonen wirken in dieser Hinsicht nachweisbar übel. Über die Häufigkeit des Ehebruchs in verschiedenen sozialen Schichten lehrt uns die Moralstatistik (heutigen Sinnes) nichts; hohe Wahrscheinlichkeit spricht aber dafür, daß sie die reichen und für vornehm geltenden Kreise am meisten belastet; wie denn auch die Ehescheidung (und vollends das Streben danach) unter den Gebildeten der Großstadt (Handel und Verkehr, Beamtenschaften, Künstler) auch nach Ausweisen mancher Moralstatistik weit häufiger als in anderen Volkskreisen zutage tritt.

4. Die Aufgaben. Fragen wir nun nach dem Umfange des Erkenntnisbereichs, den die heutige Moralstatistik (besonders durch die zusammenfassende Darstellung, die ihr Mayr gegeben hat) in bezug auf die hier angedeuteten Probleme, Tatsachen, Wahrscheinlichkeiten bedeckt, so ist dieser zwar, was Bestätigungen und Qualifizierungen betrifft, groß und der Erweiterung fähig[1]; und doch läßt diese Moralstatistik mehr Fragen offen als sie beantwortet. Unsere Unkenntnis in bezug auf die wirklichen Zustände und Begebenheiten des menschlichen Zusammenlebens und seiner moralisch bewerteten Erscheinungen bleibt größer als jener Umfang: auch, wenn wir unsere Forschung auf ein Gebiet einschränken, dessen Lebensbedingungen wir einigermaßen überblicken. Mayr selber bemerkt, indem er auf ½ Seite die Prostiution erledigen muß, »das für die wissenschaftliche Behandlung dieser Statistik verfügbare Material« sei »außerordentlich dürftig und unzuverlässig«, weil „die »Verwaltungsstatistik« leider diese sozialstatistisch so bedeutsame pathologische Erscheinung des Gesellschaftslebens bisher ganz über Gebühr vernachlässigt und eine bequeme Zugänglichkeit und Zusammenfassung der spärlichen Nachweise . . . zu bieten unterlassen habe". Mayr verweist oft, und mit besonderem Nachdruck beim Abschluß seiner monumentalen Darstellung der aus den Verwaltungsstatistiken gewinnbaren Erkenntnis über Verbrechen und Verbrecher, auf die Bedeutung detailgeographischer Untersuchungen hin. Was er in dieser Hinsicht über Kriminalgeographie ausführt, gilt nur in erhöhtem Maße von der geographischen Differenzierung der Moralstatistik überhaupt. Wir werden dadurch auf die notwendigen intimen Beziehungen der echten Statistik, die als Wissenschaft verstanden werden will, zur Geographie zurückgeführt, die von Wappaeus zuletzt hervorgehoben, von der neueren Richtung, die Mayr sonst geltend macht, verleugnet werden. In Wahrheit liegen hier die Aufgaben einer Forschung, die man nach wie vor moralstatistische Forschung nennen mag, so wenig auch die bis-

[1] Fordert freilich auch Einschränkungen. So nimmt z. B. bei Mayr wie in den vielen Monographien über den Selbstmord die Erörterung der »Motive«, auf Grund der von Polizisten hergestellten Tabellen, einen breiten Raum ein, und ist doch beinahe wertlos. »Anderweitige und unbekannte« Motive treten da z. B. in Preußen und Bayern etwa in 1/5 der Fälle, in Frankreich nur in 6—7% auf, hier dann »Geisteskrankheit« um so häufiger, diese auch in Bayern in 30—40%, in Preußen bei Männern in 20—30, bei Weibern in 30—40% der Fälle. Geisteskrankheit als Motiv! Dann treten nebeneinander »Leidenschaft« und »Laster«, »Trauer und Kummer«, »Ärger und Streit«, »Lebensüberdruß« — das ganze ist psychologische Kinderei. Dieser widmet z. B. Mayr 15 Seiten seines großen Werkes, wenn auch nicht ohne Kritik.

herige Moralstatistik dafür leistet. Diese Forschung muß nicht allein über die von der Verwaltungsstatistik gelieferten Materialien, sondern auch über das, was sonst nach »statistischer« Methode, d. h. in vergleichbaren Zahlen, sich ermitteln und darstellen läßt, hinausgehen. Sie bedarf vielmehr eindringlichster Benutzung derjenigen Mittel, die Mayr als »außerstatistische Orientierung« zusammenfaßt (4 Gruppen: 1. notizenartige Zahlenorientierung, 2. Schätzung, 3. Enquete, 4. typische Einzelbeobachtung). Sie muß, wie jede induktive Forschung, jedes Mittel anwenden, das ihrem Erkenntniszwecke zu dienen verspricht, wenn auch die statistische Methode, wo sie anwendbar ist, die größten logischen Vorzüge hat[1]. Was von dem Studium der moralisch bedeutsamen Tatsachen eines bestimmten Gebietes gilt, das gilt weit mehr, wenn man die allgemeinen Erscheinungen verbrecherischer Handlungen, der Selbstmorde, der Ehescheidungen, der unehelichen Geburten erforschen will, weil hier, wegen der geringen Vergleichbarkeit verschiedener Länder, die »statistische Methode« einem kritischen Gebrauche vollends sich versagt. Wie unzulänglich diese, und zumal die Verwaltungsstatistik, auch in bezug auf ein einzelnes Phänomen von hoher sittlicher Bedeutung in einem einzelnen geographischen Gebiet sich erweist, das würde in schlagender Weise ein Versuch ergeben, Wesen und Umfang der seit dem Kriegsende 1918 in Deutschland (wie anderswo) so ungeheuerlich zutage tretenden Demoralisation exakt zu beschreiben und zu messen. Nur einzelne Erscheinungen, wie die gesteigerte jugendliche Kriminalität, liegen deutlich genug auf der Oberfläche.

[1] Monographien wie die (älteren) von Laspeyres, Masaryk u. a., die jüngeren von Spann, Rost u. a. weisen in diese Richtung. — Wichtig ist besonders die Untersuchung der Zusammenhänge moralischer Erscheinungen mit den ländlichen Besitzverhältnissen, der Heimarbeit u. dgl.

XLVII.

Neuere soziologische Literatur (Berichte 1891/92).

1. Werke zur Philosophie des sozialen Lebens und der Geschichte.

Erster Artikel.

In allen Ländern wächst die »soziale Frage« zu einer riesenhaften Gestalt empor und wird nicht allein für die politische Erörterung das beherrschende Element, sondern greift in die meisten Gebiete der Wissenschaft hinein, zerstört überkommene Gedankenbildungen, ruft unzählige Versuche zu neuen Kombinationen und Systemen hervor, macht das Bedürfnis nach Philosophie als einer Leben und Handeln bestimmenden Ideen-Macht immer lebendiger, fordert auf, mit der Vergangenheit die Rechnung abzuschließen und einer neuen, höheren, moralischen Kulturentwicklung die Wege zu bereiten. Entwicklung — das leitende Wort auf diesem Gebiete wie auf dem der Natur; während aber hier die Entwicklung des Menschen, seiner Sprache, Vernunft, Kunst, noch in rätselhaftem Dunkel beruht, so scheint die Entwicklung seiner höheren Kultur zu den handgreiflichsten Tatsachen zu gehören, an deren unermeßlichen Fortschritten im Sinne einer vollkommenen Erkenntnis und Beherrschung der elementaren Kräfte wir Mitlebenden wenigstens als staunende Zuschauer beteiligt sind. Niemand kann diese Tatsachen leugnen, niemand ihrer Bedeutung, ihrem Werte sich entziehen. Und doch gibt die tiefere Deutung ihrer Ursachen und Wirkungen unmittelbar jenes Problem auf, das wir als soziale Frage zu verstehen gewohnt sind. Für die wenigen Vorausblickenden des vorigen Jahrhunderts — hier mögen so edle Namen wie Rousseau, Justus Möser, Adam Ferguson genannt sein — war sie schon mehr in geahnter als in geschauter Größe vorhanden. Erst das Zeitalter des Dampfes reißt alle politischen, ethischen, kultur-, rechts-, kunst- und geschichtsphilosophischen Gedanken in diese eine Richtung fort. — Wir haben eine Reihe von Werken der drei großen Literaturen vor uns, deren gemeinsames Objekt auf diese Weise bestimmt ist. Zugleich haben fast alle ein ausgeprägtes Verhältnis zu dem hervorragenden Autor, dessen Werk hier an erster

Stelle erörtert weren soll[1]. Übrigens aber steht Herbert Spencer unter den Theoretikern des sozialen Lebens, eben in bezug auf jenen Zentralpunkt, beinahe allein und gerade durch seine starre Negation merkwürdig da. Aus einer starken Überzeugung hält er sich an die liberale Doktrin im Ökonomischen, Politischen und Sittlichen fest. Seine ganze Betrachtung der menschlichen Geschichte gipfelt in der Forderung eines höheren Typus: und das ist der freie Mensch; einer höheren Kultur: das ist die auf freiem Zusammenwirken beruhende. Die höhere Kulturentwicklung wollen ja alle; aber daß sie durch den endlichen Sieg der Gesellschaft über den Staat bedingt sei, wird keiner der hier sonst auftretenden Schriftsteller zugeben. Im Gegenteil: durchweg wird, im Sinne des Sozialismus, wie er zumeist verstanden wird, vermehrte, verbreiterte, vertiefte Staatstätigkeit als wünschenswert, ja notwendig dargestellt, und kann sogar der endgültige Sieg des Staates über die Gesellschaft, des öffentlichen Rechtes über das Privatrecht, als die Formel bezeichnet werden, welche die meisten Voten im philosophischen Meinungs-Kongreß am Ende des 19. Jahrhunderts auf sich ziehen würde. Und in einem wichtigen, vielleicht dem wichtigsten Punkte werden wir sogar Spencer für eine Umgestaltung des Eigentums sich entscheiden sehen, die vielleicht in ihren Konsequenzen diese ganze Kontroverse hinwegschwemmen würde: das ist die Aufhebung des Privatrechts an Grund und Boden.

I.

Über den allgemeinen Charakter und Inhalt der Spencerschen Soziologie habe ich früher in ausführlicher Weise gehandelt (Phil. Monatsh. XXV, S. 50—85). Dort wurde die Erörterung bis an die Grenze der großen Synthese oder deduktiven Erklärung geführt, deren erster die Familie betreffender Abschnitt noch im zweiten Bande der deutschen Übersetzung mitenthalten war. Der dritte Band dieser Übersetzung liegt nunmehr vor, darin der vierte Teil »*Ceremonial Institutions*«, der fünfte »*Political Institutions*« darstellt[2]. Den Grund der Einteilung finden wir in einem Kapitel des ersten Teiles, welches »*The Scope of Sociology*« be-

[1] System der synthetischen Philosophie von Herbert Spencer. VIII. Band. Die Prinzipien der Soziologie. Autorisierte deutsche Ausgabe, nach der zweiten englischen Auflage übersetzt von Dr. B. Vetter, o. ö. Prof. am K. Polytechnikum in Dresden. III. Band. Stuttgart, J. Schweizerbartsche Verlagshandl. (E. Koch). 1889. (X, 820 S.) 8°.

[2] Ich ziehe es vor, die Stichworte im Original wiederzugeben; bei Zitaten folge ich bald der gedruckten, bald meiner eigenen Übersetzung, indem ich von jener die Seitenzahl angebe. Was die Arbeit des Herrn Übersetzers betrifft, so kann ich diesmal nur aufs neue ihren Wert und ihre Bedeutung hervorheben.

titelt ist. Die Phänomene der Familie sollen vorangehen als die einfachsten unter denen, die aus den kombinierten Handlungen der sozialen Einheiten entspringen. Die sozialen Einheiten sind die Individuen; außer ihnen gibt es das große organische Wesen »die Gesellschaft«; worüber ich kritisch berichtet habe, und außer in anderen schweren Bedenken, im Zweifel bleiben mußte, ob nur die einzige »menschliche« Gesellschaft oder die Mehrheit der »Nationen« als der Idee eines solchen Organismus entsprechend gedacht werde. Dem Plane nach würde sogleich nach der Familie das Politische folgen: der große regulierende Apparat zur Leitung und Hemmung freier Tätigkeiten; als eine Abzweigung davon das kirchliche Wesen, und erst als drittes und untergeordnetes System dasjenige, »wodurch die kleineren Handlungen von Bürgern reguliert werden im täglichen Leben«. In der Ausführung hat sich die Ansicht der Autors über das Verhältnis dieser Systeme verschoben. Er stellt die Einrichtungen der »Sitte« — wie wir mit einem beinahe kongruenten Ausdrucke sagen dürfen — als die allgemeinen und ursprünglichen voran, als der politischen und religiösen Herrschaft gemeinsam zugrunde liegende. Sehr auffallend ist zunächst, daß die Familienbeziehungen gar nicht unter dem Gesichtspunkte einer Herrschaft aufgefaßt werden. Hier ist nur die Rede in zwölf Kapiteln: von Erhaltung der Art; von den verschiedenen Interessen der Spezies, der Erzeuger und der Nachkommen; von den primitiven Beziehungen der Geschlechter; von Exogamie und Endogamie; von Weibergemeinschaft; Polyandrie; Polygynie; Monogamie; Familie insbesondere; vom Status der Frau; Status der Kinder; und vom Familienwesen in Vergangenheit und Zukunft. Verloren geht hier die Betrachtung der wahren sozialen Bedeutung des Familienwesens als Urbildes alles ursprünglichen, alles durch natürliche Bande bestehenden gemeinen Wesens überhaupt. Alle Forscher sind darüber einig, in der Gens oder dem Klan jene Gemeinschaft zu erkennen, welche, der Haushaltungsfamilie, ebenso wie der Dorf- und Stadt-Gemeinde vorausgehend, die Wurzeln aller Rechtsverhältnisse ausgebildet hat und die Elemente politischer wie religiöser Regierung ungeschieden in sich enthielt, als eine organische und lebendige Einheit das Zusammenleben durch sich, ihr Sein und ihre Vergangenheit — die Ältesten und die Vorfahren — mit ungebrochener und unangefochtener Autorität bestimmend; alle persönliche Herrschaft, wie auch die Herrschaft der jedesmaligen Gesamtheit oder Mehrheit durch ihr metaphysisches Wesen überschattend[1]. Man darf sagen, daß Sp.

[1] »*Instead of a natural and obvious conception, the gens was essentially abstruse, and as such a product of high intelligence for the times in which it originated.*« »*. . . No other institution of mankind has held such an ancient and remarkable*

dieses soziale Urphänomen nicht hinlänglich erkannt oder gewürdigt hat. Seine Ideen in diesem Felde haben sich ausgebildet, ehe die zahlreichen Forschungen vergangener und gegenwärtiger Zustände aller Länder jene Kunde ans Licht gefördert hatten, die in Sir Henry Maine ihren geistreichen Dolmetsch, in Lewis Morgan ihren zusammenfassenden Theoretiker fand. In dieser Hinsicht würde die ganze Soziologie als veraltet erscheinen, wenn nicht ihre Leitgedanken auf einen hiervon unabhängigen Wert Anspruch machten, und wenn nicht übrigens doch eine unabsehbare Fülle von ethnographischem Stoff sich hier mit einer Kraft zusammengearbeitet fände, die nicht ihresgleichen hat. — Zur Beurteilung des dritten Teiles genügt es, wenn wir das Schluß-Kapitel betrachten (Sp. hat die sehr gefällige, erleichternde schriftstellerische Gewohnheit, nicht allein im letzten Paragraphen jedes Kapitels dieses zu resümieren, sondern auch wiederum am Ende jedes größeren Abschnittes die Hauptfäden des Ganzen zusammenzuschließen.) Wir wissen im voraus, daß die Antithese von militärischer und industrieller Verfassung für die gesamte Deduktion bestimmend wirkt. Zunächst freilich soll die Übereinstimmung der Familienentwicklung mit dem Gesetze der Entwicklung überhaupt aufgezeigt werden: die spätesten Typen enthalten den innigsten Zusammenhang, die größte Bestimmtheit, den verwickeltsten Aufbau. Daneben wird hervorgehoben — dies soll die Stellung menschlicher Kultur in der spezielleren d. h. zoologischen Entwicklung bedeuten —, daß das Opfer individuellen Lebens für die Erhaltung der Art fortwährend abnehme, die Entschädigung dafür in höheren und längeren Freuden der Eltern an der Aufzucht der Kinder sich vergrößere; wozu noch als neuer und moralisch höchster Faktor, bisher noch nicht hinlänglich ausgebildet, die erstattende Fürsorge von Kindern für ihre Eltern hinzukomme. Alles dies geht Hand in Hand mit der Entwicklung menschlichen Verstandes und Gefühls überhaupt. Insoweit stellt sich die ganze Kulturentwicklung als wahre Veredlung und Erhöhung dar. In einen gewissen Widerspruch, dessen wesentliche Züge ich früher enthüllt habe, müßte nun hiergegen die besondere Betrachtung treten, wenn sie nicht mit wenigen Sätzen über die Vergangenheit hinwegginge und sich vorzugsweise auf die zu erwartende und erhoffte Zukunft dieser Dinge erstreckte. Gleichwohl kann der Widerspruch nicht vermieden werden: offenbar »sind Schwäche des ehelichen Verhältnisses, unbestimmte, zusammenhanglose Formen der Familie, harte Behandlung

---

relation to the course of human progress. The real history of mankind is contained in the history of the growth and development of institutions of which the gens is but one. It is, however, the basis of those which have exercised the most material influence upon human affairs.« Lewis Morgan *Ancient Society*, p. 378, 379.

der Frauen und Kindesmord die naturgemäßen Begleiterscheinungen des kriegerischen Wesens in seiner ausgeprägtesten Form«. Nach diesem Satze beginnt ein neuer Absatz: »Jeder Fortschritt von diesen niedrigsten gesellschaftlichen Gruppen, die kaum schon Gesellschaften genannt werden dürfen . . .« — während wir wissen, daß nach Spencers entschiedener Ansicht der ausgeprägte Militarismus Ergebnis einer langen Züchtung, eines unablässigen Ringens ist, das gerade die gewalttätigsten Naturen, und gerade jene eiserne Methode des Zwanges als notwendige Form des Zusammenwirkens habe siegreich hervorgehen, also überleben lassen und alle empirische höhere Kultur wesentlich bezeichne. Darum verweilt er nun lieber bei Zukunftsgedanken: »Man muß sich sehr davor hüten, zu glauben, daß der Zustand der entwickelteren Gesellschaften einst überall herrschen werde.« Wohl aber sei mit Gewißheit zu erwarten, daß bei den zivilisierten Nationen der Industrialismus die Oberhand gewinnen werde; mithin auch die beste und freieste Form 1) der Ehe: »schon jetzt ist, wer nur um des Geldes oder des Ranges willen heiratet, einer gewissen Mißbilligung ausgesetzt, und wenn diese noch lebhafter wird, so möchte das monogamische Verhältnis noch reiner sich gestalten«; die erleichterte Ehescheidung weise darauf hin, daß man bald die Zuneigung für die erste und wichtigste Bedingung, die gesetzliche Verbindung für nebensächlich halten werde[1]; welche Folgerung dem gegenwärtigen Urteil ungeheuerlich vorkomme; denn man pflege nicht zu bedenken, welche anderen Umstände sich zu gleicher Zeit mit verändert haben würden. Durch Zunahme der altruistischen Gefühle und also Kräftigung der moralischen Bande würden die besonderen Umstände, welche eine leichte Ehescheidung fordern, immer seltener werden; ferner: da die Wohlfahrt der Spezies nunmehr hinlänglich gesichert erscheine, so werde in Zukunft vor allem das Wohl der Nachkommenschaft den Gang der Familienentwicklung bestimmen. Aus denselben Tendenzen müsse sich fernere Annäherung an die Gleichstellung beider Geschlechter ergeben; wenn auch die Ansprüche der Frau hin und wieder, z. B. in Amerika, schon über die normalen Grenzen hinausgegangen sein möchten. Auch sei eine Erweiterung der weiblichen Berufe über das Hauswesen hinaus weder sonst erwünscht noch im eigenen Interesse der Frauen. Ihre politische Gleichstellung würde in unseren noch teilweise militärisch konstituierten Staaten einen Rückschritt bedingen, da ihre Ehrfurcht vor der Autorität größer, ihre Fähigkeit weitgehenden Urteiles geringer sei. Auch wür-

[1] Das System der »freien Liebe«, welches dem gemein-bürgerlichen Gemüt als frechster Ausdruck einer unmoralischen, seine Kultur untergrabenden Denkungsart erscheint, hat also neben W. v. Humboldt auch diese hohe Autorität.

den sie noch mehr dazu neigen, die Ethik der Familie in Verwaltung des Staates mitsprechen zu lassen, wo nur Gerechtigkeit am Platze sei. Mit der Zeit freilich werde die industrielle und moralische Entwicklung alle diese Bedenken gegen politische Rechte der Frauen aufheben. — Über den Status der K i n d e r ist nur zu sagen, daß auch ihre Freiheiten in manchen Fällen schon das Maaß überschreiten. Wie weit die elterliche Autorität sich erstrecken solle und wo die Staatsautorität ihr Schranken zu ziehen habe, könne noch nicht in genügender Weise bestimmt werden. Am meisten Spielraum für eine glückliche Entwicklung behalte das umgekehrte Verhältnis: die Sorge der Kinder für ihre Eltern. Solche Hoffnung, Zeugnis edlen Gemütes, an ein Wort Goethes über die Pietät erinnernd, beschließt diesen Abschnitt unseres Werkes. — Ich hatte früher (XXV, S. 83) darauf aufmerksam gemacht, daß selbst dieser entschiedene Parteigänger aller individualistischen Richtungen vor der zunehmenden D i s i n t e g r a t i o n der Familie sich erschreckt zeige, und deutete hier aufs neue diese Stellen an. Indessen wird man leicht finden, wie sehr eine günstige und bejahende Ansicht der herrschenden Richtungen überwiegt. Auch läßt sich ja, gleichsam vom grünen Tische des Philosophen, diese Betrachtung sehr wohl begründen. Sp. zeigt gerade in diesem Stücke recht deutlich, daß er die soziale Frage nicht kennt, daß er ihre Wirklichkeit und Bedeutung nicht eingesehen hat. Man wird, wie ich glaube, auch durch richtige Deduktion zu anderen Folgerungen gelangen müssen; aber die ganze Kruste einer festen Überzeugung wird sich erst bilden durch das streng empirische Studium der sozialen Tatsachen, mit den mühsamen Methoden der S t a t i s t i k in ihrem weitesten Verstande. Und doch ist es erstaunlich, wie ein so kluger und klarer Mann an den elementaren Phänomenen hat vorbeigehen können. Er begreift nicht die handgreifliche, seit Jahrhunderten fortschreitende Zersetzung des Volkes in allen europäischen Ländern. Er bemerkt daher nicht, wie die Idee der Ehe durchaus in dem Glauben an ihre H e i l i g k e i t begründet war, ihre Realität in Dasein und Notwendigkeit tätigen Hauswesens, bäuerlich-bürgerlichen; und wie diese beiden Fundamente, den Einflüssen der Witterung (kapitalistischer Produktions-, großstädtischer Lebensweise) ausgesetzt, mehr und mehr dem liquiden Aggregatzustande angenähert werden; so daß die Ehe, als soziale Massenerscheinung, wo ihr nicht neue Bedingungen geschaffen oder alte erneuert werden, unvermeidlicherweise, *de facto* wie *de jure* hinabsinkt zu jenem Vertrage »über den wechselseitigen Gebrauch ihrer Geschlechtseigenschaften«; welcher ja wohl ein sehr schönes und lebenslängliches Verhältnis stiften k a n n , wahrscheinlicher aber auf sich verkürzende Fristen geschlossen wird, wo nicht die Rücksicht auf Kinder die Auflösung hemmt; und

daß die elterliche Fürsorge für Kinder jenseits der *Infans*-Phase in zunehmender Weise durch gesellschaftlich-staatliche Regulierung ersetzt wird, sieht Sp. allerdings; aber anstatt die Tatsache zu verstehen, wird er darüber zornig. Von dem innerlichen Verfall der Ehe, bei Wahrung ihres äußerlichen Daseins und Scheins, will ich keineswegs reden; bei alledem wäre es töricht, einen raschen Untergang so tiefgewurzelter Institution zu erwarten; gewiß ist nur, daß sie ihren Charakter einbüßt und aus einer zentralen, allmächtigen zu einer peripherischen und relativ gleichgültigen Bestimmung des sozialen Lebens wird. Freilich, wer erkennt diesen Gang der Entwicklung? Der Statistiker kann ihn nicht verkennen. Auch wird alles Einzelne notgedrungenerweise zugegeben. Das *colligere*, die kühle nüchterne Fazitziehung wird von allen Seiten verwehrt oder als Pessimismus verurteilt. Pessimismus sollte aus dem Spiele bleiben. Wahrheit aber bleibt: das Schöne und Gute, dessen hohl und starr gewordene Formen durch Freiheit gebrochen werden, kann nur aus Freiheit sich neu erzeugen. Und in diesem Sinne kann auch der liberal-kommunistische Gedanke der freien Liebe gewürdigt werden. —

II.

Ein sehr dankbares Thema, worin unser Autor vielleicht auf soziologischem Gebiete, sein Meisterstück vollbracht hat, bietet sich im vierten Abschnitte als Ursprung und Entwicklung der Umgangsformen dar. Denn auf diese schränkt sich beinahe durchaus die Betrachtung ein, welche der mit Recht in so hellen Vordergrund gestellten Herrschaft der Sitte gewidmet wird. Wenn ich nicht irre, so sind schon Stücke der hier vertretenen Theorie auf mehreren Wegen auch bei uns zur allgemeinen Kunde durchgedrungen; völlig unabhängig davon war aber die geistreiche Untersuchung entstanden, mit der sich R. Ihering (Zweck im Recht II) über denselben Gegenstand verbreitet hat; um so mehr könnte es interessant werden, diese mit jener zu vergleichen. Spencers vorwaltendes Prinzip besteht darin, die Formen des Verkehrs lebender Menschen untereinander — denen aber sogleich die des Verkehres mit Toten und Göttern gesellt werden — aus natürlichen Zeichen der Unterwerfung eines Besiegten, Gefangenen oder sonst Untertanen abzuleiten, und deren zum Teil sehr sonderbare Gestalt durch ihren Ursprung aus wirklichen Handlungen, bei welchen Inhalt und Bedeutung noch nicht verschieden war, zu erklären. Körperteile von Erschlagenen bringt der Sieger als »Trophäen« heim; es sind ganz eigentlich Beweise seiner Heldentaten. Wird nun der Besiegte am Leben gelassen, so hört darum das Bedürfnis, mit einem Stücke seines Leibes zu triumphieren, nicht auf: anstatt nun die Hände dem

Leichname werden den Gefangenen — die man nicht unfähig zur Arbeit machen will — Finger oder bloß Fingerglieder abgeschnitten; und hieraus entwickelt sich der Brauch, sich selbst — gleichsam im voraus — zu verstümmeln, um den Verzicht auf Gegenwehr und die Bitte um Gnade — wie wir anstatt der »Versöhnung« oder »Begütigung« sagen möchten — auf drastische Weise auszudrücken. Daher wird dann z. B. geschorenes Haar Zeichen der Knechtschaft — wovon noch in unseren Strafanstalten das Überlebsel sich erblicken läßt —, und durch den Kontrast langes Haar Zeichen der Freiheit. Den gefürchteten und verehrten Toten gegenüber fühlen alle sich klein und unfrei: sich selbst zu zerfleischen, sich zur Ader zu lassen, ist einer der allgemeinsten Bestattungsbräuche. (Hier wird jedoch eine abweichende Erklärung gewissenhafterweise als die normale eingefügt S. 80: indem der primitiven Idee gemäß ein geheiligtes Band gegenseitiger Verpflichtung zwischen lebenden Personen dadurch entstehe, daß jeder vom Blute des anderen seinen Anteil nimmt, so ergebe sich hieraus, daß die von ihrem Blute dem abgeschiedenen Geiste Darbringenden eine gewisse Verbindung mit diesem zu erlangen scheinen, welche von der einen Seite Unterwürfigkeit, von der anderen freundliche Gesinnung bedingt.) Aus solchen Selbstverletzungen wird dann auch das Tatuieren hergeleitet, und diese Erklärung gegen Einwände Tylors (mit dem Sp. eine fast beständige Fehde über soziologische Fragen unterhält) in einem Anhang zu dem Kap. mit Nachdruck verteidigt. Nur eine sekundäre Bedeutung bei Trophäen wie bei Verstümmelungen soll dem Aberglauben zukommen, daß der Körperteil als solcher — oder etwa mit Hilfe des Medizinmannes — eine zauberhafte Macht über den fremden Menschen verleihe. Mit der Verstümmelung im engen Zusammenhange steht die Darbringung von Geschenken: freiwillige werden zu pflichtmäßigem Tribut, dieser zu einer regelmäßigen Steuer. Auf ähnliche Weise entwickeln sich Opfergaben — zunächst sind sie ganz ernst gemeint, sollen den Toten ernähren usw., dann gewinnen sie den Charakter bloßen Gehorsamszeichens. Und »wie das Geschenk für den Herrscher zum Staatseinkommen, so entwickelt sich das für den Gott zum kirchlichen Einkommen«. Aus der Freigebigkeit der Herrscher gehen umgekehrterweise Löhne und Gehälter hervor. Aus gegenseitiger Beschenkung Gleichstehender (wie auch diese aufkommen kann, wird nur in sehr allgemeiner Weise bestimmt) wird teils eine Art des Tausches und Handels, teils ein gewohnheitsmäßiger Ausdruck der Freundschaft und Geselligkeit. — Durch Assoziation mit dem Geschenkebringen wird auch das Besuchen zu einem Zeichen der Ehrfurcht und endlich zu einer Höflichkeitsform, »welche doch immer noch Spuren ihrer Herkunft an sich trägt, indem

man sie mehr als Verpflichtung des Untergeordneten gegenüber dem Höheren als umgekehrt betrachtet«. Dasselbe gilt noch mehr von Verbeugungen und dergleichen Ehrenbezeugungen, bei denen die Abstammung aus dem Verhalten des Besiegten viel deutlicher nachweisbar ist. Die völlige Niederwerfung (auf den Rücken, dann auf den Bauch), gleichsam Annahme der Haltung eines Toten, dazu etwa Setzung des fremden Fußes auf den eigenen Nacken, Bindung der eigenen Hände; und als ein anderes Element der Ausdruck von Zuneigung und Freude — das ist das Erste. Durch Abkürzung entsteht das Niederknien, Berührung des Bodens mit der Stirn, das Kriechen, die bloße Beugung der Knie, endlich die mehr oder weniger tiefe Beugung des Leibes mit oder ohne Kratzfuß, bis herab zum bloßen Kopfnicken als »letztem Rest der ursprünglichen Niederwerfung«. Ebenso kommen diese Abkürzungen bei religiösen Ehrenbezeugungen vor (wovon man in katholischen Kirchen Zeuge sein kann, wenn man die Genuflexionen der Priester und Laien, wie auch mehr oder weniger rituellstrenger Laien untereinander, sowie in verschiedenen Gegenden vergleicht). Zum vollen Kultus gehören nun aber auch die Freudezeichen der Liebe: als Bewegungen der Hände (Klatschen), der Füsse (Tanzen), der Lippen und Zunge: Küssen. Küssen der Erde, die von dem Herrscher betreten, geheiligt wird; seiner Füße und Knie; seiner Hand; der eigenen Hand (vielleicht als verkürzte Andeutung für jenes: daher Zuwerfen von Kußhänden) — und alles dieses wird auch religiöse Form. Wenn man aber auf die Niederwerfung in ihrer ursprünglichen Form zurückgeht, so schließt sich daran das Bestreuen irgendeines Körperteiles mit Staub oder Asche; abgekürzt das Reiben von Sand auf die Arme, endlich als bloße Geberde. Ähnlich gehört zur Stellung des Besiegten das Falten der Hände, Erheben der gefalteten, vermutlich zum Zeichen, daß man sie binden lassen will, es gehört dazu die Abgabe der Waffen und im Gefolge davon auch die Entblößung von Kleidung: daher das Abnehmen des Hutes; und so kommt auch Schuhe-Ausziehen oft genug, besonders als Akt religiöser Ehrfurcht vor. Im Zusammenhange damit ist die Sitte, vor dem Angesichte des Herrn in schlechter Kleidung zu erscheinen, verständlich; so auch vor dem Unsichtbaren: grobe und schmutzige Stoffe scheinen passende Trauer-Gewänder. Aus den meisten dieser Bräuche entstehen endlich auch Höflichkeitsformen zwischen Gleichen; indem jeder den anderen als Höheren zu verehren scheinen will. Daher glaubt der Autor aus dem Wunsche und Versuche, einander die Hand zu küssen, das Schütteln der Hände erklären zu dürfen, das nun wieder bis zur flüchtigen Berührung gleichsam verkrüppelt. — »Was die Verbeugung durch Handlung, das drückt die

Anredeform durch Worte aus.« Was nicht geschieht, wird doch gesagt. Man versichert nicht allein Unterordnung seines Körpers und seines Eigentums, sondern daß man des andern Knecht oder daß man sein Sohn sei. Wie diese Phrasen den Redenden erniedrigen, so sollen andere den Angeredeten erhöhen: er wird gelobt und gepriesen, mit Schmeicheleien vergöttert. Ferner treten die Redeformen auf, welche Zuneigung ausdrücken: man beteuert, daß man an dem Glücke des andern Anteil nehme, daß man ihm langes Leben und Gesundheit wünscht usf. Um die eigene Erniedrigung und fremde Erhöhung zu bedeuten, wird die Sprache selber verändert. Da der Besitz des fremden Namens Macht über den Träger verleiht, so ist der unnütze Gebrauch verboten; die persönlichen Fürwörter werden vermieden oder verwandelt durch die Pluralisierung. — Eine natürliche Entwicklung haben auch die scheinbar so willkürlichen Titel. — Buchstäblich beschreibenden Ehrennamen (wie z. B. »Gehirnfresser«) reihen sich bildlich beschreibende an (wie »lachen der Tiger«). Die Tiernamen der Götter dürften von entsprechender Herkunft sein. Andererseits wird auch der Gottesname zum Ehrentitel für Menschen. Wie Vaterschaft und Gottheit zusammengedacht, so wird jene auch zum Königstitel. Wie der Vatername, so wird der Name des Älteren (*seigneur, sire, Earl* usw.) zum Ehrennamen. — In diesem Gebiete läßt sich nun am deutlichsten die Verallgemeinerung des anfänglich Auszeichnenden, man möchte sagen, seine Verschleißung, beobachten. Ehrennamen müssen von Zeit zu Zeit gleichsam »etwas einhaben« (man denke an unser »gnädig«, nachdem der Kreis der Fräulein sich so arg erweitert hat). — Nur diese einseitige Entwicklung kommt den Insignien, Trachten, Schmuckzeichen zu: sie werden von den Höheren (als Siegeszeichen u. dgl.) getragen, von den Unteren dann allmählich usurpiert. Andere Merkmale des Ranges haben ihre Bedeutung daher, daß sie den Reichtum anzeigen; dazu gehört beträchtlicher Körperumfang, Fettleibigkeit[1], ja gewisse »aristokratische« Krankheiten. — Nachahmung entspringt aus Ehrfurcht oder aus Eifersucht (*aemulatio*); die letztere liegt hauptsächlich der Mode zugrunde; aber auch die erstere, sofern es Ehrfurcht bedeutet, Mängel und Gebrechen des Geehrten nachzuahmen. Im ganzen aber gehört die Mode

[1] Wie denn in den jonischen Städten die Altbürger als οἱ παχεῖς von den Zünften bezeichnet wurden. Ebenso spricht unsere Arbeiterpartei von »Mastbürgern«. Als Zeichen des Ranges hätte auch das Szepter, selbst in seiner verkümmerten Gestalt als Stock, angeführt werden können. Sogar in Gegenden nie unterbrochener Gemeinfreiheit wird man finden, daß der Tagelöhner oder Knecht den — selbst sonntäglichen — Gebrauch des Stockes als für ihn nicht zukömmlich ablehnt; er ist Symbol des Herrentums.

in das Bereich des freiwilligen Zusammenwirkens, wie die übrige und eigentliche Sitte in das des erzwungenen. Dort die Autorität der öffentlichen Meinung, wie hier die der Klassenherrschaft. Die Mode ist Begleiterscheinung des industriellen Typus sozialen Lebens. Sie ist eine Ausnahme. Im allgemeinen entwickelt sich die Sitte der Umgangsformen, zunehmend in Integration, in Ungleichartigkeit, Bestimmtheit und innerem Zusammenhang, gleichmäßig mit Ausbildung der zusammengesetzten Kulturen von kriegerischem Wesen; mit dem ihr Zusammenhang zugleich in der strengen Geltung, in der Bestimmtheit, im Umfange und in der Kompliziertheit sich ausprägt. Auch der moralische Charakter, der in jenen Formen zur Geltung kommt, ist entsprechend: Furcht, Unaufrichtigkeit (der Krieg begünstigt jede Art von Betrug), Abstumpfung gegen Mitgefühl, Lust am Beifall; lauter Züge, die durch den Industrialismus zurückgedrängt werden. Gleichwohl haben jene Formen ihren Wert als Mittel der Disziplin, und werden erst überflüssig, wenn das innerliche Element — die Höflichkeit — soweit erstarkt ist, um die Äußerlichkeiten abstoßen zu können. Dieser Fortschritt ist bedingt durch höhere Gemütsart und durch höheren Intellekt. — Die Theorie ist mit klarer Konsequenz durchgeführt. Ob sie aber die Tatsachen deckt? ob sie alle Mittel der Erklärung beherrscht? ob die letzten Folgerungen ausreichend begründet sind? In allen Stücken hege ich lebhafte Zweifel. Die allgemeine Grundlage ist zu schmal. Nicht bloß, und nicht zuerst, zwischen Sieger und Gefangenen, Herrn und Sklaven bilden sich Formen des Umganges aus; sondern in jeder Art des Zusammenlebens, daher zumal zwischen Mann und Weib, zwischen Eltern und Kindern, zwischen Geschwistern. Hier sind überall natürliche Differenzen der Größe und der Macht. Nach dem Urbilde der Vaterschaft gestalten sich alle höher entwickelten, mannigfachen Gemeinschaftsverhältnisse mit befestigtem Herrentum. Wie gegen den Vater das Kind, so ist gegen den König der Gemeine: klein und ohnmächtig. Je mehr dieser Unterschied bloß ideell und innerlich ist, im eigenen Willen des Geringeren oder in der Natur des Verhältnisses beruhend, desto mehr scheint die äußere Form notwendig zu werden. Die menschliche Kultur besteht in vielfacher Kunst und Phantasiegestalten. Dazu gehört auch die Ausbildung der künstlichen Differenzen. die Idee der Abstufung des Ranges, Standes, Wertes. Diese prägt allerdings sich am schärfsten aus im Heerwesen. Mich wundert, daß Sp. nicht den militärischen Ehrfurchtzeichen eine besondere Erörterung gewidmet hat. Hier kommt am meisten alles auf den Ausdruck der Furcht und der Bereitschaft zum Gehorsam an; freiwillige Ohnmacht oder gewollte Willenlosigkeit, »sich zusammennehmend«, um die feste Einheit eines

hantierbaren Werkzeuges zu gewinnen — das ist der offenbare Sinn des Strammstehens, des aufmerksamen Ansehens, der Gewehrgriffe, die den Verzicht auf eigenmächtige Anwendung des Gerätes ausdrücken. Formen der Anrede haben hier kaum irgendwelchen Spielraum, sich auszubilden: der Untergebene hat zu schweigen oder nur zu antworten, wenn er gefragt wird. Der Vorgesetzte genießt keinen Kultus, er ist nur ein Motor, das Ganze ist ein mechanisches System. Vom patriarchalischen Zusammenhang ist kaum eine Spur mehr übrig. Überall, wo reine Sklaverei mit geordnetem Arbeitszwang gegeben ist und wo sonst eine von oben nach unten regulierte Kooperation vorkommt, ist im zivilen Leben das Verhältnis von gleicher oder doch ähnlicher Art. Alle anderen Arten der Herrschaft involvieren eine wechselseitige Beziehung und Tätigkeit. Der Herr ist der Nährende, Schützende, Gute, gleich Vater oder Mutter. Ihm wird gegeben, gehuldigt, geopfert; Dienst, Gut, Ehre, dargebracht. Der Untergebene hat den Sinn des Kindes: er bescheidet sich, demütigt sich, darum macht er auch äußerlich sich klein und niedrig in Gebarung und Rede. Innerhalb dieses Gesichtspunktes ist nun Spencers Darstellung außerordentlich erhellend. Seine Parallele des Verhaltens zu höheren Menschen und dessen zu Göttern, die sich gegenseitig beeinflußt haben und einander erklären müssen, halte ich für unwiderleglich. Und der Satz, den er nur in bezug auf Geschenke ausführt, daß die freiwillige Gabe zur Gewohnheit, endlich zur Pflicht wird, darf als allgemeingültig angesprochen werden. Auch ist leicht zu verstehen, daß dieser Prozeß von der Gegenseite schwerer sich vollzieht: die Gabe des Höheren muß den Charakter der Freiwilligkeit als Gunst und Gnade zu bewahren suchen. Dennoch wird auch hier die Tendenz durchbrechen: aus dem Gewohnten ergibt sich ein Anspruch, den der Geringere, je mehr er sich stark fühlt und den Höheren von seinen Leistungen abhängig weiß, auf die er als regelmäßig vollbrachte sich berufen kann, zu erheben wagt. So kann der Gläubige zum Gläubiger werden, wie Achilles in der Ilias und wie auch Christen schon öfter Gott zu zwingen meinten durch Gebete. Überhaupt darf doch das Verhalten des Oberen, womit er die Ergebenheit oder Kriecherei erwidert, nicht übersehen werden. Er neigt sich zu dem Niederen, Flehenden, nicht um auch seinerseits sich zu erniedrigen, sondern um ihn anzusehen, sich zu ihm herabzulassen, etwa den Knienden aufzuheben, und also ergibt sich die Gebärde des Gewährenden, Dankenden, Erwidernden; mithin eines Freundlichen, Leutseligen, Gütigen. (Denn Wohlwollen und Güte ist ja — was Moraltheoretiker wenig erwogen haben — ganz eigentlich eine Herrentugend, weil auch Vater- und Muttertugend). Das Neigen des Hauptes, wie es

Homer vom Zeus schildert, an der Stelle, welche Phidias nachgebildet hat, stammt sicherlich nicht ab von der Prostration, sondern kann deren reziproker Wert genannt werden. Alle Verhältnisse aber, deren Leben sich in solchen Formen kundgibt, sind Gemeinschaft und sind von organischer Art, d. h. in ursprünglicher Einheit und notwendigem Zusammenhange begründet. In solchen aber gibt es neben und teilweise in und mit der Subordination auch Koordination, Gleichheit neben der Ungleichheit, wie auch der mechanische soziale Typus beide Gestaltungen zuläßt. Koordination und Gleichheit haben die Tendenz zu überwiegen in den eigentlich familiären Beziehungen, zumal zwischen Geschwistern, Nachbarn, Freunden, bei edler begabten Völkern (und insonderheit in mittleren Standesschichten), auch zwischen Ehegatten. Hier drücken dann alle Gebarungen, Redeformen, Geschenke nichts als gegenseitige Annäherung und Verlangen zu mehr oder minder inniger Verbindung aus. Wie wollte man anders das Küssen der Liebenden und Freunde und alle einfachen Grußformen, so vorzüglich das Zusammenwachsen der Hände, wie Homer es nennt, deuten? In Spencers Darstellung schimmern diese Tatsachen nur durch; er erwähnt ja der barbarischen Sitte, Blutsfreundschaft zu begründen; er hätte aber hieran alle Gelage- und Zechsitten anknüpfen können. Mehr oder weniger stark ist ja auch bei Individuen die Neigung zu fraternisieren; so bei ganzen Völkern. Die Engländer sind weniger dazu geneigt, was ihnen nicht zum Vorwurfe gereichen soll. Aber man kann dem Philosophen nicht den Tadel ersparen, daß er das menschliche Zusammenleben und dessen Geschichte zu wenig von ihrer ethischen und ästhetischen Seite aufgefaßt hat, wofür wohl mehr Intuition und Kongenialität erforderlich war, welche mit streng kritischem Sinne sich leicht nicht zusammenfindet. Die ästhetische Seite müßte in einer vollkommeneren Theorie der Umgangsformen ganz besonders hervorgehoben werden; denn wie sich in den Städten alle Kunst ausbildet, so ist auch dies »Urbanität«; die groben, ungehobelten, eckigen Gebarungen und Reden des Rusticus werden abgeschliffen, »geglättet« (was der englisch-französiche Ausdruck besagt). Dies bezieht sich ja nun besonders auf das Verhalten gegen Frauen (und zwar auch auf dem Lande, wenn auch in anderem Stil, aber weit mehr als der Städter weiß, der sich selber die bessere Sitte zuschreibt); und hier stehen wir vor einem Teile des Problems, welchen Sp. kaum angerührt hat. »Der Umgang mit Frauen ist das Element guter Sitten« (womit Goethe sagen will: was die guten Sitten trägt und ernährt). Die freiwillige Unterordnung erweist sich aber hier als etwas ganz Verschiedenes von dem gebildeten, bescheidenen, rücksichts- und taktvollen,

zarten und feinen Betragen, wenn auch dazu gehörig. Jene beruht auf einer Art von Fiktion, die aber auch eine gläubige sein kann, als sei das Weib ein höheres Wesen; dieses ist wenigstens vermischt mit der Schonung, die der Stärkere übt, der Zärtlichkeit und Schmeichelei, mit der man kleine Kinder begütigt — die ja freilich auch oft genug »Tyrannen« sind. Im ganzen bezeichnet diese Zärtlichkeit, die auch dem Liebhaber und Bräutigam eigen ist, mehr den Überlegenen und bedarf keiner Erklärung. Jene Unterordnung aber schreibt sich offenbar von dem Wettbewerb um die Gunst der Schönen her, welcher in der Tierwelt, besonders bei den Singvögeln, seine bekannten Urbilder hat, und unter den Menschen noch so häufig dauernden Paarungen vorausgeht; wie wir denn die Reste noch in jedem Ballsaale beobachten können. Auch ist ja diese soziale Ehrenstellung der Frau — die ohne Zweifel in einem gewissen Kontraste steht, zu ihrer rechtlichen und politischen Inferiorität — wohl in einem gewissen historischen Zusammenhange zu denken mit der uralten Gynäkokratie und mit den verwandtschaftlichen Mehrehe-Formen, die das gemeinsame Merkmal der »Polyandrie« darbieten. Wie es aber überall um die merkwürdige Vorstellung der »Ehre« sich handelt, auch dies ist bei Sp. nirgends herausgearbeitet. Sie ist freilich noch von keinem Moralisten oder Soziologen einer klaren Analyse oder gar Entwicklungsgeschichte unterworfen worden. Der große Bruchpunkt in den Zeichen der Ehrerbietung liegt individuell da, wo sie aufhören, dem Herzen und Gewissen zu entspringen und zum bloßen Mittel des Schmeichlers und Strebers erniedrigt werden; sozial da, wo sie die Bestimmungen der Sitte und Religion abstreifen und nur als konventionelle verbindlich bleiben, durch öffentliche Meinung erzwungen werden. Im gleichen Schritte tendieren sie — wo nicht künstliche Rangunterschiede wie beim Militär überwiegen — sich auszugleichen und dadurch an Bedeutung zu verlieren, folglich abzunehmen; wenigstens zwischen Männern, als welche innerhalb der maßgebenden Klasse aufhören, sich durch etwas anderes, als durch die Menge ihres Vermögens, ihrer Kenntnisse usw. zu unterscheiden, während angeborener oder erworbener Rang, anders als durch solches Maß bedingt, immer weniger empfunden, anerkannt, also immer weniger »geehrt« wird. In dieser Hinsicht besteht nun sichtlich der von Sp. so viel erörterte Abstand zwischen England — vollends Amerika — und dem Kontinent, gemäß der so viel geringeren militärischen und staatlichen Entwicklung jener Insel- und Kolonialreiche. Der allgemeine Begriff des *gentleman*, Sieg des bürgerlichen Prinzips, das aber von der Kultur des Besiegten nicht bloß die Nomenklaturen annimmt, verschlingt alle historischen Distinktionen. Unterhalb bleibt nur die große Masse der

»arbeitenden Armen«, der *nobodys*: sozial betrachtet, eine freie Sklavenklasse; von der geehrt zu werden, keinen Sinn und Wert hat. Sie dient und man bezahlt sie. Man hat nur geschäftlich mit solchen Leuten zu tun. Geselligen Verkehr unterhält man nicht mit ihnen. — In Wirklichkeit sind jedoch auch dieses Tendenzen nur als nach hinten und vorne kämpfende vorhanden. Von vorn werden sie angegriffen durch das demokratische Streben der Menge, an der politischen und sozialen Gleichheit Anteil zu erringen; dessen Gewalt nun vereinzelte Modifikationen hineinwirft. Als Einzelne haben sie keine Ehre, außer sofern solche durch herablassende Güte gewährt wird. Als Masse, als Partei, als Macht erzwingen sie sich Respekt und jene Art von Ehre, die unter Umständen selbst einer gefürchteten Räuberbande gezollt wird. — Die Kritik, welche in diesen zerstreuten Anmerkungen gegen Spencers Darstellung enthalten ist, reicht tiefer, als es scheinen mag. Spencers Opposition militärischer und industriell-ziviler Kultur verwechselt Akzidentelles mit Wesentlichem. Je nach dem Überwiegen des Staates oder der Gesellschaft innerhalb der modernen Entwicklung gestaltet sich auch das Schicksal der Sitte und *in specie* der Umgangssitte verschieden. Ihr Stil entwickelt sich mehr nach der höfisch-ritterlichen Seite hin — welche auch alle Geldaristokratie einige Neigung hat nachzuahmen — oder nach der großstädtisch-kommerziellen. Endlich tritt als Mode — nach Sp. die charakteristische Sitte der industriellen Gesellschaft — auch in diesem Gebiete teils rascher, beliebiger Wechsel, teils barbarische Vermischung aller Stile ein.

III.

Die »*Political Institutions*« — als Ganzes betrachtet vielleicht die schwächste seiner Leistungen auf soziologischem Felde — leitet der Philosoph selber mit einer Entschuldigung ein. Die Masse der Tatsachen, die für diese Theorie bewältigt werden sollte, habe er im Laufe von zwei Jahren sich anzueignen versuchen müssen. In der Tat könnte nun die Kritik von den Gesichtspunkten aus, die bisher geleitet haben, mit vermehrter Schärfe einsetzen. Hoher Anerkennung würdig ist aber auch hier die große klare Anordnung, die Sichtung eines ungeheuren Materials, womit im ganzen — außerhalb der früher von mir aufgedeckten Widersprüche — eine einseitig deutliche Ansicht zur Geltung gebracht wird — eine Ansicht, die doch nicht auf individuellem Belieben ruht, sondern in ihren Fundamenten die überkommene und in den breitesten Schichten der Unterrichteten aller Nationen herrschende Ansicht des Protestantismus, des Rationalismus, des Liberalismus gewesen ist und noch mächtig fortwirkt. Bei dem tiefen Stande, auf den das exakte theoretische Denken

über soziale, politische, moralische Probleme oft erniedrigt wird — so daß die Probleme selber nur in einer verweichlichten Gestalt angefaßt werden — ist die eherne Härte dieses Engländers der alten Schule, auch wo sie schneidet und verletzt, noch erfrischend und wohltuend. — Übrigens stellt in einigen Stücken die Theorie hier einen Fortschritt gegen sich selber dar, wie ich früher angedeutet habe. Daß nicht nur nicht alle Regierung, sondern eigentlich keine dauernde Regierung auf bloßer Gewalt beruhen kann, kommt zur entschiedenen Geltung. Die ersten Kapitel — über politische Organisation im allgemeinen (II), über politische Integration (III) und Differentiation (IV), über politische Formen und Kräfte (V) enthalten nach dieser Richtung Vortreffliches. Bemerkenswert sind etwa folgende Sätze: Jede Ordnung steht einer Neuordnung im Wege. Selbsterhaltung ist der erste Zweck jedes Teiles wie des Ganzen; daher einmal gebildete Teile, ob nützlich oder nicht, sich fortzusetzen tendieren. Die Einheiten der Strukturen müssen ersetzt werden. Erbfolge ist das Prinzip sozialer Starrheit: Leistungsfähigkeit (als Bedingung des Amtes) das Prinzip sozialer Plastizität. Massenvermehrung politischer Aggregate ist von manchen anderen Bedingungen, aber auch von dem Grade der Ähnlichkeit ihrer Einheiten abhängig. Diese ist zunächst und ganz hauptsächlich durch die Bande des Blutes gewährleistet. Wo die natürlichen Ungleichheiten groß sind, da muß die Gesellschaft, nur durch Gewalt zusammengehalten, in Gefahr der Zersetzung kommen, wenn die Gewalt versagt. — Kriegerische Kooperation ist die Hauptursache sozialer Integration. Ihr Fortschritt ist sowohl Ursache als Wirkung abnehmender Trennbarkeit der sozialen Einheit. Zugleich aber verwischen sich die ursprünglichen Grenzen der geeinten Teile. Umgekehrt trennen sich die großen Gruppen zuerst voneinander, und zuletzt ist eine Art von Rückbildung zu dem ursprünglichen Zustande möglich. — Klassen-Unterschiede, zuerst zwischen den Geschlechtern bestehend, bilden sich bald zwischen den Männern aus: eine Herrenklasse setzt sich gegen die Sklavenklasse. Wenn Seßhaftigkeit erreicht ist, werden ganze Gemeinden zugleich mit ihrem Grund und Boden unterworfen. Landeigentum und Kriegerstand bleiben durch lange Stadien der sozialen Evolution verbunden. Geordnetes Erbrecht, insbesondere die Primogenitur, begründet Unterschiede in Rang und Besitz zwischen Verwandten, die noch wachsen, wenn fremde Landflüchtige sich als Gefolge dem Mächtigsten anschließen. Ungleichheiten des Ranges bringen allmählich auch physische sowohl als geistige — intellektuelle und moralische — Unterschiede hervor. Wenn viele kleine soziale Körper in einen großen verwachsen, so werden allmählich die Rangverhältnisse, die auf engere (lokale) Organisation

Bezug haben, durch solche ersetzt, die zur allgemeinen Organisation gehören. Vielmehr aber noch werden die ursprünglichen Schranken niedergerissen durch Wachstum des Industrialismus; dieser bringt ganz neue Einteilungen hervor, die aus verschiedener Tauglichkeit zu den mannigfachen Funktionen, deren eine industrielle Gesellschaft bedarf, sich ergeben. — Der Inhalt des 5. Kapitels wurde schon angedeutet. Die Summe ist: überall finden sich die Spuren einer drei-einigen politischen Struktur: die Menge, die Wenigen, der Eine. Jedes wirkliche und dauernde Regiment wird getragen durch den Gesamtwillen (*the aggregate feeling*). »Politiker räsonnieren, als hätten staatliche Mechanismen innere Kraft — welche sie nicht haben — und als hätte der Wille, welcher sie schafft, keine innere Kraft — und dieser hat sie. Offenbar müssen durch Umkehrung dieser Vorstellungen ihre Handlungen in hohem Maße beeinflußt werden.« — Von den folgenden Kapiteln werde ich nur die Überschriften bezeichnen und mit wenigen Anmerkungen begleiten. Die Entwicklung der drei Faktoren hebt vom monarchischen an. Politische Häupter (VI), zusammengesetzte politische Häupter (VII: hierin sind gute Bemerkungen über Bedeutung des natürlichen Terrains für die Erhaltung politischer Freiheit, wobei der allgemeine Satz, daß Bedingungen und nicht Absichten das Entscheidende sind, behauptet wird). Folgt die Betrachtung des zweiten, des aristokratischen Faktors. Er stellt sich dar in beratenden Körperschaften (VIII); endlich der demokratische in vertretenden Körperschaften (IX). Das dritte Element, allen zugrunde liegend, wird zurückgedrängt durch Militarismus; entwickelt sich aufs neue mit Manufaktur und Handel in den Städten; bezeichnet das Wachstum des Industrialismus. Parallel mit der Entwicklung von monarchisch-aristokratischer zu demokratischer Regierung geht die Umwandlung der Beamtenschaften (X) aus privaten Dienern und Gehilfen in Vollzieher des öffentlichen Willens. Verwickelt und dunkel ist die Geschichte der örtlichen Regierungs-Agenturen (XI). Die lokale Einteilung wird allmählich überwiegend über die familiale; doch verschwindet diese nicht, sondern entwickelt ihre eigentümlichen Formen. Alle diese komplementären Regierungen lösen sich auf mit dem kriegerischen Kultur-Typus. Die Armee (XII) ist ursprünglich identisch mit dem ganzen politischen Körper; die Gesellschaft differenziert sich aus ihr. Sie selber zentralisiert sich und wird permanent (stehende Heere). In ihr erhält sich die zwangsmäßige Kooperation auch, nachdem in allen übrigen Gebieten das System des Kontraktes herrschend geworden ist. Ursprünglich nahe verwandt sind militärische und richterliche Tätigkeiten; und dem politischen Hauptsysteme gemäß entwickeln sich die des Gerichts und der Exekution (XIII). Während

nun in allen diesen Formen die Herrschaft von Lebenden über Lebende sich ausprägt, so erblicken wir die Verkörperung der Herrschaft von Toten über Lebende in Gesetzen (XIV). Die Gebräuche der Vorfahren werden obligatorisch, Religion heiligt das Recht. Allmählich aber entsteht daraus und daneben ein Recht von bekanntem menschlichem Ursprunge; innerhalb dessen dann — mit Fortschritt des Industrialismus — der Teil, welcher in der Übereinstimmung individueller Interessen seinen Grund hat, herrschend wird über denjenigen, der in Autorität des Herrschers beruht. Die Erfüllung von Kontrakten wird wichtiger als die Erhaltung von Verhältnissen des *Status*. Das Rechtsgefühl und die Theorien schreiten in gleicher Richtung fort. — Eigentum (XV), seiner Natur nach individuell, ist ursprünglich am Grund und Boden, wegen mangelnder Begründung individueller Ansprüche, kommunal oder familial. Durch Krieg tritt an dessen Stelle absolutes Eigentum des Eroberers oder feudales seiner Vasallen. Die völlige Individualisierung des Eigentums begleitet den industriellen Fortschritt. Sie erstreckt sich mehr und mehr auch auf den Grund und Boden. »Doch es ist Grund zu vermuten, daß — während Privateigentum an Sachen, die durch Arbeit hergestellt sind, noch bestimmter und geheiligter werden wird als es gegenwärtig ist, — die bewohnte Fläche sich davon abheben werde als etwas, was nicht im Privatbesitze sein kann. Wie das Individuum, anfänglich sein eigner Herr, die Eignerschaft an sich selbst ganz oder zum Teil verliert während des kriegerischen Régime, aber allmählich sie wiedergewinnt mit Entwicklung des industriellen Régime's; so wird möglicherweise das kommunale Eigentum am Lande, ... wieder aufgenommen werden, indem der industrielle Typus sich vollkommen entfaltet.« — In ganz besonderer Weise entspringen aus den Bedürfnissen des Krieges die öffentlichen Einkünfte (XVI) und ihre Entwicklung zu Steuern, direkten und indirekten (die implizierte Schlußfolgerung, daß das Steuerwesen so gut wie gänzlich wieder verschwinden müsse, wird doch nicht ausgesprochen). — Im Abschlusse werden die Ergebnisse durch drei große Kapitel: über den militärischen Typus (XVII), den industriellen Typus (XVIII) und durch »politischen Rück- und Ausblick« (XIX) zusammengefaßt. Die Ansicht historischer Entwicklung, welche hier nochmals in aller Schärfe sich ausprägt, darf ich nunmehr als bekannt voraussetzen. Das Argument wird in jedem der beiden Typus-Kapitel aus drei Linien zusammengezogen: 1. aus einer Darstellung, welche Merkmale sich *a priori* aus dem allgemeinen Charakter (Organisation für Tätigkeit nach außen — Organisation für Tätigkeit nach innen) ergeben müssen,

2. damit wird die empirische Beschaffenheit vergangener und gegenwärtiger Kulturen verglichen, die am meisten den typischen Formen zu entsprechen scheinen, 3. wird gezeigt, wie überall der Art des sozialen Lebens das individuelle Wesen der Menschen sich anpaßt — mithin dort das wesentlich egoistische, blutdürstige des Kriegers, hier das gerechte und wohlwollende des Bürgers sich entwickelt. Das Schlußkapitel endlich sucht die politische Entwicklung unter die allgemeinen Begriffe des Systems zu bringen und verbreitet sich dann, ohne große Sicherheit über die Zukunft ausdrücken zu wollen, über den wahrscheinlichen Fortschritt in der Richtung auf freiwilliges kontraktuelles Zusammenwirken, woraus eine entsprechende freie Regierung sich ergeben müsse, die ihre Funktionen auf Abwehr von Unrecht und Unbill einschränken werde.

Das Buch klingt in der Folgerung aus, als derjenigen »von tiefster Bedeutung«, daß die Möglichkeit eines hohen sozialen Zustandes, sowohl im Politischen als im allgemeinen, schlechterdings abhängig sei vom Aufhören des Krieges. Seine Dienste für die Entwicklung der Menschheit habe das kriegerische Wesen vollauf getan; von seinem ferneren Bestehen könne man nur Übel erwarten, deren es ohnehin schon so unzählige mit sich geführt habe. Wer wollte nicht gern mit dieser Ansicht, mit so frommen Wünschen und Hoffnungen übereinstimmen? Etwas anderes ist es jedoch, die Theorie der Historie und Wirklichkeit, welche hier zugrunde liegt, anerkennen. —

Verfolgen wir das Argument in seinen drei Linien: 1. die ungeheure Bedeutung der Heeresverfassungen und ihre Wirkung auf die Gestaltung des Zusammenlebens ist unverkennbar. S p. hält es fast für einen Truismus, »daß ein regelmäßiges Überleben von Gemeinschaften stattfinden müsse, in welchen kriegerisches Zusammenwirken allgemein sei« . . . und wo die zum Kampfe Untüchtigen arbeiten müssen für die Krieger (S. 659f.). Hingegen ergibt sich die ideale Form des industriellen Typus aus der Voraussetzung, daß feindliche Völker nicht vorhanden sind und daher korporative Tätigkeit nicht mehr das erste Erfordernis ist. Sie bleibt nur notwendig zum Schutze des Individuums — des einen vor dem anderen — und muß auf ein Minimum reduziert werden, je mehr die aggressiven Züge der menschlichen Natur, die durch chronische Kriegführung befördert wurden, bei dauernd friedlicher Lebensweise sich vermindern. — Diese Begriffe nehmen als solche nur eine logische Prüfung in Anspruch. Wir müssen fragen: ist die Meinung, ein Volk habe, je mehr es industriell werde, desto weniger äußere Feinde — oder umgekehrt: je weniger Feinde, desto mehr entwickelt sich Industrialimus? Eines von beiden muß ja die Meinung sein, sonst würde die Begriffsbildung allen

Grund verlieren. Daß nun Industrialismus die Feindschaft vermindere, kann nicht behauptet werden. Vernunft und Erfahrung sind gleichermaßen dagegen. Ob nun Industrialismus in einem weiteren Sinne, wie doch bei Sp. zuweilen, verstanden werde, so daß er zum mindesten mit Seßhaftigkeit und Ackerbau anfange; oder in dem engeren Sinne, wo er die entwickelte Geldwirtschaft, die Allgemeinheit des Handels bedeuten soll — je reicher ein Land werden wird, um so mehr werden Nachbarn, wenn sie vorhanden sind, neidisch sein können und vielleicht es bedrohen; wenn sie im Tauschverkehr miteinander stehen, so ist jeder auf seinen Vorteil bedacht; wenn beide nach auswärts handeln, so suchen sie sich die Kundschaft wegzunehmen. Allerdings liegt dem eigentlichen Handel immer an Erweiterung des Gebiets, an ungehemmtem Verkehr, an allgemeiner Gleichheit der Bedingungen, daher an Frieden. Dies ist seine Expansivkraft. Der stehen aber andere Interessen entgegen. Einmal Herren eines begrenzten, hinlänglich groß scheinenden Gebietes, suchen Verkäufer, wenn sie unter sich einig sind — wie am leichtesten die Produzenten einer bestimmten Warengattung — fremde Konkurrenz auszuschließen: die Kontraktivkraft macht sich geltend. Ihr gegenübergestellt wird die Expansivkraft selber kriegerisch: der freie Handel wird, wenn nicht gewährt, erzwungen. Freilich, je größer das von einem einzigen staatlichen Lande umschlossene Wirtschaftsgebiet, desto unwahrscheinlicher, seltener müssen die insofern allein noch möglichen auswärtigen Kriege werden. Die Weltrepublik, das Ideal des freien Handels, würde sie ausschließen. Daß aber bis dahin durch antagonistische Interessen des Handels fortwährend die größten Kriege hervorgerufen werden, lehrt Geschichte in mehr als hundert Beispielen. — Also: je weniger Feinde, desto mehr entwickelt sich Industrialismus? Dies hat einigen Schein für sich, und doch läßt sich Entgegengesetztes ebenso wahrscheinlich machen. Konkurrenz ist ja auch hier ein starker Sporn. Feinde müssen wetteifern, einander an Macht überlegen zu werden; und Reichtum ist Macht, gilt noch mehr dafür als begründet ist. Der Krieg selber macht Industrie notwendig, und die Fürsten, welche immer Geld brauchen, insonderheit zu militärischen Zwecken, befördern den Gewerbfleiß, welcher Geld ins Land bringt und die Bürger steuerkräftiger macht. Die Wahrheit ist: Entwicklung von Handel und Industrie wird durch so mächtige Faktoren bedingt, daß ein Mehr oder Weniger von auswärtigen Feinden nicht leicht dagegen ins Gewicht fällt. In weitem wenn auch nicht allgemeinem Umfange gilt: die höheren Stufen des Industrialismus und die höheren Stufen des Militarismus bedingen einander wechselseitig. Wenn dies richtig ist, so wird der Wert der Spencerschen Begriffs-

bildung hinfällig. Der Gegensatz, welchen er im Auge hat und nach vielen Seiten hin richtig schildert, ist von sekundärer Bedeutung. Es ist der Streit verbündeter Mächte. Jenem Widerspruch von Kontraktion und Expansion des Handels entspricht der Gegensatz von Staat und Gesellschaft, diesem der zwischen kriegerischen und friedlichen Tendenzen, und noch innerhalb jener der zwischen offensiver und defensiver Richtung. Ferner aber: daß das Kriegswesen, wie alle Institutionen, bei verschiedenen Völkern und gar Rassen, bei sonst verschiedenen Bedingungen, und insonderheit nach verschiedenen Zeiten, nach Art und Dauer seßhafter Kultur, demnach auch nach Stärke des Handelsgeistes und städtischen Lebens, einen immer anderen Charakter haben muß, selber einer höchst mannigfachen Evolution unterworfen ist, wird man schlechthin erwarten müssen und findet es bestätigt. Mehr und mehr wird der Krieg zu einem bloßen Mittel und Werkzeug der Politik, daher auch weniger von i n n e r e r Notwendigkeit, eher ersetzbar durch andere Mittel, wenn auch immer *ultima ratio regum* und anderer Mächtiger. Die Naturen der Menschen werden unkriegerischer, teils durch Üppigkeit verweichlicht, teils durch Stuben-, Werkstatt-, Fabrikarbeit wehruntüchtig. Seit wann besteht denn aber so etwas wie allgemeine Soldatenpflicht in einer Kulturnation? Diese Einrichtung, die unsern Autor sichtlich zu den weitesten Folgerungen verführt hat, ist ganz und gar eine moderne, durch die Schwärmerei der Revolution hervorgerufene, ein ungeheurer Erfolg des Staatsbegriffs, welcher auch in diesem Stücke der Revolution mehr verdankt als der Monarchie, die ja selber revolutionäre Macht war. Durchaus revolutionär, d. h. gegen alles gemeine Recht und Herkommen, war schon das System des *miles perpetuus*, und vollends die Ergänzung durch Konskription. Ökonomisch bedingt wurde dies System mehr und mehr durch eine überschüssige Volksmenge, deren Dasein denn auf dem Lande durch Anfänge der großen Gutswirtschaft, in den Städten durch den Übergang von Handwerk zu Manufaktur mit verursacht wurde, d. h. durch Fortschritte des Handels und Verkehrs, des Industrialismus. Man kann sogar sagen: das Kriegshandwerk war das erste Gewerbe, das zugleich monopolisiert, in Regie genommen wurde und zu planmäßiger Kooperation von Massen ausgebildet wurde — und zwar wesentlich unter dem Einflusse veränderter, erhöhter Technik. Solche Kooperation nun aber ist nach S p. Typus der e r z w u n g e n e n Kooperation, welche ihrem Wesen nach auf dem Prinzip des S t a t u s beruhe wie die freiwillige auf dem Prinzip des K o n t r a k t s. Auch hier läßt sich der entschiedene Irrtum deutlich machen. Der Gegensatz von Status und Kontrakt, wie auch ich die Formel Sir H. M a i n e s festhalte (Gemeinschaft und Gesellschaft, S. 214), ist wirklich vorhanden,

überall aber, wo er statthat, bedeutet Status den natürlichen, familienhaften, durch Neigung und Gewohnheit bejahten Zusammenhang, Kontrakt, die um eines Zweckes willen, vielleicht sehr ungern, vielleicht aus Not hergestellte Einigung, unter Umständen Unterwerfung; denn eben im Dienstverhältnis stoßen die beiden Ideen am schärfsten aufeinander. Auf welchem Grunde beruht nun die Stellung des Söldners? Sie beruht so gut auf Kontrakt wie die des angeworbenen Matrosen — so sonderbar es auch oft in Wirklichkeit (gleichwie in anderen Fällen) mit der »Freiheit« des Kontrahenten aussehen mag. Aber dort wie hier bedingt die Natur der Tätigkeit, je mehr sie sich vergrößert und kompliziert, Unterordnung, Gehorsam, Disziplin, eine Aufgabe des eigenen Willens, wie sie in keinem echten Status-Verhältnis, sondern nur im Systeme der reinen Sklaverei ihr Gegenbild hat; welches System gar nicht mit Rechtsverhältnissen, die ihrem Wesen nach ein Minimum von Gleichheit voraussetzen, vergleichbar ist: zwischen Mensch und Bestie ist kein Rechtsverhältnis. Reine Sklaverei oder Leibeigenschaft u. dgl. kann sich allerdings aus Verhältnissen des Status entwickeln, aber auch ganz unabhängig davon ihre Entstehung haben. Zur freiwilligen Hingabe seiner Freiheit, wenn auch zeitlich beschränkter, an einen derartigen Mechanismus gehört ein starkes Motiv. Hunger ist ein starkes Motiv; dazu kann dann Überredung, ja Verführung, und das Beispiel anderer ein Übriges tun. Ganz ebenso nun aber wie zu dem Soldvertrag oder zum Heuer des Matrosen das Zwangsystem, in welches sie sich hineinbegeben, verhält sich das Zwangsystem des modernen Staates, auch wo es die allgemeine Wehrpflicht einschließt, zum Staats-Vertrage, jenem so unentbehrlichen und so übelberatenerweise von den Theoretikern dieses Jahrhunderts aufgegebenen Begriff, aufgegeben zugunsten eines unklar ausgedachten und auf die fortschreitenden Tatsachen der politischen Wirklichkeit unanwendbaren Organismus-Begriffes vom Staate (der denn auch in neuester Zeit wieder unter Kritik zusammenbricht). In der nordamerikanischen Union zweifelt niemand an der Gültigkeit des Staatsvertrages; aber man behauptet, daß es zu den Befugnissen einer Regierung (in den Einzelstaaten, seit 1925 sogar der Unions-Regierung) gehört, den Verkauf berauschender Getränke durch gesetzlichen Zwang zu verhindern; was dem deutschen oder französischen Bürger wohl noch mehr als ein ungeheuerlicher Eingriff in seine persönliche Freiheit vorkommen würde, als dort der gesetzliche Zwang unter die Fahne, in voller Friedenszeit, erschiene. — In Summa: Kontrakt und Zwang balanzieren zwar gegeneinander — Prinzip der Gesellschaft ist: so wenig als möglich Zwang, Prinzip des Staats: so viel als möglich Zwang — aber viel tiefer und stärker ist ihr gemeinsamer Unterschied und ihre gemeinsame Entfrem-

dung gegen alle Arten innerer sozialer Kausalität —, von denen Sp. zu wenig gesehen (was oben angeführt wurde) und auf seine endlichen Konstruktionen nichts hat influieren lassen. — In betreff der beiden übrigen Linien des Arguments will ich nunmehr mich kurz fassen. Eine sonderbare Zusammenstellung ist es, wenn Sp. als vollkommene und (wie seine Meinung ist) als die abschreckendsten Exempel jener »Aneignung des Individuums mit Leben, Freiheit und Besitz durch den Staat, welche ein auf den Krieg eingerichtetes System bezeichne«, das heutige Dahomey (Negervolk) und Rußland mit dem antiken Peru, Ägypten und Sparta uns vor Augen führt; aber die Sonderbarkeit ist Absicht. Die »immensen Kontraste« zwischen diesen Völkern und ihren Kulturen sollen die alleinige Erklärung zulassen, daß ihre gemeinsamen Charakterzüge nur dem habituellen Kriegszustande, der für sie alle charakteristisch sei, zugeschrieben werden können. Unter diesen Charakterzügen wird an erster Stelle genannt: die religiöse Autorität eines absoluten Herrschers — wo dann Sparta schon sich übel hineinfügt; ferner das Dasein einer Sklavenbevölkerung; und ganz besonders die Ordnung von Klassen und Rangstufen. Das mag nun alles gelten; wo ist aber die Aneignung des Individuums durch den »Staat«? Was davon bei den Spartiaten stärker ausgeprägt als in anderen hellenischen Gemeinden vorhanden war, ist doch im höchsten Grade ungleich mit der Herrschaft eines Despoten, welche der Aberglaube heiligt, auch wenn sie gelegentlich über ihre natürliche Rechtsphäre — seinen Hof — sich hinauserstreckt! Und ob ein habitueller Kriegszustand in annähernd gleicher Weise von jenen verschiedenen Reichen und Gemeinwesen könne ausgesagt werden, muß in starken Zweifel gezogen werden. — Wie steht es nun mit den Beispielen für den industriellen Typus? Da müssen zuerst die friedlichen Naturvölker zur Illustration dienen, welche ihn in rudimentärer Gestalt darstellen. Hier fehlt Krieg, fehlt folglich Zwang im Innern, Zentralisation, Despotismus; darunter sind die Lepchas (ein Völkchen im Himalaya) »zwar nicht industriös, aber doch industriell in dem Sinne, daß ihre sozialen Relationen zum nichtkriegerischen Typus gehören«. Womit dann alle Beziehung auf Tätigkeit im Inneren aufgegeben ist und zugleich das *Thema probandum*, daß entwickelte Tätigkeit nach außen und entwickelte Tätigkeit nach innen (anstatt einander zu bedingen) sich ausschließen! — »Schwierigkeiten begegnen uns, wenn wir, zu Kulturvölkern uns wendend, bei ihnen nach Zügen des industriellen Typus suchen« (S. 708); sie sind alle durch Krieg entwickelt, die klare Scheidung von den Zügen, welche hierdurch bedingt sind, ist kaum ausführbar. Bei dem »radikalen Gegensatze aber der Prinzipien« (man bemerke, wie hierauf alles Gewicht gelegt

wird) »können wir, durch Beobachtung des Verfalls von Institutionen, welche das Eine darstellen, *implicite* das Wachstum von Institutionen erkennen, welche das Andere darstellen«. Da bietet sich vor allem »der breite Kontrast zwischen den früheren Zuständen der zivilisierten europäischen Nationen im großen und ihren späteren Zuständen« — sodann der Kontrast zwischen den einen (England), »wo die industrielle Entwicklung weniger durch den Militarismus gehemmt war«, und jenen, wo es in höherem Grade der Fall war (Beispiel: Frankreich). Wir stoßen hier auf das eigentliche Fundament der ganzen Gedankenbildung. Die Emanizipation von der »mittelalterlichen« sozialen Verfassung (Kirche, Feudalismus, Zunftwesen usw.) stellt Sp. auf eine Linie mit dem Übergewicht der Gesellschaft über den Staat, mit der geringeren Entwicklung des Militarismus und der Bureaukratie. Ganz so wie diejenigen, welche das *ancien régime* bekämpften, einmal sich einbildeten, den Feudalismus zu bekämpfen (der keinen schlimmeren Gegner hatte als das *ancien régime*) und allerdings Reste von diesem mit jenem wegfegten; sodann aber sich einbildeten, den militaristischen Staat zu bekämpfen, welcher, von der halbfeudalen Hülse des Königtums befreit, nur um so gewaltiger sich ausbilden konnte, ausbilden mußte, republikanisch oder cäsarisch. Die Wahrheit ist, daß Staat und Gesellschaft, sich gegenseitig tragend und bedingend, aber auch einander beschränkend, daher in verschiedenen Mischungsverhältnissen vorkommend, — durch Entwicklung von Handel und großer Industrie, gemeinsam zugleich aus der feudalen Verfassung (um unter diesen Begriff alles zu fassen) und wider diese sich erheben; dem Verfalle aller überlieferter Institutionen ihre vermehrte Macht verdankend. Es sagt für die große Täuschung Spencers alles, daß er dem außerordentlichen Wachstum des Staats in England, welches aus der zwiespältigen Entwicklung der Gesellschaft selber entspringt (nicht, wie er meint, aus der Neigung der Torys, in Afrika oder Afghanistan Kriege zu führen) — ohne jedes Verständnis gegenüberstand, und nun durch Poltern und Schelten seinem Unbehagen darüber Luft machte. Und doch wissen wir, daß der Denker selber (wie schon in seinem alten Buche *Social Statics*, so auch jetzt wiederum) sein gewichtiges Wort einlegt zugunsten der Nationalisierung des Grund und Bodens — einer Form des sozialistischen Gedankens, die dem Engländer wenigstens diskutierbar und nicht allzu schwer ausführbar erscheint, während auf dem Kontinent, wo noch so große Reste bäuerlichen Bewußtseins überleben, gerade dieser Ausdruck der gemeinen Ansicht als die wildeste Phantasie, als der gröbste Rechtsbruch, als Vernichtung des (von Spencer so überhoch geschätzten) Individualismus sich

darzustellen pflegt. So sehr und so wunderlich ist die Denkungsart der Menschen durch die sie umgebenden Tatsachen bestimmt. — Mit wenigen Worten über den dritten Punkt darf ich diesen Bericht schließen. Sp. findet, daß jene Naturvölker bei friedlichen Beschäftigungen sich auszeichnen durch Unabhängigkeit, Widerstand gegen Zwang, Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit, Versöhnlichkeit, Freundlichkeit. Bei »uns selber« habe sich mit zunehmender Entfernung vom Militarismus entwickelt: wachsende Unabhängigkeit, weniger ausgeprägte Loyalität, geringerer Glaube an Regierungen, und ein mehr bedingter Patriotismus; und entschiedenere Behauptung der Persönlichkeit habe im Gefolge gehabt einen zunehmenden Respekt für die Persönlichkeiten anderer. Es sei nicht so sehr zu behaupten, daß ein soziales Leben in friedlichen Beschäftigungen positiv moralisiere, als daß ein soziales Leben im Kriege zugebracht positiv demoralisiere (S. 730). Alle Ausführungen nach dieser Richtung führen eine beredte, ja leidenschaftliche Sprache. Offensichtlich haben sie die Tendenz einer Predigt. Die Auffassung der aktuellen moralischen Fortschritte, woran der Glaube festgehalten werden muß, ist keineswegs rosig. Sp. würde nichts einwenden, wenn wir seine Ansicht so formulierten: nur bei einfachen Gebirgsbewohnern u. dgl. finden wir moralisch gebildete Menschen, für uns selber müssen wir zufrieden sein, wenn wir nur eine Abnahme des Blutdurstes, der Rachsucht und Grausamkeit, des knechtischen Sinnes und aller jener Eigenschaften bemerken, welche die chronische Kriegskrankheit großgezogen hat. Daß hier eine sehr einseitig übertriebene Darstellung der wirklichen menschlichen Kultur vorliegt, braucht nicht erörtert zu werden. Gelegentlich wird auch angedeutet, daß die Unehrlichkeit der Gewohnheit, im Kriege dem Feinde mit List und Betrug nachzustellen, zuzuschreiben sei. Und es ist sehr auffallend, aber nach des Verf.s Vorurteilen natürlich, daß er kein Organ hat für Wahrnehmung des ungeheuren Lügengeistes, welcher im geraden Verhältnis zu den Fortschritten des Handels und Verkehrs, daher des Reichtums und des Luxus überall sich verbreitet; und welcher nicht eine gewöhnliche Stütze, sondern ein Grundpfeiler der gebildeten Gesellschaft ist.

Zweiter Artikel.

I.

Nicht nur durch viele verwandte Gedankenrichtungen, sondern auch durch die Größe des Entwurfs schließt das Werk eines Belgiers[1]

[1] *Introduction à la sociologie par Guillaume de Greef. Premiere partie. Bruxelles, Gustave Mayolez. 1886. VII, 233 S. Deuxième partie, ib. 1889. 457 S.*

am nächsten an die Soziologie Spencers sich an. Es sind nur die beiden ersten Abschnitte einer Einleitung, welche vor uns liegen; der erste ist ausschließlich bestimmt, die Existenz einer sozialen Wissenschaft darzutun und eine »hierarchische Klassifikation« der verschiedenen Arten von Phänomenen vorzulegen, die in ihrem Gebiete vorkommen; der andere will Struktur und Funktionen des »sozietären Superorganismus« vorläufig beschreiben. Man bemerkt schon hier, daß der Verf. nicht bloß auf Spencers, sondern auch auf Comtes Boden steht, wie er denn einmal sagt, daß diese beiden für die Soziologie die Bedeutung eines Cuvier, eines Lamarck und Owen darstellen (II, 4). Beide will er aber verbessern durch strengere Methode — sei doch Methode so sehr dem einfachen Räsonnement wie dieses der automatischen Bewegung überlegen. Darum müsse Identität und Einheit der Methode für alle Wissenschaften, mit Einschluß der Soziologie, behauptet werden; während Comte bestritten hat, daß eine Klassifikation der sozialen Phänomene aufgestellt werden könne, weil hier wie in der Biologie das Ensemble früher bekannt und ein abgesondertes Studium der einzelnen Teile unmöglich sei. Dieser Irrtum soll durch das eigene Prinzip Comtes geschlagen werden. Die sozialen Tatsachen und mithin die Wissenschaften davon müssen gemäß ihrer zunehmenden Kompliziertheit und abnehmenden Allgemeinheit einer strengen Einteilung unterliegen, um den Übergang zu einer positiven Politik möglich zu machen, um den Empirismus und die Utopie, welche auf diesem Felde noch den Rang sich streitig machen, gleichzeitig zu überwinden.

Die elementaren Faktoren, welche die Basis des Systems darstellen, sind: Territorium und Bevölkerung; hierüber erheben sich die Phänomene in folgenden Schichten: 1. die des wirtschaftlichen Lebens, 2. des Gattungslebens, 3. der Kunst, 4. der Denkungsart, 5. der Moral, 6. des Rechtes, 7. der Politik. Jede höhere Schicht bezieht sich auf die früheren zurück und gliedert sich danach, so daß an der Spitze die äußere und innere Politik des Rechtes steht. Die ganze Bemühung des Verf.s ist nun darauf gerichtet, die Natürlichkeit und Wahrheit dieses Systems zu erweisen, so daß im ersten Teile alles darauf hingeleitet, im anderen alles daraus abgeleitet wird. Wenn nun die Wichtigkeit der Unternehmung überall betont wird, so findet man sich wiederum an Comte erinnert, und möchte erwarten, daß auch hier von den Fortschritten positiver Wissenschaft alle Fortschritte des Lebens abhängig gemacht würden. Dem widerspricht aber der Grundgedanke selber, und die Ideologie Comtes wird scharf kritisiert, des Verf.s eigene Ansicht über das Verhältnis von Leben und Wissenschaft, wie sie schon

durch die Klassifikation involviert wird, deckt sich vielmehr durchaus mit jener Auffassung der Geschichte, welche K. Marx begründen wollte und seiner Schule als die materialistische hinterlassen hat. So viel nun auch Aufregung hierüber bei unkundigen Korybanten laut werden und künftig noch sich vermehren mag (wozu der angeschwärzte Name ohne Zweifel beiträgt), so handelt es sich doch um eine sehr einfache Wahrheit, deren Einsicht schon der hergebrachten Einteilung in Jäger-, Nomaden- und Ackerbauvölker zugrunde liegt, und in der ebensowenig neuen Entdeckung sich wiederfindet, daß durch Gewerbfleiß und Handel das städtische Leben, durch städtisches Leben aber alle höhere Kultur, als Kunst und Wissenschaft, wesentlich bedingt ist. Diese Allgemeinheiten soll man nicht verachten, sondern sie lebendig machen und in ihre Besonderheiten, die höchst mannigfache sind, entwickeln. Da ist denn freilich ein weiter Schritt von jenem Satze des Macchiavell, der den Auszug antiker Staatsweisheit enthielt, daß die jugendlich strenge Republik Kriegskunst, festgegründete die freien Künste zu fördern pflege; neige sie sich zum Untergange, so blühen Handel und Handwerk und begünstigen Verweichlichung — einem Satze, den Lord Bacon plagiiert und entstellt hat —, es ist ein großer Fortschritt von hier aus zu den tiefen Beobachtungen über die Wirkungen der Produktionsweise und der Technik, welche beim Verfasser des »Kapitals« in diesem großen Werke und in seinen vermischten Schriften angetroffen werden; Gedanken, welche auch unter historischen Gelehrten, die mit dem Häretiker nichts gemein haben wollen, eine fruchtbare Umwälzung zu bewirken oder doch zu fördern vermocht haben. So können wir denn die Ausführungen unseres so geistreichen als unterrichteten Belgiers nicht lesen ohne zu bedauern, daß seine Vorstellung des wissenschaftlichen Sozialismus — den er so oft und unter diesem Namen ins Gefecht führt — nicht umfassender und klarer geworden ist. Sein eigentlicher Gewährsmann ist hier, wie bei den Romanen noch vorherrschend, Proudhon, den er neben St. Simon und Fourier nennt, um eine Gruppe zu bezeichnen, die nicht mindere Verdienste als Comte, Stuart Mill und Spencer um die Soziologie sich erworben, und die fundamentale Wichtigkeit des ökonomischen Gebietes für das soziale Leben zuerst enthüllt habe. Die deutschen Leistungen, welche aus dem sogenannten linken Flügel der Hegelschen Philosophie hervorgegangen sind, hält er der Erwähnung nicht für würdig. Und in Wahrheit sind auch seine praktischen Tendenzen durchaus nicht in den Richtungen ausgebildet, die man mehr und mehr übereinkommt als diejenigen des »wissenschaftlichen Sozialismus« zu verstehen, sondern kommen eher mit jener seltsamen Gedankenweit überein, die unter dem

Namen der Anarchie noch schlimmer als jener verrufen ist. Die Ursachen dieses Verrufes können den ehrlichen Denker nicht treffen. Daß aber auch diese Ideen, mit denen die Bestrebungen sie durchzuführen sich nicht zu berühren brauchen, durch wirkliche Denker vertreten werden, ist auch im gelehrten Publiko noch weniger bekannt, als daß das Programm der deutschen Sozialdemokratie von einem Denker ersten Ranges seine Herkunft bekennt. Und doch sieht ein Max Stirner, so verzerrt auch seine Maske sich ausnimmt, sieht ein Proudhon, trotz seinen heftigen sittlichen Entrüstungen, den mächtigsten Gestalten der »bürgerlichen« und liberalen Denkungsart viel ähnlicher, als man dies von dem wirklich kritischen und überlegenen Geiste Karl Marx' sagen kann. Denn jene (die des Liberalismus) hat sich theoretisch seit Thomas Hobbes nach der Seite des Staates schwach, nur im Sinne der Gesellschaft stark entwickelt. Um so merkwürdiger scheint es, daß gerade die erstere Entwicklung in den (theoretisch bedeutenden) Sozialismus, die letztere in den (theoretisch noch unbedeutenden) Anarchismus überschlägt. Doch ist dies leicht erklärbar. Denn die Gesellschaft ist der unmittelbare Ausdruck der Macht einer nationalen Klasse über Produktionsmittel und Produktivkräfte; der Staat ist der abgeleitete Ausdruck dieser selbigen Tatsache, von ihr selber nur gewollt um auch nicht gewollt zu werden, in der Hauptsache ein »notwendiges Übel«, und die Nöte stellen sich dem Vertrauensvollen, Hoffenden, Strebenden als ebensoviele Vorläufigkeiten und Zufälligkeiten dar. Das Proletariat aber erkennt in dem durch solche Nöte immer stärker werdenden Staate die Maschinerie, welche, wenn unter hinlänglich hohem Drucke arbeitend, den seine Hand ihr geben würde, imstande wäre, die Fundamente der »Gesellschafts-Ordnung«, aus welcher sie selber entsprungen war, zu zermalmen, was für die Darstellung neuer und besserer Ordnung als notwendige Vor- oder Mitarbeit angekündigt wird. Dieser Gedanke wird, wie alle Gedanken, niemals einfach in die Wirklichkeit übersetzt werden; daß aber die rechtlichen und politischen Umwälzungen des Tages schon unter seiner Mitwirkung geschehen, müßte auch ein Blinder, wenn er zu hören und zu fühlen vermag, gewahr werden. Wer aber sich gewöhnt hat, mit Verständnis und Gerechtigkeit allen redlich begründeten Ideen zu begegnen, der wird mit gleicher Unbefangenheit ein System des »Anarchismus« aufnehmen, wenn es mit Strenge durchgedacht und mit Energie zum Maßstabe des Urteils über Zustände und Tendenzen der Geschichte und des heutigen Lebens genommen wird. Und daß dies allerdings der Fall, wird schon die oberflächliche Wiedergabe, auf die wir uns beschränken müssen, der vorliegenden Einleitung hinlänglich bezeugen.

Das erste Kapitel setzt sich in der angedeuteten Weise mit Comte, sodann mit Spencer auseinander, welcher zuerst das Problem gestellt habe, die spezifische Differenz der sozialen Wissenschaft zu entdecken, aber, weil er es nicht löste, in der Parallele des Superorganismus mit dem Organismus steckengeblieben sei. In Wahrheit aber zeichne jener durch die fundamentale Besonderheit sich aus, daß er aus der Verbindung zwischen unorganischer und organischer Welt entspringe, deren Produkt zu zweiter Potenz erhoben darstelle (S. 47), wonach die soziologische Methode (Kap. 2) sich zu richten habe. Land und Volk — in diesen beiden Faktoren, gleichsam einem weiblichen und einem männlichen, versammeln sich die Einflüsse aller allgemeineren Tatsachen, von den astronomischen bis zu den psychologischen, welche das soziale Leben bedingen (Kap. 3). Die biologischen aber und die psychologischen Faktoren haben die direkteste Wirkung, sind der Mutterschoß des sozialen Lebens, wie in dem einfachsten Aggregat, der Verbindung von Mann und Weib (*le couple andro-gyne*) am deutlichsten sich zeigt; nächst diesem und über ihm sind die Haupttypen sozialer Aggregate: die Familie, der Stamm, die Gemeinden und Nationen, endlich die internationalen Gebilde. In allen diesen gibt es Funktionen, die auf die verschiedenen Arten des sozialen Lebens (das ökonomische, das moralische, das artistische, wissenschaftliche usw.) sich beziehen, und gibt es Organe, welche diesen Funktionen entsprechen. Das Studium der Organe (die Morphologie) ist fast untrennbar von dem der Funktionen (der eigentlichen Soziologie), indem beide in Wechselwirkung miteinander sich gliedern und immer mehr sich spezialisieren (Kap. 4). Die Soziologie hat vieles gemein mit der Biologie und noch mehr mit der Psychologie, an die sie sich unmittelbar und organisch anschließt (Kap. 5). Aber sie hat ihre unterscheidenden Merkmale. Heute ist sie deren ungeachtet noch in den Händen von Biologen und Psychologen; dies ist die letzte Kindheitsperiode der kompliziertesten aller Wissenschaften. Die qualitative Differenz der soziologischen Einheit beruht erst in ihrem intelligenten Charakter, daher die einer Verbindung in der Übereinstimmung, im gemeinsamen Willen; je mehr diese von freier Art, bedacht und methodisch ist, desto entschiedener folgt das soziale Gebilde den Gesetzen seiner eigenen Entwicklung. In den Tiefen der Vergangenheit liegt die unbewußte Kollektivkraft; darüber erhebt sich der Despotismus als bewußter und zwingender Wille, die Befreiung davon bringt der Begriff des Kontrakts, der auf allen Gebieten sich durchsetzt. Vollendung des sozialen Kontraktes und nicht Rückkehr zu autoritären Gestaltungen sollte die Formel des wissenschaftlichen Sozialismus sein (dies aber ist die Unterscheidung der anarchistischen Theorie und der absolute Wider-

spruch zwischen Kontrakt und Autorität ist, wie in den Spencer schen Antithesen, stillschweigende aber unbewiesene Voraussetzung). Wie schon jetzt in den allgemeinsten, ursprünglichsten und einfachsten Phänomenen, nämlich den ökonomischen, der Kontrakt am tiefsten eingewurzelt sei, so dringe er mit unwiderstehlicher Gewalt in die höheren Schichten vor und müsse das alleinherrschende Prinzip werden (Kap. 6). Und auf diesem Grunde wird dann die »hierarchische Klassifikation der sozialen Phänomene« (Kap. 7) aufgebaut. »Die ideale Welt ist so sehr ein Produkt der ökonomischen Welt, daß alle Begriffe, alle Glaubenssysteme, die Wissenschaften, die Sitten, die Moral, das Recht und die Politik darin ihre erste Erklärung finden, während im Gegenteil diese letzteren niemals eine ausreichende Begründung der ökonomischen Fakta hergeben werden« (p. 172 und so des öfteren). An das wirtschaftliche Leben schließt am unmittelbarsten das Gattungsleben sich an wie an die Ernährung der Geschlechtstrieb; Dauer und Regelmäßigkeit (der geschlechtlichen Beziehungen), worauf die Kontinuität der Familieneinheit beruht, sind die Folge der Dauer und Regelmäßigkeit des wirtschaftlichen Lebens. In ähnlicher Weise werden dann die übrigen Klassen der Phänomene durchgenommen, um zu erhärten, daß die spezielleren und komplizierten immer durch die allgemeineren und einfacheren bedingt sind, mithin auch in zeitlicher Folge davon abhängen, und daß innerhalb jeder Klasse durch wenigstens partiell wiederholte Ordnung Unterabteilungen sich bilden. Dies geschieht unter fortwährender Auseinandersetzung mit Comte, dessen Gesetz der *trois états* nur auf eine Klasse der sozialen Phänomene, nämlich die *croyances*, anwendbar sei, denen dort wie insgemein eine viel zu große Bedeutung beigelegt werde. Daß aber die jedesmal höheren Ausdrücke des Lebens auf die tieferen auch zurückwirken, folglich alle in Wechselwirkung miteinander stehen, wird allerdings zugegeben und hervorgehoben. Diese gesamte Betrachtung vollendet sich in Darstellung einer Tabelle (214), auf welcher man die 7 Klassen, an deren Spitze die politischen, am Fuße die ökonomischen Phänomene übersieht und innerhalb der meisten, bald trichotomisch, bald dichotomisch gegliedert, Reihen von untergeordneten Kategorien. An dieses 7. Kapitel schließt sich das letzte des ersten Bandes, die drei Hauptformen behandelnd, in denen sich der Fortschritt der Sozialwissenschaft bewege: vom Empirismus durch die Utopie zur positiven Methode, welche mit dem wissenschaftlichen Sozialismus im Grunde identisch sei.

II.

Das System stellt sich in der zweiten Abteilung deutlicher vor. Trotz des Gewichtes, das auf die spezifische Differenz der sozialen Tatsachen gelegt wurde, finden wir bald, daß die Idee einer Parallele des »Superorganismus« mit dem lebendigen Körper überwiegt. Daher erinnern diese Ausführungen stark an die großen Arbeiten Schäffle's, deren aber hier so wenig als anderer deutscher Beiträge Erwähnung geschieht. Im ersten Kapitel werden die Begriffe »soziales Gewebe« und »soziale Kollektivkraft« erklärt. Und während früher diese Kollektivkraft, in ihrer unbewußten Gestalt, als das Ursprüngliche erschien, woraus zuerst »Despotismus« und endlich die freie Übereinkunft siegreich sich erhebe, so wird hier der Eintritt, »bewußt oder nicht« des *régime contractuel* als dasjenige bezeichnet, was das gesellige Leben schlechthin von dem bloß individuellen Leben differenziere. Die Form des Kontrakts bildet die sozialen »Gewebe«, aus welchen das soziale »Organ«, und aus Organen ein »Apparat«, sich zusammensetzt; die Verbindung endlich von Apparaten stellt ein »Organ-System« her und diese sind die erste Bestimmung des sozialen »Superorganismus« (33), an deren Stelle aber anderwärts der schon früher aufgetretene Begriff des »Aggregates« gerückt wird (25), ohne daß diese beiden miteinander übereinzustimmen oder auch nur in Beziehung zueinander zu stehen scheinen. So kann ich hier überhaupt nicht mehr zögern gegen den Herrn Verfasser, so sehr er mit erheblichem Scharfsinn die ungeheure Stoffmasse durchdringt, denselben Einwand zu erheben, der seine Vorgänger trifft: daß nämlich auch bei ihm, so fein und richtig im einzelnen die Deutung sozialer Tatsachen als quasi-organischer sein mag, der fundamentale Begriff eines sozialen Körpers oder Organismus im höchsten Grade unklar und unbestimmt bleibt. Wir durften mit Recht erwarten, daß unter den »Aggregaten« (Familie, Stamm, Gemeinde usw.) die verschiedenen Gattungen davon verstanden würden und daß es also so viele Superorganismen gebe als Familien, Stämme, Gemeinden usw.; wobei doch sogleich als eine große Eigentümlichkeit in diesem Gebiet hervorgehoben werden müßte, daß Organismen immer wieder Teile größerer Organismen bilden. Denn mit der Berufung auf die »Zellen« der Pflanze und des Tieres, als hinlängliche Analogie, ist sehr wenig getan. Selbst wenn es wahr wäre, daß diese ebenso individuelle Wesen seien als andere Elementarorganismen, so ist es doch noch niemandem eingefallen, ein Gewebe oder ein Organ als Tier im Tiere darzustellen, sondern von diesen kann gar nicht die Rede sein, ohne daß die ursprüngliche und wesentliche Einheit des Gesamtorganismus zu ihrem Rechte käme, welche dann für den konsequenten Denker wohl auch auf die Zellen ihre Wirkung aus-

dehnen und deren Leben als ein ganz und gar abgeleitetes, einem wirklichen Lebensprozeß dienendes erscheinen lassen muß. Da nun auf diesem Wege eine richtige Analogie schwerlich sich durchführen läßt, so wird ein anderer Weg beschritten. Als Teile des Superorganismus werden Apparate und Organe vorgestellt, und diese sind ökonomische, familienhafte, artistische, scientifische, moralische, juristische und politische Einrichtungen! Solche sind also wohl in allen jenen Aggregaten vorhanden, vielleicht in den niederen minder, in den höheren mehr entwickelte? Das ließe sich wohl hören, aber wie verträgt sich damit, daß immer ein Organismus im andern steckt? Ein Versuch, diese Aporie zu lösen, tritt uns hier nicht entgegen, sondern mehr und mehr dringt eine Darstellung durch, in welcher der völlig vage Begriff des sozialen Organismus schlechthin, also eines einzigen statt der unzähligen, zum Subjekte erhoben wird; ganz wie bei Schäffle der soziale Körper dasjenige Allgemeine ist, an welchem soziale Tatsachen beobachtet werden, und wie gegen Spencer immer der Zweifel sich richten muß, ob er unter dem Organismus »Gesellschaft« jede einzelne »Nation«, jeden »Staat« oder einfach die »Menschheit« verstehen wolle. Innerhalb des großen Superorganismus erkennt de Greef allerdings selbständige kleinere Organismen, unter ausdrücklicher Berufung auf »das Individuum als eine Assoziation von Zellen« (10); aber diese Zellen sind nun nicht gleich den Aggregaten, sondern hier treten neben die Familie (die ja zu allen Zwecken taugen muß) »die Banken, das Hüttenwerk, die Märkte, die Kunst, die Religion, die Gerichtshöfe, die Parlamente« — eine Zusammenstellung, die wohl kaum mit Genauigkeit überlegt ist; »diese«, heißt es wörtlich (l. c.), »sind Organismen *au même titre* wie der individuelle Organismus; sie haben alle Charaktere, welche die organisierte Materie auszeichnen«. Daneben wird freilich, sogleich auf der folgenden Seite (11), das »individuelle Kollektivwesen« als »die Zelle des sozialen Kollektivwesens« bezeichnet. Es wäre zu verwundern, wenn der Autor über seine Vorstellung dieser Verhältnisse Rechenschaft geben könnte; gegeben hat er sie nicht.

Dazwischen tritt vielmehr eine Erörterung der »sozialen Kollektivkraft« als des Ensembles von Eigenschaften der »sozialen Materie«, und jene wird dann in ihren verschiedenen Gestalten nach dem Schema geordnet (jedoch mit Auslassung der obersten Kategorie, die hier doch als die wichtigste erscheinen könnte, der politischen) und als das eigentliche Objekt der Sozialwissenschaft bestimmt. Kraft ist das ganze Leben und jeder Lebensausdruck des Superorganismus; der Streit, ob Macht vor Recht gehe, ist hinfällig; Recht ist nur eine besondere, höhere Form der Macht oder Kraft; zuletzt wird »dasjenige Volk das stärkste sein,

welches verstehen wird, das gerechteste zu sein« (29). Nicht völlig klar ist von hier der Übergang zu »Funktionen und Organen« (Kap. 2), wo der Analogismus wieder stärker hervortritt. Und wenn Funktionen überhaupt eingeteilt werden in 1. vegetative, 2. animalische, mit Einschluß der affektiven und intellektuellen, 3. »solche, die nur den Gesellschaften eigentümlich sind«, so dünkt mich, daß der Analogismus alsbald exzediere und eine kräftige Beschneidung fordere. Denn ganz in demselben Sinne, wie Tiere zu Pflanzen, beiden »die Gesellschaften« an die Seite stellen, das geht doch nicht an. Zuvörderst müssen Organismen, die nur für menschliches Denken vorhanden sind, von solchen, die auch den Sinnen sich vorstellen, sehr strenge unterschieden werden, diese als von physikalischer, jene als von wesentlich psychischer »Materie«, wie wir im eigenen Verstande unseres Autors sagen dürfen. Und wenn dann Funktionen der ersteren beschrieben werden, so liegt es wohl nahe, die spezifisch menschlichen als eine dritte Klasse, wenn auch zugleich als eine Abzweigung der zweiten — wie diese der ersten — zu begreifen, und würde dann die Frage sich bilden, ob es nicht soziale Organismen, also auch Funktionen gebe, die den drei Gattungen entsprächen, so nämlich, daß in den allgemeinsten ein vegetativer, in den folgenden ein animalischer, und endlich ein mentaler und eigentlich menschlicher Zusammenhang von Menschen ihr Wesen ausmache. Ich meine, daß dies allerdings richtig ist, wenn richtig verstanden, aber meine Beweisgründe will ich hier nicht ins Gefecht führen[1]. Eine Vergleichung des sozialen mit dem menschlichen Körper wird doch auch hier geltend gemacht: »in dem einen wie in dem anderen sind die Apparate der Zirkulation, Konsumtion und Produktion (welche doch nach des Verf.s eigener Bestimmung zusammen ein einziges System, das nutritive oder ökonomische ausmachen) ebenso wie der regulative Apparat, der auf der einen Seite juridisch und politisch, auf der anderen zerebral, obgleich völlig unterschieden, ursprünglich in einem sehr beschränkten Apparat vereinigt« (34); wo auch eine Dreiteilung durchschimmert, welche mit der von mir gemeinten übereinkommen und des Verf.s ausgeklügelte sieben Klassen beherrschen, aber auch dergestalt verändern müßte, daß das Politische nicht mehr an der Spitze verbleiben könnte.

»Die primäre und fundamentale Differenzierung eines jeden Organismus« . . . ist die des Äußeren und des Inneren; »die äußere Funktion ist die vorherrschende, sie ist die allgemeinste und die zuerst auftretende« . . . »das äußere Organ genügt anfangs für Wehren und Nähren« (35 f.). Aus diesen fragwürdigen Sätzen soll im sozialen Gebiete die an-

[1] Ich habe diese Einteilung geltend zu machen versucht in meiner Schrift »Gemeinschaft und Gesellschaft«. Leipzig 1887 (jetzt 6/7. Aufl. Berlin 1925).

fängliche »Konfusion« des ökonomischen Lebens mit dem Raub- und Beutewesen erklärt werden, »wovon auch die vorgeschrittensten Zivilisationen noch nicht völlig sich haben ledig machen können«. Der große Fortschritt bestehe dann darin, daß der Krieg den Starken allein, die friedliche Arbeit den Schwachen und Besiegten zufalle. Von den wirklich ersten, nämlich bis auf den Nullpunkt zurückgehenden Differenzierungen des sozialen Lebens, nämlich zwischen Erwachsenen und Kindern, zwischen Männern und Weibern, ist hier nirgendwo die Rede. Das Nächste wird gar leicht übersehen. Übrigens wird hier die ganze Klassifikation des Verf.s durchbrochen. Warum ist denn die »Wehr« (Widerstand und Angriff) nur auf der primitiven Stufe eine Funktion? Entspricht dies den Tatsachen? Ist sie nicht vielmehr in allem empirischen sozialen Leben eine allerwichtigste Funktion, nämlich die ursprüngliche animalische, auf welche Recht und Politik fortwährend am nächsten sich beziehen? Hat nicht Spencer hier recht, wenn er den regulierenden Apparat im wesentlichen als den anderen Ausdruck der Wehrverfassung (des militärischen Systems) auffaßt? Unser Autor ist anstatt dessen genötigt, die Bedeutung seiner Einteilung auf das innere soziale Leben einzuschränken, und die Wirkungen nach außen, als ob sie völlig davon getrennte wären (da sie doch nur theoretisch sich abscheiden lassen), als rohe und barbarische vorweg abzutun. Ja, wenn wir das Rohe und Barbarische abziehen, was bleibt dann übrig vom sozialen Leben?

Die folgenden Kapitel (3—11), bis auf die zwei letzten, behandeln nun in der uns bekannten Reihenfolge die sieben Ordnungen sozialer Funktionen und Organe: und zwar so, daß die erste auf drei Kapitel, in der gleichfalls schon erwähnten Weise, verteilt wird: 1. Zirkulation, 2. Konsumtion, 3. Produktion. Hierauf: daß die Zirkulation das allgemeinste und einfachste der ökonomischen, daher überhaupt aller sozialen Phänomene sei, legt der Verf. ein sehr großes Gewicht. Ob dies daher kommt, daß er, wie es scheint, hierüber recht spezielle Studien gemacht hat, oder ob er eben deshalb diese speziellen Studien gemacht hat, will ich nicht untersuchen. Jedenfalls sind seine Beobachtungen über dieses Gebiet geistreich und tiefgehend, Beweisführung und Durchführung jener These sind gewandt genug, und doch wird er sie schwerlich jemandem einreden. Sie ist aus der Systematik entsprungen, und ihre Unwahrheit tut die Notwendigkeit einer veränderten Systematik dar. Ihm liegt daran, die Zirkulation, worunter er mehr den Transport (also Ortswechsel) als den Austausch (Händewechsel) von Gegenständen versteht, als das freieste Gebiet zu beschreiben, dasjenige, dessen demokratische — oder wie vielleicht richtiger: anarchische — Ent-

wicklung allen übrigen Vorbild sein solle. Die Funktion zerlege sich in vier speziellere: 1. welche zum Gegenstande den Transport von Waren (Produkten und Produzenten) habe: ihre Organe sind Landstraßen, Kanäle, Flüsse, Eisenbahnen (S. 50 werden auch »die Meere« einbegriffen); 2. welche Versendung von Angebot und Begehr der Waren besorge: ihre Organe die Posten und Telegraphen; 3. welche sich auf die den Austausch vermittelnden Wertzeichen beziehe: Organ das Geld; 4. auf die Zirkulation, insbesondere dieser Wertzeichen: die Banken. Fortschritt in allen: zu größter Geschwindigkeit, Verringerung des Einstandpreises, Verminderung des toten Gewichts, am weitesten gediehen in 1. Besonderer Wert wird der Entwicklung der Banken beigemessen und ihnen die Aufgabe gestellt, das kapitalistische Tara, welches im Zirkulationsapparat der Gesellschaft verblieben sei, aufzuheben, m. a. W. das »metallische Königtum« zu stürzen, welches die letzte Inkarnation eines toten Gewichtes in der ökonomischen Zirkulation darstelle. Der Sozialismus soll im übrigen den Apparat nicht zerstören, sondern nur verbessern.

Die Konsumtion zuerst unproduktiv und von der Zirkulation ungeschieden (wie das zu denken sei, wird nicht erklärt). Hauptorgane der Konsumtion die öffentliche Gewalt und das Eigentum, letzteres daher zuerst kommunal und despotisch, bis es sich differenziert durch Ausdehnung des Privateigentums und der Steuer. Mittelglied zwischen Zirkulation und Konsumtion ist der Handel: Organisation des Angebots in Märkten, Messen, Magazinen, Börsen, wodurch es bis jetzt noch tyrannisch herrscht über den Begehr (scil. der Konsumenten), welcher bislang völlig unorganisiert ist; die Konsumvereine sind ein Keim und werden wachsen in dem Maße, als auch Zirkulation und Produktion mehr und mehr sich befreien. Die großen Organe des Handels, denen sich in neuester Zeit die nationalen und Welt-Ausstellungen hinzufügen, stehen in engem Bezuge zu den kompliziertesten Erscheinungen der Zirkulation, nämlich dem Kredit. Die eigentliche Konsumtion wird aus einfach zerstörender mehr und mehr reproduktiv und schöpferisch (Kap. 4). — Am meisten zurückgeblieben ist die Produktion. Die Arbeitskraft als Ware ist nur ein Rest der Ware »Sklave«. Die Industrie, welche — dies ist ein Lieblingssatz des Verf.s — dem Ackerbau vorausgeht, ist auch am schärfsten auf dem Wege sich zu befreien. Dies wird gelingen durch vollkommenste Organisation des Kredits, durch Absetzung des metallischen Königtums, »welches das Lohnsystem perpetuiert, diese Todeswunde unserer Zivilisation, deren Energien sie anämisch macht« (111). »Wenn die Widerstandskraft der Arbeiter sich nicht gebildet hätte, so würde vermutlich die moderne Gesellschaft geendet haben wie

die römische Zivilisation; sie wäre verschlungen worden durch den industriellen Kapitalismus, wie jene es wurde durch den großen Grundbesitz« (117). Umbildung des städtischen und ländlichen Grundeigentums wird erst die letzte Folge — nicht etwa das Anfangsglied — einer gesunden Entwicklung der industriellen und demnächst der agrikolen Produktion sein (Kap. 5). Daß seine Ideen von diesen Gestaltungen nicht durchaus deutlich sind, scheint Verf. selber einzugestehen, wenn er bemerkt, daß es schwer sein würde, jetzt zu bestimmen, was unter den neuen Bedingungen aus dem Eigentum werden solle, und die Untersuchung dieses Problems dem eigentlichen Körper seines Werkes vorbehält (92).

Da nun hiermit die für ihn selber wichtigsten Kapitel abgehandelt sind, so darf ich der Beschränkung halber über die folgenden kürzer berichten. Jedes enthält viele originelle Ansichten, oft schlagende Bemerkungen, reizt Zustimmung und Widerspruch. Hervorgehoben sei einiges über Religion. Wenn, mit Christentum, Buddhismus, Islam, die Religionen sich losmachen vom Konkreten, um moralisch und abstrakt zu werden, so ist es, weil ihr sozialer Beruf bereit ist zu verschwinden; die Moral bringt keine Religion hervor; Religion bringt die Moral hervor und diese tötet jene. Die Religionen treten provisorisch ein für die organische Insuffizienz der auf sie folgenden Faktoren: der wissenschaftlichen, moralischen, juristischen und politischen; »sobald diese alle ihre eigene und unabhängige Verfassung empfangen haben, so ist die soziale Rolle der Religionen erschöpft« (196). Und ganz im Geiste Feuerbachs: Auf die Frage, ob Gott existiere, gibt Soziologie die einfache Antwort: Gott ist eine Realität, ein natürliches Gebilde; er ist geboren, er hat gelebt; er kann also sterben. Lebt er noch? »*Un peu et pas universellement*« (197). — Von Religion geht die Comtesche Heerstraße durch Metaphysik zur Wissenschaft. Metaphysik ist despotisch, Wissenschaft frei. »Die Metaphysiker der Philosophie sind die Doktrinäre der Politik« (228). »Die päpstliche Unfehlbarkeit und die allgemeine Bewaffnung sind die delirierenden Krisen zweier Despotismen in der Agonie« (247). Richelieu »der Begründer des modernen metaphysischen Staates« schuf auch die *Académie française*, als Reaktion gegen die fortschrittlich freie Wissenschaft und Literatur (245). »Keine Macht und keine Gesetzgebung vermöchte die Demoralisation einer Gesellschaft aufzuhalten, deren ökonomische und familiale, deren Grundlagen in Kunst und Wissenschaft unterminiert sind« (258). Es versteht sich, daß mit größter Bedeutung die Geschichte und endliche beginnende Selbständigkeit der Moral und des Rechtes dargestellt werden. Wenn aber, dem Schema gemäß, das Handelsrecht

als das am meisten vollendete und freie gefeiert wird (285 f.), so müssen wir uns wundern, nicht auch dem Komplement zu begegnen, daß die unabhängige Moral im Handelsverkehr noch allein sich entfaltet habe; was für den utilitarischen Gedanken, welchen Großhändler zuweilen dahin aussprechen, daß Ehrlichkeit die beste Politik sei, zutreffen würde. In der Tat findet sich eine solche Andeutung (276). In demselben Zusammenhange wird aber der Altruismus als der Gerechtigkeit überlegen, als Vollendung der Moral gepriesen, in direktem Widerspruch zu einer früheren Stelle (19), wo es hieß: »*Les sentiments altruistes . . . ne seront jamais que des états exceptionnels; . . . aux sociétés la justice est une force régulatrice suffisante, il n'en est pas de plus haute, et elle a des autrement sûres et positives que la charité et la pitié.*« — Mit scharfer Entschiedenheit dagegen kommt die wissenschaftliche Ansicht des Strafrechts zur Geltung, wie auch alles übrige sehr kräftig ist, was über den rein empirischen Charakter der Jurisprudenz, über den unentwickelten Zustand inneren und äußeren Staatsrechts und internationalen Privatrechtes ausgeführt wird. Nach dem Schema des Verf.s müssen ja die letzten Organe und Funktionen, die politischen (Kap. 11), am weitesten zurückgeblieben sein, und es ergibt sich aus schon Mitgeteiltem leicht, in welchem Sinne der moderne Staat, dessen Unterschied von antiken Gemeinwesen richtig bezeichnet wird (385), seine Kritik findet. Auch die Volkssouveränität, als letzte Inkarnation des autoritären Prinzips, muß abdanken; »*l'anarchie est la formule inconsciente et irraisonnée de ce désir et de ce besoin désormais incompressibles*« (394). Syndikaten der gesellschaften Gruppen, die sich in mannigfachen Kontrakten frei vereinigen, gehöre die Zukunft. Die Formel: »*Ni Dieu ni maitre*« *est exacte, mais seulement en tant qu'expression d'un dévéloppement organique tendantiel. . . .* Das Ideal liegt »*dans la réduction indéfinie de l'appropriation individuelle de la rente par l'organisation de plus en plus parfaite de la circulation et du crédit, il est dans la possibilité pour tout père de famille de nourrir et d'élever ses enfants et d'en etre le seul prêtre*« (407). Man hört überall wieder die Proudhonschen Töne. Durch diese gesellschaftliche Entwicklung soll dann der Staat als das Ensemble aller sozialen Apparate seine positive und realistische Gestalt finden (412). — Eine große und interessante Klassifikation der sozialen Funktionen oder Berufe, nach ihrer Beziehung zu den Wissenschaften, von der Geometrie bis zur Soziologie, füllt noch mehrere Seiten (417—423) des vorletzten Kapitels (12). In dieser Klassifikation liegt eine ganze Philosophie der sozialen Naturgeschichte (423), sie zerstöre die herkömmliche Stellung der sogenannten liberalen Professionen, die nunmehr abhängig gemacht werden von den gemeinen und niederen, sie

müsse das Unterrichtswesen umwälzen. Weil von Natur jeder Mensch an allen sozialen Funktionen Anteil hat, so muß ein integraler Unterricht den organischen Spezialitäten zugrunde gelegt werden. — Diese gesamte Beschreibung soll eine Idee von der allgemeinen sozialen Struktur geben, welche das Objekt des dritten Teiles dieser Einleitung ausmachen werde (427). Die Statik muß der Dynamik vorausgehen, das hauptsächliche Werkzeug jener ist Beschreibung und Statistik, welche etztere heute mehr und mehr auf die moralischen und juristischen Disziplinen Einfluß gewinnt. »Eine soziale Statik, als regelmäßige und vollständige Buchhaltung, ist die oberste Bedingung für eine friedliche und wissenschaftliche Entwicklung der modernen Gesellschaften, welche den berechtigten Anspruch erheben sich selbst zu leiten, nicht mehr auf instinktive, sondern auf bedachte und methodische Weise« (429). Nach diesen bemerkenswerten Ausführungen gibt das Schlußkapitel, wie es scheint, zum Behufe des Gesamt-Resumés, eine Skizze sozialer Psychologie mit parallelisierendem Bezuge auf die individual menschliche. Der Gegensatz des »Bewußten« und »Unbewußten« spielt dabei die Hauptrolle: Ausbildung des »Bewußten«, Rückfall ins »Unbewußte« — eine Terminologie, die ich als wissenschaftlich untauglich, ja irreführend verwerfe. Die Sache selbst ist wichtig genug. Nun aber ist mir zweierlei aufgefallen, was ich dem scharfsinnigen Autor zur Überlegung gebe. 1. Sie erörtern hier, daß die untersten sozialen Funktionen am wenigsten Intelligentes enthalten und daß dessen Anteil zunehme, je höher man auf der Skala emporsteige, so daß nur »durch deren Reaktion jene bewußt werden« (453). Früher wurde ausgeführt, und wird hier wiederholt (besonders 453), daß das einzige im sozialen Sinne Intelligente der Kontrakt, und daß dieser allein auf den untersten Stufen, am meisten auf der alleruntersten, im Gebiete der Zirkulation, als beherrschendes Element eingedrungen sei, während die höheren Gebiete, je höher desto mehr, in einem Zustande verharren, welcher noch die roheren Gestalten der Kollektivkraft vorwalten lasse. Ich weiß wohl, daß diese Ideen in Übereinstimmung gebracht werden können: es läßt sich sagen, daß die ihrem Wesen nach am wenigsten intelligenten Funktionen am frühesten mit sozialer Intelligenz sich gleichsam sättigen. Aber ich finde nicht, daß eine solche Ausgleichung gegeben wird. Sondern es scheint mir ein gewisses Schwanken hier durchzuschimmern zwischen der Neigung dem Anteil des Denkens ein Mehr, und der entgegengesetzten, diesem Anteil ein Weniger in bezug auf die wirkliche soziale Entwicklung zuzuschreiben; nebst einem Mangel an der Erkenntnis, daß auch die höhere Intelligenz keineswegs durch das freie »bewußte« Denken wesentlich bedingt ist, daher auch der Kontrakt als ein klarer und bewußter Akt der

Übereinkunft mehrerer Willen (der nach dem Verf. nur wie *per nefas* ins Unbewußte zurücksinken kann (433), in Wahrheit weder die einzige noch die vollkommenste Form des sozialen Willens darstellt, sondern nur dessen elementare Gestalt in rationalisierter Umbildung, seinem reinen Begriffe nach, bedeutet. 2. Folgendes, was aus den letzten Seiten des Buches hervorspringt, verrät beregtes Schwanken noch deutlicher. »Die Rolle des Unbewußten in der Geschichte . . . ist noch die vorherrschende. . . . Die bedachten und methodischen sozialen Handlungen sind außerordentlich selten, und es ist ein Glück, daß die soziale Struktur der Reflexbewegung und dem Instinkt die Überlegenheit über das Denken verliehen hat, denn wenn die Gesellschaft empfänglich gewesen wäre, der Leitung von Philosophen, von Denkern und Staatsmännern, Fürsten oder Gesetzgebern sich zu unterwerfen, so würde sie in Gefahr gewesen sein, sich 99mal auf 100 zu täuschen und — zugrunde zu gehen« (454). Und so wird des weiteren der »populare Instinkt« gepriesen, als welcher im Dunkeln doch die richtigen Wege zu finden wisse. Klingt das nicht gegen alles Frühere wie eine Palinodie? So hieß es einmal an hervorragender Stelle (39) »der Austausch sei die Kollektivhandlung »*a la fois la plus simple et la plus anciennement raisonné et consciente. On peut produire et consommer, pour ainsi dire automatiquement; il est difficile d'échanger sans un certain calcul et une délibération et discussion quelconques*«. Und sogleich: *l'échange . . . indique qu'a la place du troupeau ancien une société a pris naissance*«. M. a. W. der Austausch charakterisiert das soziale Leben; der Austausch ist die erste bewußte soziale Handlung — schließen diese Sätze nicht die Verallgemeinerung ein: die bewußte soziale Haltung bezeichnet Wesen und Fortschritt des sozialen Lebens? — So ist auch äußerlich merkwürdig, daß jene Verherrlichung des Instinkts nur im letzten Kapitel angetroffen wird, während sonst ein Vorzug des Buches ist, der beinahe in einen Fehler übergeht, daß alle Hauptgedanken mit großem Nachdrucke oft wiederholt sich finden und in der Tat in wenig veränderten Gestaltungen durch das Ganze sich hindurchziehen.

Daß aber dieser Bericht so ausführlich gewesen ist, möge gerechtfertigt erscheinen durch die Bedeutung des Gegenstandes und durch die Größe der Leistung, welche auf ein tüchtiges Ganze die fernere Aussicht eröffnet. Verf., durch den Umfang seines Wissens und durch den etwas starren Schematismus seines Denkens an Comte vielfach erinnernd, bezeichnet einen erheblichen Fortschritt nicht nur über diesen, sondern auch über H. Spencer hinaus. Er berührt sich in nicht wenigen Stücken mit Schäffle, und es wurde schon bedauert, daß er vom »Bau und Leben des sozialen Körpers«, einem Werke, das sonst auch

im Auslande einigen Studiums sich erfreut, irgendwelche Kenntnis nicht gehabt hat, wie es scheint. In gleichem Sinne ist schon von der Übereinstimmung mit Marx die Rede gewesen. Eigene Bedenken und Dissense haben wir nur in wenigen Punkten anzudeuten für genug gehalten, fernere Gegenrede vorbehaltend. Einstweilen begrüßen wir auch hier die Ansätze und theoretischen Grundlagen für eine philosophisch-wissenschaftliche Geschichte der Kulturentwicklungen, welche um so leichter je größer, aber auch je näher die Zeitspanne, worauf sie sich bezieht, und deren eigentliche Aufgabe Darstellung gegenseitiger Kausalitäten aller Ausdrücke des sozialen Lebens sein muß. Erst nach diesem Plane durchgeführt, würde Geschichte das vernünftige Selbstbewußtsein der Menschheit zu heißen verdienen.

Dritter Artikel.

Vielleicht ist es — im Hinblick auf das gemeinsame Thema — kein Zufall, daß alle drei Werke in englischer Sprache, die uns noch vorliegen, von Verff. schottischer Nation herrühren. Buckle, der für gute Bemerkungen nicht immer den richtigen Ausdruck fand, will den Schotten insgemein einen deduktiven Geist zuschreiben. Treffender dürfte es sein, was ihrem Gemüte als was ihrem Denken gemeinsam ist, hervorzuheben, jenes nämlich als eine Anhänglichkeit an das Allgemeine, daher oft an das Alte und Überlieferte, eine Art von bäuerlich-weiblichem Wesen, die trockenem Ernst eine treuherzige Anmut, und freien Gedanken eine Richtung ins Mystische und Prophetische mitgibt. Sie haben mehr Ehrfurcht, zuweilen Aberglauben als Dreistigkeit und Nüchternheit, ihre Frömmigkeit ist innerlich, durch loyale Gesinnung waren sie einst berühmt. Sie haben mehr den Sinn des Wartens als des Zwingens, ihr Selbstvertrauen ist gedämpft durch Schwermut und durch Neigung zum Entlegenen und Sonderbaren. Daher sind sie empfänglicher und verständiger für fremde Einflüsse als die Engländer. welche in alle Weltgegenden ihre eigene Scholle mitnehmen. So hat denn beinahe alles, was deutsche Dichter und Denker in diesem Jahrhundert für die Weltliteratur zu leisten vermochten, seinen Weg in das Inselreich durch schottische Vermittlung gefunden. Eine Name bedeutet hierfür nicht viel weniger als Alles: Carlyle, von dessen noch unerschöpften Wirkungen jüngst wiederum ein deutscher Schriftsteller anziehende Darstellung gegeben hat (von Schulze-Gaevernitz »Zum sozialen Frieden«). Carlyle betet Goethe an, mit Schillers und Fichtes Jünglingsgeist fühlte er sich verwandt, Novalis und Schelling bezauberten ihn als ahnende Verkünder eines Glaubens,

dem er selber noch weniger als die Gestalt zu geben vermochte. Zu Hegel konnte er kein Verhältnis haben; aber wie unter der Flagge des deutschen Idealismus auch dieser mitsegelte, der dem normalen Engländer ein Ärgernis, dem Schotten aber ein Geheimnis war (The *Secret of Hegel* hieß das erste Buch über ihn), so hat zuletzt sein verwegener systematischer Geist nicht am wenigstens die große Umwälzung befördert, welche auch nach Amerika sich verpflanzte und jetzt so viele Vertreter des britischen Denkens wie mit entfremdetem Antlitz von dem Ihren zu uns hinüberblicken läßt. Indessen würde man irren, diese Erscheinungen schon jetzt für sehr bedeutend zu halten; einstweilen haben sie einen etwas beschränkt akademischen Charakter und zeigen mehr jungen Enthusiasmus als männliche Reife. Ob nicht aus der Verschmelzung dieser Elemente mit dem lebenskräftigsten Bestande des Spencerschen Systems eine große neue Philosophie entstehen könnte? Daß mehr Mut und Streben dafür vorhanden ist als in Deutschland, scheint mir unverkennbar. Aber noch und vermutlich auf lange Zeit behauptet genanntes System seinen Platz; und auch aus dem Gebiete der sozialen und Geschichts-Philosophie wird es nicht so leicht verdrängt werden, wie manche derer zu denken scheinen, die mit Stolz ihren Besitz an besserem Wissen zu Markte tragen.

I.

Ganz von Carlyleschem Geiste und ganz deutschen Einflüssen erfüllt ist das gefällige Buch, welches aus den *Shaw Fellowship Lectures* der Universität Edinburgh vom Januar 1889 hervorgegangen ist[1]. Zitate aus Goethe, Kant, Hegel durchziehen das Ganze; an vielen Stellen werden auch neuere deutsche Autoren und Bücher angezogen, als: Schäffle, A. Wagner, Paulsens, Steinthals, Wundts Ethik (auch Höffding in der deutschen Ausgabe darf wohl zu unseren Büchern gezählt werden); wir finden überhaupt einen belesenen, geschickten und wohlgeschulten Schriftsteller; man merkt zuweilen, daß eine strengere Tradition des Unterrichtes in seiner Heimat überlebt. Nicht ohne Glück wird die Form der aristotelischen *Akroaseis* nachgeahmt; Probleme und Tatsachen treten in deutlicher Gestalt hervor. Ziel und Grenzen der Anwendung philosophischer Prinzipien auf soziale Fragen ist das Thema; und Einführung in die Begriffe wird als wesentliche Aufgabe gesetzt. Mit strenger Unterscheidung der Sachen und der Ideen werden in beiden die ungünstigen und die günstigen

[1] *An Introduction to Social Philosophy by John S. Mackenzie.* Glasgow, James Maclehose & Sons. 1890. (XI, 390 S.) 8°.

Momente gegeneinander abgewogen, zu einer Charakteristik des gegenwärtigen Zeitalters, welche auf einer Skizze der »Stufen moderner Geschichte« sich auferbaut. Weder hier noch in dem zentralen dritten Kapitel, das (kein Wunder) dem sozialen Organismus gewidmet ist, wird man besonders starke oder tiefe Gedanken entdecken; ja die Erörterung über die verschiedenen Formen der Einheit, worauf sich Verf. wohl nicht ganz wenig zugute tut, muß ich als ziemlich verfehlt ansprechen. Die Meinung ist, es könne ein Ganzes im Verhältnisse zu Teilen auf fünf verschiedene Arten gedacht werden, nämlich als Monadismus, Monismus, Mechanismus, Chemismus, Organismus. Dies soll dann Anwendung finden auf die Theorien des Gedankens, auf die Auffassungen der Freiheit und der Gerechtigkeit, auf die Theologie und endlich auf »die Gesellschaft«. Versteht sich, daß die »organische« Ansicht als die allein richtige nach Widerlegung aller früheren übrigbleibt. Die Teile der Gesellschaft stehen in innerlichen Beziehungen zu ihrem Ganzen; sie wächst von innen; sie hat einen inneren Zweck. Was aber eigentlich *society* sei, oder wie sie begriffen werden solle, können wir hieraus nicht lernen. Der dargestellte Begriff ist völlig vage — in höherem Grade als bei Spencer und de Greef —, er bedeutet bald die Menschheit, bald ein Volk, bald jedes beliebige Aggregat, bald überhaupt die durch Zusammenleben bedingte Kultur[1]. Eine tiefere Ansicht des organischen Wesens der Gesellschaft wird nach längerer Untersuchung (p. 159—180) darin entdeckt, daß der Mensch, weil zu einem höheren Leben als dem der Sinne aufwärts strebend, die Mittel zu solchem Fortschritte nicht anders sichern könne als durch eine gewisse objektive Verkörperung seines Ideales. Hieraus könnte geschlossen werden, daß durch größere Annäherung des Menschen an seine »göttliche« Natur die Notwendigkeit »der Gesellschaft« immer geringer werden müßte. Daß aber das Verhältnis doch ein ganz und gar innerliches sei, soll Kap. 4 dartun. — Man erkennt hieraus, wie der spekulative Idealismus jetzt

---

[1] So lasse ich mir gefallen, wenn in einem späteren Kapitel (p. 314) es heißt: die verschiedenen Formen sozialer Einheit können als Arten der Synthese betrachtet werden, worin die organische Beziehung menschlicher Wesen zueinander objektive Gestalt annehme. Übrigens aber wird die theoretische Haltlosigkeit gut bezeichnet durch den Satz, mit welchem Kap. 4 beginnt. »Die bekannte Anmerkung des Aristoteles, daß Gesellschaft gebildet wurde τοῦ ζῆν ἕνεκεν und daß sie fortdaure τοῦ εὖ ζῆν ἕνεκεν« (drücke auf glücklichste Weise das zwiefache Ziel aus, dem unser soziales Leben diene). In Wahrheit dachte der Stagirite keineswegs an Gesellschaft und soziales Leben. Für ihn war die hellenische Stadtgemeinde zugleich eine der notwendigen und die höchste Gestaltung menschlichen Lebens überhaupt, das ohne irgendwelche Gemeinschaft (κοινωνία) ihm undenkbar war.

in den schattigen Gärten englischer *Kolleges* (Verf. ist auch *Scholar of Trinity Cambridge*) seine Feste feiert. Eine gewisse schöngeistige Schwärmerei, wie sie gebildeten Damen, die hinlängliche Muße dazu haben, so wohl ansteht, bestreut die dornigen Pfade der Beobachtung und Erforschung menschlicher Dinge wie mit Rosen. Nur schade, daß die Rosen rasch verwelken; möchten wir lieber die Rosen an den Rosenstöcken lassen und unsere Wege durch Nägel unter den Füßen uns sichern. Eigentlich geredet: die Schönheit guter Ideale wollen wir zu ihrer Zeit genießen. Für die strengere Ansicht der Wirklichkeit hat es mit der göttlichen Natur des Menschen eine allzu fragwürdige Bewandtnis. Wir wollen sie aus dem Spiele lassen. Im übrigen aber begleiten wir unseren Autor gern und wollen ihm glauben, daß es mit dem Hedonismus nichts sei, überhaupt weder mit vereinzelter noch verbundener Verwirklichung von Wissen, Wille, Gefühl, sondern das Ideal nur in der Verwirklichung unserer gesamten Natur bestehe. Nun also muß »die Form der sozialen Vereinigung gesucht werden, in welcher, unter gegebenen Bedingungen [die gegenwärtigen werden dann als die nächsten vorausgesetzt], der Fortschritt am geschwindesten und sichersten zu demjenigen Guten hinführen werde, das wir als letzten Zweck anschauen müssen« (p. 237). Drei einseitige Ideale gibt es (Kap. 5): das der Freiheit individualistisch), das der Gleichheit (sozialistisch) und das aristokratische (= Brüderlichkeit? —). Das letzte hat zuerst, das erste hernach in einem gewissen Maße Verwirklichung gefunden (das soll heißen, wie p. 69—77 ausgeführt worden, in der modernen Geschichte sei auf das Stadium der Unterjochung das der Befreiung gefolgt, das der Organisation zu erwarten) — jetzt gehe die stärkste Tendenz auf das zweite; auf der einen Seite des Sozialismus sei jetzt die B e g e i s t e r u n g (p. 373). Das wahre und allein progressive Ideal ist aber (versteht sich) das organische, welches die Vorzüge der anderen in sich vereinigt. Das Ideal der Freiheit ist besonders stark hinsichtlich des industriellen Elementes des sozialen Lebens, d. h. der Eroberung der Natur, das der Gleichheit mit Bezug auf die soziale Maschinerie, das aristokratische für die Entwicklung der individuellen Natur. Diese drei Ziele müssen gemeinsam verwirklicht werden (Kap. 6). Das Heilmittel für die hervorstechendsten Übel, welche einen hoch entwickelten industriellen Zustand begleiten, wird gefunden »in einem gewissen Maße« von dem, was »in einem etwas losen Sinne« als Sozialismus beschrieben werden »darf« (p. 313 — die Anführungszeichen für die sachten Ausdrücke des Verf.s habe ich hinzugefügt). Als »die wichtigsten Formen der sozialen Vereinigung« treten nun in sonderbarer Folge auf (p. 314—315): die Familie, der Distrikt, die Werkstätte, der Handel, die Kirche, die bürgerliche

Gemeinde, die Nation, die internationale Organisation. Im einzelnen, hier, wie sonst, manches Richtige und Gute, dann auch in dem Abschnitt, der von Erziehung handelt, wo den kühnsten Geistern (Plato, Fichte, Ruskin) gehuldigt wird. »Mit der Entwicklung des Charakters und der Einsicht in den Sinn des Lebens wird viel von dem Übel unserer gegenwärtigen Zivilisation mehr und mehr unerträglich werden, sowohl für die, welche es leiden, als für die, welche es sehen« (p. 366). So gibt denn in den Schlußbemerkungen das Verlangen nach einem Propheten und Poeten sich kund, der das neue Ideal oder Evangelium verkünden solle. Von einer mächtigen Persönlichkeit, vielleicht von einem neuen Christus, müsse man das Heil erwarten. — Wer will nicht gern dem jugendlichen, gläubig erfüllten Redner folgen? In der Tat ist das Buch, was es zu sein wünscht: anregend zu einem zusammenhängenden Durchdenken der vielen bedeutenden Themata, die darin angeschlagen werden. Da es so wenig derartiges gibt, so wird ein Anfänger vieles Wertvolle daraus schöpfen und wird durch den echten moralischen Idealismus (der fürwahr nicht an spekulativen Idealismen und Illusionen hängt, wie einige kümmerliche Hegel-Epigonen unter uns sich einbilden), wird durch die freie und edle Gesinnung, welche aus dem Buche spricht, sich erhoben und erwärmt fühlen. Ich wünschte, daß von diesem Geiste, der in England und Nordamerika über den Parteien sich erhebt und einen energischen Willen zur Bekämpfung der gesellschaftlichen Übel hervorzubringen vermag (man vergleiche hier p. 342 f. den lebhaften Appell zu gemeinsamer Arbeit), in unserer studierenden Jugend und Gelehrtenwelt, die noch immer in Festessen und Hurrahrufen sich nicht genug tun können, sehr viel mehr Geist und zum allerwenigsten mehr Ahnung davon und Verständnis dafür vorhanden wäre. Es ist hohe Zeit. —

II.

Das folgende Werk ist von ganz verschiedenem Charakter und doch von sehr verwandter Denkungsart mit dem vorigen. Die Vorrede des Jan Helenus Ferguson[1] ist aus China datiert, auf dem Titel-

[1] Der Verfasser, dessen Vorname auf halbholländische Herkunft deutet, zeigt sich auch mit deutscher wissenschaftlicher wie schöner Literatur durchaus vertraut. Ein hübsches Zusammentreffen ist es, daß sowohl Mackenzie als auch dieser wie einen Wahlspruch die Goetheschen Verse auf der Höhe ihrer Darstellung zitieren:

»Sich vom Halben zu entwöhnen
Und im Ganzen, Guten, Schönen
Resolut zu leben.«

(*An Introduct. p. 479; The Philosophy of Civ. p. 301*).

blatt verweist er auf frühere völkerrechtliche Schriften seiner Autorschaft. Sein gegenwärtiges Werk[1] beschäftigt sich mit allen unseren großen Problemen, es knüpft an Spencer in erster Linie an, es bekennt sich zur Theorie der Entwicklung und will die Konsequenzen daraus zugunsten einer tieferen Begründung des Rechtes, einer konservativ-konstitutionellen Politik und eines lauteren christlichen Glaubens verwerten. Während Mackenzie sich bescheidet, einen systematischen Traktat nicht geben zu wollen (p. VIII), so zielt dieser allerdings auf die Konstruktion eines Systemes, das als praktischer Führer im Studium der Geschichte, insonderheit bezüglich der moralischen Entwicklung dienen solle, und zugleich als ein natürlicher Maßstab zur Beurteilung der Zivilisation. Der »soziale Organismus« spielt auch hier die erste Rolle; aber da ist denn auch deutlich ausgedrückt, was darunter verstanden wird: der Staat schlechthin. So viele Staaten es gibt, so viele soziale Organismen. Der Begriff wird abgeleitet aus dem allgemeineren des moralisch-mentalen Organismus, der sich im Menschen manifestiere durch die beiden moralischen Sinne: Sympathie und Gewissen oder Wohlwollen und Gerechtigkeit; diese, auf Intuition basiert, sind als teleologische Notwendigkeiten durch die gesamte organische Entwicklung bedingt, welche ihren (bewußt und persönlich gedachten) Motor hat, der mit dem Schöpfungsgeiste identisch ist als der universalen letzten Ursache. Die Entwicklung des geistigen und sozialen Lebens bedeutet einen Kampf zwischen dem moralischen Element und der materiellen animalischen Natur des Menschen. Das moralische Element in der Natur ist der Motor der Zivilisation, d. h. des materiellen sowohl als des moralischen Fortschritts; es zeigt sich am deutlichsten in dem allgemeinen Verlangen nach positiven Regeln des Verhaltens, darauf berechnet, die moralischen Prinzipien der Natur, deren Dasein in dem innerlich gewissenhaften Menschen allgemein empfunden wird, in praktische Gestalt zu bringen: welches Verlangen am großartigsten sich kundgibt — in der Bildung des Völkerrechtes. Sodann aber auch in der Art, wie der »Geist des Rechtes« mehr und mehr die Beziehungen zwischen Individuen und zwischen diesen und der souveränen Gewalt, dem Staate, ordnet. Dies sind die Daten der Zivilisation, wie sie in normalen menschlichen Gesellschaften enthalten sind. — Von also leitendem Gedanken aus werden viele einzelne Probleme auf eingehende Weise erörtert, so die Grenzen der Staatstätigkeit mit Bezug auf die Kontroverse zwischen Spencer und de Laveleye, wobei der Verf. sich auf die Seite des »Staats-Sozialismus« schlägt, den er als Gegen-

[1] *The Philosophy of Civilization. A sociological study. By Jan Helenus Ferguson. The Hague. London. Hongkong. 1889.* (*XX, 331* u. *IX pp.*) *8°.*

gift gegen »Kommunismus« verordnet, unter welchem Namen er alle »destruktiven Tendenzen« zusammenfaßt. Wenn das begrifflich nicht viel zu bedeuten hat, so ist dagegen die Entschiedenheit anerkennenswert, mit der zugunsten einer umfassenden internationalen Arbeits-Gesetzgebung gesprochen wird, durch welche Dauer und Fortschritte gegenwärtiger Zivilisation bedingt seien. — Die Zivilisation hängt von drei Faktoren sozialer Aktivität ab, die gleichmäßig entwickelt sein müssen, nämlich den charakteristischen menschlichen Fähigkeiten: 1. der intellektuellen, d. i. der subjektiven Auffassung physischer Wahrheiten, welche die Grundlage zu Wissenschaft, Kunst, Industrie, Handel bilden; 2. den Aktivitäten der moralischen Sinne, welche das Bewußtsein moralischer Wahrheiten als der Basis des Rechtes darstellen; 3. ganz besonders von dem Geiste des Rechtes, welcher, als der *Common Sense* des sozialen Organismus, kombiniertes Resultat von Vernunft und Gefühl, an beiden anderen Faktoren seinen Anteil hat. Der Gang des moralischen Elementes wird bezeichnet durch die Religionen; der christliche Glaube ist die natürliche Religion des entwickelten mentalen Individual-Organismus, welcher zur Stärkung seines moralischen Elementes im Kampfe gegen die Sinnlichkeit Vermittlung sucht mit dem Geiste der Schöpfung, und sie findet in Christo, dessen Ankunft daher ein notwendiger Höhepunkt der historischen Entwicklung, die Ausbreitung des christlichen Geistes Maßstab oder Prüfstein der Zivilisation. — Wir gewahren hier gleichsam den positiven Gegenpol zu der Theorie de Greefs oder der sogenannten materialistischen Geschichtsauffassung, indem beide doch in derselben Sphäre, welche durch Entwicklungs-Theorie gegeben ist, sich bewegen. In solcher Sphäre werden dann wohl auch Denker, welche sich streng an Tatsachen halten und diese redlich zu deuten bemüht sind, übereinkommen, wenn nur keiner an überflüssigen Geistern und Personifikationen hängen bleibt. Dies ist aber, wie ich fürchte, bei unserem Autor der Fall, der vielleicht viel zu ernste und gründliche Mühe an die Ausarbeitung seiner Weltanschauung und Philosophie der Geschichte gewandt hat, um für abweichende Ansichten, welche dem moralischen Elemente eine weniger prominente Rolle zuerkennen können, irgendwie zugänglich zu sein. Und doch ist die Widerlegung dieser hochfliegenden spiritualistischen Irrtümer nicht schwer. Daß das Völkerrecht und nicht minder das Naturrecht im Verkehr der Individuen, welches richtigerweise als Korrelat des Völkerrechtes dargestellt wird, mindestens ebensosehr auf wohlverstandenen Interessen als auf moralischen Empfindungen beruht, und daß man zufrieden sein muß, wenn etwas moralischen Wert hat, ob es gleich nicht moralisch motiviert sein mag, bleibt klar und gewiß, wenn es auch von dem

nicht erkannt wird, in dessen Ideen es sich nicht einfügen will. Das Buch ist sonst einsichtig und feinsinnig genug und wird den Vielen besonders gefallen, die nach einer Versöhnung ihrer Wissenschaft und ihrer Religion lechzen, und nicht allzu vorsichtig die Mischung prüfen, welche ihnen geboten wird. Über die Unzulänglichkeit der Wissenschaft kann nur derjenige immer von neuem sich verwundern, der eine heimliche Erwartung übermenschlicher Offenbarungen nicht überwunden hat. Die Versuche zu beweisen, daß ein überlieferter Glaube, dessen Voraussetzungen nicht mehr vorhanden sind, alle Wissenschaft vertragen könne, und in besonderer Wissenschaft seine Unterstützung finde, verraten mehr guten Willen, sich selbst und andere mit einem weichen Troste zuzudecken als die Zusammenhänge der Dinge aufzudecken. Dem Volke aber wird nichts damit geholfen; wenn weise und gute Lehren seine Übel heilen könnten, so wäre es schon seit geraumer Zeit deren ledig geworden. Die christliche Lehre sollte getrost bekennen, daß sie einer durch und durch widerchristlichen Entwicklung gegenüber ohnmächtig gewesen ist, ja oft genug gezwungen wurde und auch geneigt war, jene zu preisen und zu befördern. Das Christentum bleibt gewiß eine sehr merkwürdige, in seinen echten Ausdrücken schöne und erhabene Erscheinung. Aber wenn wir freier werden und stärker, so werden wir eine noch philosophischere und richtigere Gottesverehrung ausbilden oder gar keine. Die Gestaltung des Lebens ist wichtiger als die Gestaltung der Lehre und geht ihr voran. Wenn wir eines guten und reinen Zusammenlebens fähig sind, so wird es an einem »Bekenntnisse« nicht mangeln: wir werden uns zur Wahrheit und Liebe bekennen. Wenn die größten Wirkungen auch der christlichen Religion, zum Guten und Bösen, auf ihren dunklen und abergläubischen Elementen beruhen, durch welche sie als eine lebendige Poesie und andere Kunst das Leben erfüllte, so wird an der Aufgabe zu arbeiten sein, Poesie und Kunst und eine Anschauung der weltlichen Geheimnisse, unter Ausscheidung, so sehr als möglich, aller gefährlichen und schädlichen Tendenzen, auch mit neuer Lebensart und Denkungsart zu vermählen. Die Gemeinde oder Stadt ist das wahrhafte Kunstwerk: so dachte und sagte Platon; von welchem vieles zu lernen ist, was der Nazarener keineswegs gewußt und gelehrt hat.

III.

Das dritte Opus in dieser Reihe[1] muß fast als ein Kuriosum, immerhin als ein ziemlich interessantes, betrachtet werden. Ein Schriftsteller

[1] *Humanitism. The scientific solution of the social problem. By W. A. Macdonald. London, Trübner & Co. 1890. XXII* u. *350 pp.*

tritt auf mit sonderbaren Ansichten über das soziale Leben, über Vergangenheit und Zukunft; aber durchweg wohl unterrichtet, beredt und fesselnd. Seine Originalität wollen wir nicht rühmen. Originalität wird am meisten auf Maskenbällen bewundert. Und zuweilen gerät man in Zweifel, ob der Verf. im Ernste redet. Und doch ist sein Ernst ihm heilig, womit er den radikalen Vegetarianismus predigt, den größten Teil des Jahres auch in unserem Klima unbekleidet zu gehen empfiehlt, die Scham für eine unnatürliche Empfindung und den Koch für den Feind des Menschengeschlechtes erklärt. (Eben darin besteht der echte oder wissenschaftliche Vegetarianismus, daß nur rohe Frucht genossen werden soll). Wer dies Wahnsinn nennt, wird doch Methode darin anerkennen, und in einem guten Exempel dargestellt finden, wohin die Nöte unseres Zeitalters einen redlich denkenden, begabten Mann, der in beiden Hemisphären mit offenen Sinnen gelebt hat, führen und verführen können. Gleich Ferguson will er des Menschen moralische Bestimmung festsetzen; aber so günstig wie jener im ganzen, so ungünstig beurteilt dieser den Lauf der Dinge. Die ganze Basis unserer sozialen Kräfte muß verändert werden. Die bestehenden und alle bisher vorgeschlagenen Modifikationen führen zur Vertilgung unserer Rasse, vorausgesetzt, daß die Zivilisation sich überallhin ausbreite. Den Fehler sieht er in den »abstrakten Theorien«, als welche er Philosophie, Religion, politische Ökonomie, die Populationslehren, die Theorien von Rechten und Titeln, die ökonomische Agrikultur, die Staatstheorien und die bestehenden Wertmaße in erbarmungsloser Weise, oft mit Witz und schlagenden Bemerkungen, kritisiert. Man wird zuweilen an Fourier und die besten Geißler des modernen Lebens, der großkapitalistischen Produktionsweise, erinnert. So wenn er von der wilden Abstraktion und Absurdität redet, daß Knappheit als die Quelle des Reichtums betrachtet wird (Zuviel-Produktion bei Massen-Armut), von der Expansion des Handels, als Zerstörung der Agrikultur, von der systematischen Beraubung der Nachwelt, von dem unausweichlichen Schicksal des Ökonomismus, durch seine eigene innere Verrottung zusammenzubrechen, und die Forderung erhebt, daß die Wissenschaft die Fesseln des Ökonomismus abstreife, wie sie die der Religion von sich getan habe. Am schlimmsten erscheint ihm der Ökonomismus im Ackerbau, und hier ist die Erörterung vielleicht am meisten exakt, Verf. hat sich darin auch als Fachschriftsteller bekannt gemacht und versucht, die Düng-Theorie, d. h. die Viehzucht zum Behufe der Düngung, *ad absurdum* zu führen. Nicht Chemie, sondern Biologie soll die Basis der Agrikultur und Diätetik sein. Wir können seinen leidenschaftlichen Ausführungen nicht folgen und wollen nur noch in Kürze den zweiten Teil des Buches anzeigen, welcher

»das Heilmittel« enthält und in Darstellung des wissenschaftlichen Staates sowie einer neuen Religion seinen Gipfel erreicht. Die wissenschaftliche Gottheit, d. h. das Symbol der Einheit, Ordnung und Harmonie, ist Mellos, der Geist der Zukunft, welcher uns inspirieren und erlösen soll; in ihm verehren wir unsere Nachkommenschaft und leben für sie. Der am meisten moralische Mensch ist, wer den besten Gebrauch von der größten Fläche Landes macht, aber von der kleinsten zu seinem eigenen Unterhalte zieht. Im neuen Staate wird es auch Fleischesser geben, aber sie werden als minder moralisch geachtet werden. Der Staat soll wesentlich eine Körperschaft von Examinatoren werden, um die am meisten moralischen Menschen in die ehrenvollsten und verantwortlichsten Stellungen einzusetzen. Jedem Individuo wird ein Konto eröffnet, auf dem ihm seine Leistungen, in Chronops gemessen, kreditiert werden. Ein Chronop ist die durchschnittliche Zeit und Energie, die für ein gegebenes Stück Arbeit aufzuwenden ist. Das Ergebnis ist, daß die Leute nach Moralität anstatt nach Geld ringen müssen, und daß die unmoralischesten, anstatt wie jetzt die moralischesten, ausgerottet werden. Daß Eigentum an Produktionsmitteln aufhört, der Unterschied von Stadt und Land, versteht sich von selbst. Hierin Übereinstimmung mit den Sozialisten, deren System sonst nur als ein Notbehelf Rücksicht findet. — Diese und viele andere verwegene Ideen sind mit scharfsinnigster Konsequenz durchgeführt. Der Liebhaber von Utopien wird seine Rechnung finden. Das Buch ist viel bedeutender als etwa die Konstruktion in Bellamys allgelesenem *Looking Backward* (»ein Rückblick aus dem Jahre 2000«).

Vierter Artikel.

Gabriel Tarde, ein Autor, der die Feinheiten des französischen Geistes aufs glücklichste in sich vereinigt, ist früher in diesen Heften wegen seiner Erörterung kriminalistischer Probleme gerühmt worden (dem damals erwähnten Büchlein ist bald ein größeres Buch, »*La philosophie pénale*«, gefolgt). Wir begegnen ihm heute auf einem weiteren Felde[1]. Er hat sich ein bedeutendes, und vielleicht darum vernachlässigtes Thema erwählt. Mit dem Begriffe der Nachahmung ist die ältere Philosophie der Geschichte nicht selten umgegangen: durch die rationalistische Tendenz das Menschliche aus Untermenschlichem abzuleiten, war er nahegelegt; denn als zur Nachahmung begabt müssen jene Gestalten, die auch vor der Entwicklungslehre als unsere nächsten

[1] *Les lois de l'imitation. Etude sociologique par G. Tarde. Paris, Felix Alcan 1890.*

Verwandten im Tierreiche gegolten haben, sogar Kindern auffallen; und Kinder sind selber »kleine Affen«. — Tarde will nun Nachahmung zum wesentlichen Erklärungsprinzip des sozialen Lebens erheben. Drei Formen gebe es der allgemeinen Wiederholung, die eben deshalb den Hauptzweigen der Wissenschaft zugrunde liegen oder liegen sollten: die Wellenbewegung der Physik, die Zeugung der Biologie, die Nachahmung der Sozialwissenschaft. Alle drei sind untereinander verknüpft, gehen ineinander über. Es gibt wenige, vielleicht keine sozialen Ähnlichkeiten, die nicht Nachahmung als Ursache nachweisen lassen. Sie ist — der Verf. weiß, wie kühn dieser von Taine angeregte Gedanke aussieht — eine Art von Hypnose; der gesellige Zustand beruht auf einer zuerst einseitigen, später mehr und mehr wechselseitigen Suggestion, und ist dem Traume zu vergleichen, woraus nur der Entdecker, Erfinder, der Neuerer sich wachend erhebt. Denn die Erfindung (mit einem umfassenden Ausdrucke) ist das allgemeine Gegenstück der Nachahmung, alle Erfindungen gehen auf einige Mutter-Erfindungen zurück, die mutmaßlich in den langen Zeiträumen der Vorgeschichte über das ganze Menschengeschlecht sich ausgebreitet haben. Dazu gehören auch die großen leitenden Ideen, zu deren Vollstreckern Gesetzgeber und Heerführer, Religionsstifter und Könige sich machen, deren Herrschaft wesentlich beruht auf dem Zauber, den sie ausüben, auf dem Prestige, das sie besitzen. Ursprünglicher Gehorsam und ursprüngliche Gläubigkeit sind ganz wie der Gehorsam und die Gläubigkeit des Somnambulen, bedingt durch eine sonderbare Mischung von Anästhesie und Hyperästhetie der Sinne. Nicht Furcht, sondern Bewunderung ist entscheidend. Daher werden auch Sieger so oft die Nachäffer der Besiegten. Der anfängliche psychische Zustand dem Neuen, Fremden, Bedeutenden gegenüber ist allerdings der Furcht verwandt: wir nennen ihn Befangenheit (*timidité*), woraus der Respekt oder die Ehrfurcht hervorgeht, von ungeheurer Bedeutung im sozialen Leben. Wie bei den Somnambulen, so ist auch im sozialen Leben Gewohnheit und Gedächtnis des Individuums von größter Wirkung: sie sind die Formen der Selbstnachahmung. — Was ist Geschichte? (Kap. 4.) — Die Vertreter der gegenwärtig einflußreichsten Studien auf diesem Gebiete, nämlich der Archäologe und der Statistiker, sind genötigt, diese Frage in einem Sinne zu beantworten, der mit unserem Thema übereinkommt. Zum Ausgraber alter Werkzeuge und Kunstwerke gesellen sich der Sprachforscher und der Mythenforscher, um überall darzutun, daß Erfindung verschwindend gering, Nachahmung unendlich ist. Der Statistiker mißt Ideen und Bedürfnisse: wie sie wachsen und gehemmt werden, sich kreuzen, einander fördern und be-

kämpfen, das sollen seine Kurven illustrieren. Die allgemeine Tendenz ist unendliche Ausbreitung, in geometrischer Progression. Quetelets Irrtum, der eine soziale Physik begründen wollte, indem er überall einförmige Wiederholung derselben Tatsachen und Verhältnisse, bildlich gesprochen, nichts als horizontale Linien, zu erkennen glaubte, würde Wahrheit sein in einer stationären Zivilisation, wo ein Zustand des Gleichgewichts zwischen allen sich widersprechenden Tendenzen gegeben wäre. Langsamer Fortschritt im Anfange (durch den Widerstand eingewurzelter Gewohnheiten und Meinungen), rascher und gleichsinnig beschleunigter in der Mitte (Epoche des Sieges), endlich zunehmende Verlangsamung dieses Fortschrittes bis zum Stillstande (das Aufkommen neuer Feinde: gegen ein Bedürfnis größtenteils die von ihm selber direkt oder indirekt hervorgerufenen Gewohnheiten, gegen einen Glauben die aus ihm entwickelten Häresien oder Wissenschaften), dies sind die drei Lebensalter jener ganz eigentlichen sozialen Entitäten, der Entdeckungen oder Erfindungen. Die soziologische Statistik selber ist eine Erfindung, die noch in der ersten Jugend schwebt; man darf ihr eine glänzende Zukunft weissagen. Ihre graphischen Kurven sind den Linien zu vergleichen, welche bewegte Gegenstände auf unsere Retina zeichnen, ihre »Ämter« können dem Auge oder dem Ohre vergleichbar werden und möchten dann der Zeitungen, die mehr und mehr auf Mitteilung von Tatsachen sich einschränken müssen, als ihrer Hilfsorgane sich bedienen; sie werden endlich auch die Voraussage von Ereignissen und Entwicklungen sich zutrauen dürfen. — Was also ist der eigentliche Gegenstand der Geschichte? Das Schicksal der Nachahmungen. — Nach diesen Beschreibungen des Gebietes sollen die Gesetze der Nachahmung dargelegt werden. Es gibt physische und soziale Ursachen, welche das Überleben und Durchdringen einiger »Erfindungen« gegenüber den meisten, die in Vergessenheit bleiben, bestimmen. Von den physischen soll hier abgesehen werden; die sozialen sind logische oder nicht logische: 1. logische (Kap. 5). Die Substanz der Institutionen besteht in der Summe von Glauben und Zuversicht, die in ihnen konkret wird, die bewegende Kraft des Fortschritts, in der Summe von solidarischen Wünschen, denen sie Ausdruck gibt. Und dieser Fortschritt wirkt auf zweifache Art: durch Ersatz und durch Häufung. Es gibt ein Bedürfnis der sozialen Logik, das sich darin äußert, und zwar: A. kritisch: in logischen Zweikämpfen; sie finden statt im Gebiete der Sprache, der Gesetzgebung, des Gerichtsverfahrens, der Politik, der Industrie, der Kunst. Zweikämpfe: denn es handelt sich immer um ein für oder wider, um Angriff und Verteidigung. Die angreifende und verdrängen wollende Idee oder These muß aber

immer etwas Positives enthalten, was von der angegriffenen ebenso verneint wird, wie sie diese verneint, so daß jedes solche Duell in Wahrheit ein doppeltes ist. Fast immer tritt ein Augenblick ein, wo die Rollen vertauscht werden. »Es gibt eine Epoche, wo eine Philosophie, eine entstehende Sekte, religiöser oder politischer Art, ihre hinreißende Kraft ganz und gar der Stütze verdanken, welche die Bestreiter der herrschenden Theorie, des Dogmas, oder die Ankläger der Regierung in ihr finden; und später, wenn diese Philosophie oder diese Sekte groß geworden ist, so bemerkt man eines Tages, daß die ganze Kraft der nationalen Kirche, der offiziellen Philosophie oder der herkömmlichen Regierung, die noch Widerstand leisten, darin beruht, daß sie allen Einwänden, Zweifeln, Ärgernissen Zuflucht gewähren, die durch Ideen oder Ansprüche der Neuerer, nachdem diese durch sich selber verführerisch geworden sind, erregt werden. Dreifach ist die gewöhnliche Entscheidung: a) durch natürliches Wachstum der Fortschritte des einen Kämpfers, b) durch einen Eingriff von außen, ein Machtgebot od. dgl., c) der wichtigste Fall, daß die Gegner sich versöhnen oder daß der eine freiwillig weicht auf die Intervention einer n e u e n Entdeckung oder Erfindung. Diese ist, im industriellen Gebiete, oft der Lösung des Knotens in einem Lustspiele, in anderen, z. B. im militärischen, derjenigen eines Trauerspieles vergleichbar. Die Geschichte ist ein Gewebe von schrecklichen Tragödien und nicht eben heiteren Komödien. — Die soziale Logik äußert sich aber B. schöpferisch. Ja, die Fortschritte durch Anhäufung und Steigerung sind eigentlich die ursprünglichen. Es gibt eine Anhäufung, die den Kämpfen vorausgeht, und es gibt eine, die ihnen folgt: beide dürfen nicht verwechselt werden. Dort besteht das hauptsächliche Band verträglicher Elemente darin, daß sie einander n i c h t w i d e r s p r e c h e n; hier aber müssen sie, in der Regel, einander auch bestätigen, fördern, stärken. Dort ist die Vermehrung ihrer Natur nach unbegrenzt, hier findet sie ihre Schranken in sich selber. In der Religion wie in der Sprache, nicht minder im Rechte, in der Politik, in der Wissenschaft, in der Industrie, gibt es ein Vokabularium und eine Grammatik (der Mythus — das Dogma; die Gesetzgebung — die Jurisprudenz usw.). Jenes pflegt sich eher zu vermehren, als diese sich vervollkommnet. So scheint heutigentages die Industrie, insonderheit als Schaffung ungeheurer Werkzeuge und Werkstätten, um ihrer selbst willen da zu sein, wie die Wissenschaft, anstatt die Zwecke des Lebens zu veredeln und zu fördern, wie denn auch die K u n s t so kläglich dagegen abfällt. Fast immer wird die hergestellte Harmonie feindlicher Meinungen und Interessen einen Antagonismus von neuer Art hervorrufen. Die Gegensätze werden zentralisiert und amassiert — wie in der militä-

rischen Entwicklung am sichtbarsten. — Neben den logischen Gesetzen der Nachahmung sind 2. die außer-logischen Einflüsse zu betrachten (Kap. 6). Die Herrschaft der Etikette wird strenger, ihre Befolgung genauer und peinlicher im Laufe der Entwicklung; sie wird aber zugleich weniger bewußt, wird mechanischer, der Wille nachzuahmen, selber pflanzt sich durch Nachahmung fort. Was aber ihr Objekt angeht, so gelten unter Voraussetzung gleichen logischen Wertes folgende Regeln: I. Ihr Weg geht von innen nach außen: Gehorsam und Gläubigkeit liegen zugrunde. Ideen werden früher adoptiert als ihre Ausdrücke, Zwecke vor den Mitteln. Aber die Äußerlichkeiten überleben ihren Inhalt, und treten dann mehr und mehr in abgeschwächter Gestalt auf, wie rudimentäre Organe. — II. Der Höhere wird vom Niederen nachgeahmt — nicht ausschließlich; das Gesetz ist dem der Wärmeausstrahlung zu vergleichen. Die Ausgleichung erfolgt durch das überwiegende Kopieren der Großen durch die Kleinen; der Akzent des Hofes, später der Hauptstadt, breitet überall hin sich aus. Verbesserungen aller Art führt die Aristokratie zuerst bei sich ein, nimmt vom Auslande am leichtesten etwas an. Den geistlichen Vorbildern wohnt in dieser Hinsicht eine besondere Bedeutung bei, zumal für die bildenden Künste. Überall aber gilt, daß die Wirkung des Beispieles um so größer, je geringer der soziale Abstand ist. In demokratischen Epochen treten an Stelle der höheren Stände die großen Städte. Paris übt eine magnetische Kraft auf die Provinz, bewundert und beneidet herrscht es über Frankreich, wie ein orientalischer Despot auf seinem Throne. Ähnlich wirken die Majoritäten. Entscheidend ist aber die Art der Überlegenheit, welche als nützlich begriffen wird, die angepaßten Eigenschaften werden bewundert und kopiert. Jede Zivilisation schafft sich zuletzt einen eigenen Rassen-Typus; die unsere z. B. ist im besten Zuge, den Amerikaner des kommenden Tages aus sich hervorzubilden. Die sozialen Gipfel (Klassen, Nationen, Städte) sind zugleich die Orte, in deren Innerem wechselseitige Nachahmung am stärksten ist. So haben nicht bloß die Krankheiten, sondern die Manieren, Laster und alle hervortretenden Merkmale unserer Kapitalen einen epidemischen und kontagiösen Charakter. — In jeder Hinsicht wichtig ist aber der Gegensatz des Exempels als eines alten und als eines neuen, der Sitte und der Mode (Kap. 7). Selbst in umwälzenden Zeiten bleibt jene bei weitem überwiegend, mehr und mehr aber setzt sich in der Denkungsart sogenannte freie Überzeugung und freie Wahl an Stelle von Autoritätsglauben und Gehorsam: Neues wird dem Alten, Fremdes dem Heimischen vorgezogen. Dieser Prozeß ist aber nicht definitiv, sondern zuletzt tritt wieder Sitte in erhöhte

Geltung. Anfänglich abhängig von der Generation, befreit sie sich von ihr, als Mode, und wird endlich als neue Sitte das herrschende Prinzip, indem, wie schon früher bedeutet, die Zivilisation selber eine ihr angemessene überlegene Rasse ins Leben ruft. — Dieser allgemeine Gang der Entwicklung läßt sich auch in die einzelnen Gebiete verfolgen, nämlich 1. in die Sprachen, 2. in die Religionen, 3. in die Regierungen, 4. in das Recht, 5. in die Volkswirtschaft, 6. in die moralischen Ideen und die Künste.

1. Zu Anfang hat jede Familie ihre eigene Sprache. Sie pflanzt sich gleichsam von unten nach oben fort (wenn jede Generation als eine höhere Schicht betrachtet wird). Nachher aber bildet sich eine allgemeine, eine nationale Sprache — sie pflanzt sich gleichsam in der Ebene fort — durch Mitteilung zwischen gleichzeitig Lebenden. Endlich entspringt aus dieser großen Sprache eine Art von großer Familie, ein Volk, das wesentlich durch diesen Besitz seine Einheit hat. 2. Ähnliche Entwicklung der Religion. Jede geht vom exklusiven zum proselytischen Prinzip über. Zuerst Ahnenkult: der erste Kult eines fremden Wesens ist der des wilden Tieres, woran der des gezähmten sich anschließt. Der Gebrauch des Opfers bezeichnet den Versuch einer Art von Domestikation der Gottheit schlechthin. In ihrem Fortschritte folgen die Religionen der Tendenz sich zu spiritualisieren, zu humanisieren, und dies ist Bedingung ihrer Expansion. Auch die am meisten propagatorischen aber sammeln und beschränken sich zuletzt in einem Gebiete, das durch eine Nation oder durch Nationen bezeichnet ist. 3. Durch dieselben drei Phasen geht der Staat hindurch, nur ist hier noch deutlicher, wie seine Einheit zuletzt die Einheit eines Volkes bestimmt: die Umkehrung des ursprünglichen Verhältnisses. Zwei Parteien gibt es überall: die erhaltende oder die Vertreterin der Sitte, der einheimischen Institutionen und die der Neuerer, oder die Vertreterin der Mode, der fremden und neuen Ideen. Diese trägt überall den Sieg davon, bis ein neuer konservativer Geist sich bildet und festsetzt, wie in unserer Zeit durch die immer entschiedenere Stabilisierung großer zentralisierter Staaten. Die Antithese Tocquevilles (Aristokratie — Demokratie) und die Antithese Spencers (Militarismus — Industrialismus) lassen ihre Wahrheit in dieser Formel vereinigen. 4. Gewohnheitsrecht — Gesetzesrecht; stabiles — uniformes; auch diese Gegensätze, die sich ausschließen, müssen zuletzt verschmolzen werden, gleich dem entsprechenden des Grundeigentums und des mobilen Kapitals. 5. Auch in den Entwicklungen der Industrie zeigt sich die Herrschaft der Mode verbunden mit Herrschaft der Vernunft, des Individualismus, des Naturalismus. Scheidung von Produktion und

Konsumtion ist die Voraussetzung. Bedürfnisse des Genusses verbreiten sich mit größerer Geschwindigkeit als Bedürfnisse und Fähigkeiten der Arbeit. Freier Handel, freie Konkurrenz bereiten die Monopolisierung auf einer ungeheuren Stufenleiter vor. 6. Auch Kunst und Moral gehören eigentlich der Sitte an und werden allmählich durch Gebilde der Mode verdrängt, welche mehr flüchtigen und äußerlichen Interessen dienen. Der Gedanke an die Nachwelt muß aber immer wieder auferstehen und den Gedanken an die Mitwelt überwältigen; Sittlichkeit und Kunst werden in den tiefen Quellen des Glaubens und der Liebe das Bad der Verjüngung empfangen. —

Der hier gegebene Auszug möge den Eindruck machen, daß ein originelles, ein reifes Werk, das mit allen Theoremen des sozialen Lebens und der Geschichte innige Berührungen hat, ihm zugrunde liegt. Es enthält eine wirkliche Bereicherung unserer Literatur; ich selber bekenne, daß ich dem ungeheuren Bereiche der Nachahmung bisher keine hinlängliche Aufmerksamkeit zugewandt hatte, und viele neue Gesichtspunkte aus dem Buche gewonnen habe. Worin diese bestehen, würde freilich mehr noch Anführung vieler einzelner Stellen, als dies mitgeteilte Schema des Gedankenganges offenbaren. In bezug auf dieses muß ich mehr bei kritischen als bei zustimmenden Betrachtungen verweilen.

Verf. hat seine Konsequenz nicht durchzuführen vermocht. Während er durchaus bemüht ist, die Imitation als das einzige Pinzip, ja als die Essenz der Kultur (»*société*«) schlechthin darzustellen, kann er doch einen gegensätzlichen Begriff, den der Invention, nicht vermeiden, und muß am Ende sogar (S. 421) von den beiden »kapitalen Kräften« reden, woraus das Verständnis der gesamten Geschichte gewonnen werde, wenn er auch die eine nur als intermittierend, im ganzen selten, vorzugsweise in gewissen entfernten Epochen eruptiv wirkend gelten läßt, hingegen die andere als stetige und ununterbrochen wirksame in den Vordergrund stellt. Und doch weiß er so gut als wir, daß ein gegenwärtiges Zeitalter massenhafter und vieler umwälzender Erfindungen auf allen Seiten uns umgibt.

In Wahrheit ist Nachahmung, wenn darunter mehreres Verwandte mitbegriffen wird — und dies tut der Verf. überall — eine Tatsache, durch welche das Allgemeine und Gleiche in menschlicher Kultur teils sich betätigt und erhält, teils gesucht und erstrebt wird. Diese ihre beiden Erscheinungen sind, in unserem Buche, als Imitation der Sitte und Imitation der Mode wohl unterschieden worden. Der gesamten Tatsache steht aber eine andere von gleicher Macht gegenüber: das ist die Ausbildung und Erarbeitung des Besonderen und

Differenten, wie auch seine Behauptung und Erhaltung gegen die späteren Tendenzen einer bewußten Nivellierung. Es gibt eine Evolution, die vom Allgemeinen zum Besonderen fortschreitet, und es gibt eine Involution, die vom Besonderen in ein neues und anders geartetes Allgemeine zurückkehrt. Die Entwicklung des Besonderen ist teils biologisch bedingt: denn neben der Vererbung hätte auch der Verf. sogleich deren Komplement, die Variabilität, betrachten sollen; teils spezifisch menschlich und sozial. Hier ist nun nicht bloß Erfindung des Prinzip des Fortschrittes (auch in dem erweiterten Sinne nicht, welchen T. diesem Begriffe verleiht, wobei er zuweilen »Entdeckungen« und »neue Ideen« zur Erläuterung hinzufügt); sondern jedem Nachmachen, jedem Folgen ein Vorangehen und Anfangen gegenüber, das Anfangen (*conatus*) sehr gewöhnlich als ein Wagnis sich darstellend, das den Widerstand der Furcht überwindet, sei es der Furcht vor leiblichen Übeln oder auch vor der Meinung Anderer. Das Anfangen mag selber oft auf Nachahmung beruhen; aber so ist auch Nachahmung wieder Vorbild und Antrieb für fernere Nachahmer. Der Leithammel macht den Sprung zuerst; aber der dritte Hammel nimmt schon nicht an ihm, sondern an dem zweiten sein (unmittelbares) Beispiel. Und menschliche Handlungen haben doch ein Mehr oder Weniger von Freiheit und Selbständigkeit an sich, die aus Denken entspringt, und erhalten durch die besondere Individualität ihres Subjektes eine originellere Färbung. Es gibt auch eine gedankenlose, eine sklavische Nachahmung, und wenn von Nachahmung schlechthin geredet wird, so denken wir, weil auch die höheren Tiere ihrer fähig sind, an solche am ehesten. Aber um eigentliche Erfindungen fortzupflanzen, reicht sie keineswegs aus; hier ist Einsicht und Verständnis erfordert, um den fremden Gedanken sich zu eigen zu machen; wie auch in aller Kunst das Ererbte und Gelehrte erworben werden muß, um es zu besitzen. Der Begriff der Nachahmung erhebt sich hier zu dem der Wiedererzeugung, es gibt eine schöpferische Nachahmung, die Nach-Bildung. Jene unfreie Nachahmung hat freilich ein weiteres Bereich; sie geschieht wie im Schlafe; und als in ihr sich ausdrückend, mag wohl der soziale Zustand einer Hypnose verglichen werden. — Sehr bedeutende Ursache ferner von Besonderungen und ein direkter Widerwillen gegen Nachahmung ist die Absicht, sich auszuzeichnen, abzustechen gegen die Gemeinheit, sei es um wiederum Vorbild zu werden, sei es nur als Tendenz zur »Vornehmheit«, aus welcher dann das »Distinguierte« geschätzt und erstrebt wird.

Ich vermisse, wie schon aus Gesagtem erhellen kann, eine genauere Analyse des Begriffs der Nachahmung, und strenge Definition seines Inhaltes. Gegen die Freiheit, unter dem Namen vieles zu bergen, was

der Sprachgebrauch davon unterscheidet, wende ich nichts ein. Aber um so mehr müssen dann die verschiedenen Gestalten eines allgemeinen Schemas auseinandergehalten werden. In genügender Weise ist dies nicht geschehen. Auf die Unterscheidung von »bewußter oder unbewußter, reflektierter oder spontaner, freiwilliger oder unfreiwilliger« Nachahmung legt der Verf. geringen Wert (p. 217) und meint, daß die bewußteren Formen nicht sowohl mit der Zivilisation sich vermehren, als vielmehr fortwährend ins Unbewußte zurücksinken. Ich behaupte, daß eine ganze Masse sehr wichtiger Tatsachen hiermit verkannt wird. Ich halte die Unterscheidung innerhalb der bewußten Tätigkeit für so tiefgehend, daß sie allerdings den Unterschied von bewußter und unbewußter, obgleich dieser bedeutend ist, verdunkelt. Denn ich erachte, gleich allen menschlichen Handlungen, auch Nachahmungen für wesentlich different, je nachdem sie 1. ihrer selbst wegen geschehen, als Zwecke oder doch auch als Zwecke gewollt werden und aber 2. ganz ausdrücklich nur als Mittel gedacht und zubereitet werden. Zwischen beiden in der Mitte, aber ihrer Natur nach in die erste Kategorie gehörend, stehen die nachahmenden Künste, und steht Nachahmung als Kunst schlechthin. Fast alle Kunst ist irgendwie Nachahmung, sei es der Natur, oder der Menschen, oder menschlicher Werke. Und hinwiederum: der größte Teil der Nachahmung, nämlich alle nicht rein instinktive oder gewohnheitsmäßige, ist Kunst und wird als Kunst erlernt; dies geht durch alle Gebiete, von der Sprache bis zur Moral. Wer der Kunst des Nachahmens im allgemeinen und in besonderen Anwendungen mächtig ist, kann einen höchst mannigfachen Gebrauch davon machen. Die schöne Kunst hat ihren Zweck in sich selber, oder kann doch nur Zwecken dienen, die mit ihr innerlich verwandt sind, wenn sie nicht entstellt werden soll. Aber die Nachahmung als solche dient allen menschlichen Zwecken, und insonderheit denen des sozialen Lebens, je mehr dieses sich entwickelt, daher je mehr es einen kommerziellen und gesellschaftlichen Charakter annimmt. Im Handel selbst und im marktgängigen Gewerbe, welche Rolle der Nachahmung! Ein sehr erheblicher Teil davon ist Verfälschung; es wird der Schein der Gleichheit, d. h. der gleichen Güte, erstrebt, bei wirklicher Verschiedenheit, d. h. geringerem Werte: die äußersten Grade dieser Tendenz sind verbrecherisch, als Münz-, Noten-, Wechselfälschung, und im allgemeinen Verkehr Urkundenfälschung überhaupt. Oder es wird nur auf Ähnlichkeit Anspruch gemacht, wie bei Herstellung von Simili-Diamanten, und der Käufer will mit der nachgeahmten Sache eine gleiche oder ähnliche Wirkung hervorrufen, wie von der echten auszugehen pflegt. Eine besondere Art dieser Nachahmung ist die Fälschung

der Wahrheit in Worten, d. h. die Lüge, als welche auch ihrerseits im Handel und marktgängigen Gewerbe ein unermeßliches Bereich der Verwertbarkeit besitzt. Weniger gilt dies von der — für viele Zwecke um so mehr nützlichen — Lüge des gesamten Betragens, die als Heuchelei berufen ist, und in einigen Sprachen einen Namen trägt, der sonst auch die Schauspielkunst bedeutet, und diese wiederum heißt als Mimik Kunst der Nachahmung schlechthin, der einfachsten und allgemeinsten Nachahmung, nämlich des Menschen durch den Menschen, welche als bewußt gewollte und vollends als willkürlich gewollte (wovon Heuchelei die deutlichste Art) allerdings einen ganz anderen Charakter trägt, als in ihrer naiven unschuldigen Gestalt, wovon vielleicht das rechte Bild wenn von zwei kleinen Kindern das jüngere dem älteren »alles nachmacht und nachspricht«, oder wenn ein liebendes Weib, »ohne es zu wollen«, ihre Schriftzüge denen des Gatten ähnlicher gestaltet. Tarde hat, wie mir scheint, von vornherein auf dieses Gebiet der Nachahmung des Menschen durch den Menschen seinen Begriff eingeschränkt, und sogar innerhalb dessen fast nur die Sphäre der »unbewußten«, d. h. nicht im Denken gewollten Nachahmung seiner Kritik unterzogen. Und selbst in dieser engeren Sphäre scheint mir seine These, daß wesentlich »Wünsche und Meinungen« nachgeahmt werden, daß mithin der Gang der Nachahmung regelmäßig ab *interioribus ad exteriora* gehe, nicht auf einer festen empirischen Basis gegründet zu sein. Der umgekehrte Gang ist nicht weniger häufig. Eine rein äußerliche Nachahmung, die in der Tat wie unter dem Drucke einer Suggestion oder eines hypnotischen Bannes geschehen kann, wird als wiederholte allmählich verinnerlicht, wird mit *opinio necessitatis* vollzogen, wird gewohnheitsmäßig, wird mit Lust und Liebe, mit Hoffnung und mit Glauben geleistet; so daß die eigentlichen Ideen erst in sekundärer Weise gestaltet oder umgestaltet werden, wenn überhaupt. Hierfür geben die Übungen der Religion ein reiches Beispiel, wie sie andererseits bekanntlich der Hypokrisie einen unerschöpflichen Stoff liefern. — Ich trage diese Bemerkungen nicht ohne Zaghaftigkeit vor. Denn einem so wohl erwägenden Autor wie Tarde gegenüber ist man trotz mehrmaligen Lesens in Gefahr, Einwände zu erheben, denen er geflissentlich vorgebeugt hat, oder doch ihn nicht so scharf zu verstehen, wie er sich selber verstanden und durchdacht hat. Nur mit dem Vorbehalte daher, daß mir sehr daran gelegen ist, ihm gerecht zu werden, will ich zum Schlusse noch eines von den vielen hier mit Scharfsinn erörterten Themen aufnehmen, das für mich ein besonders starkes Interesse darbietet, und nicht ohne Zusammenhang mit früheren Stücken dieser Abhandlung. Ich meine die große historische Antinomie

des sozialen Lebens, für welche Tarde den Darstellungen Tocquevilles und Herbert Spencers die seinige hinzufügt, und für die ich meine eigene Formel mit diesen allen in Wettbewerb zu stellen wage. Es handelt sich um den allgemeinen Prozeß, der die europäische Entwicklung der letzten etwa vier Jahrhunderte charakterisiert. Aristokratie — Demokratie, die alten politischen Begriffe, von Aristoteles abgeflossen, den neueren Historikern — man vergleiche z. B. auch Gervinus — am meisten naheliegend, unter diesen Gesichtspunkt hat Tocqueville seine methodischen und eindringlichen Beobachtungen über moderne Gesellschaft und Staat gezwungen. Daß er unzulänglich ist, lehrt die ökonomische Ansicht der Dinge. Mittelalterliche Städte, Produkte des »aristokratischen« Zeitalters, sind so wahre Demokratien, als es je gegeben hat. — Die leitende Idee der Spencerschen Geschichtsphilosophie habe ich in dieser Anwendung an früheren Stellen betrachtet. Ich kam zu dem Ergebnisse: die Entwicklung des Militarismus in seinen hervorragendsten Gestalten ist eine Begleiterscheinung des fortschreitenden Industrialismus[1]. — Nachahmung als Sitte — Nachahmung als Mode; dort innerer, hier äußerer Vorbilder — daraus versucht Tarde, der seinerseits die beiden »*éminents penseurs*« mit treffenden Bemerkungen kritisiert, diesen Komplex von Tatsachen zu deuten. Er bezieht sich hauptsächlich auf den Zusammenhang zwischen sozialem Nivellement und politischer Zentralisation und bestätigt die Ansicht Tocquevilles, daß diese durch jenes bedingt und gefördert werde, und daß die wahre Freiheit außerhalb beider liege. Die wahre Ursache aber für beide Phänomene — Wachstum der Gesellschaft und Wachstum des Staates, dürfen wir sagen — sei der Verfall des Geistes der Tradition und der hereditären Institutionen, und hingegen die Ausbreitung der Lust an Neuen und Fremden, die dadurch erzeugte Einförmigkeit der Ideen, des Geschmackes, der Gebräuche, der Bedürfnisse usw., welche nun die gleichen Individuen juristisch und politisch herstelle, und unter anderem auch die große Industrie, die maschinelle Produktion, ebensowohl wie den großen Krieg, die maschinelle Destruktion, zuerst möglich, dann notwendig mache (p. 337). Während aber es hier scheint, als wolle der Verf. jene »*habitude de prendre exemple autour de soi*« als eine *causa prima* hinstellen, so sucht seine fernere Ausführung diese an den Fortschritt des Verkehrs, daher der Verkehr fördernden Erfindungen, als das »*essentiel et vraiment causal*« anzuknüpfen — und dies mit Recht. Ich bemerke aber im allgemeinen: alles

[1] Diese Auffassung wird von T. geteilt (p. 335 not.). Natürlich — dürfte Sp. sagen — der Deutsche und der Franzose kennen es nicht besser.

was uns hier erzählt wird, möchte am einfachsten unter dem Gegensatze von Dorf und Stadt sich begreifen lassen. Die großen Epochen, deren Scheitelpunkt um das Jahr 1500 gefallen ist, dürfen so gegeneinander gestellt werden: Überwiegen der Dorfgemeinde — Überwiegen der Stadt. Das Bewegungsgesetz jenes Charakters ist: sich zu erhalten und sich zu vertiefen; dieses: sich zu vermehren und sich zu verbreiten. Im wesentlichen parallel damit, wenn auch mannigfach divergierend, geht aber der andere Gegensatz: der des Volkes und seiner Herren. Dort: das Volk seine herrschenden Stände aus sich erzeugend, sie in sich tragend. Hier: die herrschenden Klassen aus eigenen Mitteln lebend, des Volkes oder der Menge für ihre Zwecke sich bedienend. Beide Gegensätze vereinigen sich im dritten: überwiegender Naturalwirtschaft, überwiegenden Ackerbaues bei häuslicher und lokal konzentrierter Industrie, auf der einen — und überwiegender Geldwirtschaft, überwiegender Industrie, die kapitalistisch geleitet und auf den Weltmarkt gerichtet wird, wovon dann auch Ackerbau ergriffen wird, auf der anderen Seite. In diesen gesamten Bezügen ist die Entwicklung, von außen angesehen, einheitlich bestimmt: als Fortschritt der Bevölkerung, des Reichtums, des Verkehrs und der Teilung der Arbeit. Dessen Folge ist aber nicht schlechthin Verfall der Tradition, der Sitte, der Religion; sondern bis zu einer gewissen Grenze erhalten sich diese und bilden sich mannigfach aus, in und mit diesen Fortschritten; erst indem herrschende Klassen, Kapitalismus sich ablösen, das Band, welches sie an ihre Ursprünge erinnert, zerschneiden und fast nur noch zurückwirken auf das Volk und die überlieferten Institutionen, wozu dann der Staat, dieser andere Ausdruck der Gesellschaft, d. h. im wesentlichen der herrschenden Klassen, so mächtig mithilft; erst dann ist es um die ganze historische Kultur geschehen, die nun durch eine rationale, gesellschaftliche, staatliche mehr und mehr verdrängt, vernichtet, ersetzt wird. Es liegt also innerhalb dieser an sich einfachen und geradlinigen Entwicklung sowohl die Bejahung und Ausbildung, als auch die Verneinung und Auflösung der Elemente solcher historischen Kultur — und diese sind es, die Tocqueville zu einseitig nach ihrem aristokratischen Gepräge bestimmt hat. Für diesen natürlichen Gegensatz der Tendenzen muß daher eine Formel gefunden werden, die nicht minder den gleichnamigen Charakter der Gesamtbewegung ausdrückt. Das Schema für den Gegensatz ist schon im Verlaufe dieser Besprechung aufgestellt worden: Evolution — Involution; der Prozeß vom Allgemeinen zum Besonderen und der Regreß vom Besonderen zum Allgemeinen. Wie aber ist dieser Gegensatz, gesetzt, daß er wirklich wäre, möglich innerhalb jenes gleichnamigen

Fortschritts der Kultur, wie wir ihn ebenfalls bezeichnet haben? Wie kann geradlinige Bewegung zugleich eine Umkehr sein? Von Ablösung und Zurückwirkung ausgebildeter Besonderheiten wurde gesprochen; dies kann aber doch nur als bildlicher Ausdruck für die Sache selber gelten, ohne deren Wesen und Ursachen zu erklären. Erklärung kann nur in der Eigentümlichkeit des sozialen Lebens gesucht werden. Die Eigentümlichkeit des sozialen Lebens liegt in dem, was die Menschen miteinander gemein haben, in ihrer Verbindung, ihrem gemeinsamen Besitze. Dies ist ein sehr mannigfaches, aber wie auch immer es beschaffen sei, so ist es psychologisch bedingt; auch das materielle »Eigentum« ist eine rein psychologische Tatsache; und mithin kann alles »Idee« genannt werden, was die Menschen verbindet und was sie trennt; Idee aber ist Wille. Wenn nun sich dartun ließe, daß es von zweifacher Art gemeinsame Ideen oder gemeinsamen Willen gibt: die eine Art, welche abnimmt in der Entwicklung, zumal jenseits einer gewissen Grenze, die andere, welche zunimmt, zumal diesseits eben derselben Grenze — so würde unser Problem gelöst sein. Die eindeutige Bewegung des Fortschritts würde ganz und gar in materiellen oder objektiven Tatsachen sich darstellen; die sich widersprechende, sagen wir, polarische Bewegung nur in psychologischen oder subjektiven Tendenzen, die doch im innersten Grunde mit jenen identisch sein müssen, ausgedrückt und verstanden werden. Dem ist nun in Wahrheit so: die gemeinsamen Ideen ordnen zwei entgegengesetzten Typen sich unter. Bezeichnungen und Begriffe für diesen Gegensatz habe ich in meiner Schrift »Gemeinschaft und Gesellschaft« mehrere zu geben versucht[1]. Hier brauche ich nur zu wiederholen: die einfachste

[1] Mein französischer Rezensent (*Revue phil. XXVII, p. 416—422*), der sich dankenswerte Mühe um das genannte Buch gegeben hat, erhebt zuletzt die Frage: »*Est-il d'ailleurs vraisemblable que l'evolution d'un même être, la société, commence par être organique pour aboutir ensuite à un pur mécanisme? Il y a entre ces deux manières d'être une telle solution de continuité qu'on ne concoit pas comment elles pourraient faire partie d'un même développement.*« Auf diesen vernünftigen und der allgemeinen Auffassung des Problems entsprechenden Einwurf will ich hier in Kürze antworten. Ich spreche niemals von der Evolution eines solchen »Wesens«, weder als Gemeinschaft noch als Gesellschaft, sondern ich spreche nur von Entwicklung einer Kultur und etwa, als ihres Trägers, von Entwicklung eines Volkes, wo aber Volk als eine biologische und höchstens (durch Sprache usw.) zugleich als eine psychologische Einheit begriffen wird. Hingegen sind die sozialen Verbindungen allesamt erst durch psychologische Übereinstimmung gegeben, sie sind reflektiert. Ich werde nie behaupten (wie es von den Soziologen naiverweise immer geschieht, und folglich mein Kritiker von mir voraussetzt): »Eine Verbindung ist ein Organismus oder ist ein Mechanismus«, sondern: jene Gebilde einmütiger Willen, die sich selber als soziale Wesen u. dgl. darstellen, und erst infolgedessen für die Theorie existieren, sind in

Erscheinung des Kontrastes ist gegeben, wenn mit dem Bande der Liebe und gegenseitigen Verständnisses, wodurch ein Gemeinsames *indefinite* subsistiert, das Gemeinsame verglichen wird, welches in der reinen Tausch- oder Vertragshandlung zwischen Fremden, vielleicht zwischen

---

bezug auf diese Willen, und je nach deren eigener Beschaffenheit, so geartet, daß sie bald mehr einem organischen Erzeugnis oder einem quasi-organischen Kunstwerk, bald einem bloßen Aggregat oder zuhöchst einer komplizierten Maschinerie verglichen werden können; wofür ich gesagt habe, sie werden als solche gedacht. Hierbei versteht sich, daß die Gedanken des Theoretikers streng unterschieden werden müssen von den (unbewußten oder bewußten) Gedanken, wie sie in den Subjekten der Kultur selber lebendig sind. Wenn nun die Gesamtdenkungsart den (höchst allmählichen und höchst mannigfachen) Übergang vollzieht von einer zeugenden und gestaltenden zu einer rechnenden und zusammensetzenden, wenn insbesondere Beziehungen und Verhältnisse zwischen Fremden immer mehr die Beziehungen und Verhältnisse zwischen Freunden überwuchern, wenn folglich der rationale Kontrakt normaler und elementarer Ausdruck verbundener Willen wird, anstatt des geheimnisvollen Verständnisses, kraft dessen Menschen vor aller Überlegung, aber doch als vernünftige Wesen, die sich in eine bestimmte Lage, in einen Beruf, Rang, Stand (status) hineingeboren finden, wie von selbst einig und über ihre Rechte und Pflichten mit einander einverstanden sind — so wird auch erklärlich, wie so die sozialen »Entitäten«, die »organischen« Gebilde gemeinsamen Willens und Denkens, teils in »mechanische« sich verwandeln, teils durch solche verdrängt werden können. Einerseits ist es der natürlichen Bewegung zum Tode hin vergleichbar: jeder Organismus wird einer unorganischen Verbindung ähnlicher, indem er altert. Andererseits hat es seine Analogie darin, daß etwa Rind und Pferd, die vom Menschen zwar nicht gezeugt, aber doch gezüchtet werden, in kontinuierlichem Zusammenhange stehen mit Lokomotive und Dampfpflug, die an ihre Stelle treten. Wenn nun Herr Durkheim (l. c.) meint *»que la vie des grandes agglomérations sociales est tout aussi naturelle que celle des petits aggrégats, elle n'est ni moins organique ni moins interne«*, so kann ich dies mit Vergnügen zugeben: der Unterschied ist jedenfalls nicht eine einfache Funktion der relativen Größe von »Agglomerationen«. Auch hat er mich mißverstanden, wenn er sagt, daß (nach mir, in der Gesellschaft) *»tout ce qui y reste encore de vie vraiment collective, résulterait non d'une spontanéite interne, mais de l'impulsion tout extérieure de l'Etat«*. Dies ist sogar ein starkes Mißverständnis: das Dasein des Staates ist für mich nur eine Folge der spontanen Bewegung der Gesellschaft, allerdings um so mehr notwendig, je mehr diese antagonistisch wird; zunächst aber Ausdruck ihres Willens und ihre Entwicklung fördernd. Die Betrachtung des sozialen Lebens kann aber zunächst sich völlig unabhängig halten von diesen Begriffen; sie hat es nur mit Individuen zu tun, die sich vermehren, wohnen, arbeiten, kämpfen, handeln usw. Sie kann sich aber der Entdeckung nicht erwehren, daß außerdem noch solche »Dinge« als Familie, Gemeinde, Kirche, Gesellschaft, Staat usw. irgendwie vorhanden sind; in der Tat operieren ja alle Historiker und sozialwissenschaftlichen Denker gleichermaßen mit diesen Begriffen. Es sind aber diese Begriffe, was nur wenige ganz und gar gewürdigt haben, sehr sonderbare und seltene Pflanzen im Herbarium der Wissenschaft. Es gilt, sie unters Mikroskop zu nehmen, sie zu bestimmen und zu zergliedern.

Feinden, abgemacht wird. Und somit stelle ich die Formel, welche Tarde sucht, aufs neue dahin auf: von gemeinem Wesenwillen zu gemeinem Kürwillen. Gesellschaft und Staat sind die umfassenden und eminenten Ausdrücke allgemeiner verbundener Kürwillen. Ihr Wachstum bedeutet daher zugleich den Fortschritt der äußeren Kultur, und zugleich ihr inneres Verderben. — Mit einem Autor wie Tarde kann ich über diese Dinge reden, weil er dieselben Tatsachen im Auge hat, und sein Auge bewaffnet hat für die Erkenntnis dieser Tatsachen. Er hat aber Unrecht, indem er alle gemeinsamen Ideen usw. geradeswegs auf Nachahmung zurückführen will. Bemerken wir noch folgende Stelle, worin Tocqueville laudiert wird (»*Il dit très bien*«, p. 339, *not.*): *Il n' y a pas de société qui puisse prospérer sans croyances semblables, ou plutôt il n'y en a point qui subsistent ainsi; car, sans idées communes, il n'y a pas d'action commune, et sans action commune, il existe encore des hommes, mais non de corps social*«, und Tarde fügt diesen Sätzen Tocquevilles hinzu: »*Cela signifie, au fond, que le vrai rapport social consiste à s'imiter, puisque la similitude des idées, j'entends des idées dont la société a besoin, est toujours acquise, jamais innée*« und nach einer weiteren Ausführung den Satz, der sein ganzes System enthält: »*L'imitation est donc l'action proprement sociale d'où tout découle.*« Ich erwidere darauf im alten Stile: *Nego minorem* (den Begründungssatz: *puisque* . . .). Der gemeinsame Wille, der in Sitte und Religion verborgen ist, beruht auf der Gleichheit oder hinlänglichen Ähnlichkeit der Bedingungen seiner Entstehung und Ausbildung im einzelnen Subjekte; diese sind sehr mannigfache, teils physiologisch-psychologischer, teils sozialer Beschaffenheit, und drücken wie in anderen Erscheinungen, so auch in der Leichtigkeit und Neigung des Nachahmens und Erlernens selber auf das lebhafteste sich aus. Unter den sozialen Bedingungen ist aber keine bedeutender als die objektivierte Gestalt des vorhandenen, beharrenden, gemeinsamen Willens oder Geistes, der das Individuum wie ein Lebenselement umgibt und durch Sinne wie Verstand in unzähligen Eindrücken sich ihm mitteilt. Sonderbar ist es ja, daß unser Verf. die Aufnahme mitgeteilten Willens (*obéissance*) und die Aufnahme mitgeteilten Glaubens (*crédulité*) nicht allein unter den Begriff der Nachahmung subsumiert, sondern als deren grundwesentliche Arten verstehen will. Strenger wäre es zu unterscheiden: Aufnahme und Reproduktion; die Aufnahme kann, wo sie nicht einmal eine bewußte ist, also ohne alle eigentliche Tätigkeit des Subjektes vollzogen wird, nicht ohne Mißhandlung der Sprache Nachahmung genannt werden; sie ist nicht Nachahmung, aber Nach-

ahmung folgt aus ihr. Jene »Ähnlichkeit der Ideen« ist zwar erworben, aber nicht so erworben, daß die Erwerbung Nachahmung heißen könnte. Erworben werden auch die ähnlichen Vorstellungen von Gegenständen durch Kinder, welche im selbigen Hause, am selbigen Orte erwachsen; hierzu gehören nur die eigenen gleichartigen Organe und die gleichen Gegenstände; Nachahmung tritt bei der Benennung ins Spiel, aber nicht bei der Vorstellung. — Andererseits aber gibt es gleichen und gemeinsamen Willen, welcher bei einem jeden unmittelbar aus dem Verständnisse seines eigenen Nutzens und Interesses, also aus sehr bewußten Denkakten ausfließt, und wiederum ohne daß Nachahmung dafür wesentlich ist. Wer zu großem Reichtum gelangt, wird — in der Regel — bald zur plutokratischen Partei gehören, und dazu des Vorbildes seiner werten Genossen kaum bedürfen. Und von dieser Art ist aller gesellschaftliche Wille, dessen besondere Natur auch Tocqueville nicht erkannt hatte. — *In summa* müssen wir sagen, daß der geehrte Verf. der *Lois de l'imitation* von seinem guten Gedanken sich zu weit verführen ließ, daß er ihn einzuschränken nicht genug beflissen war. So begeht er auch im einzelnen den Fehler, manche Erscheinungen aus Nachahmung zu deuten, die unter das Gesetz fallen, daß unter ähnlichen Bedingungen Ähnliche ähnliches tun. Tarde und ich, und vermutlich mehrere andere, haben durch Beobachtung des gegenwärtigen Lebens in viele ähnliche Gedankengänge sich vertieft; wir beide durchaus unabhängig voneinander, und ohne daß gegenseitige Nachahmung in Frage käme.

2. Jahresbericht über Erscheinungen der Soziologie aus den Jahren 1893—1894, nebst Vorbericht.

Spencer, Herbert, *System der synthetischen Philosophie.* IX. Band. Erste Abteilung. Die Prinzipien der Soziologie von H. Sp. Autorisierte deutsche Ausgabe von Dr. B. Vetter, a.-o. Prof. am Polytechnikum in Dresden. IV. Band. I. Abteilung, VI. Kirchliche Einrichtungen. Stuttgart 1891.

Wir holen ein Versäumnis nach, und erweisen zugleich einem Meister die gebührenden Ehren, indem wir die Anzeige dieses Bandes, obgleich er einige Jahre früher erschienen ist, an die Spitze unseres Berichtes stellen. Der Übersetzer, der sich um das große Werk so verdient gemacht hat, ist inzwischen mit Tode abgegangen; die Soziologie wird ihn in gutem Andenken halten. Spencers Theorie von Religion und Kirche ist ihren Elementen nach aus den früheren Bänden bekannt. Versöhnung von Geistern ist der Urkeim; die Idee von Geistern entspringt aus

Träumen und Visionen, eine andere Welt als ihr Wohnort wird nach dem Bilde der wirklichen Welt gedacht, aus der Ernährung und Preisung von Toten entstehen die Formen des Kultus; die Vorstellung von Geistern wird mehr und mehr der materiellen Elemente entkleidet, die höheren Geister werden allmählich von den gewöhnlichen differenziert. Aus mehr feindseliger oder mehr freundlicher Behandlung der Geister geht der Unterschied von Medizinmann und Priester hervor — die Entwicklung des ersten ist gering, die des anderen groß. Priesterliche Pflichten der Hinterbliebenen konzentrieren sich im ältesten männlichen Nachkommen; für eine größere Gruppe im Oberhaupte der mächtigsten Familie. Dem mächtigsten Geiste muß durch Vermittlung des mächtigsten Mannes geopfert werden, der dadurch einen besonderen priesterlichen Charakter erwirbt. Die Entstehung eines Priesterstandes geschieht unter manchen Komplikationen; ebenso die Fortbildung des Polytheismus und wiederum die Entwicklung des Monotheismus und der ihm eigenen priesterlichen Institutionen, die niemals in voller Reinheit sich vollzieht. Politische und kirchliche Regierung gehen parallel, bleiben innig verwandt, beruhen beide in Ehrfurcht — vor den Sichtbaren und vor den Unsichtbaren. Das Kirchentum aber hat insonderheit die Aufgabe, das organisierte Ergebnis früherer Erfahrungen in Kraft zu erhalten gegenüber abändernden Wirkungen neuerer Erfahrungen. Durch seinen Zusammenhang mit der weltlichen Leitung ist die historische Vereinigung priesterlichen und kriegerischen Wesens begreiflich. Ebenso ist es mit richterlichen und verwaltenden Funktionen der Priester: auch werden sie, gleich den kriegerischen, mehr und mehr eingeschränkt. Kirche und Staat trennen sich, kämpfen um die Herrschaft, die Kirche wird mehr und mehr verdrängt durch den Fortschritt des Industrialismus. Auf kirchlichem Gebiete selber begleitet jene Kämpfe und diesen Fortschritt die Ausbildung des Sektenwesens. Bedingt und modifiziert durch den gemischten Charakter der Priesterschaft ist ihr ethischer Einfluß: erziehend, aber im Sinne kriegerischer Gefühle; disziplinierend, aber im Sinne des Ritualismus. Das ethische Element der Religion ist das sekundäre gegenüber dem primitiven der Versöhnung. In Zukunft wird jenes — wenn der Fortgang des Industrialismus nicht unterbrochen wird — sich freier entwickeln, die priesterliche Autorität sich verflüchtigen, Hinweisungen auf das große Geheimnis, worin Ursprung und Bedeutung des Weltalls für uns ruhen, im Bunde mit Musik, werden die religiöse Stimmung erhalten. — Spencers Schlußkapitel: »Die Religion in Vergangenheit und Zukunft« hat bei seiner ersten Erscheinung ein Aufsehen erregt, das dem einst durch Kants Religionsschrift hervorgerufenen nicht ganz unähnlich ist. Es schien eine Art

von Palinodie für den Theismus zu enthalten; obgleich Spencer in der energischsten Weise die notwendig vor sich gehende Deanthropomorphisierung — mit einem Ausdrucke Fiskes — der Gottesidee lehrt, so läßt er doch diese sich erhalten, »weil von Anfang an in der primitiven Vorstellung von Geistern ein Körnchen Wahrheit steckte: die Wahrheit nämlich, daß die Macht, die sich im Bewußtsein kundgibt, nur eine anders bedingte Form der Macht ist, die sich außerhalb des Bewußtseins kundgibt«. »Die Notwendigkeit, unsere auf die äußere Energie bezüglichen Gedanken in Ausdrücke der inneren Energie zu kleiden, verleiht dem Universum eher ein spiritualistisches, als ein materialistisches Aussehen.« Auch das Wirkungsgebiet des religiösen Gefühls wird erweitert: Fortschritt des Wissens bedeutet Zunahme des Fassungsvermögens für das Wunderbare, und der Erkenntnis, daß es ein unerforschliches Sein oder Wesen gibt, dessen Kundgebungen uns überall entgegentreten, ohne daß wir dafür Anfang oder Ende zu finden oder auch nur uns vorzustellen vermögen.«

Ob man dies Theismus, Pantheismus oder Atheismus nennen möge, wir gewahren darin nur eine Folgerung aus der Konzeption des Zusammenhanges und der Entwicklung, die Spencer mit großem Sinne auf die menschliche Ideenwelt übertragen hat. Seine Ansicht nehme ich nicht ohne Vorbehalt an; ihre Berichtigungen aber müssen hauptsächlich Ergänzungen sein. Dies gilt für die ganze Theorie der Religion und Kirche; und um sie zu kritisieren, müßte ich wiederholen, was ich früher über die Unzulänglichkeit der Schemata, nach denen Spencer die höhere Kultur begreift und beurteilt, ausgesprochen habe. Es genügt mir jetzt zu sagen, daß Spencer die besonderen Beziehungen der Religion und des Priestertums zu dem Kommunismus, der aller Kultur zugrunde liegt, nicht erkennen konnte, weil er von diesem selber keinen deutlichen Begriff hat; daher ihm auch die materielle, also »reale« Natur entgangen ist, die das »soziale Band«, über das er sonst hier mit Verständnis handelt, in gemeinschaftlichem Besitze von Grund und Boden gewinnt, und demnächst von »heiligen Stätten« — wozu besonders Orte der Zusammenkunft und Mittel der Kommunikation erhoben werden. »Heilig ist das Alte«, das weiß Spencer; aber »Das Alte ist das Gemeinschaftliche und das Neue wird dem Alten gleich durch die Weihe, d. h. den Willen von Gemeinschaft«, das sieht der Treffliche nicht, und darum ist ihm der Schlüssel zur Religionsgeschichte, wie zu aller Kultur-Historie verborgen geblieben. Erhaltung und Erneuerung von Religion wird immer bedingt sein durch Erhaltung und Erneuerung von Gemeinschaft und ihres höchsten affektiven Ausdruckes: brüderlich-freundlicher Gesinnung. Die

tiefste Idee der Religion ist nicht Anschauung der Geheimnisse des Seins schlechthin, »die um so geheimnisvoller werden, je mehr man über sie nachdenkt« (so heißt es im Schlußsatze dieses Buches), sondern die nähere Anschauung der menschlichen Zusammenhänge unter den Menschen und mit der Welt — nicht die Idee von Göttern und von Gott, die schon der Buddhismus ausgeschieden hat, sondern die Idee der Unsterblichkeit und Ewigkeit dessen, was sich als Ich bejaht und sich als Du erkennt.

Noch ein anderes Werk, das den Berichtsjahren vorausliegt, möchte ich nicht ohne Erwähnung vorübergehen lassen:

Fragapane, S., *Contrattualismo e sociologia contemporanea.* Bologna 1892.

Es gehört durchaus der hohen Theorie an und zeugt von der Fähigkeit, diese zu durchdringen. Nach einer Einleitung über alten und neuen Kontraktualismus folgen zwei große Abschnitte, der erste über »Naturgesetze und sozialen Widerstand«, der andere über »Die moralische Synthese«. Jener kritisiert zuerst (Kap. 1) die Vorstellungen Fouillées von einem kontraktualen Organismus, behandelt sodann (Kap. 2) das »dynamische Problem«, um (im Kap. 3) in eine Verteidigung der Lehre de Greefs von der Kontraktualität als einer Eigenschaft der sozialen Körper auszulaufen, die aber der Verf. zu erweitern bemüht ist. Der 2. Abschnitt behandelt die moralische Verpflichtung, den sozialen Determinismus in den Morallehren unserer Zeit, die moralischen Zwecke und die Individualität des sozialen Bewußtseins, endlich (Kap. 4) die Gerechtigkeit. Die gegenwärtige und kommende Evolution des soziologischen Denkens sieht der Verf. in der Einsetzung des ethischen für das intellektuelle Kriterium (S. 84) oder der ethischen für die intellektuelle Auffassung des sozialen Lebens (S. 86). Er wendet sich gegen die Erneuerungen der Kontrakt-Theorie, die dem Individualismus zugute kommen, daher auch gegen die biologische Interpretation des sozialen Phänomens, die jenen reproduziere (S. 5). Die Ausbreitung des Kontrakts bedeute zwar ein soziales Gleichgewicht gegen die Herrschaft der Naturgesetze, ohne aber die Kausalität irgendwie aufzuheben. »Nicht das Individuum macht den Kontrakt, sondern der Kontrakt macht das Individuum« (S. 140). Der Verf. ist sehr beflissen, das Unterscheidende und das Verdienstliche des wissenschaftlichen gegenüber dem utopischen Sozialismus hervorzuheben. Seine praktische Philosophie mündet in der Forderung einer großen Kodifikation des sozialen Rechtes (S. 241). In der Haupterörterung scheint mir, wie gewöhnlich,

die Erkenntnis zu mangeln, daß die naturrechtliche Kontrakt-Theorie immer nur die Bedeutung eines ideellen Schemas, also einer ideellen Kausalität in Anspruch genommen hat. Überhaupt aber tritt ein hinlänglich scharfes Verständnis der historischen Bewegung nicht hervor. —

Ich begreife im allgemeinsten Sinne Soziologie als Philosophie des sozialen Lebens — wobei sich versteht, daß diese Bestimmung indifferent ist gegen präanthropische, wie gegen prähistorische, historische, aktuelle und zukünftige Gestaltungen des sozialen Lebens, daß sie mithin »Philosophie der Geschichte« als ihre Anwendung in sich befaßt. Die tierischen Symbiosen und Koinobiosen gehen die Soziologie an; aber die Natur der Sache bringt es mit sich, daß sie nur zu ihren Präliminarien gehören. Philosophie aber ist jede Wissenschaft einerseits in ihren allgemeinen Projektionen, andererseits in ihrer praktischen Wichtigkeit, d. i. in ihrer ethischen und politischen Bedeutung, und diese ist sichtlich hervorragend, wo es um die Erkenntnis des menschlichen Zusammenlebens, seines Wesens und seiner Formen, seiner Ursachen und seiner Bedingungen sich handelt. Wir stehen seit Jahrhunderten in der Bewegung, daß sich das Denken hierüber mehr und mehr frei und wissenschaftlich gestaltet. Diese Bewegung ist im gegenwärtigen Jahrhundert mitbefördert worden durch eine Geistesrichtung, die ihr als Abneigung gegen Verallgemeinerungen, Konstruktionen, Abstraktionen und durch andere Anlehnungen an antiwissenschaftliche Tendenzen entgegen war: den Historismus. Daß die historische Forschung von den Irrtümern, in denen die liberale Denkungsart befangen war, sich lossagte und, aus Scheu vor ihren Theorien, teilweise alle Theorien floh, war ein Gewinn für die Wissenschaft, die dem Liberalismus, so viel er seine Liebe zu ihr beteuern mag, ebenso kritisch gegenübersteht, wie jeder anderen Richtung. Inzwischen strömten doch auch alle anderen Quellen weiter, aus denen jene Theorien geschöpft hatten: zuerst die Kenntnis fernster Länder und fernster Zeiten, aus denen sich das ethnologische und das archäologische Studium (wie wir die »Prähistorie« mit den Franzosen nennen dürfen) kraftvoll entwickelt hat. Der hierdurch notwendig gebildeten, in der Tat durch die ganze moderne Philosophie vorausbedeuteten, Vorstellung einer animalisch-menschlichen Entwicklung als des Kernes seiner sozialen Entwicklung kommt alsdann gewaltig zu Hilfe die Biologie. Neben ihrem jüngsten Einflusse auf diese Studien, durch die Abstammungslehre, läuft aber ein uralter, der unabhängig von ihr im modernen Denken erneuert wird: jener, dessen Ausdruck die Theorie des sozialen Organismus ist. Der Historismus nimmt ihn in sein politisches Denken auf, indem er die Behauptung,

daß der »Staat« ein Organismus sei, der Theorie seiner (ideellen) Entstehung aus sozialen Verträgen entgegenwirft, die Idee eines Naturwerkes der Idee eines Kunstwerkes. Verallgemeinert aber erzeugt die Übertragung des organischen Werdens auf den Entwicklungsprozeß der als Einheit begriffenen Menschheit die Konzeption des sozialen Körpers oder Organismus schlechthin, die von Comte unter St. Simons Einfluß entworfen, von Spencer mit den Mitteln der Embryologie ausgearbeitet, von Schäffle, wenn auch unter Kautelen, in die Extreme geführt wurde. Nachdem diese Theorien, für die internationale Diskussion am meisten die Spencersche, eine Zeitlang das Feld behauptet haben, bemerken wir neuerdings, wie die Besinnung dagegen sich wendet und die Einsicht wächst, daß jene Vorstellungen, trotz der Richtigkeit vieler Analogien, durchaus vage und undurchführbar sind, daß sie die unbefangene Erkenntnis der Wirklichkeit mehr hemmen als beschleunigen, daß ihre gegenwärtigen Gestalten gänzlich untergehen müssen, wenn die Keime der Wahrheit aus ihnen ersprießen sollen. Inzwischen haben die ethnologischen Forschungen am meisten empirische Bereicherung gebracht, so sehr, daß der Begriff der Soziologie fast mit dem der Ethnologie verschmolz, da in der Tat kaum ein ethnisches Element ohne soziologische Bedeutung ist. Die Formel für theoretische Verwertung jener Forschungen hat zuerst, und mit einem Ausdrucke, der sehr der Qualifikationen bedarf, Sir John Lubbock dahin gegeben, daß die Zustände von Natur-Völkern im wesentlichen den früheren Entwicklungs-Stadien der Kultur-Völker gleich zu achten seien. Seitdem sind Tatsachen und Theoreme reichlich geflossen; die Theoreme, wie es zu geschehen pflegt, haben sich rasch kristallisiert, während es an kritischer Sammlung und Sichtung der Tatsachen sehr gebricht. Sehr wenig fruchtbar geworden ist auch das Studium jener großen, vorzüglich asiatischen Kulturen, die von Einigen mit ungenügender Willkür als halbbarbarisch bezeichnet zu werden pflegen. Nur die vermehrte Kenntnis Indiens, die durch alle Gedanken des Jahrhunderts hindurchsickert, hat auch unter diesem Zeichen auf England gewirkt, wo von Zeit zu Zeit ein heimgekehrter Beamter, der beobachtet und gedacht hat, über Sitte und Recht der nunmehr »kaiserlichen« Untertanen neue Aufschlüsse gibt; da ist neben Sir Henry Maine vor allen der Verf. der »*Asiatic Studies*«, Sir Alfred Lyall zu nennen. Ursprüngliche Zustände und Ideen aber hat neben Lubbock vorzüglich Tylor beleuchtet; dessen Werk »Die Anfänge der Kultur. Untersuchungen über die Entwicklung der Mythologie, Philosophie, Religion, Kunst und Sitte«, eines der grundlegenden Bücher der Soziologie bleiben wird. Es beruht zum Teil auf tiefgelehrten, aber

minder glänzenden Arbeiten deutscher Autoren, als auf Waitz' »Anthropologie der Naturvölker« und des unerschöpflichen Bastian »Der Mensch in der Geschichte«. Und das ganze Gebiet ist außerdem in Deutschland vielfach, teils von der heimischen Urzeit, teils vom klassischen Altertum aus, dessen »Realien« mehr in den Vordergrund treten, durchackert worden. Die Fäden laufen zusammen, die von der Philologie, klassischer, germanistischer, romanistischer, orientalischer, endlich allgemeiner Sprach- und Literaturkunde, von der Mythologie, und jener ganzen Arbeitsgruppe, die Steinthal »Völkerpsychologie« genannt hat, gesponnen wurden; sie umfaßt Sitten- und Rechtshistorie und was darüber noch als Abteilung der allgemeinen »Kulturgeschichte« sich konstituieren mag; neuerdings besonders jenen Zweig des volkstümlichen Dichtens und Denkens, der als Folklore liebevolle Pflege erfährt. Über dies alles breitet sich die Methode der Vergleichung aus, alle Zusammenhänge werden durch die Idee der gesetzmäßigen Entwicklung und Differenzierung beleuchtet.

Wenn aber die Entwicklung der Soziologie selber auf der einen Seite am lebhaftesten durch das Studium fernster Zeiten und wohl auch fernster Länder geschieht, so ist ihr auf der anderen Seite gerade die ganz anders bedingte Erkenntnis dessen, was am nächsten liegt, am meisten förderlich. Die »gegenwärtigen«, unserer Beobachtung zugänglichsten, unserer Teilnahme aufdringlichsten, sozialen Zustände und Vorgänge bieten sich als notwendigste und reizvollste Aufgabe dem Auge des Denkers dar, das nicht durch parteiische Leidenschaft und vorgefaßte Meinungen getrübt werden darf — ein unermeßliches Feld! Wir finden es zuerst systematisch bearbeitet durch jene Disziplin, die sich im vorigen Jahrhundert Statistik nannte; den meisten galt sie nur als Hilfswissenschaft der Historie, wie Heraldik, Münzkunde, während ein Tiefersehender (K. L. v. Schlözer) ihr als »stillestehender Geschichte« wissenschaftlichen Rang geben wollte. Von den Historikern aber zurückgestoßen, ging sie um so innigere Verbindung ein mit jenen Lehren, die auf die wirtschaftliche Verfassung und das Verhältnis des Staates dazu, zunächst wesentlich in praktischem Sinne sich bezogen: mit der politischen Ökonomie. Diese Verbindung ist intim geblieben, obgleich Statistik wie Nationalökonomie ihren Sinn sehr stark verändert haben und mehr und mehr schwankende Gestalten in der Gelehrten-Republik geworden sind. Während Statistik, dem überwiegenden Sprachgebrauche nach, nur mehr s. v. a. numerische Methode bedeutet, ist von ihrem ehemaligen Inhalte ein bedeutender Zweig als »deskriptive Nationalökonomie« wieder aufgelebt, und unter dem Namen »Sozialstatistik«, »Moralstatistik« erhält sich jener alte Sinn,

der nicht an Beschreibung sich genügen läßt, sondern Erklärung als höheres Ziel ins Auge faßt. Neuerdings ist aber die Neigung stark geworden, auch alle Untersuchungen dieser Art als »soziologische« zu bezeichnen, und unter diesem Namen dringen sie in ein Gebiet, für das die Wichtigkeit der statistischen Methode längst feststeht, in das des Kriminalrechts: eine neue Schule wartet auf die Ergebnisse anthropologischer und soziologischer Erforschung des Verbrechens und der Verbrecher. — Hier wie überall führt der notwendige Gang der Wissenschaft auf die animalischen Bedürfnisse des Menschen, und somit auf die sozialen Zusammenhänge des wirtschaftlichen Lebens. Wenn die politische Ökonomie Analyse dieser Tatsachen sich als Aufgabe stellt, so wird sie selber die grundlegende Disziplin der statistischen Soziologie; und zu dieser würde Geschichte alsdann, nach der Vorstellung Comtes, wie Dynamik zur Statik sich verhalten. Eines solchen Leitgedankens hat nun der philosophische Aufklärungsdienst schon längst bedurft und ihn auch angewandt: die neuen Theoreme senken sich nicht aus der Luft herab, sondern wachsen und entfalten sich aus alten Stämmen; wer das nicht begreift, nennt das Alte »trivial« und meint es damit abgetan zu haben, weil doch etwas von allen Angestauntes nicht aus etwas Trivialem entstanden sein könne. — Die ökonomische Interpretation der Geschichte — oder, wie wir lieber sagen, des sozialen Lebens — hat in der jüngsten Epoche durch den Umstand besonderes Ansehen und Aufsehen erregt, daß sie zur Dogmatik einer politischen Partei gehört, die — weit mehr als sonst solche Parteien — in ihren Häuptern zugleich eine philosophische Schule darstellt. Die auf so furchtbare Weise heterodoxe Partei und Schule, in Deutschland fast gesellschaftlich geächtet, hat mit sich auch jene »materialistische Geschichtsauffassung«, den »historischen Materialismus« in Verruf gebracht. Durch ungeschlachte Äußerungen mancher Adepten wurde es erleichtert, daß man darin die Leugnung aller ethischen Ideen und ihrer Bedeutung für den historischen Prozeß erblicken und denunzieren konnte. In jeder Hinsicht haben die fatalen Assoziationen und Konsequenzen den Einfluß von Karl Marx auf die deutsche gelehrte Welt so sehr gehemmt, daß ich noch im Jahre 1888 von dem literarischen Halbdunkel sprechen konnte, worin die Gesinnungstüchtigkeit solche Gestalten zu verhüllen liebe. Seitdem freilich hat es sich mächtig gelichtet [1896!], die Diskussion wird lebhafter, vielseitiger, und auch jenseits der Parteigrenzen brechen die Gedanken von Marx und Engels — trotz der ablehnenden Urteile, worin so verschieden gerichtete, kenntnis- und geistreiche Führer der akademischen Nationalökonomie, wie Roscher, Schmoller, Wagner übereinstimmen — sich unaufhaltsam Bahn. Wir werden

in unserem Berichte über das Jahr 1895 mehr als in dem gegenwärtigen darüber zu sagen haben.

Zu den objektiven — oder sollen wir sagen: formalen? — Verdiensten der beiden Denker um die Soziologie gehört die Würdigung und Propagierung der Arbeit eines Amerikaners, die in dem großen Werke Lewis H. Morgans »*Ancient Society or researches in the lines of human progress from savagery, through barbarism to civilization*« (New York 1877) vorliegt. Unter dem Einflusse von Engels hierauf beruhender Schrift »Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates« (4. Aufl., Stuttgart 1892), die in viele Sprachen übersetzt wurde, sind die Grundzüge jener Theorie zu großer Verbreitung gelangt[1] und gelten als Belege und Ausführungen jener Auffassung, die in der »Produktion und Reproduktion des unmittelbaren Lebens« das bestimmende Moment in der Geschichte erblickt, welche Auffassung Morgan selbständig »neu entdeckt habe«. Morgan behandelt aber unter dem Gesichtspunkte, daß technische Erfindungen und Verbesserungen die Entwicklung der Institutionen wesentlich bedingen, vorzugsweise die Geschichte der Ehe- und Familienformen, die er schon früher durch eine tabellarische Darstellung von »Systemen der Blutsverwandtschaft und Affinität« vorbereitet hatte. Dabei hatten ihm die Beobachtungen, die er als Adoptiv-Mitglied eines Irokesen-Stammes viele Jahre hindurch gesammelt, als Wegweiser gedient, und sein Grundgedanke ist dieser, daß die Verwandtschaftssysteme langlebiger seien als die Familienformen, und daß die primitivste Familienform nur in dem ihr entsprechenden Verwandtschaftssysteme gleichsam fossil sich erhalten habe. Seine ganze Darstellung, die außerdem die Entwicklung der sozialen Organisation — von der gentilen zur politischen Verfassung — und die des Eigentums umfaßt, geht darauf hinaus, die Einheit des Ursprunges der Menschheit, die Ähnlichkeit menschlicher Bedürfnisse auf derselben Entwicklungsstufe, und die Gleichartigkeit der Geistestätigkeit unter ähnlichen sozialen Bedingungen zu zeigen. Das Buch Morgans ist durch die Größe seiner Konzeption, durch die Reinheit ihrer Durchführung ein *Standard-Work* der Soziologie. Wir haben es hier so wenig zu prüfen, wie die Engelssche Reproduktion, die es in mehreren Stücken ergänzen und berichtigen will. Dazu dienen die besonderen Vorstellungen über die Waren-Produktion, die Geldwirtschaft und endlich insonderheit über den Kapitalismus als die herrschenden Potenzen in der »Zivilisation«; das Werk Marx' wird auf das

[1] Ausschließlich diesem Einflusse ist auch zu verdanken, daß das Morgansche Werk — im Originale schwer zu erlangen — ins Deutsche übersetzt wurde (Stuttgart, Dietz 1891).

Morgansche gepfropft. In Wahrheit ist das eine wie das andere typische Ausprägung einer Gedankenmasse, der kein Forscher sich entziehen kann; und jeder arbeitet, je nachdem er die Soziologie an dem einen oder am anderen Ende anfaßt, mehr mit der einen oder mit der anderen; der Philosoph, wenn er als Synoptiker definiert wird, muß sie zu verschmelzen unternehmen und sich mit beiden ins Vernehmen setzen. Wenn wir die neueste Literatur dieser Gegenstände betrachten, so finden wir zwar keineswegs, daß jeder Autor in bewußter Weise an eines der beiden Werke anknüpfe, oder an beide, wohl aber, daß jeder in einem bestimmbaren Verhältnisse zu der Ideengruppe steht, die durch jene repräsentiert wird. Je mehr die Soziologie heranreift, desto mehr wird vielleicht, wenn die genannten Werke nicht überholt werden, auch das erstere geschehen, ohne daß darum die noch allgemeineren Denker, wie Comte und Spencer, in den Hintergrund treten müssen.

Wenn auch — ganz abgesehen von den Vertretern der älteren Anschauungen, die nicht auf prinzipiell wissenschaftlichem Boden stehen — fast über keinen Punkt der Kultur-Entwicklung Übereinstimmung der Meinungen erzielt ist, so hat sich doch in manchen Stücken, teils unter den genannten Einflüssen, teils als Niederschlag ethnologischer Einzelforschungen, eine Art von *communis opinio* gebildet, die mehr und mehr in populäre Darstellungen übergegangen ist: darin sind Elemente enthalten, die viel früherer Zeit angehören und von der heutigen Soziologie nur weiter ausgebildet wurden. Dies gilt vorzüglich von der Entwicklung der Ehe und mancher Bestandteile des allgemeinen Rechtes. Wir müssen es aber als ein gutes Zeichen für die Wissenschaft begrüßen, wenn solche Vorstellungen, so einleuchtend und wahrscheinlich sie sein mögen, so stark ihre empirische Begründung erscheine, aufs neue einer strengen Prüfung und Kritik unterwerfen werden, wie dies in den letzten Jahren geschehen ist.

Westermarck, Eduard, *Geschichte der menschlichen Ehe.* Aus dem Englischen von Leopold Katscher und Romulus Grazer. Bevorwortet von Alfred Russel Wallace. Jena 1893 (engl. 1891).

Der Verf. versucht mit einem sehr großen Aufwand ethnologischen Stoffes die herrschend gewordenen Ansichten umzustoßen, insbesondere gelangt er zu dem Schlusse (S. 130): es liege nicht einmal der Schatten eines stichhaltigen Beweises für die Annahme vor, daß die »Promiskuität« in der sozialen Geschichte des Menschengeschlechtes je eine allgemeine Stufe bildete; ja diese Hypothese sei als mit allen richtigen Vorstellungen, die wir uns vom Urzustande des Menschen zu machen vermögen, unvereinbar zu bezeichnen (541). Vielmehr sei die Ehe als ein von den

affenähnlichen Urmenschen überkommenes Erbe zu denken (539). Zugleich mit der Promiskuitätslehre werden auch alle Vorstellungen von kommunistischen Eheverhältnissen (Gruppenehen), die besonders Morgan ausgebildet und systematisiert hat, in der lebhaftesten Weise angegriffen und als grundlos dargestellt; am leichtesten wird es dabei dem Verf., jene Schlüsse, die Morgan aus den Benennungen der Verwandten auf untergegangene Typen der Familie zu ziehen gewagt hat, zu erschüttern; denn kein kritischer Leser konnte sie je für ebenso solide halten, als sie geistreich sind. Übrigens weiß der Verf. sehr wohl, wie wichtig für diese, wie für alle wissenschaftlichen Untersuchungen die Bestimmung der Begriffe ist, und seinem Satze, daß es »aller Vermutung nach kein Stadium gegeben habe, wo die Einrichtung der Ehe nicht bestand« (S. 45), hat er seine Definition der Ehe vorausgeschickt (S. 13), »wonach sie eine mehr oder minder dauernde Verbindung sei, die über den bloßen Begattungsakt hinaus bis nach der Geburt des Kindes währt«. Ich halte diese Definition für mangelhaft und unzweckmäßig; schlimmer ist der Fehler des Autors, nicht zu bemerken, daß seine Gegner einen anderen Begriff der Ehe zugrunde legen. Daß derartige mehr oder minder dauernde Verbindungen von jeher stattgefunden haben, wird jeder leicht zugeben; diese aber fallen eben unter den Begriff der Promiskuität, so lange als die Idee einer wesentlich dauernden — der Tendenz nach unlösbaren —, nach Gesamtwillen, d. h. in Sitte oder Recht gültigen Verbindung noch nicht sich herausgebildet hat. Es ist freilich den anderen Forschern vorzuwerfen, wenn sie ihre Begriffe von Promiskuität und Ehe nicht gehörig expliziert haben; deren begründete Meinung aber, daß den höheren Fromen der Institution (die entweder einzelne des einen mit mehreren des anderen Geschlechtes oder einzelne mit einzelnen, für wesentlich verbunden halten), rohere Formen vorangingen, die mehrere mit mehreren oder endliche alle Männer mit allen Weibern verknüpften, behält ihre Gründe wie ihre innere Evidenz; wohl gemerkt, daß vorher eine Gesamtheit sich als zusammengehörig denken mußte; die Frage, ob es zusammen lebende Horden von je gegeben habe, oder (wie unser Verf. meint) ursprünglich nur Einzelpaare mit ihren Kindern, ist davon unabhängig: einmal ist die Horde entstanden, wenn sie nicht immer war, und sie mußte dasein, ehe sie von sich oder von irgendwelcher Institution in sich eine Vorstellung bilden konnte. Wie der Verf. mit seinen Begriffen in die Irre geht, zeigt etwa auch dieser Satz (S. 66): »Freier geschlechtlicher Verkehr vor der Ehe ist ganz verschieden von Promiskuität, deren eigentlichste Form die Prostitution ist.« Nach allgemein angenommenem Begriffe ist

der Prostitution wesentlich, daß sie die Hingabe des Weibes zum Mittel eines ihr fremden Zweckes macht; in meiner Terminologie: daß sie Sache des Kürwillens ist. Die Promiskuität, wie man sie immer gedacht hat, wie sie auch inmitten unserer Zivilisationen fortwährend überlebt, ist im Gegenteil ihrer Natur und ursprünglichen Beschaffenheit nach Sache des Wesenwillens; wie wir historisch in ihr die Keime der Ehe-Institutionen finden; so führt sie im Einzelfalle ganz regelmäßig zur Ehe; Bindeglied: das Kind, dessen Legitimität der Zweck; Prostitution hat mit Kindern nichts zu tun. — Ungeachtet so verfehlter Hauptgedanken ist das vorliegende Werk nicht allein durch Gelehrsamkeit hervorragend, sondern auch in vielen Einzelheiten durch gesundes Urteil bemerkenswert.

Einen Angriff auf die mächtig gewordenen Vorstellungen von der sozialen Entwicklung hat auch Tarde unternommen, diesen aber nicht als ethnologischer Spezialforscher, sondern als philosophischer Kritiker:

Tarde, G., *Les transformations du droit.* Paris 1893.

Wer die Ideen Tardes über die Nachahmung kennt — ich habe Nachricht davon gegeben S. 181—196 — wird in deren hier geschehende Anwendung leicht sich hineindenken. Tarde sagt u. a. (S. 169): »Das Wort Evolution ist trügerisch. Es spricht sich so sanft aus, daß es auf natürliche Weise die Vorstellung erweckt von einem Abfluß auf Sand, ohne Hemmung oder Halt. Wenn man aber ins einzelne geht, so bemerkt man, daß die Flüssigkeit, die scheinbare Kontinuität, die man so den Serien der Veränderungen zugeschrieben hat, eingebildet war.« Hieraus folgt für ihn besonders die Falschheit der Meinung von einer gleichartigen Entwicklung des Rechtes in den verschiedenen Gebieten, die nacheinander so betrachtet werden: Strafrecht, Prozeß, Personenrecht, Güterrecht, Obligationen, Begriff des Naturrechts. Die ursprüngliche Allgemeinheit der Talion und der Familienrache, deren regelmäßige Ablösung durch Komposition, endlich durch amtliche Verfolgung: die gleiche Allgemeinheit der Ordalien, des Gemeinderechtes am Boden, des Matriarchats, der Realkontrakte — alle diese Doktrinen, über die ein ungefähres Einverständnis bestehe, werden bestritten. Bestritten, wie von Tarde zu erwarten, mit Geschick und Eleganz: ich finde aber, daß er teilweise bestreitet, was niemand behauptet hat; wenn auch von manchen nicht hinlänglich hervorgehoben, wird doch allen der Begriff der sozialen Evolution als einer durch innere Kämpfe gehemmten und geförderten, durch äußere Einflüsse, als Eroberungen, kriegerischen und friedlichen

Verkehr, vielfach bestimmten, geläufig sein. Auch wollte niemand mehr sagen, als daß durch innere wie durch äußere Evidenz die ursprüngliche Allgemeinheit des matriarchalischen Clans wahrscheinlich gemacht wird, und diese Wahrscheinlichkeit abzuschwächen, ist Tarde nicht gelungen. Wenn er viel mehr Gewicht legt auf die Vereinzelung neuer Erfindungen und deren Aneignung auf dem Wege des Abguckens und Erlernens, so ist dies sein Verdienst; aber er kritisiert die kurrenten Theorien, ohne zu bemerken, daß die am meisten ausgeführte (Morgans) — er erwähnt ihrer nirgends — auf einer Stufenfolge von »Epoche« machenden technischen Neuerungen basiert ist. Item, wir begegnen M. Tarde hier nicht an seiner stärksten Seite; gewiegter Jurist, subtiler Philosoph, ist er zu sehr geneigt, die ethnologischen Forschungen zu meistern, anstatt sie aus sich heraus zu würdigen. Wir freuen uns, daß der Bericht über das Jahr 1895 Gelegenheit geben wird, die in einem Hauptwerke enthaltenen positiven Gedanken Tardes aufs neue zu prüfen. Dagegen wäre es hier angezeigt, über den Fortgang der ethnologischen Forschungen und deren Verarbeitung zu reden; wir müssen uns aber genügen lassen, auf die Titel einiger Werke, als Bastians »Kontroversen in der Ethnologie« (1893), Steinmetz' »Ethnologische Studien zur ersten Entwicklung der Strafe, nebst einer psychologischen Abhandlung über Grausamkeit und Rachsucht« (1894), und das letzte Werk des kürzlich verstorbenen Post, »Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz« (Band I, 1893) hinzuweisen.

Dagegen werde wegen der allgemeinen Wichtigkeit, die für unsere Denker die Anfänge der Familie haben, und wegen des nahen Zusammenhanges mit der Morganschen Lehre, hervorgehoben:

Cunow, Heinrich, *Die Verwandtschafts-Organisationen der Australneger.* Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Familie. Stuttgart 1894.

Der Verf. betont, daß Morgan für die Entwicklungsgeschichte der Familie erst die Grundlage geliefert habe, auf der weiter gebaut werden könne. Für diese Grundlage hält er die Erkenntnis der sukzessiven Erweiterung von Verboten der Heirat, oder, wie wir richtiger sagen werden, der Paarung zwischen Blutsverwandten, und des dadurch entstandenen exogamischen Clans. Dagegen kritisiert er durchgehend und mit starken Gründen die besondere Vorstellung Morgans, die auch Lorimer Fison (in seinem und Howitts Werke, »Kamilaroi und Kurnai«) adoptiert hat, daß die Einteilung in Heiratsklassen, wie sie bei mehreren dieser Stämme beobachtet wird, die primitivste, dem Clan vorausgehende soziale Organisation darstelle; vielmehr

sei sie eine mit dem Geschlechtsverband (der Gens, dem Clan) entstandene Zwischenform; die Vorstufe jenes sei die schon exogam gewordene Horde; parallel mit deren Entwicklung gehe der Übergang vom Vaterrecht zum Mutterrecht, das also nicht eine ursprüngliche Einrichtung darstelle; ebensowenig wie die Gruppenehen für ursprünglich und allgemein zu halten seien, die bei den Australiern gerade unter den höchst entwickelten Stämmen zu finden seien, ohne daß man irgendwelchen Einfluß auf die Verwandtschafts-Nomenklatur bemerke, aus der Morgan auf ihre Ursprünglichkeit geschlossen hatte. Man muß aus der scharfsinnigen Arbeit erkennen, daß Morgan in manchen Stücken zu weit gegangen ist und daß über diesen Dingen noch ein tiefes Dunkel liegt. Mir scheint es grundsätzlich verfehlt, wenn man meint, aus den Zuständen irgendwelcher jetzt vorhandener Menschen unmittelbar für die frühesten Anfänge sozialer Gesittung Schlüsse gewinnen zu können; auch jene rohesten Stämme zeigen, wie in ihren Sprachen, so in ihren Einrichtungen, sehr komplizierte Gebilde, deren Entstehung schwerlich anders als auf dem leidigen Wege der Hypothese, in mehr oder minder plausibler Weise erklärt werden kann. Hier, wie bei den höheren natürlichen Organismen: die Zwischenglieder fehlen. Morgan glaubte in den einfachsten Verwandtschaftssystemen eine Art von Fossil zu entdecken; es wäre ein hoher Gewinn gewesen, aber wie manche ähnliche Entdeckungen scheint sich auch diese als ein genialer Irrtum herauszustellen. — Überhaupt wird auf lange hin jeder Besonnene eingestehen müssen, daß das »Problem einer allgemeinen Entwicklungsgeschichte der Sitte und des Rechtes«, womit sich ein Vortrag von R. Hildebrand (Graz 1894) beschäftigt, mit empirischen Mitteln nicht gelöst werden kann. Hildebrand achtet das Problem, die verschiedenen Völker nach den allgemeinen Stufen der Zivilisation zu ordnen, der Quadratur des Zirkels gleich; dies gelte aber nicht, wenn man die ökonomische Kultur für sich betrachte; hier werden zwar Stufen übersprungen, aber der Gang der Entwicklung sei eindeutig und kontinuierlich. Aus diesem Gesichtspunkte beleuchtet er mehrere umlaufende Theoreme des Familienrechtes und sucht sie durch Tatsachen zu widerlegen; er schließt mit der Forderung, daß die Phantasie, die auch in den Wissenschaften schöpferische Kraft sei, sich auf einem konkreten Boden bewegen solle; welcher Forderung wir herzlich zustimmen, ohne aber zu glauben, daß die wissenschaftliche Phantasie sich darein fügen und aufhören werde, die dünneren Elemente aufzusuchen, wenn sie auch nur mit Luftschiffen befahren werden können. Um nun im Gleichnisse zu bleiben, so kommen wir mit dem Entwicklungs-Problem auf festen Grund zurück, wenn wir es auf ein engeres und uns näheres Gebiet beschränken, und dies ist,

wie für die Sprache, so für Zustände, Sitten und Rechte, schon das Gebiet der weißen Rasse; in höherem Maße aber das der sogenannten arischen Völker. Hier hat nicht allein die immer tiefere Erforschung der Vorgeschichte graeco-italischer wie germanischer Stämme gemeinsame Wurzeln bloßgelegt, sondern in der jüngeren Zeit vorzüglich die Erkenntnis und Vergleichung indischer, slavischer und keltischer Altertümer, teils aus dem Studium der Denkmäler, teils aber — in den beiden ersten Kategorien — die unmittelbare Beobachtung, die das Vergangene noch am Leben findet. Hier ist jede Bereicherung mit Freuden zu begrüßen und in diesem Sinne nennen wir

Kovalewsky, Maxime, *Coutume contemporaine et loi ancienne. Droit coutumier ossétien éclairé par l'histoire comparée.* Paris 1893.

Der russische Gelehrte eröffnet hier einen Schacht, der für uns westliche Leser beinahe neu ist. Er fußt auf der Feststellung, die Wsiévolod Miller gewonnen habe, daß die Sprache der Osseten dem iranischen Zweige der arischen Sprachen angehöre. Auf zwei Reisen hat er selber die Zustände des Stammes, der teils auf den Hochebenen des Vladikaukasus, teils an den Ufern des Terek und seiner Nebenflüsse wohnt, genau erforscht und unterscheidet in Mitteilung seiner Ergebnisse streng, was als gemeinsames Erbe der arischen Völkerfamilie, und was dagegen als Produkt der besonderen Bedingungen, unter denen sich dies Volk befunden hat, angesprochen werden müsse. Dabei erscheinen nun höchst merkwürdige Analogien des Familiensystems und des sogenannten Gewohnheitsrechtes mit denen der übrigen arischen Nationen. Unser Autor behandelt zuerst die Hauskommunionen und den Kultus des häuslichen Herdes, insbesondere der »Kette«, in Verbindung mit dem Totenkult (Kap. 1); das Güterrecht und Vertragsrecht (Kap. 2 u. 3); Ehe und Verhältnisse zwischen Eltern und Kindern (Kap. 4); das Verwandtschaftssystem und das Erbrecht (Kap. 5); das Strafrecht (Kap. 6); die Gerichtsverfassung (Kap. 7); das Beweisverfahren (Kap. 8) und die übrigen Formen des Prozesses (Kap. 9). Überall treten uns, teils noch in Übung, teils erst durch die russische Eroberung und spätere Neuerungen jüngster Zeit geschwächt, die echten Züge jener ursprünglichen Gemeinschaft der Blutsverwandten, demnächst der Ortsverwandten oder Nachbarn entgegen. Der Verf. weist auf die Merkmale des unendlich wichtigen Ausfließens individueller Rechte aus dem Gentil-, Familien- und Agrar-Kommunismus — denn er nennt die Sache mit ihrem gebührenden Namen — mannigfach hin. Die lichtvolle Darstellung stellt das Buch würdig neben die Werke Sir Henry Maines, von denen ein Teil auf Veranlassung Kovalewskys ins Russische übersetzt wurde,

und die er sich als Muster hat dienen lassen. Während aber Maine an der Theorie festhielt, daß wenigstens die arischen Völker in der patriarchalischen Familie und der individuellen Ehe die Basis ihrer sozialen Entwicklung besaßen, so geht Kovalewsky darüber hinaus und glaubt, im Anschlusse an Morgan, in der Parentel nach Klassen genügende Beweise, auch für die Osseten, zu finden, daß der Matriarchat, die Gruppenehe und der Mangel dauerhafter Bande zwischen Vater und Sohn jenem Zustande vorausgegangen sind. Auch auf andere Spuren, insonderheit der Gruppenehe, legt er großes Gewicht; er findet sie in dem Brauch der Kohabitation des Schwiegervaters mit seiner Schnur, im Levirat, der, wie wir wissen, keineswegs nur Semiten bekannt ist, und mehr hypothetisch in der seltsamen Sitte, die den Neuvermählten verbietet, den Brüdern des Gatten sich vor Geburt des ersten Sohnes zu zeigen — nur dem jüngsten Bruder ist der Zutritt ins Frauengemach jederzeit gestattet. Wir gestehen auch hier, daß die Beweiskraft aller solcher Reliquien für sich allein uns nicht groß zu sein scheint und daß auch in den Erwägungen Westermarcks wie den grundsätzlich sehr verschiedenen Cunows manches enthalten ist, was sie erschüttert. Dennoch glauben wir, daß die Sache im Grunde richtig ist und durch neue Forschungen neues Licht gewinnen wird. — Es ist nicht möglich, im Rahmen dieses Berichtes von den vielen interessanten Sachen, die in dem Buche angeführt werden, genügende Mitteilung zu machen. Ich hebe aber hervor die Ausführung über die verschiedenen Arten kommunistischen Eigentums und deren Beziehungen zu kommunistischer Produktion und Consumtion; über die Anfänge der eigentlichen Dorfkommune oberhalb des Clans, und die Reste (so dürfen wir verstehen) der alten gemeinen »Mark« des gesamten Stammes; die beiden Arten des Flurzwangs; die ersten Keime des Privateigentums auf Grund individueller Arbeit; die Okkupation von Neuland nur mit Autorisierung des Clans; den gemeinsamen Genuß an Weideland und Holz, und daraus hervorgehende Fortschritte ökonomischer Ungleichheit. Ferner als Grundlagen des Vertragsrechts: die Anerkennung der Suprematie des Vaters in der Familie und die Unveräußerlichkeit der Gemeinschafts-Güter; im Anschluß daran die Anfänge des Pfandrechts und des Darlehns. Besonders reich an merkwürdigen Einzelheiten ist das ganze Kapitel über die Blutrache. Wenn aber hier immer von »Verbrechen« und daher von deren Öffentlichkeit und Preiswürdigkeit die Rede ist, so wirkt diese Terminologie verwirrend; Verbrechen kann auf dieser Stufe nur genannt werden, was an Gewalttaten innerhalb der Gemeinschaft geschieht — sonst müßte wenigstens die Anomalie hervorgehoben werden, daß die Reaktion, an deren Stelle später die

Strafe tritt, hier selber als Verbrechen erscheint. Sehr schön tritt in der Darstellung, die hier besonders stark durch Vergleichungen der germanischen, slavischen, keltischen und Hindu-Rechte beleuchtet wird, hervor, wie der Königsschutz ursprünglich subsidiarisch für den Schutz durch die Sippe fungiert, daher hauptsächlich auf fahrende Leute sich bezieht, wobei ich nur die Entwicklung vermisse, wie dem Schutze selber Macht und Recht, zu strafen, korrelat ist und wie das eigentliche Strafrecht daher einen patriarchalischen Charakter empfängt und behält. Überall begegnen wir der Differenzierung von Begriffen, und wenn Herr Kovalevsky ausführt, wie in jener Epoche das »Verbrechen« ganz gleich steht mit dem zivilen Delikt, so bemerken wir, daß noch im heutigen Rechte der Zusammenhang dadurch sichtbar bleibt, daß gewisse Vergehen nur auf Antrag verfolgt werden; und dazu gehören charakteristischerweise die Vergehen gegen das Eigentum, wenn sie innerhalb der häuslichen Gemeinschaft geschehen; sie bleiben sogar, nach dem deutschen RStrGB. (§ 247) straflos, wenn von Vätern gegen Kinder oder von Ehegatten gegeneinander begangen. Ich möchte, daß fortwährend bei solchen Untersuchungen das, was jetzt in den am weitesten entwickelten Zivilisationen besteht, zur Erklärung des Alten und Vergangenen herangezogen würde. Wenn z. B. unser Autor von dem Diebstahl gegen Verwandte sagt, daß er erscheine als eine Unternehmung gegen den inneren Frieden des Clans, als eine Handlung, die für die Ruhe und Eintracht der Familienverbindung gefährlich sei, und daher in strengster Weise verfolgt werde, so haben wir hier genau den Begriff, der an dem wahren Verbrechen haften bleibt, nachdem aus den kleinen Familien-Verbindungen eine große politische Verbindung zusammengewachsen ist. Vortrefflich bemerkt Herr Kovalewsky vom modernen Prozeß, daß er mehr als alle anderen Teile des Rechtes von rationalistischen Prinzipien durchdrungen sei, während der antike Prozeß auf Schritt und Tritt »die Intervention der Gottheit voraussetzt«. Es wäre aber falsch, nach comtistischer Schablone zu folgern, daß auf allen Gebieten die Entwicklung gleichartig sei; sie ist analog, aber nicht gleich; kompliziert wird sie besonders dadurch, daß in den wichtigsten Beziehungen die Macht des religiösen Denkens erst durch die (städtische) Kultur zum Wachstum und zur Blüte gelangt. So weist uns hier der Abschnitt über »die verschiedenen Arten des Verbrechens« darauf hin, daß die Osseten von religiösen »Verbrechen« nichts wissen; man vergleiche damit die Denkungsart der Kulturvölker, wie sie vor wenigen Jahrhunderten exzedierte und erst dann in Abnahme gekommen ist, um gelegentlich, z. B. in dem Entwurfe eines Umsturz-Gesetzes, das Haupt wieder zu erheben. — Wenn ich an diesem Werke, von dessen lehrreichem und anregendem

Inhalte hier nur ein Schimmer wiedergegeben werden konnte, etwas tadeln darf, so ist es eine gewisse Breite und Wiederholung in manchen theoretischen Darlegungen. Auch ergibt sich aus mehreren Stellen, daß die Abfassung des Buches — vermutlich auch die russische Ausgabe — älter ist, als das Verlagsjahr vermuten ließe. In den vorkommenden englischen und deutschen Zitaten sind manche Druckfehler lästig.

In diesem Werke wird auf positive Art, in mehreren vorher genannten nur durch latente Beziehungen, der große Gegensatz zwischen familienhafter und moderner Kultur ausgezeichnet. Gewöhnlich ist es geworden, von der Entwicklung des Individualismus zu reden; das zunehmende Übergewicht der Verkehrswirtschaft wird von den Ökonomen, die Verallgemeinerung des Kontraktes von den Rechtshistorikern beschrieben. Ich habe versucht, für das Gemeinsame dieser Kulturformen neue, schematisch anwendbare, Begriffe zu bilden und auszuprägen. Je weniger dieses Vorhaben soziologisches Verständnis öffentlich gefunden hat[1]), um so mehr bereitet es mir Genugtuung — unter anderen Spuren seiner Wirkung — folgender Stelle in einem Buche zu begegnen, das rasch die ihm zukommende Geltung erworben hat:

Bücher, Karl, *Die Entstehung der Volkswirtschaft.* Sechs Vorträge. Tübingen 1893.

»Findet bei der Hauswirtschaft das Zusammenwirken seine Grundlage in der Blutsverwandtschaft, so hat es dieselbe bei der Stadtwirtschaft in der Nachbarschaft, bei der Volkswirtschaft in der Nationalität. Es ist der Weg von der Gemeinschaft zur Gesellschaft, den die Menschheit durchmißt, und der, soweit wir sehen können, mit einer stets enger werdenden Vergesellschaftung endet.« (S. 77.) Daß hier meine Name nicht genannt wird, begreife ich wohl, da andere Zitate ohne Zweifel wichtiger waren; ich halte aber für sehr geboten, die sonst niemals in der Literatur so verwerteten Begriffe als mein Eigentum zu behaupten[2]). Auch Büchers Absehen ist wesentlich auf neue Terminologie gerichtet. Der Titel des Buches, mit dem der des ersten Vortrages sich deckt, gibt diesem Gedanken Ausdruck, der auch in dem angeführten Satze beschlossen liegt. Nur die gesellschaftlich entfaltete

[1]) bis zum Ende des Jahrhunderts gefunden hatte.

[2]) »Und wie reagierte Bücher? Er änderte in der nächsten Auflage das Wort Gemeinschaft in Sippe um, so daß es nunmehr ‚der Weg von der Sippe zur Gesellschaft' ist, den die Menschheit durchmißt.« — B. Harms, Volkswirtschaft und Weltwirtschaft (Jena 1912), S. 39. Harms fügt der Verbesserung, die Bücher in Absicht hatte, ein eingeklammertes Ausrufungszeichen hinzu. — Ich füge nichts hinzu.

Wirtschaft will Hr. Bücher Volkswirtschaft nennen. Diese Neuerung halte ich nicht für glücklich. Man wird sehr ungern aufhören, von einer Volkswirtschaft da zu reden, wo ein Volk in den älteren Formen des Zusammenwirkens seine Nahrung und die anderen Gegenstände seiner Bedürfnisse schafft; andererseits ist auch ein heutiges Volk durchaus nicht in dem Sinne Subjekt seiner Wirtschaft, wie eine Hauskommunion, eine Dorfgemeinde oder selbst eine Stadt es gewesen ist. Die Darstellung nun, die Bücher von der Entwicklung seiner Volkswirtschaft gibt, ist sehr anziehend, wenn auch historisch alle Umrisse zu scharf erscheinen und im einzelnen sehr anfechtbar sind. Wie könnte auch im Rahmen eines Vortrages das eigentliche und allgemeine Thema der gesamten ökonomischen Entwicklung erledigt werden, anders als programmatisch? Das Programm aber steht in ausgesprochenem Gegensatze zur rein historischen Methode der Nationalökonomie: »Es gibt keine andere Forschungsmethode, womit man der komplizierten Verursachung der Verkehrsvorgänge nahekommen kann, als die isolierende Abstraktion und die logische Deduktion« (S. 77*); auch für die Erkenntnis der vergangenen Wirtschaftsperioden wird diese Methode der »klassischen Nationalökonomie« gefordert. Anwendung des Prinzips geschieht durch den zweiten und dritten Vortrag über »die gewerblichen Betriebssysteme in ihrer geschichtlichen Entwicklung« und über »Arbeitsteilung und soziale Klassenbildung«. Jene nimmt das Thema wieder auf, für dessen Auffassung Marx den Ton angegeben hat; an ihn schloß zuerst Thun sich an: die Entwicklung der Betriebsformen. Deren Morphologie wird durch Bücher um wichtige Züge bereichert; dabei zeigt der Verf. am Schlusse ein merkwürdiges Vertrauen in die dauernde Lebensfähigkeit des Handwerks; eine neuere, durch ihn hauptsächlich angeregte Enquête über die Lage des deutschen Handwerkes hat, wie wir seitdem vernommen haben, diesem Vertrauen nicht eben reichliche Nahrung gegeben. Auch der soziologisch eminent wichtige Gegenstand des dritten Vortrages enthält neue und fruchtbare Gesichtspunkte. Die Abhandlung ist ganz philosophisch, ein durchdringender Versuch analytischer Klassifikation. Produktionsteilung, Arbeitszerlegung, Berufsteilung, Berufsbildung, Arbeitsverschiebung werden als Typen der Arbeitsteilung entwickelt; die Erörterung ihrer Wirkungen führt auf die Vererbung und läuft in eine interessante Polemik gegen Schmollers Ansichten über deren soziale Bedeutung aus; in der Art, wie dieser Gelehrte die Abhängigkeit des Ranges und Besitzes von der sozialen Differenzierung hervorgehoben hat, wird eine Philosophie der *beati possidentes* gefunden und kritisiert. Schmoller hat sich (in seinem Jahrb., XVII, S. 1289 ff.) eingehend dagegen

verwahrt, aber daran festgehalten, die höheren Klassen seien »*in summa*« doch die höheren, weil sie Höheres zu leisten vermögen, und dies Vermögen sei ihnen nicht bloß als isolierten Individuen, sondern als Gliedern vererblicher Kausalketten eigen; er habe nur mit aller Energie Front machen wollen gegen die kindliche Vorstellung des 18. Jahrhunderts, daß alle Menschen von Natur gleich seien und trotzdem durch ein häßliches ungerechtes Schicksal in so verschiedene Lage kämen. Wir können hier zwischen Bücher und Schmoller weder vermitteln noch entscheiden; wenn aber Schmoller den letzten Worten hinzufügt: »Das ist die Anschauung von Marx und dem ganzen Sozialismus«, so dürfte darin schwerlich eine richtige Auffassung dieser Theoreme enthalten sein. Und gegen diese die bestehende Verteilung von Besitz und Ehren aus dem moralischen Werte von Familien- und Klassen-Eigenschaften abzuleiten, das scheint auch Schmoller nicht unternehmen zu wollen.

II.

Die Probleme, die mit der Arbeitsteilung verknüpft sind, führen uns auf das Buch eines Franzosen:

Durkheim, Émile, *De la division du travail social.* Paris 1893.

Wegen ausführlicher Angaben über den Inhalt dieses Werkes verweise ich auf die Anzeigen von Schmoller (Jahrb. XVIII, 286 ff.) und Barth (Vierteljahrsschrift f. wiss. Philos. 1895, S. 101 ff.). Herr Durkheim hat vor einigen Jahren in bezug auf meine Theorien geschrieben (Revue philos. XXVII, p. 421): »Mit dem Autor glaube ich, daß es zwei Arten von sozialen Gebilden gibt, und die Worte, die er, um sie zu bezeichnen, gebraucht, zeigen recht gut deren Wesen an; es ist schade, daß sie unübersetzbar sind. Gleich ihm nehme ich an, daß die *Gemeinschaft* das primäre Faktum und die *Gesellschaft* das Derivat ist. Endlich nehme ich in ihren allgemeinen Zügen die Analyse und die Beschreibung an, die er uns gibt von der Gemeinschaft.« Des weiteren wird gegen meinen (nicht gut verstandenen) Begriff der Gesellschaft eingewandt: »Zwischen den beiden Arten des Seins (organischer und mechanischer) ist ein solcher Mangel an Kontinuität, daß man nicht begreift, wie sie Teile einer und derselben Entwicklung sollten ausmachen können.« Es muß mich daher überraschen, wenn ich in diesem Buche allerdings jener Unterscheidung primitiver und derivativer »Solidarität« begegne, von denen die eine auf ähnlicher Denkungsart oder auf gemeinsamen Ideen und Tendenzen (p. 138), die andere auf den Differenzen der Individuen und folglicher Teilung der Arbeit beruhe; und wenn nun die erste mechanisch genannt wird, weil die Individuen

darin wie Moleküle in einem unorganischen Körper sich verhalten sollen, die andere organisch wegen der markierten Individualisierung der Teile, nach Art der Organe in einem höheren animalischen Wesen (p. 140). Wenn dazu Barth bemerkt (a. a. O., S. 105), daß ich dies Verhältnis gerade umgekehrt darstelle, ich halte die primitiven sozialen Gebilde für Organismen, die späteren ausgewachsenen Formen für Mechanismen, so kann ich diese Darstellung doch nicht als ganz richtig anerkennen. Ich habe an die möglichen Arten des bejahenden Verhaltens der Menschen zueinander, daher des einzelnen zur sozialen Einheit gedacht; meine Typen sind: die Einheit wird als Zweck, d. i. als natürliches Ganzes empfunden und gedacht — sie wird als Mittel zu eigenen Zwecken und folglich als ein gemachtes Werkzeug empfunden und gedacht. Ich verstehe beide Arten von Gebilden in einem Sinne, der ganz und gar verschieden ist von dem bei Durkheim, Barth und allen mir bekannten Soziologen allein vorgestellten: ich verstehe sie zu allererst nach ihrem (in der alten Kunstsprache *esse objectivum* und zeichne die daraus fließende, progressive Rationalisierung und Veräußerlichung dieser Verhältnisse, die in den Konzeptionen der universellen Gesellschaft und des universellen Staates ihren Gipfel erreicht. Gegen die Theorie, daß das *esse formale* des sozialen Lebens oder der »Gesellschaft« »organisch« sei, ist diese meine Lehre ihrem Wesen nach indifferent. Daß sich die Wechselwirkungen in der entwickelten Volkswirtschaft mit organischen Wechselwirkungen vergleichen lassen, habe ich niemals in Zweifel gezogen; daß regierende und andere tätige Körperschaften oder Individuen sowohl in einer großen Nation wie in einer Dorf- oder Stadtgemeinde sich zu ihrem Ganzen wie Organe zu einem Organismus verhalten, wird in keiner Weise durch meine Begriffe ausgeschlossen. Aber die Darstellung, in der Hr. Durkheim die sozialen Typen und ihre Verhältnisse zueinander erscheinen läßt, kann ich für mich sehr wenig belehrend finden. Mit der Teilung der Arbeit verfährt er scholastisch und ohne jene kritische Analyse, die bei Bücher zu rühmen war. Übrigens habe ich über die auch von diesem nicht betrachtete Kehrseite der ganzen Entwicklung mehrmals mich ausgesprochen. Der eigentliche Gegenstand des Durkheimschen Werkes ist der moralische Wert der Teilung der Arbeit; er meint, daß die öffentliche Meinung mehr und mehr dahin fortgehe, sie zur Pflicht zu machen; und indem sie so zur positiven und geltenden Moral gehöre, entfalte sie ihren wirklichen (natürlichen) moralischen Wert; der Verf. verteidigt sie gegen den Vorwurf, daß sie die Persönlichkeit vermindere. Die ganze Soziologie Durkheims ist eine Modifikation der Spencerschen; in der Art, wie diese kritisiert wird, wie auch in mehreren

anderen Ausführungen, finde ich manche Gedanken, mit denen ich übereinstimme. — In manchen Punkten berühren sich mit Durkheims Lehrmeinungen die beiden Schriften eines Russen:

I. Novicow, J., *Les luttes entre sociétés humaines.* Paris 1893.

II. — — *Les gaspillages des sociétés modernes. Contribution à l'étude de la question soziale.* Paris 1894.

Beide zeichnen durch eine gewisse Munterkeit und Liebenswürdigkeit sich aus; mit strengeren Erörterungen sind Plaudereien vermischt von leichterer Art, doch mit sachlichem Ernste. Von allgemeinen Betrachtungen über Kampf, Bündnis, Vereinigung ausgehend, unterscheidet der Verf. in (I) als Arten des Kampfes zwischen »menschlichen Gesellschaften«: 1. den physiologischen, 2. den ökonomischen, 3. den politischen, 4. den intellektuellen Kampf; die Folge bezeichnet eine Stufenleiter der Vermenschlichung; jede höhere Art erfordert eine größere Ausgabe von mentaler Kraft; sie bewirken eine immer mehr beschleunigte Anpassung an die kosmische Umgebung (B. 2. Ch. 1), von der die Anpassung an das soziale Milieu einen wesentlichen Teil ausmacht. Drei Faktoren konstituieren bestimmte Beziehungen zwischen den Menschen: die Furcht, das Interesse, die Zuneigung; von diesen ist die Zuneigung oder Sympathie die mächtigste, denn der moralische Genuß ist der größte für den Menschen (S. 117). Das Unheil der Menschheit ist, daß die Art des Kampfes, die am raschesten zum Ziele führt, nicht als solche erkannt wird, daß man veraltete Methoden befolgt, die sehr langsam weiterbringen. Dies im einzelnen nachzuweisen, ist die eigentliche Absicht des Buches; es ist vom freiesten, tätigsten Geiste der Aufklärung ganz erfüllt. Gegen den Sozialismus wird das alte Rezept verordnet: es muß mehr produziert werden, und damit dies geschehe, müssen die unproduktiven Verschwendungen aufhören. In diesem Sinne richtet sich die scharfe Kritik des Verfassers hauptsächlich gegen den Krieg und also gegen die Regierungen. Sonderlich ist er auch beflissen, die Nichtigkeit und Zweckwidrigkeit aller Zwangsmaßregeln in geistigen Kämpfen darzutun. Verbot und Verfolgung fördern oft die Propaganda im Gegensinne, jedenfalls sind sie sehr langsam und irrationell wirkende Mittel für eine Sache, die hingegen durch freie und geistige Mittel am raschesten und sichersten befördert, durch Nachahmung am besten verteidigt wird (S. 302). Der Staat soll sich auf Gerechtigkeit, als Schutz von Personen und Eigentum, als auf seine einzige Aufgabe beschränken. Unter diesen Gesichtspunkten wird in einem interessanten, auch mit demographischen Argumenten arbeitenden Kapitel das Wachstum und die Abnahme der Völker betrachtet; der konservative Geist,

als Trägheit und Unfähigkeit der Anpassung, ist dem Verf. die wahre Ursache des Verfalles und Absterbens der Kulturen. Freilich gesteht er, daß die Soziologie in ihrem gegenwärtigen Zustande noch unfähig sei, die Quantität der Bewegung zu bestimmen, die das soziale Leben fördere und erhalte (S. 402). Die Arten des sozialen Kampfes werden in einem großen Tableau übersichtlich dargestellt, dem sich ein Kapitel anschließt, das die gesamte Ansicht rekapituliert. Das vierte Buch handelt sub tit. »*Alliance*« zuerst von Sicherheiten nach innen und nach außen und von Gerechtigkeit. Schon früher ist ausgeführt, es handle sich bei aller Anpassung um Unterdrückung von Raum und Zeit; diese Unterdrückung ist im ökonomischen Gebiete Ersparnis; die vollkommenste Ersparnis geschieht durch Sicherheit; Sicherheit heißt, den Kampf auf das mentale Gebiet übertragen und einschränken, das aber ist Gerechtigkeit, diese mithin eine Erscheinungsform des allgemeinen Gesetzes vom Gleichgewicht der Kräfte (S. 531). Es ist aber ferner das Interesse jedes (kollektiven wie individuellen) Organismus, nicht allein so vollkommen als möglich zu werden, sondern auch die andern so vollkommen als möglich zu machen. An diese Sätze schließt sich eine starke Kritik des nationalen Exklusivismus, und gemäß der durchgehenden Anwendung auf die gegebenen Zustände, Plaidoyer und Prognose für eine Frieden verbürgende europäische Völkergemeinschaft. Das fünfte Buch behandelt in gleichem Geiste »Die Irrtümer der modernen Politik«, geißelt die unwahrhaftige Wichtigtuerei der Diplomatie, um im letzten Kapitel »Die Wissenschaft und die Zukunft« einen weiten Ausblick zu eröffnen. »An die Gebäude der gesetzgebenden Körperschaften sollte man die Inschrift heften: ‚Keiner, der nicht Soziologe ist, darf hier eintreten'« (S. 713). Der europäische Bund, das ist das Programm (S. 717). Die Aristokratie müßte an der Spitze des Fortschrittes stehen, in Wirklichkeit vertreten ihn am entschiedensten die arbeitenden Klassen. Ehre dem Programm der deutschen Sozialisten; dieses Programm hat absolut nichts Utopisches (S. 735 — die politischen Forderungen sind gemeint). »Eine ungeheure Propaganda muß organisiert, es muß mit unermüdlichem Eifer gearbeitet werden, die Lehren der Sozialwissenschaft auszubreiten« (S. 745). — Das zweite Werk enthält die ausgeführten Anwendungen auf das ökonomische Gebiet, insonderheit des Grundgedankens, daß, um den Reichtum zu erhöhen, nichts als Ersparnisse an Zeit notwendig seien — jedes Privileg verlangsamt den ökonomischen Fortschritt, jede Ungerechtigkeit ist eine Vergeudung (S. 52). Der Reichtum wird noch verwechselt mit dem Golde (B. 1), mit dem Privateigentum (B. 2), durch eine falsche Weltanschauung gehemmt (B. 3). Die Wahrheiten und die Irrtümer des Sozialismus erfahren detaillierte Beurteilung, das kapita-

listische System Rechtfertigung (Ch. XXII u. XXIII). Das wahre Übel, nämlich die Vorherrschaft des Parasitismus über die Symbiose, sei von diesem System unabhängig. Der europäische Staatenbund sei das einzige Heilmittel gegen Elend und Anarchie. Man sieht, die Schriften sind ganz und gar im Geiste des Adam Smith und der radikalen Manchesterschule gehalten. Es ist von besonderem Interesse, von einem russischen Universitätsgelehrten diese kräftige Stimme zu vernehmen. Seine Schlußfolgerungen sind, wie bei dieser Richtung nicht unerhört, etwas zu hurtig, seiner Systematik hat der Autor zu großen Einfluß auf seine Behauptungen über Tatsachen gewährt. Es ist Natur-Philosophie, Biologie, Psychologie, Erkenntnistheorie in die soziologischen Theorien hineingewoben, alles in Darwinschen und Spencerschen Kategorien, deren Fruchtbarkeit der Autor kühn bewährt. Jedoch bleibt seine Erklärung historischer Begebenheiten oft an der Oberfläche der Erscheinungen, seine Auffassung der ökonomischen Revolution und der kommerciellen Gesellschaft ist höchst einseitig, ein überschwänglicher Philoneismus und ausschweifende Zukunftschwärmereien blühen hier jung und frisch auf ihrer alten Basis, die noch von keiner kommunistischen Kritik sich hat unterwühlen lassen. Die Schriften machen aber den Eindruck großer innerer Wahrhaftigkeit und sind im reinsten humanen Geiste gehalten, sie machen eine so fesselnde als anregende Lektüre, ungeachtet vieler Wiederholungen und lässiger Breite.

Prof. Novicow ist einer der Begründer des »Internationalen Instituts für Soziologie«; der General-Sekretär des Instituts, René Worms, gab seit Beginn des Jahres (1893) die *Revue internationale de Sociologie* heraus. Die beiden ersten Jahrgänge dieser Zeitschrift (Paris) werden billigen Erwartungen gerecht. Der Herausgeber selbst hat eine Reihe von systematisch grundlegenden und methodologischen Artikeln beigesteuert, die auf wissenschaftlichem Boden stehen, ohne den philosophischen Charakter der Soziologie zu verleugnen. Unter den Mitarbeitern finden wir, außer höchst achtungswerten Mitgliedern der Pariser *Faculté du droit,* neben den beiden russischen Gelehrten, deren Werke hier angezeigt worden sind, Bertillon, Espinas, von Lilienfeld, Sir John Lubbock, und von Deutschen Richard Hildebrand und Georg Simmel. Unter dem Titel »*Mouvement social*« werden Chroniken aller Länder, teils über die Entwicklungen des Jahrhunderts, teils über die Begebenheiten der letzten Jahre, mitgeteilt, zumeist von Einheimischen der einzelnen Länder verfaßt; die Art dieser nützlichen Übersichten vervollkommnet sich sichtlich. Der Umfang des zweiten Bandes der Zeitschrift ist schon um mehr als 60% gegen den ersten angewachsen. Das Institut hat im

Oktober 1894 unter Vorsitz Sir John Lubbocks seinen ersten Kongreß abgehalten, der einen günstigen Verlauf nahm; ich freue mich, daß ich — als einziger Deutscher — ihm beigewohnt habe. Die Begeisterung und Pflege, deren die Soziologie in Frankreich teilhaftig wird, ist des Andenkens eines St. Simon, eines Comte und anderer leitender Ingenien würdig. Zeugnis dessen gibt auch das Buch:

Izoulet, Jean, *La Cité moderne. Metaphysique de la sociologie.* Paris 1894.

Den Mittelpunkt dieses sehr umfangreichen Werkes bildet, was der Verf. seine »bio-soziale Hypothese« nennt: die Betrachtung, daß Natur wie Kultur auf Assoziation beruhe, und daß es nur die zwei entscheidenden Entwicklungen in der gesamten organischen Welt gebe: vom Protozoon zum Metazoon und von diesem zum Hyperzoon (dem Aggregat der Aggregate) oder, was dasselbe sagen soll: vom Protisten zum Tiere, zur Gemeinde (*cité*). Aber die Gemeinde der Menschheit sei noch nicht konstituiert, ihr Kopf nicht fertig, die Natur habe bisher nur schwache Versuche dazu machen können. Die menschliche Vernunft aber sei durch Verbindung von Menschen ebenso bedingt, wie die tierische Empfindung durch Verbindung von Zellen; die Psychologie also müsse aus zwei Strömen sich nähren: aus Biologie und aus Soziologie. Normaler Inhalt der Vernunft ist die Gemeinde selber, ihre Mutter: vernünftig, wer seine Stellung im Zusammenhange des ganzen sozialen Lebens erkennt. Wissenschaft erhebt sich von Aufmerksamkeit zu Begriffen und zwar vom Begriffe des Typus zu dem des Gesetzes, von dem der Verwandlung zu dem der Entwicklung. Es gibt einen sozialen, einen wissenschaftlichen, einen industriellen und über diesen dreien einen idealen Sinn in drei Gestaltungen; als ästhetisches, kontemplatives und als religiöses Denken. Dem Übergange vom Instinkte zur Vernunft entsprechen die Übergänge von Begierde zum Streben, von Empfindung zum Gefühl, vom Vergnügen zum Glück, vom Antriebe zur Freiheit. Überall sind wir erst in den Anfängen des wahrhaft Menschlichen. Als eine schwere Synthese bildet sich das menschliche Ich, und auf ihm, wie es durch die Evolution der Gemeinde bedingt wird, beruht die Moral, vor allem die Gerechtigkeit. Ethischen und pädagogischen Folgerungen ist ein großer Teil des Buches gewidmet. Gerechtigkeit wird als das eigentlich soziale Gesetz dargestellt, persönliche Moral ist das Streben nach der vollkommenen Gemeinde. Der rechte »Staat« das ist die *Élite*, Versammlung von Künstlern und Gelehrten das natürliche Organ der Leitung. Nach erlauchten Vorbildern wird auf dieser Basis auch eine spirituelle Gewalt, neben der säkularen, rekonstruiert. Das Buch ist in Methode und Gesinnung den

Novikowschen Schriften verwandt, aber den sozialistischen Ideen auch in bezug auf Produktionsweise und Privatrecht näher als jene. Durch und durch, gleich Hegel und Comte, auf Synthese von Gegensätzen gerichtet, proklamiert es die »solidarische Freiheit« und »freiheitliche Solidarität«. Dieser Geist allein könne Europa vom Verderben erretten. Genauere Analyse der sozialen Evolution darf man in dem Werke nicht suchen; es ist ganz und gar konstruktiver Idealismus, aber dieser von einem großen Wurfe, nicht ohne Geist und Empfindung. Ich bin für die Eindrücke dankbar, die ich daraus gewonnen habe, wenn ich gleich sagen muß, daß ich es wissenschaftlich nur als einen *Essai* betrachten kann. — Abkühlend auf die Glut der Reformgedanken kann uns die vorliegende englische Schrift wirken:

McClelland, James, *Social Science and Social Schemes*. London 1894.

Der Verfasser hält es für unvermeidlich, Lehren zu verkünden, die hartherzig und unsympathisch erscheinen müßten, aber es seien Schlußfolgerungen aus sicheren Tatsachen. Die Polemik ist gegen alle Sozialreformer, besonders aber gegen Henry George gerichtet. Seine Argumente für die bestehende Wirtschafts- und Rechtsordnung enthalten indessen wenig Neues und gipfeln in dem Satze, daß die Schichten der Gesellschaft bestimmt werden durch die Qualitäten derer, die sie bilden; Konkurrenz gibt den Arbeitern wieder in billigen Zeiten, was sie ihnen nimmt durch Verbilligung ihrer Arbeit, außerdem schärft sie den Intellekt usw. usw.

Diese Apologetik führt uns, gleich mehreren früheren Erörterungen, mitten hinein in das Problem der Arbeiterbewegungen und des Klassenkampfes. In diesem Gebiete ist auf deutschem Boden seit dem Jahre 1890 neues Leben. Dies ist auch der höheren Literatur zugute gekommen, die auf philosophisch-soziologische Bedeutung Anspruch hat. Ich nenne hier an erster Stelle die Erneuerung der noch immer wirkungsreichen Schrift von F. A. Lange, mit gleichem Titel: *Die Arbeiterfrage* von Dr. Heinrich Herkner, Berlin 1894, ein gehaltvolles Buch von weitem Horizonte; ohne daß ich Methode und Begriffe in jeder Hinsicht gutheiße, möchte ich auf den zweiten Teil: »Soziale Theorie und Kritik« besonders aufmerksam machen, wo im ersten Kapitel »Die Arbeiterfrage vom sittlichen Standpunkte«, im zweiten »Der Liberalismus«, im dritten »Der Kommunismus« in anregender Weise abgehandelt wird. Als durch viele Einzelheiten interessant nenne ich auch Dr. Rudolf Meyer, *Der Kapitalismus fin de siècle*, Wien-Leipzig 1894. Der Verfasser will als Konservativer gelten, er vertritt die Ansichten des Rodbertus, dem er persönlich nahe gestanden hat, er hält eine Neuorganisierung der

europäischen Gesellschaft nur durch eine der beiden Kulturmächte, die katholische Kirche oder die Sozialdemokratie, für möglich. Seine Kritik der ökonomischen Zustände wird durch Kenntnis der europäischen und überseeischen Landwirtschaft in manchen Zügen originell. Eine verwandte Richtung bekundet: *Weder Kommunismus noch Kapitalismus, ein Vorschlag zur Lösung der europäischen Frage* von Karl Jentsch, Leipzig 1893. Das Buch ist aus einer Kritik des dem Vorjahre angehörenden Werkes von Julius Wolf hervorgewachsen. Der Verfasser, reich an Kenntnissen und an Witz, zeichnet sich durch Unbefangenheit aus. Obgleich manche Ausführungen nur journalistisch leicht sind, so geht doch eine ernste und tiefe Weltanschauung durch alle hindurch; ihr Ziel wird bezeichnet durch den Schlußsatz: »Eine Sorge erleidet gar keinen Aufschub: die Sorge um Brot oder, was das nämliche ist, um Land.“ Von selbständigem theoretischem Werte ist *The Evolution of modern capitalism. A study of machine production.* By John A. Hobson. London 1894. Der Verfasser hat einen Brennpunkt gesucht, in dem er die Strahlen, die von weiten philosophischen Abhandlungen der sozialen Entwicklung und solche, die von besonderen Forschungen über moderne Maschinen-Industrie ausgehen, sammeln will. Seine Ergebnisse kommen mit denen, die Marx gewonnen hat, im wesentlichen zusammen. Das Schluß-Kapitel »Civilisation und industrieller Fortschritt« eröffnet eine große Perspektive; der Verfasser ist — gleich den Marxisten — so glücklich, was er fordert und hofft, in der Entwicklung angelegt zu sehen: er sieht es in entscheidender Arbeitsteilung zwischen Maschinerie und Hand, Fabrikwerk und Kunst, im »Qualitativwerden« des Lebens selber, durch Individualisierung des Geschmacks, endlich in der Wiederherstellung organischer Beziehungen zwischen Produktion und Konsumtion.

Mit der »Arbeiterfrage« steht die »Frauenfrage« in engen äußeren und inneren Zusammenhängen. Auch über diese haben wir ein nützliches Buch zu signalisieren:

Bridel, Louis, *Le droit des femmes et le mariage. Études critiques de législation comparée.* Paris 1893.

Der Genfer Professor gibt eine Übersicht über die Systeme des Eherechtes, wie sie in Europa vertreten sind. Er hält eine Reform für dringend geboten, vorzüglich in Frankreich, dessen Gesetzgebung in diesem Stücke am meisten zurückgeblieben sei, und in den meisten Kantonen der Schweiz. Seine Forderungen gehen auf größere Freiheit, auf erweiterte Rechte der Frau; getrennte Güter und gesichertes Recht der Frau auf das Produkt ihrer Arbeit sollen gesetzliche Norm bilden, dabei ein Pflichtteil des überlebenden Gatten im Erbrecht. Die Worte

»väterliche Gewalt« sollen überall durch »elterliche Gewalt« ersetzt, die Vormundschaft der Mütter und die Rechte der Frauen auf Vormundschaft überhaupt gesichert werden. Beides ist in unserem deutschen BGB. geschehen, ebenso wie ein bedeutendes Pflichtteil-Recht sich darin findet. Überhaupt macht der Verfasser die gemäßigte Kritik des praktischen Juristen geltend.

Alle Betrachtungen führen uns zurück auf die Philosophie der Geschichte, deren tiefe Umbildung durch neue Erkenntnisse und neue Ideen wir beobachten. Jedoch fehlt es nicht an großen Werken, die noch gar nicht oder wenig berührt von soziologischen und sozialistischen Strömungen ihre eigenen Wege wandeln.

Steffensen, Karl, *Zur Philosophie der Geschichte.* Auszüge aus seinem handschriftlichen Nachlaß. Mit einem Vorwort von Prof. R. Eucken. Basel 1894.

»Das Buch ergreift durch die tiefe Wahrhaftigkeit und den gewaltigen Ernst der Gesinnung . . . es fesselt durch den Zauber seiner Darstellung«. So drückt der Verf. des Vorworts Empfindungen aus, denen ein andächtiger Leser sich nicht leicht entziehen wird, wenn er auch nicht zugeben möchte, daß das Buch einen »hervorragenden Wert habe wegen der gewaltigen Denkkraft und der großen Denkart, die es durchwaltet«. Der Philosoph Steffensen verharrt in einer, wenn auch tiefen und freien, theologischen Denkungsart. »Das eigentliche Geheimnis der Geschichte, das es gilt aufzuhellen und begreiflich zu machen, ist dieses: daß in ihr alles zufällig ist« . . . »Die ganze Geschichte ist wie ein Zufall, eine Sphäre des Zufalls« (S. 280 f.). . . . »Es fehlt uns noch ganz eine echt philosophische, metaphysische Theologie. Und es war ein ganz gesundes Streben unserer Philosophen seit Kant — eben nach einer philosophischen Theologie, Religionslehre zu streben und die Naturphilosophie dem Übernatürlichen unterzuordnen. Aber freilich es gelang nicht, da auch sie vom Naturalismus der neuen Jahrhunderte erfaßt wurden und die Geschichte naturalistisch auffaßten, sie der Natur als letzte Abteilung einordneten« (S. 334). »Der christliche Glaube besteht nicht in Idealgedanken, sondern im Erfassen einer idealen Wirklichkeit der Geschichte; aber diese muß in die Gegenwart hineinreichen« (S. 356) . . . »das ist die Wahrheit der alten katholischen Kirche« . . . »Sollte es ganz unmöglich sein, daß aus den Verfinsterungen unserer Tage eben dieses Verständnis endlich hervorbreche, und so die Unfehlbarkeit, so der Schrift wie der Priester dieser Tage und ihrer Theologien verschwinden, aber das Wachsen in alle Wahrheit als die Heiligkeit und Autorität der freien, forschenden, ringenden, kämpfenden Kirche

erkannt und geglaubt werde?« (S. 361). Offenbar ist gemeint: der »christlichen« Kirche. Aber da drängt doch die Frage sich auf: welcher? der orthodoxen oder der päpstlichen? oder der evangelisch-lutherischen? oder der anglikanischen? oder endlich einer fingierten universalen?! — »Sittliches Bewußtsein und Leben erfordert Wiedergeburt« (S. 377). Diese Sätze mögen von der spekulativen Gedankenrichtung dieser Aufzeichnungen eine Idee geben. Obgleich der Verfasser sehr ausdrücklich in die Geschichte sein Problem setzt und Geschichte und Metaphysik fast eines und dasselbe sein läßt, so möchte ich die Sammlung sinnreicher Betrachtungen doch lieber »Aphorismen über Religionsphilosophie« als mit dem Titel, wie geschehen, benennen.

Rocholl, R., *Die Philosophie der Geschichte.* Zweiter Band. Der positive Aufbau. Göttingen 1893.

Ein kühner und großer Versuch. Verfolgen wir die Einteilung. Drei Abteilungen. Zuerst zwei Abschnitte (von je 5 Kapiteln) über die Faktoren der Geschichte und über die Arbeit der Geschichte (Zweck, Gesetz, Bewegung, Entwicklung, Plan in der Geschichte). Die zweite Abteilung schildert: A. den ersten Völkerkreis: die turanisch-mongolische Schicht (Grundbau); B. den zweiten Völkerkreis: die Arier von Island bis Ceylon (Aufbau); C. den dritten: Rom. Hiernach beschreibt der vierte Abschnitt die »Zeiten-Mitte«; den »Schneidungspunkt der Linien morgenländischer und abendländischer Denkweise; den Mittler, der »den Höhepunkt in der Bewegung der Universalgeschichte« bildet (S. 265); sein Eintritt wird als logische Notwendigkeit begriffen, die physischen Gegebenheiten, in die er trat, verschärfen den Eindruck der Notwendigkeit, die ethische Seite wird darin gefunden, daß der Mittler alles sterbend in seinen Tod gezogen hat, um lebend alles in sein Leben zu ziehen« (S. 277). Der fünfte Abschnitt kehrt auf Rom zurück: Rom und die Kirche usw., der sechste auf die Arier und jene speziell auf die Germanen (»Deutsche Völker von Helgoland bis zum Atlas«), um von Bindung der deutschen Eigenart durch den römischen Gedanken, von Fürsten und Volksrecht, von Kirche und Staat, von Romantik und Morgenland zu handeln. Der siebente endlich stellt den dritten und weitesten Völkerkreis »einschließlich des Wiedereintritts der turanisch-mongolischen Schicht« in drei Stufen dar: 1. Mittelmeerkultur, 2. Ozeanische Kultur, 3. Pazifische und Universalkultur. Dies geht dann bis zu einem ethnologischen Abschluß der Erdgeschichte (Kap. 11) und einem kosmologischen Abschluß der Weltgeschichte (Kap. 12). Für beide — zusammenfallende — »Dämmerungen« ist die P a r u s i e die zu erwartende geistige Entscheidung. — Die dritte Abteilung endlich

soll Folgerungen ziehen zur Lösung des »Rätsels der Geschichte« und den »Ertrag der Geschichte« darstellen. »Die Idee, welche wir fanden, ist nicht eine beliebige, sondern die ewige, in sich notwendige. Und darum ists nicht eine Philosophie der Geschichte, was wir darbieten . . . es ist (trotz der Mängel in Beweisführung und Ausarbeitung) . . . wesentlich die Philosophie der Geschichte.« Zugeben darf man, daß es in den Grundgedanken die für protestantisch-christliche Ansichten allein mögliche sei. Etwas anderes, ob diese die allein möglichen sind. Wissenschaftlichen Wert können wir dem Werke nicht zugestehen. Aber anerkannt muß werden, daß mit großer Energie reichlicher Wissensstoff den Zwecken des Verfassers dienstbar gemacht worden ist. Eine so massenhafte Arbeit konnte nur aus redlicher Überzeugung entspringen und ernährt werden. Durch knappe Sätze, rasche Zusammenfassungen wird der Leser mit Kraft und Fröhlichkeit vorwärts gebracht. Dabei ist die Anschauung in vielen Stücken unbefangen. Von den sozialen Unterströmungen weiß der Verf. freilich nicht viel. Aber als ein Kompendium der »Weltgeschichte« im hergebrachten Sinne muß sein Buch allen, die seine Auffassung teilen, nützlich sein. — In entschiedenen Gegensatz zur »ehemaligen Philosophie der Geschichte« stellt sich

Greef, Guillaume de, *Les Lois sociologiques*. Paris 1893.

Über die Soziologie de Greefs habe ich früher (S. 157—172) ausführlich berichtet. Das vorliegende kleine Buch enthält nur einen Auszug daraus. Jedoch geht es über die früheren Mitteilungen hinaus durch das Schlußkapitel, das eine neue Theorie des Fortschritts und des Verfalles der Kulturen geben will. Die Skizze (der eine Ausführung in den folgenden Bänden der »Einleitung« folgen soll), besteht in Anwendung Spencer scher Begriffe und, nach Indikationen, die Claude Bernard für die Biologie, Ribot für Psychologie entlehnt werden, der bekannten Regel, daß die jüngsten Erwerbungen am frühesten verlorengehen und also Schwinden von Funktionen und Organen im umgekehrten Verhältnis zu ihrem Alter stehe. An dieser Regel soll sich die Klassifikation der sozialen Lebenserscheinungen bewähren, die der Verf. vorgeschlagen hat. Übrigens scheint er den modernen Gesellschaften vielmehr eine »unbestimmte Langlebigkeit« als einen natürlichen Tod vorhersagen zu wollen (S. 181). Auch gesteht er (das.) den sozialen Einheiten als bewußten das »Vermögen« zu »innerhalb natürlicher Grenzen »spontan« den Kurs ihrer Existenz abzukürzen oder zu verlängern.«

Die Philosophie der Geschichte, wie de Greef sie denkt, ist, von der letzten Wendung etwa abgesehen, nicht verschieden von der

sonst »materialistisch« genannten; auf diese wird unser Interesse von vielen Seiten her immer aufs neue hingewiesen. Wie sehr ihr die vorherrschende Denkungsart im politischen Gebiete entgegenkommt, dafür kann man ein äußeres Zeugnis auch in dem von 1890—94 erschienenen »*Handwörterbuch der Staatswissenschaften*, herausgegeben von den Proff. Conrad, Elster, Lexis, Löning« erblicken (Jena, Gustav Fischer). Denn diese Enzyklopädie ist planmäßig darauf angelegt — die eigentlichen Staatswissenschaften auszuschließen. Das Vorwort sucht dies in einer Weise zu begründen, die uns die in jenen wissenschaftlichen Kreisen rezipierte Art, mit Begriffen umzugehen, in keinem günstigen Lichte zeigt. Die Herausgeber meinen, u. a. »auch darauf sich berufen zu können, daß bei der Bezeichnung der Lehrstühle der Wirtschaftswissenschaften in der neueren Zeit der Ausdruck Staatswissenschaften auch amtlich in dem in Rede stehenden Sinne angenommen worden ist.« *Abusus non tollit usum*, sagte man ehemals. — Von seinem Namen abzusehen, so ist das Handwörterbuch für die Darstellung gegenwärtiger und zum Teil auch vergangener ökonomischer Zustände und Rechte eine Leistung wissenschaftlicher Kooperation, die nicht ihresgleichen hat; man darf es getrost »unentbehrlich« nennen. Philosophie und Soziologie muß man freilich nicht darin suchen. Jene ist etwa durch 2½ Spalten über Aristoteles und 4 Spalten über Plato, ebenso viele über Herbert Spencer vertreten; doch sind auch Macchiavell, Harrington, Montesquieu u. a. behandelt; aber von Lipsius, Gentilis, de Groot, Hobbes, Spinoza, Leibniz, Mandeville, Ferguson, um nur einige bekannte Namen zu nennen, die auch für »Staatswissenschaften« in dem neuen und amtlichen Sinne Bedeutung haben, meldet das Handwörterbuch nichts. Man würde für die Lücken eher Nachsicht haben, wenn nicht mit so großer Sorgfalt jeder lebende deutsche ordentliche Professor der Staatswissenschaften (oft gar sehr im neueren und amtlichen Sinne!) in Lebens- und Literaturgeschichte dargestellt wäre. Die theoretische Soziologie ist durch einen Artikel über »Gesellschaft« und einen über »Individualismus« repräsentiert. — Hier werde auch des noch forterscheinenden »*Staats-Lexikon, herausgegeben im Auftrage der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaften im katholischen Deutschland*, von Dr. Adolf Bruder« (Freiburg i. Br., Herder 1889 ff., Bd. 3, 1894) mit Ehren gedacht. Als ein Gegenstück, das zwar in bezug auf das Spezialgebiet des Handwörterbuchs nicht mit diesem vergleichbar ist, dafür aber die Gesamtheit der wirklichen Staatswissenschaften umfaßt, hat es zugleich den Vorzug, eine historisch höchst bedeutende Welt- und Lebens-

anschauung geschlossen durchzuführen. — Ich wollte darauf hinweisen, daß das enorme Übergewicht der ökonomischen Erforschung des (historischen und aktuellen) sozialen Lebens im Charakter des Handwörterbuchs sich ausprägt. Jene Marxische Lehre hat die darin implizierte Ansicht nur ins System gebracht. Sie wird, und mit ihr die Soziologie überhaupt, in der Wochenschrift »Neue Zeit« durch teilweis bedeutende Aufsätze (so von F. Engels mehrere in den Berichtsjahrgängen, ferner von dem hier schon genannten H. Cunow über »Soziologie, Ethnologie und materialistische Geschichtsauffassung«, XII, 44 u. 45) vertreten; ein ständiger Mitarbeiter dieses Journals, F. Mehring, hat ihr in einem besonderen Werke, das in unser erstes Berichtsjahr fällt (Die Lessing-Legende. Eine Rettung. Stuttgart, Dietz, 1893), Anwendung auf die neuere Literaturgeschichte gegeben, welche Anwendung durch die Tainesche Schule vorbereitet ist. Er will beweisen, daß unsere klassische Literatur, und Lessing als ihr Vorkämpfer und gewissermaßen Märtyrer, den Emanzipationskampf des deutschen Bürgertums gegen Fürsten und Adel ideell reflektiere — ein Gedanke, den ich für durchaus richtig halte; wie weit er neu, wie diese Darstellung im einzelnen zu verstehen, ob der Verf. sie richtig gedeutet habe, will ich nicht beurteilen; aber das Buch ist geistreich und fesselnd. Ein Anhang ist willkommen als Beitrag zum »historischen Materialismus«, bringt zu dessen Geschichte einige wichtige Dokumente und enthält außerdem eine leider gehässige Polemik gegen die Schrift von Paul Barth über Hegel und Marx; eine Schrift, die gleichzeitig ich selber in einem Essay behandelt und geprüft habe (»Archiv für Geschichte der Philosophie«, Bd. VII, H. 4). Auf meine Kritik hat der Verf. im gleichen Archiv, Bd. VIII, H. 2 u. 3 sehr ausführlich geantwortet. Ich kann jetzt dazu nur sagen, daß neuerdings bekannt gewordene Äußerungen von Engels meine Auffassungen zum Überflusse rechtfertigen, die Barth nicht widerlegt hat. Er meint u. a., daß das Bild einer großstädtischen Mietkaserne mit schablonenmäßiger Zimmereinteilung herauskomme, sei die Schuld von Marx, vielleicht auch der großstädtischen Umgebung, in der er sein »Kapital« geschrieben habe (S. 320). Diese Umgebung war London! Nach Marx' Tode (1881) sind in der Tat einige Mietkasernen in London entstanden. — Mit kritischer Würdigung hat auch das »Lehrbuch der historischen Methode« von E. Bernheim (Leipzig, Duncker & Humblot, 1894) sich an der ökonomischen Theorie versucht. Die Geschichtsphilosophie wird in einem Überblick vorgeführt (S. 522 ff.), der Zusammenhänge und Gegensätze dieser Ideen wenig erkennen läßt. Von jener Lehre heißt es dann (S. 540): unter schwerster Vergewaltigung der geschicht-

lichen Tatsachen werde eine einzige Seite menschlicher Betätigung, die materiell ökonomische, als der Faktor dargestellt, von dem als Grundursache die gesamte soziale Entwicklung bewirkt werde, derselbe grobe Denkfehler (liege darin), an dem der Materialismus überhaupt leide, indem er eine *conditio sine qua non*, die materielle Seite der Welt, als *causa efficiens* ansehe. Man sieht, die Sache streift ans Kriminelle. Ich stelle zur Vergleichung die schlichten Worte daneben, die Engels am Grabe von Marx gesprochen hat (bei Mehring, a. a. O., S. 434), wobei die etwaige Überschätzung dem Freunde zugute gehalten sei: »Marx entdeckte . . . die bisher unter ideologischen Überwucherungen verdeckte einfache Tatsache, daß die Menschen vor allen Dingen zuerst essen, trinken, wohnen und sich kleiden müssen, ehe sie Politik, Wissenschaft, Kunst, Religion usw. treiben können; daß also die Produktion der unmittelbaren materiellen Lebensmittel und damit die jedesmalige ökonomische Entwicklungsstufe eines Volkes oder eines Zeitabschnittes die Grundlage bildet, aus der sich die Staatseinrichtungen, die Rechtsanschauungen, die Kunst und selbst die religiösen Vorstellungen der betreffenden Menschen entwickelt haben, und aus der sie daher auch erklärt werden müssen — nicht, wie bisher geschehen, umgekehrt.« — Unabhängig von dieser Dogmatik, aber auch von Gegendogmatik, hat inzwischen ein lebender Historiker, K. Lamprecht, die Gesichtspunkte der ökonomischen Entwicklung seiner »Deutschen Geschichte« zugrunde gelegt, indem er die Fortschritte der Geldwirtschaft als eine dauernd, wenn auch in ungleichem Tempo, wirkende Ursache entscheidender politischer Veränderungen darstellt. Im Jahre 1893 erschien der dritte Band dieses Werkes. — Als letztes großes Werk nimmt uns noch ein rein theoretischer Versuch, jenen »Materialismus« in alle Wege der historischen Betrachtung durchzuführen, in Anspruch:

Loria, Achille, *Les bases économiques de la constitution sociale.* 2e éd. . . . Trad. de l'italien. sur le manuscr. original par A. Bouchard. Paris 1893.

Das Buch — seither auch ins Deutsche übersetzt — ist in drei Abschnitte eingeteilt, nacheinander die ökonomischen Grundlagen der Moral, des Rechtes und der politischen Verfassung behandelnd. Grundgedanken: es gibt zwei begrifflich entgegengesetzte soziale Formen: 1. die gemischte Assoziation, beruhend auf »Freiland«, darin wird das Produkt zu gleichen Teilen zwischen dem kapitalbesitzenden und dem kapitallosen Arbeiter geteilt; es ist die »Grenzform«, die einen normalen und absoluten Wert hat, aber historisch nur fragmentarisch und sporadisch vorkommt; 2. die Form des kapitalistischen Eigentums: gründet

sich auf Unterdrückung des freien Landes, Ausschluß der Masse vom Eigentum, zuerst mittelst Sklaverei oder Leibeigentum, sodann durch Reduktion des Arbeitslohns, endlich durch exklusive Aneignung des Grund und Bodens durch das Kapital. Weil diese zweite, die eigentliche historische Form, sich auf Gewalt und Verbrechen gründet, so kann sie nur durch zwei Arten von Prozessen sich erhalten: A. durch ökonomische Methoden, die Unterdrückung des freien Landes dauernd zu machen; 2. durch »konnektive« Institutionen, die das kapitalistische Eigentum gegen jede Reaktion von seiten der Enterbten sichern . . . die merkwürdigsten unter diesen Institutionen, eben Moral, Recht, politische Verfassung, bilden den Gegenstand des Werkes. Es soll darin gezeigt werden, daß sie bestimmt sind, den Egoismus der besitzenden Klassen zu disziplinieren, den Egoismus der arbeitenden Klassen zu bekämpfen oder zu fälschen, insbesondere diesen eine ökonomische Form annehmbar zu machen, die sie unterdrückt und sie, wenn sie ihr wirkliches Interesse erkennen würden, zur Empörung treiben würde. — Die erschreckende Krudität dieser Aufstellung kann zu ihrer Kritik genügen. Wenn in hingeworfenen Sätzen auch bei Marx zuweilen eine ebenso äußerliche Auffassung der historischen Zusammenhänge erscheinen mag, so war doch seine Meinung, wie mit Gewißheit behauptet werden darf, von diesem Mißbrauch einer Methode weit entfernt, die er als Leitfaden für induktiv-kritische Erforschung der wirklichen Zusammenhänge gedacht hatte. Loria versucht mit diesen Mitteln die Kulturgeschichte auf den Standpunkt der vulgären Aufklärung, die Religion aus Priestertrug, Recht aus Tyrannenwillkür generell ableitet, zurückzuschrauben. Denn so ist für ihn die ganze Ideenwelt dolose Erfindung der Kapitalisten, um ihr Eigentum zu sichern. Die Wahrheit der Tatsachen hat freilich so leuchtende Augen, daß man sie auch hinter dieser Vermummung wiedererkennen kann; daher sind manche Variationen des Themas glücklich und mit Gelehrsamkeit durchgeführt. Aber von entwicklungsgeschichtlichem Verständnis sind keine bedeutenden Spuren vorhanden. Das Ganze hat Charakter und Wert eines Plädoyers, weit mehr als einer Untersuchung; und da das Plädoyer sehr geschickt ist, so verbessert es gleichsam unversehens die These. Hier und da kommt die tiefere Erkenntnis eines Gegensatzes »organischer« und »kritischer« Perioden zum Durchbruch (z. B. S. 21). So findet auch in der Ausführung die notwendige Unterscheidung des wirklichen Kapitalismus sowohl von früheren Produktionsweisen, als von den verschiedenen Arten des Grundeigentums statt, während im Prinzip das alles konfundiert wird. Die Verkehrtheit des Buches nimmt überhaupt ab, je weiter es fortschreitet. Am gewaltsamsten ist die direkte Ableitung

der Moral aus Zwangsmaßregeln der Eigentümer und Machthaber. Der Autor fragt seine Kritiker, die ihm den Einfluß der Ideen und Glaubensmeinungen entgegenhalten, warum denn die Moral des Schwertes gerade in der antiken Gesellschaft überwiege, wo es notwendig war durch Gewalt oder Drohung mit Gewalt die vom Bodenbesitze Ausgeschlossenen in Schranken zu halten; während die Moral des Kreuzes in der Gesellschaft des »Mittelalters« überwiege, wo die Religion allein die Ergebung der enterbten Klasse bewirken konnte, die Moral der öffentlichen Meinung in der modernen Gesellschaft, wo diese Ergebenheit eben durch diese Herrschaft garantiert werde (S. 410). D a ß diese scheinbaren Perioden der Geschichte der Menschheit durch diese verschiedenen Moralen sich unterscheiden, nimmt er hier als zugestanden an; wenn man aber sich umsieht nach dem Abschnitte, der die ökonomischen Grundlagen der Moral an erster Stelle behandelt, so findet man nur dürftige Beweise, vielmehr nur eine ausführlichere Behauptung (S. 28 ff.). Was man als die Moral des Schwertes verstehen solle, wird nur dahin erklärt, daß sie die herrschende Klasse mit einem Apparat von Schrecken umgebe, daß sie den Kultus des Heroentums befördere u. dgl.; in Wahrheit ist aber gemeint und auch gesagt, daß Gewalt und Drohung mit Gewalt die Arbeiterklasse, d. h. hier die Sklaven, niederhalte, das ist also das Gegenteil der Moral; daß Sklaven ihre Herren mit Furcht, zuweilen auch mit Ehrfurcht betrachten, ist gewißlich keine ihnen aufgezwungene »Moral«, sondern eine psychologische Tatsache, die aus dem Verhältnisse sich unmittelbar ergibt; daß die Seigneurs diese Gefühle zu erhalten und zu fördern interessiert sind, hat ebensowenig mit der Moral zu tun. Auch nicht im Sinne des Verf.s, der als allgemeine Funktion der Moral bestimmt, das Verhalten der Eigentümer gegeneinander u n d gegen die Unterdrückten zu z ü g e l n (die Eigentümer werden dadurch angehalten, ihrem wirklichen Interesse gemäß sich zu verhalten, gegen den Antrieb ihres bewußten Egoismus) — besonders aber bestimmt, die Arbeiter über ihr wirkliches Interesse zu täuschen, ihren Egoismus irre zu führen, sie in Unterwürfigkeit zu erhalten. Diesen Zwecken insgesamt diene in bewundernswürdiger Weise »während der ganzen feudalen Epoche« die christliche Religion; sie also sei hier das Hauptmittel des moralischen Zwanges. In der Antike soll aber ebenso der »Terrorismus« wirken, nämlich auf die »freien Bürger«, indem er sie mit dem »Zorne der Menschen und Götter«, als Folge ihrer Exzesse oder ihrer Fehler bedrohe — der Zorn der Götter gehört aber zur Religion, und was als Zorn der Menschen zu verstehen sei, wird nicht anders angedeutet als durch eine Hinweisung auf die »theoretische« Moral; das Strafrecht ist nicht gemeint, denn es wird ja als Surrogat

der Moral besonders behandelt. Auch wird der antiken Religion für den Herrenstand eine bedeutende Wirkung zugeschrieben, der Schrecken bleibt nur für die Sklaven wesentlich, und da doch Schrecken keine Moral ist, so schiebt sich an einer Stelle (S. 33) »ein grandioses System moralischer Unterdrückung« dafür unter, das »den Erfolg hat, den Arbeiter glauben zu machen, daß er Sklave von Natur ist, daß seine Ketten durch eine unbesiegbare Macht geschmiedet sind und daß er vergebens ringen würde, sie zu zerbrechen«. Diese moralische Unterdrückung scheint aber, wenn die psychische nur stark genug ist, überflüssig; und wo der Verf. berichtet, daß unter den gleichen ökonomischen Bedingungen die gleiche Sache wiederkehre, da besteht die Sache darin, daß »in unseren eigenen Tagen wir Italiener, am roten Meere, blutdürstig, Frauenschänder usw. werden und an die Stelle der Moral der Liebe und des Mitleids, von der wir daheim Profession machen, eine Moral der Orgie, der Plünderung und des Blutbades aufrichten« (S. 36). Sind dies etwa Mittel des moralischen Zwanges? — Man sieht, daß hier eine ganz unklare Vorstellung rhetorisch verwertet wird, die nichts erklärt, am wenigsten sich selber. Sehr mangelhaft ist die ganze Einteilung der Kulturgeschichte in Sklavenarbeit, hörige Arbeit, freie Arbeit; falsch ist es, wenn das Verhältnis zwischen Herren und fremden, gekauften Sklaven auf eine Linie gesetzt wird mit dem zwischen einem freien seßhaften Volke und seinem Herrenstande oder mit dem rein kommerziellen Verhältnisse, das aus jenen beiden hervorgehen kann. — Bessere Ausführungen begegnen in dem Abschnitte über die Politik, wo für Schilderung des Kampfes der Einkommensarten hauptsächlich Erfahrungen der neueren Geschichte verarbeitet werden, zuweilen mit starken Mißverständnissen, wenn z. B. Verf. meint (S. 221), Bismarck habe die notwendige Feindschaft zwischen Boden- und Kapitalbesitzern sich zunutze gemacht, um mit Unterstützung der ersteren Gesetze durchzusetzen, wodurch die Expansion des Kapitals eingeschränkt und die Lage des arbeitenden Volkes verbessert werden sollte! Mit Vorsicht muß man auch andere Historien aufnehmen, aber im ganzen werden doch die richtigen Gesichtspunkte — wenn auch ohne tiefere Gesamtansicht — in interessante Konsequenzen geführt.

Zum Schlusse begegnen noch zwei kleinere Schriften in deutscher Sprache, die erste literaturhistorisch:

Busse, Kurt, Dr. phil., *Herbert Spencers Philosophie der Geschichte.* Ein Beitrag zur Lösung soziologischer Probleme. Leipzig, Fock, 1894. 114 S.

Nach einem flüchtigen Überblick über frühere Philosophie der Ge-

schichte wird Spencers Ansicht von der Möglichkeit einer solchen geprüft, sodann seine Bestimmung des Begriffs, seine Methode, und die Stellung in seinem Systeme der Wissenschaften erörtert. Das Hauptkapital betrachtet die »Ergebnisse«, und zwar: die Gesellschaft als Organismus; das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft; die Gesetze der Geschichte: a) Evolution und Dissolution, b) die Faktoren der geschichtlichen Entwicklung (Kampf ums Dasein, Überleben des Passendsten), c) den Fortschritt in der Geschichte. Der letzte Abschnitt (§ 8) zieht noch die metaphysische Grundlage heran; hier werden die Lehren gewürdigt, die an der Spitze dieses Berichtes als Spencers Religionsphilosophie erschienen. Die Analyse ist hier, wie im ganzen, sorgfältig und zeugt von guten Studien. Auffallend sind freilich manche Mängel, so die geringe Beachtung der gerade die Spencersche Ansicht der Geschichte durchziehenden Unterscheidung der auf Krieg von der auf Arbeit beruhenden Zivilisation. Im allgemeinen wird sonst der historischen Ansicht größere Wichtigkeit gegeben als ihr innewohnt. Die Stärke der Spencerschen Konstruktionen liegt in der Deutung der praeterhistorischen, d. i. archäologischen und ethnologischen Daten. Die Kritik lehnt vielfach an die Schrift Höffdings »Einleitung in die englische Philosophie« und an Simmels »Probleme der Geschichtsphilosophie« sich an. Sie faßt sich darin zusammen, es sei für eine Philosophie der Geschichte unerläßlich, in das Kantische »Reich der Zwecke« einzudringen. »Für jede betrachtete Periode wäre eine Theorie der Gemeinschaftsideale aufzustellen, ein Schema der zeitgenössischen Zukunftsvisionen, als der wahren *causae finales*, die das Handeln der führenden Geister wie der Massen bestimmen« (S. 109). Ganz gut; dann aber fragen wir: woher kommen diese Zukunftsvisionen und warum werden sie wirksam? —

Schilder, Sigmund, *Ueber die Bedeutung des Genies in der Geschichte.* Leipzig, Duncker & Humblot, 1894. 37 S.

Diese wichtige Frage konnte in einer so kleinen Monographie nicht erledigt werden. Sie soll den Streit zwischen der »Genie-Partei«, wie der Verf. sagt, und ihren Gegnern durch eine streng sachliche Kritik der Begriffe historische Notwendigkeit und historisches Gesetz, Gesetz, Geschichte und Genie einigermaßen schlichten. Das Ergebnis ist eine Rettung der strengen Gesetzmäßigkeit historischer, sozialer Verhältnisse gegen die falschen Folgerungen, welche die »Genie-Partei« aus ihren größtenteils richtigen Beobachtungen ziehe. — Die Schrift zeugt, wie die vorhergehende, von Fähigkeit und Hingebung für solche Untersuchungen.

3. Jahresbericht über Erscheinungen der Soziologie aus den Jahren 1895 und 1896.

I.

Mehrere Publikationen liegen vor uns, die auf Probleme der Vorgeschichte sozialer Institutionen sich beziehen, daher vorzugsweise die ethnologische Forschung und Kritik zugrunde legen. Diese bildet, der Natur der Sache nach, die Einleitung der empirischen Soziologie. Ich nenne vor allem ein umfassendes Lehrbuch, das aus diesem Gebiete die reifen Früchte darzubieten unternimmt.

Achelis, Th., *Moderne Völkerkunde, deren Entwicklung und Aufgaben.* Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft gemeinverständlich gestellt. Stuttgart 1896. VII u. 487 S.

Das Werk zerfällt in 3 Abschnitte, deren erster die Entwicklung der Völkerkunde, der andere Begriff und Aufgabe der Völkerkunde, der dritte die Völkerkunde in ihrem Verhältnis zu den anderen Wissenschaften behandelt. Auffallend ist die Ausdehnung des ersten: er umfaßt weit mehr als die Hälfte des Buches. An den Anfang wird Lafitau gesetzt — warum nicht Herodot oder doch Strabo? Das 2. Kapitel will die Völkerkunde als soziologische Wissenschaft zeichnen und hebt mit einer »allgemeinen philosophischen Orientierung« an; darin wird die Bedeutung des sozial-psychologischen Gesichtspunktes für das Verständnis des individuellen Bewußtseins hervorgehoben, unter Hinweis auf das von Steinthal und Lazarus entworfene Programm; die Vergleichung der Tatsachen, in die Sphäre des Allgemein-Menschlichen hinauszutragen, sei aber der modernen Soziologie vorbehalten gewesen und diese habe ihre Begründung durch Comte erfahren. So groß ich auch von Comtes Anregungen denke, so meine ich doch, daß hier die Erfindung des Namens irregeführt hat; denn was die Sache betrifft, so weiß ich nicht, ob nicht für das tiefere Verständnis der menschlichen Kultur-Entwicklung unsere Kantische und Nachkantische Philosophie stärkere Impulse als die »positive« hinterlassen habe; und jene gehören wiederum zusammen mit den Einflüssen Rousseaus, den der Verf. im 1. Kapitel unter II »Kulturgeschichtliche Bearbeitung« zwischen Montesquieu und Voltaire stellt, denen dann noch Condorcet und von neueren Klemm und Buckle angereiht werden; unter III folgt ein Stück »philosophische Perspektive«, als deren Vertreter Herder und Schiller etwas verlassen dastehen. So sind Philosophie der Geschichte und Soziologie weit auseinandergerissen und das Verhältnis der Völkerkunde zu beiden wird durch die

literargeschichtliche Aufzählung einzelner Namen nicht klargelegt. Überraschen muß bei dieser, daß weder unter den Soziologen noch unter den »eigentlichen Ethnologen« ein so genialer Forscher und Denker wie Morgan erwähnt wird, während bloße Kompilatoren im Hofstaat aufmarschieren. Trotz dieser erheblichen Mängel ist aber, was von und aus den dargestellten Autoren mitgeteilt wird, schätzenswert und gibt einen brauchbaren Leitfaden ab. Dies gilt aber noch mehr von dem »Zweiten Abschnitt«, der (leider durch die Breite des literarischen Teils in seinem Umfange eingeschränkt: S. 302—433) eine durch Knappheit und Urteil achtungswerte Darstellung der »physischen« und »psychischen« Grundzüge gegenwärtiger Wissenschaft vom sozialen Menschen enthält, wie sie in den bewährten Kenntnissen des Verfassers sich darstellt. In bezug auf die Ursprünge der Institutionen teilt der Verfasser im wesentlichen die rezipierten Vorstellungen, ohne sie dogmatisch fixieren zu wollen. Reichhaltig ist auch der letzte Abschnitt, der die Völkerkunde in ihrem Verhältnis zur Geographie, zur Anthropologie und Urgeschichte, zur Geschichtswissenschaft, zur Rechtswissenschaft, endlich zur Philosophie unter den drei Häuptern: Psychologie, Ethik, Erkenntnistheorie, abhandelt. Mit der hier vorausgesetzten Klassifikation der Wissenschaften kann ich mich freilich nicht einverstanden erklären und empfinde bei dieser Gelegenheit aufs neue, wie sehr es, trotz Spencer und Wundt, noch an einer solchen Klassifikation gebricht, die allgemeine Anerkennung gefunden hätte. Im einzelnen sind hier die vorliegenden Erörterungen gelehrt und verständig; die Grenzbestimmung zwischen Völkerkunde und Soziologie befriedigt mich aber nicht: warum »Mythologie und Religion, Kunst und Wissenschaft, Technik usw., kurz alles, wobei es auf eine psychologische Analyse ankommt, Objekt ethnologischer, nicht aber soziologischer Betrachtung« sei, kann ich nicht einsehen. —

Fortwährende Aufmerksamkeit ziehen die Anfänge der Ehe und Familie auf sich. Diskussion über Promiskuität, Gruppenehen, Matriarchat, Mutterfolge, Exogamie und Endogamie ist in lebhaftem Flusse. Zum großen Teile verläuft diese Diskussion in Zeitschriften, der Berichterstatter muß darauf verzichten, hier zu folgen; erwähnt werde nur, daß die schon ziemlich fest geronnenen Vorstellungen von ursprünglichem Mutterrecht, besonders mit zusammenhängender Gynäkokratie, vielseitiger und heftiger Kritik ausgesetzt werden. Dem Gegenstande in seiner Gesamtheit finden wir auch mehrere Bücher gewidmet.

Mucke, Joh. Richard, *Horde und Familie in ihrer urgeschichtlichen Entwicklung.* Eine neue Theorie auf statistischer Grundlage. Stuttgart 1895.

Der Grundgedanke dieser Schrift, daß der Wohnraum in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit »ein überaus schöpferisches Element« gewesen sei, soll auf »statistischer« Grundlage sich aufbauen, und darunter wird die Ausscheidung »der aprioren Erkenntnis, welche Beobachtungen anhaftet«, verstanden. Die Beobachtungen müsse man dem Prozeß der Induktion und Deduktion unterwerfen, d. h. es bedürfe sowohl der durch jene gefundenen Hypothesen, als der durch diese gewonnenen Analogien. Nach seiner Methode glaubt Verf. wahrscheinlich machen zu können, daß in Urzeiten eine natürliche Ordnung bestanden habe und daß diese die Horde war, das »Urbild aller späteren Genossenschaften«, eine auf Wohnraum gegründete »Gemeinschaft« von Gleichen. Die Verwandtschaftsbezeichnungen der Hawaier, aus denen Morgan die ursprüngliche blutsverwandtschaftliche Familie erschließen wollte, seien vielmehr Zeugnisse einer »Lagerordnung«, worin nach dem Gesetze der Gesellung von Gleichen, Knaben mit Knaben, Mädchen mit Mädchen, Alte mit Alten, Junge mit Jungen sich zusammenfanden, je in einer »Kammer« gelagert, und in jeder Kammer hatte jedes Individuum seinen bestimmten Platz: den Translokationen galten die Initialfeiern und je nach der Lagerung waren die Paare zur Ehe miteinander destiniert: diese Ehe, streng zwischen einzelnen (monogamisch), war allerdings eine Geschwisterehe, aber Geschwister wären nur räumlich Verwandte, von Blutsverwandtschaft wußte man nichts. Der Ehe und überhaupt der Horde schlechthin entgegengesetzt ist die primitive Familie, die auf Menschenraub, also auf Aneignung Fremder beruhend, herrscht, begründet und wesentlich einen wirtschaftlichen Zweck, die Ausnutzung von Arbeitskräften, hat, indem aber, gegen die ursprüngliche Ordnung, der freie Mann mit gefangenen Weibern, die freie Frau mit ihren dienenden Männern in geschlechtlichen Verkehr tritt, entstehen unfreie Kinder, die im ersten Falle keine Mutter, im anderen keinen Vater haben: so gab es nebeneinander androkratische und gynäkokratische Familien. Und dies jüngere räumliche Wohnverhältnis zwischen Ungleichen erzeugte die »Gesellschaft« — so ergebe sich der höchst wichtige Gegensatz im Leben der Menschheit von Gemeinschaft! (S. 302 ff., vgl. S. 17, 55 f.). Aus diesen Voraussetzungen meint nun der Verf. neue und bessere Erklärungen der wichtigsten ursprünglichen Einrichtungen und Sitten, als des Avunkulats, des Matriarchats, der Couvade u. a. ableiten zu können und versucht dies unter heftiger Polemik gegen Bachofen, Morgan, Kohler, Dar-

gun u. a., aber auch gegen Westermarck, dessen unkritische Häufung von Material scharf gegeißelt wird. — Von der Richtigkeit seiner Grundhypothese andere zu überzeugen, wird aber dem Verf. schwerlich gelingen, obgleich seine Theorie mit Geist entworfen und mit Energie in ihre Konsequenzen geführt ist: »statistische Methode« hat aber einen eigentümlichen Sinn bei ihm; ob ein so streng methodischer Statistiker wie R. Böckh (dem die Schrift gewidmet ist) damit einverstanden ist? Oder wird der eigentliche Sinn erst in den umfangreichen Fortsetzungen, die in Aussicht gestellt sind, seine Bewährung finden? —

Wenn in Muckes Buch die interessante Unternehmung vorliegt, beobachteten Tatsachen ganz neue Deutungen zu geben, so lehnt das folgende Werk, indem es die ethnologischen Beobachtungen für hinlänglich sicher hält, jede Ausdeutung derselben, daher besonders die Morgansche Entwicklungslehre[1], ab und leugnet, ähnlich wie Tarde, daß die Menschheit auf einer einzigen Linie in einer einzigen Richtung sich bewege; vielmehr, so verschieden die Lebensbedingungen der Völker, so verschieden seien ihre Weg und Ziele:

Grosse, Ernst, *Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft.* Freiburg i. B. und Leipzig 1896. Verlagsbuchhandlung J. B. C. Mohr. VI u. 245 S. 5 M., geb. 7.50 M.

Diese durchaus von wissenschaftlichem Verstande zeugende Schrift will sich auf die tatsächlich gegebenen Formen beschränken und stellt den Grundsatz auf, diese in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Kulturumgebung zu erforschen, aus der sie selber den »wichtigsten« Faktor, die Wirtschaft herausnimmt. Das Ergebnis wird dahin zusammengefaßt, daß unter jeder Kulturform diejenige Form der Familienorganisation herrsche, welche den wirtschaftlichen Verhältnissen und Bedürfnissen angemessen sei (S. 245).

Wenn also hierauf alle Aufmerksamkeit eingestellt wird, so ist die Einteilung der Wirtschaftsformen vorzüglich wichtig, und diese geschieht, indem das alte Schema behalten wird, so aber, daß »niedere« und »höhere« Jäger unterschieden werden, dann folgen Viehzüchter, endlich wieder »niedere« und »höhere« Ackerbauer. Diese Reihe soll nun, wenn auch die erste Gruppe als roheste, die letzte als höchste verstanden wird, doch keineswegs die Entwicklungsreihe der menschlichen

[1] Grosse meint (S. 3), ihr Ruhm sei über den Kreis der Fachgenossen ... soweit hinausgedrungen, daß sie dem amerikanischen Soziologen am Ende sogar einen Ehrenplatz unter den Kirchenvätern der deutschen Sozialdemokratie erobert habe. Die Darstellung beruht auf Unkenntnis. Der Zusammenhang ist vielmehr umgekehrt, wenigstens für Deutschland.

Wirtschaftsformen darstellen (S. 29). Vielmehr sei die Annahme zulässig, daß einige der »höheren Jäger« »früher Pflanzenbauer gewesen seien, welche, als sie infolge irgendwelcher Ereignisse in den Besitz reicher Jagd- und Fischgründe gelangten, ihre ehemalige höhere, aber mühseligere Wirtschaftsform wieder mit der ergiebigen Jagd vertauscht haben«. »Ferner verdienen die Viehzüchter im allgemeinen sicher keinen tieferen Rang als die niederen Pflanzenbauer; am wenigsten darf man die Viehzucht für eine unumgängliche Vorstufe des Ackerbaues halten. Manche Viehzüchter sind ohne Zweifel vormals Ackerbauer gewesen . . .« (das). Dagegen schließt der Verf. die Möglichkeit aus, daß unter seinen niederen Ackerbauern Stämme seien, die in ihrer allgemeinen Kultur tiefer stehen als einige der »niederen Jäger«, mithin auch frühere Phasen der Familienordnung darbieten möchten. Sogar läßt er, obschon wohl wissend, daß die Frage der Primitivität ihre Haken hat (S. 32 ff.), die niederen Jägerstämme insgesamt als primitive gelten und wird seinem Prinzip, die Entwicklungsgeschichte außer acht zu lassen, dadurch untreu. Warum doch? Um eine bessere Basis für lebhaften Angriff auf die Hypothesen der Promiskuität und Gruppenehen zu gewinnen (S. 41 ff.), einen Angriff, der sonderbarerweise mit einem Zitat aus Herbert Spencer eröffnet wird, den noch niemand als Autorität für diese Hypothesen ins Feld geführt hat. Verf. behauptet, unter Anrufung mehrerer Gewährsmänner: »die festgefügte Einzelfamilie . . . besteht schon auf der untersten Kulturstufe als Regel ohne Ausnahme.« . . . Auch »die Eskimo . . . (es ist übrigens eine charakteristische Zumutung an unser Denken, daß wir uns einbilden sollen, irgendwelche unserer Vorfahren seien einmal den Eskimo und ihrer »Kulturstufe« ähnlich gewesen!) werden in durchaus geregelten Ehe- und Familienverhältnissen gefunden«. Der alte Hans Egede erzählt (Grönländische Mission, S. 275), daß »die Grönländer vor eine rühmliche Tat halten, ja vor eine große Wohltat, wenn einer ihren Weibern kann Kinder verschaffen, falls sie es selber nicht *capable* sein. Am meisten halten sie es vor eine Ehre, wenn es von ihren sogenannten Angekoken oder Weisen geschieht, in Meinung, daß ein solches Kind viel hurtiger und glücklicher wird als andere«. Wir wollen doch nicht in die Interpretationen zurückfallen, die in solchen Tatsachen nur kindischen Aberglauben oder Kuriositäten erblicken? —

Eine im »materialistisch-historischen« Grundgedanken verwandte Richtung wird bezeichnet durch:

Hildebrand, Richard, *Recht und Sitte auf den verschiedenen wirtschaftlichen Kulturstufen.* Erster Teil. Jena, Fischer, 1896. 5 M.

Auch hier viel Streit gegen umlaufende Theorien, ohne daß diese an

ihren Wurzeln erfaßt werden. Einteilung in: 1. Jäger und Fischer, 2. Hirten, 3. Bauern und Grundherren. Wiederaufnahme der alten rationalistischen Ansichten vom Entwicklungsgange der Kultur, gegen alle Lehren vom ursprünglichen Kommunismus, Promiskuität, Freiheit und Gleichheit (als ob diese Lehren alle an einem Baume gewachsen wären). Was an Recht und Sitte bei Stämmen der »untersten« wirtschaftlichen Stufe angetroffen wird, gilt als »ursprünglich«. Wenn nun jenes vollständig, mit allen Widersprüchen, die es enthält, mitgeteilt würde, so ließe sich darüber reden. Dies ist aber nicht der Fall. Den breitesten Raum des Buches besetzen neue Erörterungen der bekannten (nie zur Ruhe kommenden) Stellen aus Caesar und Tacitus über die Germanen, die nach dem Verf. zu beider Zeiten auf der »Stufe« des Halbnomadentums standen. Der Verf. gelangt hier auf den Boden eines prinzipiellen Satzes. Die Theorie, meint er, von ursprünglichem Rechte einer Gesamtheit an Grund und Boden, laufe auf die ganz widersinnige, paradoxe Vorstellung hinaus, als ob die Gesamtheit älter sei als der einzelne; als ob sich die Dinge analytisch, nicht synthetisch entwickelt hätten (S. 77, 83); darauf beruhe auch der Irrtum, daß ein Recht auf Okkupation niemals ohne Eigentum am Boden bestanden habe. Man bemerkt hier allerdings aufs neue, wie viel auf streng definierte Begriffe ankommt, und wie die eigentümliche Schwierigkeit solcher Definitionen da, wo die Objekte selber nicht Dinge, sondern Gedanken sind, selten erkannt, daher auch selten gelöst wird. Und doch ist gerade die Entwicklung des Denkens (wenigstens auch) analytisch. Dem Verf. ist davon nichts bekannt; das Wesen der Differenzierung ist ihm nicht aufgegangen; was er nicht denken kann — wie ursprünglich Unbestimmtes, Ungeschiedenes, Dunkles — meint er, könne nicht dagewesen sein. Sein Buch ist, trotz der vielen, schönen Zitate, völlig unzulänglich. Im Sinne von Fustel de Coulanges, Seebohm u. a. will er alles aus ursprünglichen Herrschafts-Zuständen ableiten, anstatt zu erkennen, daß die Prinzipien-Gemeinschaft und -Herrschaft immer miteinander, ineinander oder gegeneinander gewirkt oder gerungen haben. Viel ärger, als die besten der von ihm bekämpften Gegner, leidet er überhaupt an dem Fehler, den Gang der Entwicklung durch ein paar einfache Formeln begreifen zu wollen.

Wir empfinden sehr, wie notwendig zur Steuer von Konfusionen, von Aufwärmungen der Debatten, die man für erledigt halten durfte, eine auslesende Katalogisierung der am besten beglaubigten Tatsachen an Wirtschaft, Recht, Sitte usw. jedes einzelnen Stammes sein würde; was Prüfungen und Sichtungen voraussetzt, die nach Umfang und Art kein einzelner, sondern nur ein berufenes Kollegium zu leisten

vermöchte. Wenn die Sozialwissenschaft, in ihrem Keimstadium, der Gunst der Mächtigen sich so erfreute, wie einst die Naturwissenschaft dadurch gefördert wurde, so würden nationale oder internationale A k a d e m i e n die Lösung dieser und anderer Aufgaben in Angriff nehmen. Die heutige Verfassung des gelehrten Wesens, die Verzettelung von Büchern und andere Hemmungen lähmen den Fortschritt des Forschens und Denkens in diesen Gebieten; so viel auch an einzelnen nützlichen Beiträgen begegnen mag. Im allgemeinen gelten Nachrichten irgendwelcher »Reisender« für gleichwertig und müssen den mehr oder minder vorgefaßten Ansichten der Autoren zur Stütze dienen. Und doch genügt die Betrachtung dessen, was sehr gebildete Reisenbeschreiber über benachbarte und nahe verwandte Zivilisationen mitteilen, sobald etwas auffallendere Dinge behandelt werden, w e n n m a n a l s E i n h e i m i s c h e r d i e s e D i n g e k e n n t, um gegen alles Halbverstandene mit dem allertiefsten Mißtrauen zu erfüllen: man vergleiche z. B. die Nachrichten in englischen und französischen Büchern über deutsches Studentenleben, wenigstens solche bis vor einem Menschenalter; und doch gab es auch da e i n z e l n e, die das Wirkliche gesehen hatten. —

Cunow, Heinrich, *Die sociale Verfassung des Inkareiches.* Eine Untersuchung des altperuanischen Agrarkommunismus. Stuttgart 1896. J. H. W. Dietz. 1.50 M.

An Umfang gering, ist diese Schrift durch ihren Inhalt wichtig. Sie beruht auf den erst in neuerer Zeit von der spanischen Regierung herausgegebenen Urkunden und Berichten und zeigt, wie diese den bisherigen Darstellungen ihren Boden entziehen, die vielfach den Altperuanern moderne politische Einrichtungen und Anschauungen imputiert hatten. Dagegen findet der Verf., daß jene Institutionen „die uns als ideal-sozialistische Maßnahmen der weißen »Inkakaiser« vorgeführt werden, schon lange vor der Herrschaft der letzteren als naturgemäßes Produkt einer auf Verwandtschaftsbanden beruhenden primitiven Gesellschaft vorhanden war, d. h. nichts anderes sind, als jener urwüchsige Agrarkommunismus, welcher uns ähnlich in der Stamm- und Dorfverfassung der alten Indier und Japaner, Germanen und Kelten entgegentritt" (S. 7) — »ein Staat, eine politische Gesellschaft in unserem Sinne, war das Inkareich nicht, sondern Aggregat antagonistischer selbständiger Stämme, die nur durch die gemeinsame Verwaltung äußerlich zusammengehalten wurden« (S. 117). Wenn dies richtig ist — und es ist so gut dokumentarisch belegt, wie innerlich wahrscheinlich — so bedeutet es eine positive Bereicherung unseres soziologischen Wissens, die auch der philosophischen Theorie von Gemeinschaft, Staat und Gesellschaft zu-

gute kommen kann. Mit Dank begrüßen wir in dieser Hinsicht auch die neue Ausgabe und Einleitung zur Geschichte der Mark-, Hof-, Dorf- und Stadt-Verfassung und der öffentlichen Gewalt von Georg Ludwig von Maurer, die der genannte H. Cunow veranlaßt hat (Wien, Volksbuchhandlung 1896, 3 ff.). Ein einleitendes Vorwort des Herausgebers (XXXVI S.) stellt in ersprießlicher Weise dar, wie durch die vergleichenden Studien und hauptsächlich durch die immer vollkommener werdende Aufdeckung der »Gens« Maurers Lehren seither erweitert und berichtigt wurden.

Eine alte Erkenntnis ist es, daß gleichsam die Angel der menschheitlichen Entwicklung durch Bodenkultur und Domestikation von Tieren gebildet wird. Aber jene hergebrachte Dreiteilung, die wir durch neuere Autoren noch befolgt finden, ist längst erschüttert, wenn auch nicht ersetzt worden. Zu ihrer Kritik hat einen sehr wichtigen Beitrag geliefert Eduard Hahn in seinem Werke: Die Haustiere und ihre Beziehungen zur Wirtschaft des Menschen (Leipzig 1896), von dessen Inhalt das interessanteste Stück in einer kleinen als Ms. gedruckten Schrift Demeter und Baubo, Versuch einer Theorie der Entstehung unseres Ackerbaues (Lübeck) reproduziert wird, die sich bedauere hier nicht eingehend prüfen zu können (eine musterhafte Analyse des größeren Werkes hat Schmoller gegeben: Jahrbuch für Gesetzgebung usw., XX, S. 1029 ff.): die Thesen, daß Hackbau — ohne Pflug und Tier — viel älter und allgemeiner sei, als der technische Ackerbau, daß auf jenem die über das Gebiet des Ackerbaues hinausreichende geographische Verbreitung der Hirse beruhe, daß die Tier-Milch als Nahrungsmittel kein naturgemäßes Produkt, und daß die Nomadenkultur nur an den Rändern von Ackerbaukultur, durch diese Nachbarschaft mitbedingt, vorkomme, sind auch in der kleinen Schrift auf geistreiche Weise vorgetragen. Was aber des Verfassers Hypothese über den Ursprung des Ackerbaues aus hieratisch-sexuellen Bräuchen und Symbolhandlungen anbetrifft, so deutet sie in ein Gebiet von ebenso weiter als dunkler Ausdehnung, das nach Bachofen (dessen Verdienst der Verf. lebhaft anerkennt, S. 59) sonst niemand wieder beleuchtet hat. Übrigens wird aber die Richtung der Schrift dadurch bezeichnet, daß sie Bastian gewidmet ist, der immer von neuem seine blendende Laterne in den labyrinthischen Schacht ethnischer Gedankenwelt leuchten läßt; so durch eine uns vorliegende Schrift (Berlin, Dümmler, 1896) »Die Denkschöpfung umgebender Welt aus kosmogonischen Vorstellungen in Kultur und Unkultur«. Mit schematischen Abrissen und 4 Tafeln, auf deren Geheimnisse der Wißbegierige verwiesen werde. — Wenn eine Hypothese, wie die Hahns, sich bewähren sollte — was aber noch

sehr zweifelhaft bleibt —, so würde sie einen merkwürdigen Beleg für den frühen Einfluß von Ideen (phantastisch-abergläubischen) auf Epochen der wirtschaftlichen Entwicklung darstellen und also ein Korrektiv der »materialistischen« Auffassung, wie sie gemeinhin verstanden wird, enthalten. Diese wird inzwischen immer schärfer erörtert, dringt in weitere Kreise ein; die Allgemeinheit und Stärke der Arbeiterbewegung gibt den aphoristischen Entwürfen historischer Theorie, die bei K. Marx vorliegen, einen Rang, der im Grunde nur einer allgemeinen wissenschaftlichen Bewegung, ich wage zu sagen: der Eroberung der Geschichte durch ein naturwissenschaftliches, aber zugleich philosophisch-kritisches Denken zukommt. Jene Lehre, überdies in irreführende Namen verkleidet, ist zu jeder dogmatischen Fixierung völlig unreif, und man wird ihrem begrenzten Werte, wie auch den vernünftigen Absichten ihrer Urheber, am besten gerecht, wenn man sie davor bewahrt und ihr eine wesentliche methodologische Auslegung gibt: wie man denn, um ihren Sinn zu verstehen, nie vergessen darf, daß sie aus der Verneinung des Hegelschen Panlogismus entstanden, zugleich aber immer in Hegelschen Formen gedacht worden ist. Weil dies aber fortwährend vergessen und, positiv oder negativ, mit willkürlichen Folgerungen, sei es gar aus dem Namen oder doch aus anderem Scheine jener Lehre, operiert wird, so darf der größte Teil der laufenden Diskussionen, wie sie uns in Zeitschriften, Broschüren, in Versammlungen und Privatgesprächen immer dichter begegnen, als unfruchtbar von vornherein angesprochen werden. In Wahrheit kämpfen aber dogmatische und methodologische Interpretation der aufregenden Doktrin auch in bedeutenderer Weise widereinander. In einem mittleren, und wie ich finde, nicht ausgeglichenem Sinne ist sie mit dem größten Ernste und gründlichem Scharfsinn zum polemischen Gegenstande eines großen deutschen Werkes gemacht worden.

Stammler, Rudolf, *Wirtschaft und Recht nach der materialistischen Geschichtsauffassung.* Eine sozialphilosophische Untersuchung. Leipzig, Veit, 1896. M. 14.—.

Die Grundidee des Werkes geht dahin, den sozialen Idealismus gegen den sozialen Materialismus zu behaupten (S. 68). Dieser wird, soweit als dieser Gegensatz im Vordergrunde steht, dogmatisch verstanden: die wirtschaftlichen Verhältnisse haben sozial allein Realität; die Gedanken und Ideen der Menschen sind nur ihre Spiegelbilder (z. B. S. 440) oder bloße erscheinende Abbilder, gesetzmäßig abhängig von der sozialen Materie, das ist der gesellschaftlichen Wirtschaft und deren realen Veränderungen (S. 32, 33, 49); insbesondere

bedingen die wirtschaftlichen Verhältnisse die Gestaltung der Rechtsordnung (S. 47). Man möchte nun erwarten, daß der soziale Idealismus diese Begriffe umkehrte — er würde also sagen: die Gedanken und Ideen der Menschen haben sozial allein Realität, die wirtschaftlichen Verhältnisse sind nur ihre Spiegelbilder oder bloße erscheinende Abbilder, gesetzmäßig abhängig von der sozialen Form, das ist den gesellschaftlichen Meinungen und Willensverhältnissen und deren realen oder ideellen Veränderungen; insbesondere bedingt die Rechtsordnung die Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse. Das aber ist nicht die Darstellung, der wir begegnen; und ich muß sogleich bemerken, daß auch der soziale »Materialismus«, wie er hier vorgetragen wird, mir nicht als beglaubigt gelten kann. Verf. will ausgesprochenermaßen nicht ein ideell mögliches, sondern das von K. Marx entworfene, von F. Engels skizzierte System schildern. Meines Wissens kommen bei diesen Autoren weder die soziale Realität noch die bloßen Abbilder, noch die soziale Materie vor. Auch heftet sich Prof. Stammlers Kritik nicht ausschließlich, nicht einmal vorzugsweise, an diese Ausdrücke. Sie macht jener Lehre hauptsächlich zum Vorwurfe: 1. den Mangel einer Definition des sozialen Lebens und der sozialen Wirtschaft, 2. sie mache die Art der Notwendigkeit, womit die regelnde Form von der Materie des sozialen Lebens abhängig sei, nicht deutlich. Stammler nennt daher die Theorie nicht falsch, rühmt vielmehr oft ihre wissenschaftlich-monistische Tendenz, er nennt sie aber unfertig und nicht ausgedacht (S. 440 u. oft). Man kann demnach den Gedanken begründen, daß es nicht auf Widerlegung, sondern auf Ergänzung und Vollendung jener abgesehen sei; viele Stellen könnten dafür angezogen werden. Ich wage zu behaupten, daß das Werk zwischen diesen entgegengesetzten Absichten schwankt. So nennt der Verfasser es auf der einen Seite eine schwere Inkonsequenz, wenn die Vertreter der materialistischen Geschichtsauffassung den Zweckgedanken in ihre Erörterung hineinbringen (S. 444), und weist hier nachdrücklich auf jene dogmatische Fixierung hin; auf der anderen Seite aber anerkennt er die tatsächliche Abhängigkeit des sozialen Bewußtseins vom sozialen Sein der Menschen (S. 473), nennt es aber eine »unberechtigte Schlußfolgerung«, daß es ein einheitliches Prinzip für das praktische Wollen und Handeln wegen der notwendigen Wandlungen solcher Grundsätze nicht geben könne (S. 470). Freilich geschieht auch jene Anerkenntnis nicht ohne Vorbehalt: wenn man — was »für die philosophische Terminologie mehr für sich haben dürfte« — unter Bewußtsein die grundlegende Gesetzmäßigkeit begreife, so sei diese »Eigenschaft einer Lehre« überhaupt nicht kausal bewirkt, ebensowenig die Wahrheit einer theoretischen Lehre, wie die Berechtigung oder Güte

einer praktischen Bestrebung. Durch diesen sehr oft variierten Satz wird das Gebiet der Widerlegung nach seinem weitesten Umfang bezeichnet. Nun weiß ich nicht, ob jemand der Verwechslung, die unser Verfasser hier rügen will, sich schuldig gemacht hat. Was er meint, trifft gar nicht eine Theorie, die etwas Wirkliches zu erklären, sondern eine Gesinnung, die etwas zu neuern und zu verbessern sich anheischig macht und dieses Wollen hinlänglich zu rechtfertigen meint, wenn sie es als kausal notwendig nachweist, ohne die teleologische Notwendigkeit oder die »Berechtigung« nach dem Maßstabe eines sozialen Ideales dargetan zu haben. Ist beides einerlei?, ich glaube, den Verf. dieses Irrtums bezichtigen zu müssen. Wenn er die Lehre vorträgt (z. B. S. 364), daß für die Zwecksetzung eine andere Art der Gesetzmäßigkeit gelte, die des Wollens, so läuft seine ganze Ausführung so, als ob bei der materialistischen Geschichtsauffassung es um ein Wollen und nicht um ein Erkennen subjektiv sich handle (»die andere Klasse meiner Vorstellungen scheidet sich von jener, die ihrem Inhalte nach auf die Erkenntnis von Gegenständen geht, dadurch, daß nicht Gegenstände wissenschaftlich erkannt, sondern daß sie bewirkt werden sollen, und nun frage ich nach der Gesetzmäßigkeit solcher Vorstellungen«, S. 635), während wir doch immer nur erkennen wollen, auch wenn der Gegenstand ein nach Zwecken gerichtetes Wollen ist. So lange wir uns als Erkennende *pure* verhalten, ist auch die Frage nach der Berechtigung irgendeines Wollens ebenso gleichgültig wie die Frage nach der Berechtigung einer Luftströmung — es gibt nichts dergleichen; es ist gerade die wichtigste Aufgabe der Erkenntnis jenes Gebietes (die auch auf dem physikalischen noch nicht seit vielen Jahrhunderten erfüllt ist), alle Beimischungen des Gefallens und Mißfallens, der Billigung und Mißbilligung, der Hoffnung und Furcht so sehr als möglich auszuscheiden — wenn auch zugegeben werden mag, daß die vollständige Erfüllung dort unmöglich, weil ein verschiedenes Verständnis von Tatsachen und Ursachen selber vielfach bedingt ist durch die Meinung, die man von dem Werte der Menschen, ihrer Motive, ihrer Ansichten und Zwecke hat; und diese Meinung ist zwar auch als eine objektiv gültige denkbar, aber doch sehr viel schwieriger als eine objektiv gültige Meinung über Tatsachen und Ursachen; an und für sich ist aber auch alles Wollen, alle Bestrebung nichts als Tatsache und die Frage nach ihrem Werte oder ihrer moralischen Beschaffenheit ist immer eine andere als die nach ihrer natürlichen Beschaffenheit und deren Kausalität; diese letztere Frage ist keineswegs, wie es nach Stammlers Darstellung den Anschein hat, darum sinnlos oder überflüssig, weil sie die Bedeutung

jener einzuschränken oder zurückzudrängen allerdings die Tendenz hat. Daß Herr Stammler — besonders in seinem vierten Buche »Soziale Teleologie« — die Gesichtspunkte für das »Recht eines richtenden (und objektiv gültigen) Urteils über menschliches Streben und Handeln« (S. 392) zu entwickeln sucht, ist ein treffliches Beginnen; er nimmt aber diese Aufgabe leichter als sie ist, wenn er sie durch seine Formulierung des sozialen Ideals als der »Gemeinschaft frei wollender Menschen«, als einer solchen, »in der ein jeder die objektiv berechtigten Zwecke des anderen zu den seinigen mache, für gelöst erachtet; ja ich fürchte, daß dies formal auf einen Zirkel hinauskommt, da doch die objektiv berechtigten Zwecke wiederum jene sind, die zu dem sozialen Ideale hinführen. Wenn man aber auch dieses ganze Schlußstück des Werkes als richtig anerkennen dürfte — es ist in der Tat ein wertvolles Kapitel zur Ethik und Rechtsphilosophie —, so würde daraus vielleicht eine Kritik möglicher Folgerungen aus der materialistischen Geschichtsauffassung, nicht aber dieser selbst sich ergeben. Die Bedeutung solcher quietistischen Folgerungen wird viel zu hoch geschätzt. Wenn die Marxisten meinen, daß aus der Entwicklung der sozialisierten Arbeit notwendigerweise die Sprengung ihrer kapitalistischen Formen sich ergeben werde und wenn sie — richtiger- oder irrigerweise — schließen sollten, daß die Entwicklung der Ideen in sozialistischer Richtung, sogar die des Rechtes in vorbereitender Anpassung an die neue Gesellschaft, für jene wesentlich ökonomische Entwicklung nur die Bedeutung von Concomitantien und gar keine kausale Bedeutung habe, — folgt daraus auch, daß nach jener materialistischen Lehre die Entwicklung eines sozialen Idealismus in den Köpfen — wenn nicht denen der Gelehrten, so doch der Menge — unmöglich oder irgendwie unwahrscheinlich sei, wenn auch die Lehre selbst Einsicht für wichtiger hält als Idealismus? Aber — belehrt uns Stammler — ökonomische Entwicklung ist überall nicht möglich, außer in Rechtsformen: wie jede Erfindung und aller technische Fortschritt, so ordnet auch »der Dampf« zunächst in die bestehende rechtliche Ordnung sich ein (S. 286). Ich meine, daß dies eben der Inhalt der Marxischen Lehre sei: die neuen Erfindungen — die das Recht nicht gemacht hat —, hervorgebracht und aufgenommen durch ökonomische Interessen, geraten mit ihren Folgen, die zugleich ökonomischer, rechtlicher und geistiger Art sind, in Widerspruch zu den überlieferten Rechtsformen, Gedanken usw., die eben als überlieferte die herrschenden sind, denen also jene zunächst sich unterordnen, sich anpassen müssen: der Kampf der Produktionsmittel wird im menschlichen Bewußtsein als Kampf zwischen Gesetzgebung und Gewohnheitsrecht, zwischen Religion und Wissenschaft, zwischen

liberaler und sozialistischer Weltanschauung usw. ausgefochten. In der Tat kommen wir hier in das Gebiet der Ergänzungen zurück, wie denn Stammler hier und oft einen charakteristischen Satz von Marx nicht verwirft, sondern nur verbessern will (S. 287). Immer bleibt aber die Kritik wichtig genug gegen solche »historische Materialisten«, die da wähnen, etwas als notwendig (in kausalem Sinne) nachweisen, sei dasselbe wie es als »gut« oder als notwendig im teleologischen Sinne nachweisen; ich meine aber, daß Marx und Engels sich dahin verteidigen könnten: wenn wir unsere »Forderungen« nicht darauf, daß der Mehrwert unserem sittlichen Gefühl widerspreche, sondern auf den notwendigen, sich vor unseren Augen täglich mehr und mehr vollziehenden Zusammenbruch der kapitalistischen Produktionsweise begründen (Stammler, S. 644), so geschieht es hauptsächlich, weil wir einen festen, naturwissenschaftlich treuen und sicheren Grund brauchen, um die Richtigkeit einer Handlungsweise durch die Gewißheit von Tatsachen und Ereignissen zu motivieren; wir wissen wohl, daß es paradox und gewissermaßen unlogisch ist, Forderungen anders zu rechtfertigen als durch Hinweisung auf das, was man will, zuletzt also durch einen Endzweck; wir behaupten aber, daß eine bestimmte Art zu handeln, viel leichter und durch augenblickliche Intuition, als richtig anerkannt wird, wenn nur erst die Situation richtig erkannt ist, d. h. (nicht allein das, was geschieht, wenn wir nicht reagierend eingreifen, sondern vor allem) das, was unter allen Umständen geschieht, mögen wir uns wehren oder nicht, was wir nicht ändern können, wenn wir noch so sehr wünschen und es als gut beweisen, m. a. W. was ist. So ergibt sich, wenn das Nahen des Sturmes erkannt wird, für Kapitän und Offiziere — mögen sie sonst verschiedene Ansichten über nautische Technik haben — von selbst, was zu tun ist: die Segel gerefft; wenn das Schiff ins »Rollen« gerät, Fracht über Bord geworfen — nicht weil das an sich gut wäre, sondern weil es in dieser Situation nützlich, wenn nicht notwendig ist[1]. Wir fordern den Kommunismus — könnten jene sagen —

[1] Stammler drückt seine eigene Meinung hierüber öfter in Gleichnissen aus, beschäftigt sich auch mit den von Marx und Engels angewandten. So mit der Marxischen »Geburtshilfe«. Er wendet ein: die tätige Hilfe bei dem Akte der Geburt bedeute mehr als eine wissenschaftliche Einsicht in kausales Geschehen (S. 434). Sollte Marx wirklich das nicht gewußt, nicht gedacht haben? Wenn er sagt (Kapitel I, 4 p. VIII): »eine Gesellschaft kann, auch wenn sie dem Naturgesetz ihrer Bewegung auf die Spur gekommen ist, naturgemäße Entwicklungsphasen weder überspringen noch wegdekretieren; aber sie kann die Geburtswehen abkürzen und mildern« — was heißt das anders, als: die Einsicht dessen, was zu tun sei, Erkenntnis der Grenzen des Tunlichen, folge wesentlich aus der Erkenntnis dessen,

nicht, weil wir ihn an sich für gut oder für das Beste halten (wir tun es, aber das ist nebensächlich und unser Gefallen daran hat keine objektive Gültigkeit), sondern weil er, wenn die Kultur unter der Last des Kapitalismus und seiner Ruinen nicht zusammenbrechen soll, das einzig mögliche soziale System ist und immer mehr wird[1]; einzig möglich eben als die allein der unendlichen Expansionsfähigkeit mo-

---

was wirklich ist, und was werden will, werde dadurch bedingt und getragen? Ein andermal meint St., »daß dem Blitz der Donner folgt, daß das Wasser am Gefrierpunkte zu Eis erstarrt, das kann man nicht begünstigen, noch fördern, noch helfend unterstützen« — »ein Erfolg, dessen Eintreten in seiner kausalen Bedingtheit als unvermeidlich sicher wissenschaftlich erkannt ist, der kann in diesem seinem Eintreten nicht begünstigt noch gefördert werden« (S. 627). Ich leugne dies mit aller Schärfe; ich behaupte vielmehr, daß der menschliche Wille fortwährend Erfolge, die ihrem Wesen nach notwendig sind, auch mit Gewißheit vorausgesehen werden können, modifiziert, insbesondere verlangsamt oder beschleunigt; auch heißt jede (subjektiv gewisse — andere Gewißheit gibt es nicht —) Voraussicht immer: unter Voraussetzung der Konstanz solcher und solcher Bedingungen. Dem Blitze wird der Donner nicht folgen, wenn nicht animalische Wesen noch vorhanden sind, den Donner zu hören; daß das Wasser am Gefrierpunkte erstarrt, ist eine begriffliche, keine bloß tatsächliche Erkenntnis. Eis wird bekanntlich auch fabriziert. Und der Kampf gegen die Erstarrung des Wassers ist eine alte menschliche Tätigkeit, die neuerdings in jedem Hause geübt oder zu dessen Schaden versäumt wird, das sein Wasser aus einer Wasserleitung bezieht. Ein anderes Gleichnis. Mancher Fuhrmann weiß völlig gewiß, daß die Pferde ohne sein Zutun den Wagen die Straße entlang ziehen bis zum heimischen Stalle; einige folgern daraus: also kann ich ruhig einschlafen. Folgern diese richtig? — Oder, um eigentlich zu reden: wenn ich als Erkennender voraussehen kann, daß historische Ereignisse eintreten werden, ich möge wachen oder schlafen, leben oder sterben, heißt das: sie werden eintreten, ob Menschen überhaupt wachen oder schlafen, leben oder sterben?

[1] St. zitiert gegen Ende eine Äußerung von Marx und Engels, daß das Proletariat »bei Strafe des Unterganges« dazu gedrängt werde, die sozialistische Produktionsweise . . . zu bewirken (S. 632). Untergang könne da doch nur heißen »im Sinne der Menschheitsidee«, und so wäre versteckterweise »unser soziales Ideal« eingemischt. Jener Satz heißt in Wirklichkeit, daß das Proletariat sich der Gefahr des moralischen Versinkens bewußt werde und folglich danach zu handeln sich entschließe (wie auch vernünftig und zweckmäßig sei). Daß es insofern nach einem sozialen Ideale sich richte, wird ausdrücklich damit geleugnet; wenn anders dem Gebote der Selbsterhaltung (auch der moralischen) folgen sehr verschieden ist von dem ein-Ideal-erstreben. Wenn aber St. sagen will, daß dieses sittlich höher stehe, der menschlichen Vernunft angemessener sei, daß eine weise Politik ohne ideale Ziele nicht möglich sei, so hat er meine vollkommene Beistimmung. Es ist dann aber viel weniger der materialistische Sozialismus als der empirisch-historisch-realistische Geist des Jahrhunderts, den man auch die faule Vernunft des Jahrhunderts nennen könnte, was er anzuklagen Ursache hat. Ein Steuermann, der nichts versteht, als die Segel nach dem Winde zu spannen, der gar nicht weiß, wohin er steuert, der nicht einmal den Kompaß zu lesen versteht, der ist freilich — sagen wir, er ist ein alamodischer Politikus, aber vielleicht eben nicht ein sozialistischer Politikus.

derner Produktivkräfte a d ä q u a t e Form öffentlichen und privaten Eigentumsrechtes. Diese unsere These wird durch alle eure Einwände kaum gestreift. — Das inhaltreich, durchdachte Werk, das zu diesen Erörterungen angeregt hat, ist dadurch nicht erledigt. Um mich gründlich mit ihm auseinanderzusetzen, müßte ich eine andere Gelegenheit als die gegenwärtige suchen. Von der Größe des Entwurfes möge eine kurze Reproduktion des Inhaltsverzeichnisses eine Vorstellung geben. Nach einer generellen Einleitung über Sozialphilosophie handelt das erste Buch über den Stand der Frage (1. Sozialer Materialismus, 2. Gegner der materialistischen Geschichtsauffassung), das zweite über den »Gegenstand der Sozialwissenschaft« (1. Soziales Leben der Menschen, 2. Die Form des sozialen Lebens, 3. Die Materie des sozialen Lebens); Buch III, »Monismus des sozialen Lebens« (1. Rechtsordnung und Sozialwirtschaft, 2. Ökonomische Phänomene, 3. Der Kreislauf des sozialen Lebens); Buch IV (s. o.), »Soziale Teleologie« (1. Kausalität und Telos, 2. Soziale Konflikte, 3. Prinzip der sozialen Gesetzmäßigkeit); Buch V, »Das Recht des Rechtes« (1. Recht und Willkür, 2. Begründung des Rechtszwanges, 3. Sozialer Idealismus). Als allgemeines Bedenken kann ich nicht umhin, geltend zu machen, daß die Hauptgedanken in ermüdender Weise allzu oft wiederholt werden.

II.

Von »*Saggi intorno alla concezione materialistica della storia*« des Antonio Labriola sind die beiden ersten Stücke erschienen:

I. In memoria del manifesto dei comunisti. 2. ed. Rom 1895.
II. Del materialismo storico. Dilucidazione preliminare. Ebenda 1896.

Hier redet ein entschiedener Anhänger jener Lehre und des »kritischen Kommunismus«, der in ihrem Gefolge steht. Die Schriften treffen daher in ihrem Charakter mit der deutschen sozialdemokratischen Literatur zusammen. Wer mit dieser vertraut ist, wird in ihnen nicht viel Neues finden, wohl aber eine glückliche und besonnene Zusammenfassung der Gesichtspunkte, die dort vertreten werden, erhellt durch interessante Einzelheiten. Der erste Faszikel will die materialistische Methode auf diese Idee selber anwenden; er gibt eine Vorgeschichte des Sozialismus, deren entscheidende theoretische Wendung es in jener merkwürdigen Flugschrift erblickt: von einer moralisch-rhetorischen zu einer entwicklungsgeschichtlichen Begründung. Bedeutender ist das andere Heft, das in der Tat zu einer ausgebildeten Theorie der Geschichte einige Ansätze enthält. Ich finde jedoch, daß der Autor sich zu wenig über Gedanken und Aussprüche seiner Meister — M a r x und E n g e l s — erhebt: er kommentiert sie, aber entwickelt sie nicht oder doch nicht

genug. Es liegt offenbar in seinem Plane, dies der Fortsetzung aufzubehalten, aber ein etwas kritischeres Verhalten wäre schon in dieser »vorläufigen Erläuterung« geboten gewesen. Indessen ist, weil es eben noch an einer freieren Darstellung des Grundgedankens fehlt, dieser Kommentar wichtig und durchaus lesenswert. Die einfachen und kaum anfechtbaren Wahrheiten, die er vorträgt, müssen eingeschärft werden, um schwierigen und minder einleuchtenden als Grundlagen zu dienen. Jene sind in Sätzen wie diese: »Die historische Wissenschaft hat zu ihrem ersten und hauptsächlichen Gegenstande die Bestimmung und Erforschung des künstlichen Terrains, seines Ursprunges, seiner Zusammensetzung, seiner Veränderung und Umgestaltung« (S. 30). — »Die Geschichte ist das Werk des Menschen, insofern als der Mensch seine Arbeitsinstrumente verbessern und vervollkommnen kann und mit solchen Instrumenten sich ein künstliches Milieu zu bilden vermag, das alsdann . . . so wie es ist und wie es allmählich sich modifiziert . . . die Veranlassung und die Bedingung zu seiner Entwicklung wird« (S. 31). »Die Ideen fallen nicht vom Himmel« (S. 65). »Auch der Gedanke ist eine Form der Arbeit« (S. 67). Der Autor wendet sich in beredter Weise gegen die plumpen Anwendungen des Darwinismus auf die Soziologie (S. 26, 31 usw.), aber auch gegen gewisse Vorkämpfer seiner eigenen, hier vertretenen, Doktrin und deren Eifer, andern zu explizieren, was sie selber nicht ordentlich verstanden haben (S. 9). Davon könnte nun auch an dieser Stelle manches erzählt werden. Um von geringeren Erscheinungen zu schweigen, so ist das in meinem vorigen Berichte besprochene Werk von Loria in deutscher Ausgabe erschienen[1]. Die ganze, immer mehr anschwellende Literatur über den Sozialismus berührt, flacher oder tiefer, auch diese Probleme, die überdies in Versammlungen und Vereinen lebhaften Erörterungen unterzogen werden. Denn jene Literatur und diese Erörterungen konzentrieren sich mehr und mehr auf ein »Für oder wider Marx«. Darum lohnt es sich noch, die Erwähnung eines Schriftchens nachzuholen[2] — es gehört dem Jahre 1894 an — worin eine einfache Zusammenstellung der philosophisch und soziologisch charakteristischen Partien und Sätze aus Marxischen Schriften gefunden wird; weder erschöpfend noch tiefer disponiert, immerhin brauchbar. Viel höhere Ansprüche erhebt Adolph von Wenckstern[3], die Ansprüche durchgehender philosophischer Kritik. Diese zu prüfen — ich finde starke Mißverständnisse darin —

[1] Die wirtschaftlichen Grundlagen der herrschenden Gesellschaftsordnung . . . aus dem Französischen von Dr. Carl Grünberg. Freiburg i. B. u. Leipzig 1895.

[2] Marx als Philosoph. Von Ladislaus Weryho. Bern u. Leipzig 1894.

[3] *Marx*. Leipzig 1896.

ist hier nicht meine Aufgabe; was die materialistische Geschichtsauffassung angeht, so glaubt Wenckstern einen Vorgänger von Marx in dem Fourieristen Le Chevalier entdeckt zu haben; zu gleicher Zeit versucht Paul Barth[1], als ersten Urheber dieser Theorie St. Simon darzustellen, als ersten Propagator Louis Blanc; daß Marx von diesen abhängig gewesen sei, die Lehre nur systematisiert habe, nimmt er als gewiß an, ohne mehr beweisen zu können, als daß Marx im französischen Sozialismus überhaupt die Anregungen zum Studium der ökonomischen Tatsachen und Systeme empfangen hat, nachdem er als Hegelianer Jurist und Rechtsphilosoph geblieben war. Zur Kritik Marx-Engelscher Formeln und Illustrationen führt Barth hier beachtenswerte Erwägungen vor, reizt aber auch sehr zum Widerspruch, wenn er z. B. die Geschichte der Mathematik als »völlig unabhängig«, »lediglich die Konsequenz esoterischer Tradition« hinstellt; aus den Geschichten der Mathematik, z. B. Libri's, könnte er das Gegenteil lernen. Jene Kritik knüpft sich übrigens an eine Rezension des öfter genannten Loria schen Buches. Noch werde hier der interessanten Darstellung gedacht, die Werner Sombart von Friedrich Engels gegeben hat[2]. Geistreiche Deutungen, pointierte Charakteristiken, die ein zugleich sympathisch eingehendes und durchaus freies Verständnis der Sache ausprägen, finden sich auf breiter Basis in desselben Autors *Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert*[3], einem Büchlein, aus Vorträgen hervorgegangen, die dem ethisch-sozialwissenschaftlichen Zyklus in Zürich (1896) angehörten (eine unechte Ausgabe dieser Vorträge, in abgekürzter Form — Verlag von A. Siebert in Bern —, enthält zugleich den Bericht über eine Diskussion, die sich daran knüpfte). Ich gebe dem Verf. Beifall, wenn er den wesentlichen Gehalt von Marxischen Gedanken über die soziale Bewegung von allem zufälligen Beiwerk zu scheiden unternimmt; wenn er dann jene als »Realismus« allem Utopismus und Revolutionismus gegenüberstellt, so glaube ich nur, daß alle diese Schlagwörter vieldeutig sind und bleiben, in dem von ihm gemeinten Sinne ist es durchaus wahr. Gegen andere Aufstellungen Sombarts muß ich aber Widerspruch erheben. Er eröffnet seine Darlegungen mit dem Marxischen Satze,

[1] *Die sogenannte materialistische Geschichtsphilosophie.* Abdruck aus dem Inhalte für Nationalökonomie und Statistik. 3. Fortsetzung, Bd. XI. Jena 1896.

[2] *Friedrich Engels*, ein Blatt zur Entwicklungsgeschichte des Sozialismus. Berlin 1895. Der Einfluß, den Engels auf Marx gehabt hat, wird hier richtig beleuchtet, und ich meine, daß sich dies mit dem, was Barth aufgestellt hat, verbinden läßt: Engels dürfte von Haus aus ganzer und reiner St. Simonist gewesen sein.

[3] Jena 1896.

daß die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft die Geschichte von Klassenkämpfen sei, und will ihn nur ergänzen durch Hinweisung auf den »nationalen« Gegensatz, der die Menschen außerdem beherrsche. Ich sage: die Geschichte besteht sowohl aus Verbindungen als aus Trennungen, sowohl aus Verträgen als aus Kämpfen, der ausgesprochene und nackte Streit der Klasseninteressen ist (mit der scharfen Scheidung von Klassen) eine Erscheinung, die nur bestimmte Epochen, darunter allerdings die gegenwärtige, charakterisiert, auch die inneren Kämpfe finden nicht allein zwischen Klassen, sondern zwischen sozialen Mächten aller Art statt, die ihrerseits allerdings immer in einem bestimmbaren Verhältnisse zur sozialen Schichtung stehen. Ferner halte ich für unrichtig, wenn Sombart nur den Gegensatz einer evolutionistischen Ansicht gegen die Gedankenwelt des 18. Jahrhunderts betont (s. 77 f.); mindestens ebenso stark ist die Übereinstimmung und Fortsetzung: Sombart übersieht völlig das rationalistische Element, das auch in Marx immer lebendig blieb, er gewahrt nicht die Idee der Synthese, die darin so tief wurzelt und mit der Position einer ursprünglichen Güte der menschlichen Natur, einer »natürlichen Ordnung«, die Negation aller empirischen Kultur sich völlig verträglich macht: jene Idee, deren Parole war: durch die Kultur zurück zur Natur, wovon die berühmte Negation der Negation (des Privateigentums) nur eine Variante ist; erinnert möge auch hier werden, daß unter den geistigen Vätern der sozialistischen Gedanken hinter Hegel, Fichte, St. Simon, Kant der wunderliche Genfer Prophet steht, der doch nur die demokratische Richtung schärfer ausprägte, die von Anfang an in dem bürgerlichen Widerstande gegen die feudalen und kirchlichen Gewalten, aber auch gegen den absoluten Staat mitangelegt war, wenn sie auch meist hinter religiösen und ständischen Formeln versteckt blieb. Als Ausdruck des echten Marxismus zitiert Sombart die von Engels kurz vor seinem Tode veröffentlichte Einleitung zu einer Sammlung von Aufsätzen seines Freundes[1], worin jener erklärte, daß die Sozialisten weit besser gedeihen bei den gesetzlichen Mitteln als bei den ungesetzlichen und dem »Umsturz«. So werde auch hier auf diese Dokumente der umstrittenen Ansicht hingewiesen. Zu ihnen kommen, theoretisch wichtiger, einige posthume Kundgebungen, in denen Engels trotz der Briefform, in sehr durchdachter, bestimmter, aber auch völlig unorthodoxer Weise über die materialistische Philosophie der Geschichte (die ohne diesen Namen [der materialistischen] nie soviel Lärm gemacht, aber vielleicht auch nicht soviel heilsame Anregung gegeben

[1] Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848—1850. Von Karl Marx. Berlin 1895.

hätte) sich ausgesprochen hat[1]. — Von dem Umfange, den übrigens die Erörterung dieser Fragen in verschiedenen Zweigen der periodischen Literatur einnimmt, ist es schwer, eine richtige Vorstellung zu gewinnen. Leicht erkennbar aber bleibt, daß der wirkliche Prozeß historischer Forschung mehr und mehr in der Richtung des Grundgedankens und der methodologischen Tendenz jener Auffassung sich bewegt, wie viel Minderwertiges auch dabei unterlaufen möge. Auch die akademische »Geschichtswissenschaft« erwehrt sich solcher Tendenz mit Mühe. Daß sie, dem Charakter ihrer großen Werke gemäß, einen vorwiegend politischen Stempel trägt, ist durch ihre eigene Geschichte bedingt. Sie ist ihrer Herkunft nach — die Profangeschichte — Chronik des weltlichen Regimentes, wie die Kirchengeschichte Chronik des geistlichen Regimentes. So sehr nun auch die Ermittlung der Tatsachen durch wissenschaftliche Methoden geformt und bereichert wurde, so konnte doch die Darstellung keinen streng wissenschaftlichen Charakter gewinnen, so lange als das Prinzip der Kausalität nicht in seiner unbedingten Geltung anerkannt ist, als das Helden-Epos der natürliche Ausdruck einer künstlerischen Anschauung der Ereignisse bleibt. Wenn nun schon die fortschreitende biologische Betrachtung des Menschen diese letzte Position animistisch-poetischer Erklärung der Dinge (sofern sie dies vorstellen will) tief erschüttert hat, so muß notwendigerweise die Soziologie, gemischt aus ethnographisch vergleichender Ur- und Entwicklungsgeschichte, aus philosophischen Verallgemeinerungen und aus nüchterner politischer Ökonomie und Statistik, dort als feindliche Macht gefürchtet oder verachtet werden. Ein Kleingewehrfeuer wurde aus dieser Ursache auf Lamprechts *Deutsche Geschichte*, die so sichtlich in die neuen Bahnen sich eingelassen hat, eröffnet. Dieser Historiker hat sich dadurch veranlaßt gesehen, in einer Reihe von Artikeln seine »Auffassung der Geschichtswissenschaft« darzulegen und zu verteidigen. Daraus ist zunächst eine Schrift hervorgegangen, »Alte und neue Richtungen in der Geschichtswissenschaft«[2], auf die hiermit aufmerksam gemacht werde. Neben der Polemik (gegen Rachfahl), die sich seitdem fortgesponnen hat, ist darin die feine Charakteristik der Rankeschen Denkungsart von Bedeutung, deren Reize und Grenzen durch ihre Verwandtschaft mit Goetheschem und mit dem Geiste unserer klassischen Philosophie (Lamprecht verweist auf

[1] Drei Briefe, zuerst im »Sozialist. Akademiker«, Sept. und Okt. 1895, und (der ausführlichste) in der »Leipziger Volkszeitung«, 26. Okt. 1895. Die Hauptstellen wiederholt im »Sozialdemokrat« vom 31. Okt. 1895 (Wochenbl.).

[2] I. Über geschichtliche Auffassung und geschichtliche Methode. II. Rankes Ideenlehre und die Jungrankianer. Berlin 1896.

Fichtesche Einflüsse) bezeichnet zu sein scheinen; der Glaube an eine gesetzmäßige, von den Individuen wesentlich unabhängige Entwicklung tritt unverkennbar darin hervor. Seinen Gegensatz gegen die Formen, die dieser Glaube bei Ranke angenommen hatte, sucht Lamprecht aus dessen eigenen Bedingungen vorsichtig zu entwickeln. Wenn Ranke, wie wir hier vernehmen, zusammenfassend einmal geäußert hat, auf dem Leben der Gemeinschaft und dem Verhältnis des Einzelnen zu ihm beruhe das Geheimnis der jedesmaligen »Welt«, so verlohnt es sich, unter dem Eindrucke dieses Satzes die tüchtige Studie von Dr. Chr. Rappoport[1] zu lesen; denn auch hier wird die Stellung des Individuums in der Geschichte als ein Problem dargestellt, dem ein dominierender Rang in der Philosophie der Geschichte zukomme, eine Lösung wird unter Anlehnung an (mir sonst unbekannte) Vertreter der »russischen soziologischen Schule« versucht; die Hauptepochen der Philosophie der Geschichte werden nach Comteschem Schema entwickelt, der Verf. unterscheidet dann innerhalb ihrer wissenschaftlichen Epoche die physisch-klimatische, die physiologisch-psychologische und die kulturhistorische Richtung; als Aufgabe stellt er, diese Richtungen in einem einzigen System der Philosophie der Geschichte zu versöhnen. Wenn auch hie und da etwas kompilatorisch, so ist die Schrift doch klar und gut und hinterläßt von dem Talente und Ernst ihres Verf.s einen günstigen Eindruck. — Auch hier geschieht vielfache, wenn auch keineswegs stark bejahende Hinweisung auf die Marxischen Lehrmeinungen, die wir auch in streng polemischen Schriften wider den Sozialismus im Vordergrunde des Treffens finden. Ehe wir aber auf diese zumeist wieder in die materialistische Historie zurücklaufenden Streitschriften eingehen, werde noch des seither erheblichsten Versuches gedacht, diese in praktischer Anwendung sich bewähren zu lassen, der von Gelehrten der »Neuen Zeit« gemeinsam begonnenen »Geschichte des Sozialismus«[2]. Das Thema erlaubt nicht nur, sondern fordert eine Ineinanderarbeitung von wirtschaftlicher, politischer, kirchlicher und Literaturgeschichte; der Natur der Sache nach überwiegt aber die letzte. Urteil bleibe den Historikern überlassen; die ausgedehnte Behandlung des Stoffes ist jedenfalls der Wichtigkeit angemessen — das Werk erfüllt eine Lücke in der Literatur .— Übrigens gereicht es dem wissen-

[1] Zur Charakteristik der Methode und Hauptrichtungen der Philosophie der Geschichte. Bern 1896.

[2] Die Geschichte des Sozialismus in Einzeldarstellungen. Die Vorläufer des Neuen Sozialismus. Bd. 1, 1. Teil. Von Plato bis zu den Wiedertäufern. Von K. Kautsky. Bd. 1, 2. Teil. Von Thomas More bis zum Vorabend der französischen Revolution. Von K. Kautsky, P. Lafargue, Ed. Bernstein, C. Hugo. Stuttgart 1895.

schaftlichen Charakter soziologischer Studien keineswegs durchgehenderweise zum Vorteil, daß immer schärfer die praktische Stellung zum Sozialismus bestimmend darauf wirkt. Der Parteigeist ist natürlicher Feind des sachlichen Denkens, und öfter ist das Denken durch die Parteinahme, als die Parteinahme durch Denken beeinflußt. Dabei kann füglich geltend gemacht werden, daß diejenigen, die durch angeborene und erworbene Lebensstellung deutlich für eine Seite praedestiniert sind, das Vorurteil am meisten gegen sich haben; wenn aber hierauf besser verzichtet wird, so darf mit um so größerer Strenge der ganze Habitus, Ton und Wahrheitssinn solcher Autoren geprüft werden, die sich sogleich als Kämpfer zu erkennen geben. So rückt mit schwerem Geschütze gegen das gesamte Gedankensystem »revolutionärer Sozialisten« der Italiener Garofalo auf[1]; aber es sind verrostete Kanonen, die er führt. Der Verf., dessen gescheites Buch über Kriminologie ich als das Plädoyer eines Staatsanwaltes charakterisiert habe (Philos. Monatsh., XXVI, 372 ff.), tritt auch hier mit einer fulminanten Anklageschrift auf, die auf wissenschaftlichen Wert keinen Anspruch machen kann, und auch kaum gemeint ist, etwas anderes als praktische und politische Bedeutung zu haben, der Verf. verhehlt nicht, daß sie mehr aus Gefühlen als aus Gedanken entsprungen ist, das *Odi profanum volgus* erklärt er als seine Devise (p. XIII). Die Polemik richtet sich zumeist gegen italienische Marxisten, wie Ferri, dessen gewandtes Büchlein, worin er Darwin, Spencer und Marx zusammenstellt, auch ins Deutsche übersetzt worden ist (*Sozialismus und moderne Wissenschaft.* Übersetzt und ergänzt von Dr. Hans Kurella). Leipzig 1895 (seitdem in zweiter Auflage). Der Streit verdichtet sich überall in die von Ferri ebenso stark bejahte, wie von Garofalo verneinte Frage: ob Marxismus und Darwinismus sich vertragen? wobei jener dadurch in üble Lage gerät, daß dieser schon dogmatische Geltung besitzt. Aber auch die strenge Selektionslehre der Neodarwinisten kann füglich nicht gegen die für Marx wesentlichen Ansichten sozialer Vergangenheit und Gegenwart, sondern allein gegen die Folgerung einer kommunistischen Zukunftsgestaltung ins Feld geführt werden; und dies geschieht denn auch mit aller Heftigkeit.

Ammon, Otto, *Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen.* Entwurf einer Sozialanthropologie zum Gebrauch für alle Gebildeten, die sich mit sozialen Fragen befassen. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Jena 1896.

---

[1] *La superstition socialiste.* Par le Baron R. Garofalo. Traduit de l'italien par Auguste Dietrich. Paris 1895.

Zwei Teile: I. die naturwissenschaftliche Theorie der Gesellschaftsordnung, II. Nutzanwendung dieser Theorie. Als Gesellschaftsordnung wird der gegenwärtige soziale Zustand verstanden, und zwar durchweg derjenige des deutschen Reiches. Durch seine Betrachtungen darüber glaubt Verf. ein wunderbar ineinandergreifendes Räderwerk zu enthüllen, ein Meisterwerk zu explizieren (S. 117). Er findet es in der sozialen Auslese, als der Absonderung eines höheren »Standes«, der im wesentlichen durch die Tüchtigkeit der Individuen bedingt sei und sich vorzugsweise im »Bevölkerungsstrom« — vom Lande in die Städte — geltend mache, wie im Anschlusse an das (geistreiche aber keineswegs fest fundierte) Buch *Die drei Bevölkerungsstufen* von Georg Hansen dargestellt wird. »Die tüchtig befundenen Individuen bzw. ihre Nachkommen, steigen im Laufe von zwei Generationen auf höhere soziale Stufen, die schlechten werden durch Liederlichkeit, Elend und gerichtliche Strafen aufgerieben, und das Mittelgut füllt dauernd die Reihen der unteren Stände« (S. 98). Daß nun ein Prozeß, der wenigstens eine solche Seite hat, wirklich stattfindet, ist unverkennbar; dies zu wissen, nützt uns aber sehr wenig, so lange wir nicht das Verhältnis dieser Seite zu anderen, minder günstigen Seiten desselben Ausleseprozesses erforscht haben. Das Volkszählungsmaterial ist nie in zulänglicher Weise, auch nur in bezug auf die Geburtsorte der Einwohner, mit Unterscheidung der Berufsklassen, gesichtet worden. Daß die von Herrn Ammon verbreiterte Hansensche Theorie dazu neue Anregung gibt, wollen wir ihr danken. Galtons Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf die Frequenz der Grade von Begabung ist ein ganz hübsches Spiel, das vom Verf. in geschickter Weise, aber ohne zureichende Kritik, verwertet wird. Sein Argument geht dahin, die Absonderung bevorzugter Stände sei eine Natureinrichtung, die bewirke, daß »das unaufhörlich erfolgende Neuentstehen von Genie, durch die glückliche Kombination elterlicher Anlagen« in viel höherem Maße, als abstrakt wahrscheinlich, garantiert werde. Er überläßt uns, seine Lehre von den Nachteilen der Pammixie (daß die Standesgenossen unter sich heiraten, sei in diesem Sinne überwiegend nützlich), dahin zu erweitern, daß auch das Gegenteil der sozialen Auslese und Erwerbung durch eigene Kraft, nämlich das durch Institutionen bewirkte Verharren im angeborenen Stande, teleologisch wertvoll sei. Er behauptet nur, daß »gegenüber den Nachschüben von unten, in letzter Linie vom Bauernstande«, ein Aussterben der höheren Stände stattfinde, glücklicherweise aber nicht ein allzu rasches, die möglichste Erhaltung der gebildeten Familien sei ebenso wichtig, wie das organisierte Vorrücken begabter Individuen (S. 99, 101). Daß nun die »Gesellschaftsordnung«, deren kapitalistischen

Charakter als aristokratischen er ausdrücklich verherrlicht, die gegenwärtige also, jene beiden Tendenzen in angemessenem Gleichgewicht halte, hat der Verf. zu beweisen nicht versucht; von den Besonderheiten, Widersprüchen, Kämpfen innerhalb der kapitalistischen Volkswirtschaft ist ihm wenig bekannt, von dem Unterschiede herrschender Klassen von herrschenden Ständen nichts. Diese »Theorie« kann auf jede empirische Gesellschaftsordnung angewandt werden, wie auch immer das Verhältnis zwischen Konstanz und Variabilität ihrer Schichten; hat aber auch für jede gleich geringe Bedeutung. Ernst genommen kann das Buch nur werden als anthropologisch gerichtete Variation des wohlbekannten Panegyrikus der alten politischen Ökonomie auf die »freie« Konkurrenz, obwohl sie ohne Umstände auch g e g e n alle solche Freiheit umgebogen werden kann. Daß zu jeder sozialen Funktion eine Auslese der wirklich Tüchtigsten am meisten erwünscht ist, wissen wir ohne den Verfasser. Daß aber diese wirkliche Tüchtigkeit bei der gegenwärtig (wo? in Deutschland? oder in England? oder in Nordamerika?) bestehenden Mischung von rechtlicher Gleichheit und tatsächlicher Ungleichheit die günstigsten Chancen habe, möchte er beweisen, ohne über vage Allgemeinheiten — Truismen — hinauszukommen. Die Gesamtansicht der Tatsachen und Vorgänge des heutigen sozialen Lebens könnte durch ihre Freundlichkeit rühren, wenn sie nicht durch ihr ebenso unkritisches wie anspruchsvolles Gebahren Zurückweisung herausforderte. Der Verf. meint zum ersten Male (»die bisherigen Theorien der Gesellschaftsbildung leiden samt und sonders an dem gemeinsamen Mangel, daß sie die i n t e l l e k t u e l l e Ausstattung der Individuen gänzlich außer acht lassen«, S. 5) die D a r w i n sche Lehre richtig auf »die Gesellschaftsordnung« anzuwenden, zu beweisen, wie diese den Bedürfnissen angepaßt sei. Von dem wirklichen L e b e n sozialer Institutionen hat er kaum eine Ahnung, ist daher auch unfähig, deren gegenwärtigen Zustand zu verstehen. Der Tiefsinn, womit dieser beurteilt wird, charakterisiert am besten sich selber. »Die Nahrungsmittel und sonstigen Güter müssen eben den Befähigteren zugewendet und den Unbefähigten vorenthalten werden, damit eine f o r t s c h r i t t l i c h e . . . Entwicklung des Menschengeschlechtes stattfindet. Dies der t i e f e S i n n der von den Sozialdemokraten mißverstandenen und als »Anomalie« bezeichneten Erscheinung des Proletarierelendes n e b e n gleichzeitigem Überflusse« (S. 200).

Haycraft, John B., *Natürliche Auslese und Rassenverbesserung.* Autorisierte deutsche Ausgabe von Dr. Hans Kurella. Leipzig 1895.

Hier liegt ein Problem, dem der Naturforscher näher steht, das

der biologischen Auslese, zugrunde, berührt wird aber auch die soziale Auslese, und dabei die Konkurrenz der Individuen weit richtiger beurteilt als in der vorigen Schrift. Anklage richtet sich gegen die moderne Philanthropie und Fürsorge für das Individuum, als zur Rassenverschlechterung führend. Was in dieser Hinsicht gesagt zu werden pflegt und jetzt die modisch-bewunderte »Autorität« Nietzsches für sich anführen kann, beruht zumeist auf unzulänglichen Schlußfolgerungen. Verf. glaubt in allem Ernste, die Verringerung der wahrscheinlichen Lebensdauer vom 20. Lebensjahre an, gegenüber einer bedeutenderen Steigerung in jüngeren Altern (nach englischen Tabellen über 1838—1854 und 1871—1880; jene Verringerung erreicht ihren Gipfel zwischen dem 35. und 45. Lebensjahre), sei eine Folge der einseitigen Fürsorge für das Individuum, welche die Bestrebungen der modernen Gesellschaft kennzeichne (S. 82).

Die Tatsache ist mir in anderer Gestalt bekannt: die männliche Sterblichkeit in England hat — wenn die Jahre 1838—1840 mit 1886 bis 1890 verglichen werden — in den Altersklassen bis 35 Jahre bedeutend abgenommen, ist von 35—45 ziemlich gleich geblieben und hat in allen höheren Altersklassen stark zugenommen. Wenn man nun aber in den einzelnen *Counties* die Sterblichkeit des Jahres 1891 vergleicht, so ist nicht etwa dort, wo die Kindersterblichkeit am geringsten, diese Männersterblichkeit (bei den Frauen ist dasselbe Phänomen, aber in viel schwächerem Grade bemerkbar) am höchsten, sondern in den charakteristischen Industrie- und Bergbau-*Counties* ist regelmäßig sowohl die Kindersterblichkeit, als auch die allgemeine Sterblichkeit vom 45. Lebensjahre ab weit über der mittleren. Die höhere Kindersterblichkeit ist ebenso regelmäßige Wirkung industrieller Frauenarbeit wie die höhere Männersterblichkeit Wirkung industrieller Männerarbeit. Von beiden Faktoren ist in diesem Büchlein keine Rede, das sonst (unter entschiedenem Streit gegen den Lamarckismus) auf eine gefällige Art in das Problem einführt. Auch ist die Untersuchung außerenglischer Daten versäumt worden, die seinen Gedanken, wie ich glaube, keine Stütze geben.

Plötz, Alfred, *Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen.* Ein Versuch über Rassenhygiene und ihr Verhältnis zu den humanen Idealen, besonders zum Sozialismus. Berlin 1895.

In scharfer und gründlicher Weise wird hier dasselbe Problem erörtert. Nach einleitenden Kapiteln über Physiologie der Zeugung, über Vererbung, Variation, Auslese (Keim-Auslese, Individuen-Auslese, Sozietäten-Auslese) und die »bloß regulative« Funktion des Kampfes ums

Dasein für Erhaltung und Entwicklung; über Vermehrung und Verminderung gegenwärtiger Kulturrassen und Vervollkommnung des Typus, dessen Bedingungen und Hemmungen (Pammixie) — wird an einem idealen Rassenprozeß der heute wirklich vor sich gehende gemessen, wobei Verf. findet, daß außer anderen Fehlern, deren gröbste er nonselektorische Schädlichkeiten nennt und größtenteils aus der Armut ableitet, »Formen der Kontraselektion, die einen besonders großen Schutz gerade der Schwachen bedeuten, bei uns bereits in ausgedehntem Maße herrschen« (S. 187). Erst im 5. Kapitel kommt der Verf. auf sein eigentliches Thema, und hier verdichtet sich ihm der Gegensatz von Sozialismus und Darwinismus zu einem Konflikte zwischen Individual- und Rassenhygiene; als jene vertretend stellt er neben den eigentlichen Sozialismus alle »nonselektorischen Forderungen« der Sozialpolitik, mit denen er die malthusianische Forderung der »angepaßten Summen« (Bevölkerung und Produktionsmittel) verbindet. Er erörtert dann aufgetretene Vorschläge zur Lösung des Konfliktes und entwirft endlich seinen eigenen Vorschlag, der darauf zielt, daß die Fortschritte der Humanität und des Sozialismus — die er für unausweichlich und auch für individualhygienisch richtig hält — kompensiert werden müssen durch »Beherrschung der Variabilität«, d. h. Sorge für direkte Verbesserung der Nachkommenschaft durch »Hygiene der Fortpflanzung«. Ein zweiter, »mehr praktischer« Teil des Werkes (an dem auch die terminologischen Prägungen löblich sind) wird in Aussicht gestellt. — Ich möchte dem Verf. hauptsächlich entgegenhalten, daß die Arbeiterschutzgesetze, und was er sonst im Auge hat, keineswegs allein und nicht einmal (wenigstens ist es nicht bewiesen) überwiegend kontraselektorische Wirkungen haben. Sie haben jedenfalls auch die Wirkung, die Erzeugung schwacher Individuen zu hemmen — der Verf. gibt dies nur als hypothetische Folge des »Sozialismus« am Schlusse (S. 238) zu —, sie begünstigen sogar die eigentliche Individual-Auslese, indem sie die Produktion von Kindern, durch längere und bessere Erhaltung der Erwachsenen, eher vermehren als vermindern, während ein merklicher Druck auf die Säuglingssterblichkeit nur von erheblicher Verbesserung der ökonomischen Lage und von einer Form des Arbeiterschutzes, deren Erfolg am wenigsten wahrscheinlich ist — nämlich Einschränkung der weiblichen Arbeit schlechthin bis zur Aufhebung aller außerhäuslichen Arbeit der in gebärfähigem Alter Stehenden — sich erwarten läßt. — Ich möchte eine allgemeine Bemerkung hier anknüpfen. Unter Voraussetzung der fortwährend wirkenden oder nur unwesentlich abgeschwächten Bedingungen des heutigen ökonomischen Lebens halte ich nicht allein den physischen und mora-

lischen Verfall der europäischen Nationen, sondern in notwendigem Zusammenhange damit auch die Abnahme der Zahl — Depopulation — für unausweichliche Notwendigkeiten, die schon auch Ablauf eines ferneren Menschenalters, deutlicher als etwa jetzt in Frankreich, sichtbar sein werden[1]. Ob Einsicht und Energie eben dieser Völker, durch den Druck der Arbeiterbewegung entwickelt, genügen werden, ob die Gunst der Umstände helfen wird, diesen Prozeß zu hemmen oder aufzuheben, mittelst prinzipieller Umwandlung jener Bedingungen, bezweifle ich, halte aber für moralisch geboten, diese Möglichkeit nicht zu leugnen, dem Streben danach freieste Bahn zu geben. Daß aber eine kommunistische Verwaltung der Produktions-Instrumente die (auch jetzt nur scheinbaren) Gefahren übergroßer Vermehrung steigern werde, halte ich für durchaus unwahrscheinlich; vielmehr glaube ich, daß sie eine zunehmende »Vernünftigkeit« der Individuen — die wir bei dem folgenden Autor richtig erkannt finden — nicht wird zu hemmen vermögen, mithin auch die der Übervölkerung entgegengesetzte Gefahr nicht beseitigt. Die Gefahr der Rassenverschlechterung würde aber, wenn nicht aufgehoben, so doch ganz erheblich vermindert werden; wenn auch Wirkungen der Selektion sich teilweise verringern, so würden dagegen viele und sehr starke Ursachen in günstigem Sinne entbunden werden; wobei ich denn freilich Vererbung erworbener Eigenschaften als einen mitwirkenden Faktor annehme. (Verf. läßt diese Frage offen, führt aber sein Räsonnement mehr im Weismannschen Sinne.)

Kiddï Benjamin, *Soziale Evolution.* Aus dem Englischen übersetzt von E. Pfleiderer. Jena 1895.

Ich habe vor 10 Jahren (1887) zuerst die einfache Begriffswahrheit entwickelt, ein soziales Wesen (Recht, Institutionen usw.), das sich selber Zweck und mit Gefühl und Gewissen der Individuen organisch verbunden sei, stehe im Kontrast zu einem sozialen Wesen, das für die Individuen Mittel zu ihren Zwecken, daher wesentlich mechanischer Natur, durch Interessen und Willkür gebildet und zusammengehalten werde — auf einen ähnlichen, wenn auch nicht scharf herausgearbeiteten Gedanken kommt vorliegende Schrift, die in England große Sensation gemacht hat, hinaus. Sie stellt den Gegensatz auch dar als einen Widerspruch zwischen sozialen (»altruistischen«) »Instinkten« und der im Grunde antisozialen »Vernunft«, ohne aber deren wirklichen Charakter in bezug auf den Willen, nämlich die Scheidung und eventuelle Opposition von Zweck und Mitteln, zu erkennen. Da Verf. nun ebenfalls die Bedingtheit der sozialen »Instinkte«, ich würde sagen, des gesamten Wesenwillens, durch

[1] Geschrieben 1897.

Tatsachen und Bedürfnisse des wirklichen Lebens verkennt, auch eine fortwährende Steigerung des Egoismus und der Konkurrenz und der Selektion willen — bei entschiedenem Anschluß an die Neu-Darwinisten — für notwendig hält, so kommt er zu dem Schluß, daß nur mit Hilfe »religiöser Systeme« der rationalistische Faktor in der menschlichen Evolution sich meistern lasse. Warum aber soll dies geschehen? Weil nur so die Interessen der Gesellschaft und der Gattung, des »sozialen Organismus« zur Geltung kommen, die »mit der Wohlfahrt noch ungeborener Generationen fest verknüpft sind« (264). Deutlich wird die antiselektorische Wirkung des Egoismus nur an dem Beispiele seiner zersetzenden Wirkung auf die Liebe zur Nachkommenschaft gemacht. Der notwendige Fonds von Altruismus sei erst durch die christliche Religion geschaffen worden, und diese ethische Bewegung habe die modernen Völker hoch gebracht, besonders in neuerer Zeit, wo sie dahin wirke, daß die höheren Klassen aus Liebe und Gerechtigkeitssinn das Volk emporzuheben beflissen seien; dies aber sei die Aufgabe, um der Auslese die breiteste Basis zu geben, den Wettbewerb allgemein zu machen. Dies wollen die letzten Kapitel erweisen; in den ersten wird aber der evolutionistische Wert der Religion, auf dessen Entdeckung der Verf. sich viel zugute tut, ganz anders abgeleitet: nämlich aus der Tatsache, daß »für die unteren Klassen der heutigen Kulturvölker die Lebens- und Arbeitsverhältnisse einer vernünftigen Begründung und einer Sanktion durch die Vernunft entbehren« (63; vgl. 68). Sie hätten also Recht, nach dem Sozialismus zu streben, der aber sei für den sozialen Organismus schädlich, dessen Interessen sich unterzuordnen könne eben nur Religion und religiöse Ethik veranlassen. Darum trägt ein ganzes Kapitel (III) von 20 Seiten die Überschrift: »Den Fortschrittsbedingungen fehlt die Sanktion der Vernunft«. Und im 5. Kapitel wird mit großer Ausführlichkeit und in häufiger Wiederholung ausgeführt, daß den Glaubensformen die soziale Funktion obliege, eine überhalb der Vernunft liegende Normierung des sozialen Verhaltens für das Individuum zu geben — das kann nach allem, was vorhergeht, nur heißen, die untere arbeitende Klasse mit ihrem Schicksale auszusöhnen. In der zweiten Hälfte aber bestehen die Fortschrittsbedingungen darin, daß die höhere Klasse gegen ihr Interesse, gegen ihre Vernunft handelt, daß sie immer religiöser, d. h. hier nicht: immer mehr in ihr Los ergeben, sondern immer altruistischer wird, obgleich doch die dadurch bewirkte Neutralisierung sozialistischer Tendenzen in der Masse, nicht bloß — nach Ansicht des Verfassers — dem Gemeinwohl dient, sondern ohne Zweifel auch dem Interesse der »Klassen« entspricht. So ist das Buch im Innersten seines Gedankenganges konfus. Was an Wahrheit

darin ist, wird mit feuilletonistischer Breite vorgetragen. Immerhin zeugt es von schriftstellerischer Begabung und großer Gewandtheit, trägt auch Merkmale tüchtigen Denkens und Studierens, richtiger Einsichten. Wenn aber der biologische Vorredner der deutschen Ausgabe ihm eine epochemachende Bedeutung zuschreibt, so kann ich nur sagen, daß dieses Urteil durchaus unbegründet ist. —

Das Problem des Verhältnisses von Biologie und Soziologie wird in dem bekannten Sinne eines durchgehenden Analogismus aufgenommen von

Worms, René, *Organisme et société.* (*Bibliothèque sociologique internationale I.*) Paris 1896.

Einen gewandteren und gelehrteren Verteidiger konnte diese schon ein wenig ins Hintertreffen geratene Lehre nicht leicht finden. Worms begegnet vor allem dem Vorwurfe, den ich (vielleicht mit anderen) oft gegen deren Vertreter erhoben habe, daß sie immer im Unklaren ließen, was mit dem sozialen Körper oder Organismus der Gesellschaft eigentlich gemeint sei — ob die ganze Menschheit, irgendwelcher geschlossene Kulturkreis, oder etwa auch die in einem beliebigen kleinen Staate wie Belgien oder gar Lippe-Detmold verbundenen Individuen. Er antwortet klipp und klar: Gesellschaft d. i. die Nation — freilich kann er auch das nur für »heute« gelten lassen: »ehemals« sei die Familie, »oder auch, wenn man will, die Horde«, die wahre soziale Einheit, d. h. eben die Gesellschaft gewesen (S. 34); mit diesem Einst und Jetzt wird man aber schwerlich sich zufrieden geben dürfen. Seine Argumentation geht nun folgenden Weg (S. 17ff.): 1. der Organismus ist ein lebendes Ganzes, aus selber lebenden Teilen gebildet; er unterscheidet sich von unorganischen Wesen a) durch Mangel bestimmter und dauernder Konturen, b) durch die Funktion der Ernährung, ein dadurch gegebenes »inneres Milieu« (zirkulierender Saft, Blut), und Fortpflanzung, c) durch das Sterben. 2. Gesellschaft = Nation. 3. Auch Gesellschaft hat jene 3 Eigenschaften des lebenden Wesens (S. 38ff.): a) die Grenzen des Territoriums verfolgen oft die kapriziösesten Linien und werden unaufhörlich modifiziert, b) die Gesellschaft wirkt beständig auf ihre Umgebung, bezieht daraus neue Kräfte, verwandelt alles in Güter; sie hat auch ein »inneres Medium«, indem die meisten Individuen ihre Nahrungsmittel von anderen durch den Mechanismus des Tausches beziehen. Ebenso kann sich die Gesellschaft fortpflanzen — andere Gesellschaften erben nicht bloß ihr Blut, sondern ihre Zivilisation, ihre Ideen und Glaubensformen, c) die Gesellschaften kennen auch den Tod, wenn er auch vielleicht nicht unausweichlich für sie ist. — In einem besonderen Kapitel

(S. 42ff.) werden die gewöhnlichen Einwände erledigt. Ich erhebe andere. Ich sage: wenn der Beweis gültig ist, so gilt er auch für viele andere Verbindungen von Menschen und anderen Organismen. Ich behaupte z. B.: er kann auch auf eine (ständige) Tischgesellschaft angewandt werden: sie hat a) ihr Gebiet — etwa eine *table d'hôte* — ohne bestimmte und dauernde Konturen, b) sie läßt (als Kasino) ihre Nahrungsmittel für gemeinsame Rechnung durch »untergeordnete Organe« bereiten; daß sie zuvor eingekauft werden, kann keinen Unterschied von der Gesellschaft begründen, da ja auch moderne Nationen ihre Nahrungsmittel zum großen Teile kaufen; bei der Gesellschaft bedeuten Nahrungsmittel überhaupt Güter oder Werte aller Art; die Zirkulation ist das Organische, worauf es ankommt. So zirkulieren unter den Kommensualen die Schüsseln. Die Tischgesellschaft kann sich auch fortpflanzen — nach Art einfachster Organismen: ein Teil sammelt sich um einen neuen Zellkern (eine behagliche »Sommerweste« etwa, der die zu große Tafel ungemütlich wurde) und bildet eine andere Tischgesellschaft, c) jede Tischgesellschaft kann sich auflösen oder auch buchstäblich aussterben. Alles dies gilt auch von der modernen Familie — wenn sie auch jetzt so wenig wie ehemals »die Gesellschaft« ist, so kann sie doch mindestens so gut wie diese ein Organismus genannt werden — ebenso Staat und Kirche, jede menschliche Verbindung, die eine Kasse oder Finanzwirtschaft hat — denn dies ist nach Worms selber, der Cl. Bernard dabei folgt, das allein wesentliche Merkmal des Organismus: die gemeinsame und insofern einheitliche (denn Einheit, wird ausdrücklich gelehrt, S. 44f., ist nichts als Gemeinsamkeit) Ernährung; diese aber kann im sozialen Sinne durch irgendwelche Werte, also auch durch Geld geschehen. Ein ferneres Moment der Ähnlichkeit zwischen dem entwickelten Organismus und sozialen Verbindungen ist die Differenzierung der Teile und Scheidung der Funktionen, worin aber auch die Vergleichung sehr bald ihre Grenzen findet und leicht der Gefahr erliegt, ins Spielerische zu entarten [1]). Von einem sozialen Organismus als von etwas objektiv Wirklichen, von dem psychologischen Verhältnisse zwischen dem Ganzen und den Teilen Unabhängigem zu reden, sollte schon die hier vorliegende Erwägung verbieten. Denn wenn auch nur die Nation eine Gesellschaft ist — fanden wir — so können doch andere soziale Vereine ebensowohl Organismen heißen, und dann ergibt sich die Anomalie, daß eine und dieselbe »Zelle« diversen Organismen angehört, die möglicherweise gar keine Berührungen miteinander haben.

---

[1] Viel schärfer getrennte Teile und viel schärfer geschiedene Funktionen als der Organismus enthält die ausgebildete Maschinerie.

Wenn aber Worms' Meinung ist — die er nicht entwickelt hat, aber ohne Zweifel hegt — daß nur die Gesellschaft sozialer Organismus sei, und wenn er dafür geltend machen sollte, was oft gesagt wird, eine Gesellschaft, also eine Nation, habe alle ihre Tätigkeit gemeinsam, so ist dies einfach unrichtig: von einer indischen Dorfgemeinde kann das gesagt werden, nicht von einer modernen Nation. Als Theorie ist diese Organismuslehre nicht allein unmöglich, sondern wäre auch, soweit ihre Möglichkeit sich zugeben ließe, nutzlos. Wenn es wirklich einen Sinn hätte, die Börse das Herz des nationalen Leibes zu nennen (S. 207), die Emission von *Valeurs* dem Erguß des Blutes durch den linken Ventrikel gleichzusetzen (ib.), so weiß ich nicht, ob für den Biologen dies irgendwelchen Wert haben kann; der Soziologe oder politische Ökonom muß mit aller Bestimmtheit leugnen, daß ihm Wesen und Wirkungen der Börse auch nur ein Haarbreit deutlicher dadurch werden. — *In summa* bedaure ich, daß ein kenntnisreicher und scharfsinniger Autor seine Mühe an diese unfruchtbare Spekulation verschwendet hat. Ich freue mich, einer psychologischen Soziologie aufs neue zu begegnen bei

Tarde, G., *La Logique sociale.* Paris 1895.

Tarde ist ein systematischer Denker, der seine eigenen Begriffsmechanismen ausgebildet hat und in virtuoser Weise handhabt. Man muß daher seine früheren Werke kennen, um das gegenwärtige gut zu verstehen. Wie er früher die Gesetze der »Nachahmung«[1] entwickelt hat, so hier die Korrelaten der »Erfindung« (I. Ch. 4). Dort das soziale Gedächtnis, hier Urteil und Wille. Was heißt nun soziale Logik? Tarde will zuvörderst die »individuelle« Logik verbessern, indem er sie subjektiviert — in allen wirklichen Räsonnements komme es auf den Grad (die Stärke) des Glaubens an, womit jeder Satz behauptet wird — oder (bei teleologischen Syllogismen) auf den Grad des Wunsches. Wie sich in einem Gehirne Sätze, die einen Glauben oder einen Wunsch — von bestimmter Stärke — ausdrücken, begegnen, sich verneinen oder bejahen, bekämpfen oder verbinden und wenn zur Übereinstimmung gelangt, Syllogismen, Systeme, Pläne konstituieren, so im sozialen Leben. Die großen nationalen Zentralisationen sind majestätischen Systemen gleich zu achten. Soziale und individuelle Logik können sich in unbegrenzter Weise einander nähern, ohne doch zusammenzufallen — ebenso die Teleologien. Das eigentliche Problem der Gegenwart: wird es ge-

[1] In zweiter Auflage erschienen (Paris 1895, F. Alcan) mit einer neuen Vorrede, die auf Einwürfe antwortet. Die erste Auflage wurde besprochen S. 181 bis 196.

lingen, den sozialen Geist dem individuellen unterzuordnen? d. h. vollendete Wissenschaft und vollendete Moral über Religion und Regierung siegreich zu machen? (hier kann der Verf. doch wohl nur e i n e Form des sozialen Geistes gegen andere meinen). Ein Parallelismus zwischen individuellem und sozialem Geiste wird nach Möglichkeit durchgeführt, zunächst in Absicht auf das Denken. Die Kategorien der sozialen Logik — Sprache und die Idee des Sittlichen — entsprechen dem Raume und der Zeit! Der Ruhm ist das soziale Bewußtsein. Die Gesellschaft gleicht einem Gehirn, nicht einem Organismus. Der soziale Geist ist das Gleichgewicht der Interessen und der Ideen. Wie bildet sich dies Gleichgewicht und wie schreitet es von niederen zu höheren Formen fort? Ideen und Bedürfnisse werden in ihren mannigfachen positiven und negativen Verhältnissen betrachtet. In allen Gebieten des sozialen Lebens gibt es mehr oder minder typische Folgen (Reihen) von »Erfindungen«, die mehr oder minder auf logische Art sich gruppieren. Es vollzieht sich, langsamer oder rascher, eine Harmonisierung der Erfindungen im sozialen Geiste. Sie sind teils akkumulierbar, teils verneinen und verdrängen sie einander. Die Harmonisierung vollendet sich in 3 Phasen: wesentlich ist, daß das bewußte Wollen auch hier das erste, und daß ihm stets die Tendenz ins Unbewußte zu fallen, anhaftet; ein vielfaches Bewußtsein geht immer dem einheitlichen voran. — Wenn zwei Erfindungen, oder Systeme von solchen, z. B. eine Religion, Sprache, ein Stil, um das Leben, d. h. darum, welche sich in Nachahmungen durchsetze, ringen, so ist der Ausgang entweder 1. daß die eine von ihnen auf gewaltsame oder feindliche Art ausgerottet wird, 2. die Form wird behalten, der Inhalt geht unter, 3. Unterordnung (häufig der alten Ideen usw. unter die neuen), 4. das Neue dringt nur in gewisse Schichten ein, wo es sich festsetzt, 5. die Kämpfenden werden wirklich oder scheinbar durch ein Drittes versöhnt. Die Vereinigung endet ebenso in einer mehr oder minder vollkommenen, mehr oder minder freiwilligen Übereinstimmung der Geister. — Die zweite Hälfte des Werkes enthält »Anwendungen« der dargestellten Begriffe, mit folgenden Kapitelüberschriften: die Sprache, die Religion, das Herz, die politische Ökonomie, die Kunst. Wenn dies eine recht seltsame Reihe ist, so zeigen auch sonst diese Kapitel, wohl in sich, aber kaum miteinander, gehörigen Zusammenhang. Man würde auch anstatt aller dieser Einwendungen eine Illustration durch Analyse großer historischer Epochen, am ehesten wohl der ungeheueren Neuerungen, die dieses letzte Jahrhundert in der Zivilisation hervorgerufen hat, erwarten; Bezug genommen wird darauf allerdings oft. Was die Theorie selber angeht, so würde einigen Anstoß schon der Titel geben: der Verf. versteht Logik als ein Stück der Psychologie, das ist dem überlieferten Gebrauche, worin sie eine Kunstlehre bedeutet,

entgegen. Es hat aber guten Sinn: als Lehre vom wirklichen Denken umfaßt sie, obgleich auch der engere Sinn bestehen bleibt, die teleologischen Gedankenfolgen, außer dem Verhältnisse von Sätzen, die Meinungen ausdrücken, auch die Verhältnisse von Sätzen, die Wünsche ausdrücken, und kreuzweise Verbindungen. Es handelt sich schließlich um die Erklärung sozialer Urteile (Glaubenssätze, Vorurteile usw.) und sozialer Gewohnheiten (Brauch, Sitte); durch Nachahmungen werden beide konserviert, durch neue Ansichten (Entdeckungen usw.) oder neue Handlungsweisen (Erfindungen usw.) modifiziert, wenn nicht bekämpft und gebrochen. — Diese mit Geist entwickelten Gesichtspunkte öffnen Ausblicke in ein weites Feld. Im einzelnen geben die Ausführungen zu manchen Bedenken Ursache: in der Parallele zwischen Individual- und Sozialgeist ist viel Gezwungenes, der Autor läßt sich gehen in Einzelfällen und widersteht keiner Versuchung, mit blendenden Analogien zu experimentieren. Und doch enthält das Buch Elemente, die eine solide Bereicherung unseres Denkens über das soziale Leben bedeuten. Seine Spuren werden bleiben. Auch heute (nach einem Menschenalter) werde es dem Sozialpsychologen stark empfohlen.

III.

Von französischen Schriften über Sozialismus und Verwandtes mögen noch erwähnt werden:

Thirion, E., *L'individu, essai de sociologie.* Paris 1895.

Boilley, Paul, *Les trois socialismes: Anarchisme-collectivisme-réformisme.* Paris 1895.

Manacéine, Marie de, *L'anarchie passive et le comte Léon Tolstoi.* Paris 1895.

Ich reihe die Besprechung anderer Werke an, die eine mehr oder minder bestimmte Richtung auf soziale Psychologie haben.

Greef, Guillaume de, *Le Transformisme social. Essai sur le progrès et le regrès des sociétés.* Paris 1895.

Die Hälfte des Buches will die Entwicklung der Gedanken über den Gegenstand darstellen, die andere Hälfte die Sache selber untersuchen. Jene ist, unter dem gegebenen Gesichtspunkte, Abriß einer Geschichte der Philosophie der Geschichte, die zum großen Teile an das unvollendete Werk von Flint, jedoch mit selbständigem Urteile und mit Anwendung des Comteschen Schemas, sich anlehnt. Die literarhistorische Darstellung schleicht indessen oft auf den Oberflächen umher und erinnert an Kollegienhefte. Im letzten Kapitel wird auch Marx erörtert, den der Verf. in früheren Werken (vgl. S. 159f., 172) nicht zu kennen schien; er findet am Grunde von dessen Theorie

einen Optimismus, den er antiwissenschaftlich nennt (S. 286), und zitiert mit Beifall einen Ausspruch von Jaurès, daß »in den tiefen Falten des materialistischen Sozialismus der Hauch des deutschen Idealismus sich erhalten habe« (S. 290). Er selber ist wenigstens soweit optimistisch, daß er durch die massenhafte und komplizierte Beschaffenheit der modernen Zivilisation, durch die Vollkommenheit ihrer »Organe der Koordination« das fortschreitende Leben des sozialen Körpers für besser als je gesichert hält (S. 513). Der Grundgedanke des Buches ist aber, daß der Glaube an Fortschritt oder Rückschritt selber eine Funktion des sozialen Gesamtzustandes sei, daß also ein Zeitalter günstiger Entwicklung in fröhlichen, ein Zeitalter des Verfalles in traurigen Theorien sich reflektiere. Sehr ausführlich wird im letzten Kapitel über die »scheinbare Rückkehr zu primitiven Formen« gehandelt, eine Vorstellung, die als Vereinigung von Lehren des Fortschritts und Rückschritts, mit den zyklischen Theorien und mit der Hegelschen Dialektik in Verbindung gebracht wird. In den Widerlegungen, mit denen der Verf. jene Vorstellung für alle einzelnen Gebiete des sozialen Lebens (nach seiner Einteilung und Folge) bedenkt, scheint er mir sie nicht immer richtig aufzufassen. Über de Greefs Ansicht des Rückganges und Verfalles konnte schon früher (S. 159 f.) einiges mitgeteilt werden. Sie ist hier näher ausgeführt, läßt aber dem Wunsche Raum, daß sie noch fernere Vertiefung finden möge. — Das folgende Werk:

Vierkandt, Alfred, *Naturvölker und Kulturvölker.* Ein Beitrag zur Sozialpsychologie. Leipzig 1896.

heißen wir als systematischen Entwurf in deutscher Sprache willkommen. Der Inhalt wird schon durch den Titel deutlich ausgedrückt. Das Buch zeugt von einer gewissen Kräftigkeit und Reife des Denkens und von vielseitigen, wohlgeordneten Kenntnissen, ist aber doch durch mangelhafte Begriffe in seiner ganzen Anlage geschädigt. Naturvölker und Kulturvölker sollen ihren psychologischen Merkmalen nach aneinander gemessen, einander gegenübergestellt werden — alsbald aber schiebt sich an Stelle der Kultur, die doch nur als eine Entwicklung begriffen werden kann, das häßliche Wort »Vollkultur« und bildet nun den wirklichen Kontrast zur Natur der Naturvölker. Als Repräsentanten der Vollkultur und somit der Kultur schlechthin werden nur die »alten Griechen« und »die westeuropäischen Völker der Neuzeit« hingestellt, »während wir die mittelalterliche und die römische Kultur dem Bereich der Halbkultur zuweisen« (S. 7). »Stellen wir also den Vollkulturvölkern die Gesamtheit der übrigen Völker gegenüber, so enthält diese Gegenüberstellung die stillschweigende Voraussetzung, daß sich diese Gesamtheit

in psychologischer Hinsicht unter einen einzigen Typus subsumieren läßt« (S. 10). »Im Begriffe der Natur liegen zwei Merkmale eingeschlossen: die Abhängigkeit von äußeren Einflüssen . . . und der Mangel von Werten« (S. 239). Hin und wider wird den Halbkulturvölkern eine besondere Charakteristik gegönnt; im allgemeinen soll aber alles, was von der Psychologie der Wilden ausgeführt wird, auch von ihnen gelten, ebenso von den Chinesen, wie von den Römern der Kaiserzeit und von unseren Vorfahren, ehe Amerika entdeckt wurde. Für mich ist diese »Einteilung« undiskutierbar; sie bedeutet mir einen Verzicht des Denkens auf wirkliche, sachgemäße Unterscheidung der behandelten Gegenstände, wie schon daraus hervorgeht, daß die Begriffe von »Völkern« zusammengeworfen werden mit dem Begriffe von Phasen in der Entwicklung eines einzelnen Volkes. Gleichwohl enthält das Buch manche treffende, feine und tiefe Ausführungen, die auf alle Seiten der Kulturphänomene, zumal derer, die unser Zeitalter bezeichnen, sich erstrecken. Vieles ist zu breit, zu oft wiederholt, nicht immer scharf, manchmal Wesentliches mit Unwesentlichem, Wirkliches mit Scheinbarem vermischt; aber ein bedeutendes Talent für völkerpsychologische Analyse und Verständnis tritt immer wieder entgegen und macht das Werk zu einem lesenswerten, anregenden und förderlichen, trotz des organischen Fehlers seiner Anlage. Dabei hat es seine Stärke noch mehr in dem Reichtum der ethnologischen Daten, als in der Einsicht von Zuständen, Bedingungen, Gefahren der gegenwärtigen Zivilisation, obwohl sein Interesse ebenso stark durch diese angezogen wird. Verfasser betrachtet die Tatsachen seiner »Vollkultur«, für die er ja fast ausschließlich die ungeheuren Neuerungen dieses jüngsten Zeitalters zum Modelle nimmt, als gegebene Eigenschaften des von ihm fixierten Begriffes, die er nun in wechselnde Beleuchtung setzt und danach entweder, und zwar zum überwiegenden Teile, als höchste Vervollkommnung menschlichen Wesens bejaht, preist, verherrlicht, z. B. als Entwicklung zur konkreten Sittlichkeit, zur idealen Gesinnung —, oder aber als erfreulich, bedenklich, zwiespältig schildert und verneint, ja als Stufe eines greisenhaften Verfalles darstellt. In einem tieferen Sinne ausgeglichen sind diese Gegenbilder nicht; daß es sich darum handelt, die mannigfachen, widersprechenden Erscheinungen zu begreifen, mithin sie aus ihren Ursachen abzuleiten, kommt nicht zur gehörigen Geltung. Daß sie im wesentlichen eine gemeinsame Ursache haben, nämlich das Wachstum des Handels und also des Verkehrs, der Bewegung und Vermischung der Menschen, scheint er wohl zu wissen, aber doch nicht deutlich genug zu sehen, um alle Konsequenzen dieser Einsicht zu ziehen. — Der Verfasser bemerkt in seiner Einleitung, der Unterschied zwischen unwillkürlichem und willkürlichem Willen sei bisher nur

einmal in systematischer Weise für soziologische Begriffe benutzt worden, nämlich in der Schrift »Gemeinschaft und Gesellschaft«, und erledigt diese dann mit den Worten: »Leider geht das Buch von einer für seine Ergebnisse verhängnisvollen Einseitigkeit der Voraussetzungen aus, nämlich von der Annahme, daß die eine Willensform bei steigender Höhe der Kultur von der anderen einfach abgelöst wird, während sie in Wahrheit zu der anderen nur hinzutritt usw.«. Diese Belehrung ist typisch für ein hastiges und ungerechtes Mißverständnis. Ich habe keinem Zweifel darüber Raum gelassen, daß ich meine Willensbegriffe als Schemata ausgebildet habe, und anstatt von so »einseitigen« und einfältigen »Voraussetzungen« über die tatsächliche Entwicklung »auszugehen«, habe ich vor solchen Anwendungen und Folgerungen ausdrücklich gewarnt, nur gelegentlich und »anhangsweise« den richtigen Gebrauch (für die Erkenntnis der Kulturgeschichte) andeutend, wobei Erläuterungen wie diese nicht fehlen: »Also stehen auch im sozialen und historischen Leben der Menschheit Wesenwille und Willkür teils im tiefsten Zusammenhange, teils neben und wider einander« (S. 280); oder: »Die ganze Entwicklung des Zeitalters der Gemeinschaft ist auf eine Annäherung zur Gesellschaft hin gerichtet; wie aber andererseits die Kraft der Gemeinschaft auch innerhalb des gesellschaftlichen Zeitalters, wenn auch abnehmend, sich erhält und die Realität des sozialen Lebens bleibt« (S. 290) [1]. Ich darf hoffen, daß

[1] In einer Anmerkung beruft sich Vierkandt auf Wundt, der ähnlich, wie er, meine Arbeit beurteilt habe: Logik II², S. 599. Ich erlaube mir daher, diese Gelegenheit wahrzunehmen, um auch selber auf diese Stelle hinzuweisen. Wenn das Wundtsche Werk nicht unmittelbar diese Berichte über Soziologie angeht, so ist es doch angemessen, hier darauf aufmerksam zu machen, wie die wachsende Bedeutung der »Gesellschaftswissenschaften« in der Erweiterung, die das bedeutende Buch in seiner zweiten Auflage erfahren hat, sich spiegelt. Wie nämlich der ganze Umfang der »Methodenlehre der Geisteswissenschaften« von 142 Seiten auf einen starken Band von 643 Seiten vermehrt wurde, worin der Abschnitt des zweiten Kapitels über »Völkerpsychologie« und das ganze dritte Kapitel über die Logik der Geschichtswissenschaften nach unserer Auffassung schon auf die Soziologie sich beziehen, so ist das besondere Kapitel über die »Logik der Gesellschaftswissenschaften« von 45 auf 194 Seiten angewachsen; und zwar ist zu den drei bisherigen Abschnitten über »die allgemeinen Gesellschaftswissenschaften«, die Volkswirtschaftslehre, die Rechtswissenschaft, ein besonderer vierter Abschnitt hinzugekommen, der von den »Prinzipien der Soziologie« handelt (die Einteilung hier zu kritisieren müssen wir uns versagen); in diesem vierten Abschnitt aber wird der erste Paragraph überschrieben »Gesellschaft und Gemeinschaft«. Die Bildung und erstmalige Entgegensetzung dieser Begriffe wird zwar nicht auf mich zurückgeführt, sondern dem Sprachgebrauche zugeschrieben; die Charakteristik entspricht aber auf den ersten Seiten ungefähr den von mir gebildeten Begriffen. Am Schlusse dieses Paragraphen wird dann meine »Theorie der Gesellschaftsentwicklung« in einer längeren Anmerkung vorgeführt, deren Absicht und Gesinnung ich mit Dank-

Verf. sein Urteil demgemäß berichtigen werde; ihm selber muß, da er meine Schrift »gehaltvoll« nennt, einiges daran gelegen sein.

barkeit für die Würdigung an so ausgezeichneter Stelle entgegennehme, wenngleich ich ihr in fast jeder Einzelheit widersprechen muß. Ich »anerkenne«, heißt es, daß alle sozialen Bildungen mit einer ursprünglichen Gemeinschaft beginnen, die nicht willkürlich geschaffen sei, sondern durch die natürlichen Triebe ihrer Mitglieder zusammengehalten werde; ich bringe, heißt es ferner, das (dazwischen skizzierte) Entwicklungsschema mit einer Willensunterscheidung in Verbindung, die der der heutigen Psychologie geläufigeren in einfaches oder triebartiges und zusammengesetztes Wollen oder Wahl entsprechen dürfte. „Die ursprüngliche Gemeinschaft soll durch einen Wesenwillen zusammengehalten werden; dieser soll aber mit der Ausbildung der Gesellschaft mehr und mehr der »Willkür« weichen" usw. Ich bemerke dazu: meine Willensbegriffe sind von den hier bedeuteten ganz und gar verschieden (ob sie irgendwelchen Wert haben, ist eine andere Frage; ihre Originalität würde ich selbst dann in Anspruch nehmen müssen, wenn ich ihre Verkehrtheit zuzugeben genötigt würde). Das »triebartige Wollen« ist für mich nur die Keimform des »Wesenwillens«; zu diesem gehört nicht allein »zusammengesetztes Wollen« der allerkompliziertesten Arten, sondern darin entfaltet, ja verwirklicht er erst sein Wesen als menschlicher Wille; denn die »natürlichen Triebe« der Menschen habe ich niemals ihren Willen genannt, sondern ich denke Willen immer als *appetitus rationalis* — *ὀρμὴ μετὰ λόγου* —, als *appetitus* aber nicht sowohl das Streben (oder Widerstreben) etwas zu tun, sondern das diesem zugrunde liegende, positive oder negative, innere Verhältnis zum Nicht-Ich, welches Verhältnis erst durch Begleitung und Mitwirkung des Denkens zum Wesenwillen wird. Ich sage: dieser verwirklicht sich erst in zusammengesetztem Wollen der kompliziertesten Art; denn so fasse ich die gesamte Ideenwelt des schaffenden Menschen, des Künstlers oder des ethischen Genies, als Ausdruck seines Wesenwillens, aber auch jede freie Handlung, insofern sie eben aus den wesentlichen Richtungen seines Geistes, Gemütes oder Gewissens hervorgeht. Daher: als Wesenwillen in sozialer Determination und als Gemeinschaft verstehe und zerlege ich, was Hegel die konkrete Substanz des Volksgeistes nennt, etwas so weit über die »sozialen Triebe« sich Erhebendes, daß es die gesamte Kultur eines Volkes bestimmt und trägt. Daß ich, wie Wundt im Schlußsatze sagt, »die wichtigen psychologischen Vorgänge der Involution der Wahlhandlungen in Triebe, die schon im individuellen Seelenleben eine überaus wichtige Rolle spielen, und dann, wie vor allem die Entwicklung von Sprache und Sitte lehrt, im Gemeinschaftsleben eine womöglich noch erhöhte Bedeutung gewinnen, bei meiner Konstruktion übersehen« haben soll, berührt mich fast wehmütig, da ich gerade daran fortwährend gedacht und diese Tatsache keinen Augenblick aus den Augen verloren habe. Auch ist dies deutlich ausgesprochen, z. B. S. 112, wo ich davon rede, daß man die tierischen Instinkte als ererbte Gedächtnisse erklärt, und fortfahre: »Diese können aber ebenso allgemein als Gewohnheiten verstanden werden . . . und sind nichts anderes, wenn sie in Relation zu der Art, anstatt in Relation zum Individuo betrachtet werden; indem die organischen Urtriebe — welche nicht ferner zurückführbar sind — [hier ist vom allgemein-animalischen Willen die Rede] solche Fähigkeiten und Neigungen in sich aufgenommen haben und als immer stärkere und immer inniger mit ihnen verbundene Keime über das individuelle Leben hinaus fortzusetzen tendieren. Und in ähnlicher Weise verhalten sich Gewohnheit und Gedächtnis; der spätere Begriff löst sich von dem früheren ab, ten-

Nur das Fragment einer systematischen Abhandlung liegt bisher vor in

Fischer, Arnold, *Die Entstehung des sozialen Problems.* Erste Hälfte. Rostock i. M. 1897.

Im Mittelpunkte stehen die Begriffe »Problem« und »Intensität des Lebensprozesses«, von denen der zweite aus den organischen auf die sozialen Phänomene hinübergeleitet wird. Es soll gezeigt werden, daß

---

diert aber zugleich als eine immer stärkere Potenz in jenen zurückzusinken. In diesem Sinne haben englische Psychologen das Theorem der *lapsing intelligence* ausgebildet, als Formel für die bekannte Erscheinung, daß sog. willkürliche, d. i. unter Mitwirkung des Denkens, oder — bei Tieren — bestimmter Wahrnehmungs- oder Vorstellungsakte geschehende Handlungen unwillkürlich oder unbewußt werden, d. i. eines immer geringeren oder allgemeineren Reizes [nur] bedürfen, um hervorzutreten; ein Prozeß, dessen allgemeiner Inhalt die Verwachsung von intellektuellen Tätigkeiten mit kinetischen Impulsen überhaupt bedeutet« usw. Ebenso stark wie ich diese wesentliche Verbindung und Involution behaupte und betone (um derentwillen der Unterschied zwischen den gewöhnlich willkürlich genannten und den unwillkürlichen Tätigkeiten ein stetig fließender und für mich minder wichtiger ist), mache ich aber die Möglichkeit der Losreißung und Erhebung des Denkens geltend, und daß es jenes positive oder negative Verhältnis zu den Dingen aus sich heraus, unabhängig von, und in möglichem Gegensatze zu, den natürlichen, d. h. durch Wesenwillen gegebenen Verhältnissen darzustellen vermag, indem es die scharfe Unterscheidung und logische Opposition von Zweck und Mitteln vollzieht. Dieser »Kürwille« aber, je mehr er sich herausbildet, d. h. je mehr er er selber wird, desto weniger kann er wieder organisch (gefühlshaft, unbewußt) werden, weil eben die Verneinung jener ursprünglichen Elemente sein unterscheidendes Merkmal ist; nicht ich mache die psychologischen Entwicklungsformen von »Trieb« und »Willkür«, wie Wundt sagt, zu dialektischen Gegensätzen, sondern diese Dialektik ist wirklich, wie sie auch im Sprachgebrauch oder vielmehr im Volksdenken anerkannt wird, wenn von dem berechnenden und heuchlerischen Menschen gesagt wird: er hat kein Herz; es ist alles unecht — oder auch nur von dem kühlbewußten Geschäftsmann und Staatsmann: er sei ohne Skrupel und Grundsätze; denn alles dies: Skrupel und Grundsätze, das Echte im Tun und Treiben, das »Herz«, habe ich als Wesenwillen im formalen Gegensatze zum Begriffe des Kürwillens gemeint und gedacht. Wenn endlich Wundt sagt: »Es ist nicht richtig, daß diese Differenzierung die ursprünglichen sozialen Triebe und die ursprünglichen Formen des Gesamtwillens zerstört hat, oder daß sich irgendeine historische oder psychologische Wahrscheinlichkeit dafür beibringen läßt, dies werde dereinst eintreten« — so wird bestritten, was ich nie behauptet habe; ich verweise auf das gegen Vierkandt Bemerkte, und füge hinzu: die zerstörenden Tendenzen der modernen Gesellschaft in bezug auf das Familienleben und alle patriarchalischen und genossenschaftlichen Formen der Kooperation, des Staates in bezug auf alle kommunalen und korporativen Autonomien, der Wissenschaft auf Religion und Kunst und alle höchst mannigfachen Kämpfe dieser Art, in denen der freie soziale »Kürwille« gegen seine Basis, jene konkrete Substanz des Volksgeistes sich kehrt, habe ich nicht erfunden, sondern beobachtet, und beobachte sie fortwährend; sie

jedes Problem als naturgesetzlicher Ausdruck eines bestimmten Grades von Lebenskraft der jedesmaligen Kultur auftrete und nur diesem Grade eigentümlich sei (S. 3); was besonders von dem »führenden« Zeitproblem gelte (5). Die Ansicht wird dabei zugrunde gelegt, daß höhere Entwicklung immer mit geringerer Intensität des Lebens verbunden sei; ja daß im Verhältnisse zu dieser Abnahme die höheren Bewußtseinsgrade in die Erscheinung treten (S. 24). »Kultur ist eine Stütze gesunkener Lebenskraft« (29). Danach werden drei Kulturperioden unterschieden: die Kulturperiode der reinen Empfindung, die der freien Vernunft und die der reinen Vernunft (36 f.); ihnen entsprechen *Gens*, Bürgertum, Arbeitertum (Inhaltsübersicht). Präliminarisch ausgeführt wird unter dem Hauptgesichtspunkt die Entstehung und das Entwicklungsgesetz der Sprache (38—44), Entstehung der Mutterliebe, des Vatergefühls, der Besitzempfindung, der Patriarchalfamilie, der Knechtschaft, der religiösen Empfindung (45—110). In diesem Zusammenhange wird die Urgeschichte des Familienwesens, im Anschlusse an Bachofen und Morgan, abgehandelt. Es folgt ein Kapitel über den Gegensatz von natürlicher und äußerer Kultur, der meinem Gegensatze von Gemeinschaft und Gesellschaft nahe kommt (111—123); über Kulturkrisen (124—128), über die »Gesellschaftskörper« und ihre Tendenz zur Vergrößerung (129—142), endlich über den Begriff des Elementaren in der Zivilisation (143—151). Auch die folgenden Abteilungen (II, III, IV), die den größeren, ein Jahr später herausgekommenen Teil des Werkes bilden, enthalten interessante Gedanken, und lassen eine für jene Zeit bedeutende, weil durchaus objektive Einsicht in das Emporkommen der Arbeiterklasse erkennen: der Autor zeigt (gleich dem vorigen), eine rühmenswerte Energie und Unbefangenheit des theoretischen Verhaltens, übertrifft aber jenen durch Bündigkeit und Präzision des Gedankens und Ausdruckes. Er spinnt einen schlichten, aber zähen und straffen Faden. Die Forderung, mit der das Buch schließt: auch im Gebiete der Zivilisation die Erfahrung der Tatsachen durch die Erfahrung der Ursachen zu ersetzen, ist auch heute beachtenswert.

Eine gewisse innere Verwandtschaft in formalen Elementen, trotz ganz abweichenden Inhaltes, tritt uns auch in der Schrift eines amerikanischen Nationalökonomen entgegen:

---

gehören zum Charakteristischen dessen, was man die neuere Geschichte im Gegensatze zum Mittelalter nennt, was St. Simon mit Recht als eine kritische Epoche begriffen hat. Diese Gegensätze in ihrem innersten Wesen bloszulegen, darauf ist mein Absehen hauptsächlich gerichtet gewesen, und ich nehme für mich in Anspruch, daß ich zum ersten Male für diese makroskopische Betrachtung synoptische Begriffe zu konstruieren versucht habe.

Patten, Simon N., *The theory of social forces.* (*Supplement to the Annals of the American Academy of Political and Social Science.*) Philadelphia 1896.

Psychologische Fundierung nimmt hier einen breiten Raum ein; sie ist beherrscht von dem Gedanken der Anpassung und des Gegensatzes relativer Entwicklungshöhe der sensorischen und der motorischen Nerven. Je nachdem die Umgebung eines Geschöpfes ihm freundlich oder feindlich ist, hängt sein Überleben ab von Entwicklung seines motorischen oder seines sensorischen Systems oder, was dasselbe sei, seiner Lust- oder Schmerzgefühle. Indem der Mensch jetzt Herr wird über die Natur, tritt er aus einer Schmerz-Wirtschaft in eine Lust-Wirtschaft über. Die Lust-Wirtschaft — meint der Verf. — hänge mit dem Glauben an die Materialität der Welt ebenso zusammen, wie die Schmerz-Wirtschaft mit dem Glauben an allgemeines Belebtsein. Auf dem Begriffe einer vollkommenen Lust-Wirtschaft, die durch Beherrschung objektiver und subjektiver Umgebungen bedingt ist, will er die Idee eines sozialen Gemeinwesens aufbauen. Überfluß an Gütern und Streben nach Lust bringe Versuchungen, Krankheiten und Laster hervor; dies bezeichne die Übergangsphase zur reinen Lust-Wirtschaft. Die Idee fordere und lasse erwarten, daß diese Phase überwunden wird, daß Anpassung stattfinden, daß soziale Impulse die egoistischen in Schranken halten werden. Ökonomische und ästhetische, moralische und religiöse Anschauungen und Ideale würden sich neu gestalten. Die Institutionen würden ohne Zwang wirken (einen Staat im heutigen Sinne würde man nicht kennen), in vieler Hinsicht mehr gleich denen des Mittelalters als gleich denen der Gegenwart. Stärkere bürgerliche Instinkte müssen entstehen, die eine Grenzlinie ziehen zwischen den Sozialgesinnten und der abhängigen Klasse — diese besteht dann nicht aus den arbeitenden, sondern aus den lasterhaften Individuen; ästhetische Gefühle, mehr noch als moralische, müssen dazu helfen, diesen die soziale Gleichheit zu verweigern. Solche Gefühle und darauf gegründete Einrichtungen werden erst die Anpassung an das Stadtleben möglich machen, die bisher den Menschen nicht gelungen ist. — Die uns hier entgegentretende Gedankenwelt ist nicht ohne Kraft und Sinn, jedenfalls merkwürdig als Reflex der gegenwärtigen Zustände in den Vereinigten Staaten, als Reflexionen eines philosophisch gesinnten Nationalökonomen. Das entwickelte Ideal kommt dem Anarchismus nahe, die Theorie der Geschichte ist unzulänglich, wenn auch mit richtigen und bedeutenden Erkenntnissen in Fühlung. Falsch ist die Voraussetzung, daß der Kampfzustand gegen Tiere oder Menschen überwiegend Schmerz oder Furcht erzeuge; verkehrt die Meinung, daß die phantastische Ansicht der Natur wesentlich durch diese und gar nicht durch heitere Ge-

fühle bedingt sei. Am meisten interessiert mich in der Schrift der Entwurf einer moralischen Aristokratie, der mit Verstand dargelegt wird.

Le Bon, Gustave, *Psychologie des foules.* Paris 1895[1].

Die kleine Schrift bietet eine neues und treffliches Exempel jener Art von Soziologie, die zwischen Wissenschaft und Feuilleton mit vieler Grazie sich hin und her bewegt, zumeist auch recht lebhaften Beifall einer Spezies von »Menge« findet, die der Verfasser zu beschreiben vergessen hat, nämlich des zwischen Wissenschaft und schöner Literatur nur schwach unterscheidenden P u b l i k u m s. Bemerkenswert ist auch, wie in dieser Gattung von Soziologie Gelehrte aus anderen Gebieten exzellieren, vor allen manche mit imposanten Formeln leichte Beobachtungen verallgemeinernde Naturforscher. Auch Le Bon hat in mehreren Zweigen der Naturwissenschaften einen wohlbegründeten Namen; und seine philosophische Bildung ist stark genug, um ein Thema, wie das vorliegende, auf geistreiche, ja blendende Art zu behandeln. Er gibt uns viele treffende und feine Beobachtungen, das Ganze hat den Charakter eines sehr geschickten, rhetorischen Paradestücks, eines meisterhaften Schulaufsatzes, aber nicht einer streng wissenschaftlichen Untersuchung. Auf eine allgemeine »Psychologie« folgt ein Abschnitt über Meinungen und Glaubensansichten der Massen und ein dritter (Klassifikation usw.), aus dem wir erfahren (S. 144), daß alles Frühere nur von der einen Hauptkategorie, den »heterogenen« Massen gelte. Hauptsatz: durch die bloße Tatsache, daß Menschen eine handelnde Menge bilden, unterscheide sich ihre Kollektiv-Seele wesentlich von der Seele des Einzelnen, und die Intelligenz entziehe sie nicht dieser Differenzierung. Ja, es soll als »bewiesen« gelten, daß in den »*collectivités*« die Intelligenz überhaupt k e i n e Rolle spiele, nur die »unbewußten« Empfindungen seien da beteiligt. Angewandt wird dies gleichermaßen auf losgelassene Pöbelhaufen, auf Jurys, auf Wahlversammlungen und auf parlamentarische Körperschaften. Wie konsequent der Begriff behandelt wird, dafür diene ein Beispiel. Bald sind die Massen nichts als Mächte der Zerstörung, sie werden mit Mikroben verglichen usw. (S. 6), und dies ist der vorherrschende Gedanke. Dann sind sie aber auch das »Volk«, das im stillen schafft und wirkt: etwas »so wohl Organisiertes, so Subtiles, wie die S p r a c h e«, geht hervor »aus der unbewußten Seele der Massen« — so wörtlich S. VI. Die Wehrlosigkeit der Kritik gegen so unkritische Begriffsdilettantismen ist in hohem Grade charakteristisch für den wirklichen Zustand des D e n k e n s über diese Themata.

[1] Vgl. »Die große Menge und das Volk«. Soz. Studien und Kritiken II (XXXVIII).

Odin, A., *Genèse des grands hommes: Gens de lettres français modernes.* Paris 1895. T. 1 u. 2.

Um so mehr dürfen wir hier ein wissenschaftliches Werk mit Genugtuung begrüßen, das auf streng induktivem Wege, ja durch die hier allein fruchtbare statistische Methode, die sozialen Bedingungen merkwürdiger Individuen erforscht hat. Die Ergebnisse haben Bedeutung und Wert, wenn man auch versucht ist, zu wünschen, der Verfasser hätte sich ein noch dankbareres und fruchtbareres Objekt ausgewählt. Er gibt (im zweiten Bande) die Liste von 6382 französischen Schriftstellern in zwölf verschiedenen Gattungen seit dem Jahre 1350, für die er den Geburtsort, für die meisten auch den Ort ihres Todes, ermittelt hat; für kleinere Zahlen dann auch Angaben über ihre Verwandtschaft untereinander, über ihre Herkunft nach Berufsart des Vaters, über Vermögensverhältnisse, Erziehung, Konfession. Angeschlossen werden Untersuchungen über Lebensdauer, über Herkunft aus nichtfranzösischen Ländern u. a. Von der gesamten Menge sind die »Talentvollen«, endlich noch besonders die »genialen« Autoren unterschieden, weibliche werden für sich abgehandelt. Die Ergebnisse findet man zusammengefaßt auf den letzten Seiten des ersten Bandes. Am meisten Gewicht legt der Verf. auf sein Ergebnis, daß die Heredität für sich allein nichts vermöge, daß die mächtigsten Anlagen nur in einem günstigen »Milieu« sich entwickeln können. Er unterscheidet das geographische, das politisch-administrative, das ethnologische, das religiöse, das lokale, das erzieherische, das ökonomische und das soziale Element, von denen er das geographische und das ethnologische als minder wichtig, das lokale als natürliches Vehikel der übrigen Elemente ausscheidet, und stellt sodann in den Mittelpunkt das Milieu der Erziehung, worin alle wirksamen Einflüsse konvergieren. Das Résumé (bes. S. 551—554) wendet sich besonders nachdrücklich gegen die Überschätzung der Erblichkeit und gegen die — bei uns durch Herrn Ammon vertretene — Rassendoktrin Lapouges. Ich glaube freilich, daß die Frage, welchen Wert die Begabung, im Verhältnisse zu den Umständen, für die Entwicklung tüchtiger Menschen habe, noch für viele Untersuchung und Betrachtung Raum übrig läßt, halte aber die hier gelieferten Beiträge für wichtig. Es ist mir nicht möglich, in eine Nachprüfung des gesamten Verfahrens einzutreten, ich wünsche aber, daß diese geschehen möge, und das Werk nicht, wie so oft was ernst und gründlich ist, in Stillschweigen begraben werde. Auch das Theoretische darin ist von erheblicher Bedeutung: der erste Abschnitt handelt in zwei großen Kapiteln (von 52 und 68 Seiten) über die Entwicklung der historischen Wissenschaft und über ihre Methode. Darin steht vieles, was ich ebenso gedacht

und zum Teile auch so ausgesprochen habe, wie dieser Autor es geltend macht. Ganz besonders stimme ich ihm zu, wenn er am Schlusse dieses Abschnittes die statistische Methode als vervollkommnete Gattung der Induktion darstellt und zugleich vor den unkritischen Anwendungen dieser Methode warnt. Im Gebiete seiner Spezialforschung erörtert er die Leistungen der wenigen Vorgänger, die mit ähnlichen Mitteln das Wesen und die Geschichte des menschlichen Geisteslebens aufzuhellen versucht haben: Galtons, de Candolles, Paul Jacobys, Lombrosos. Deren Verdienste werden gewürdigt, ihre Mängel scharf hervorgehoben; besonders der Zuletztgenannte erfährt eine strenge, durchaus zutreffende Kritik. So ist der Nagel auf den Kopf geschlagen, wenn bedeutet wird, Lombroso (und, füge ich hinzu, wie viele andere!) argumentiere fast immer nur mit Hilfe von Beispielen, man könne es nicht genug wiederholen, daß dies in Untersuchungen solcher Art nichts weniger als konkludent sei (S. 280). Und es hebt sich allerdings gegen ein so zerfahrenes Wesen musterhaft die Sorgfalt ab, mit der unser Autor seine Tatsachen abgegrenzt, dargelegt und analysiert hat. Zu verweisen ist auf den genauen Bericht, den er im dritten und im vierten Abschnitte seines ersten Bandes darüber gibt. An dessen Schlusse werden in zahlreichen Noten die allgemeinen Erörterungen resümiert und erweitert. Der zweite Band enthält ein chronologisches Tableau der französischen Literatur, d. h. das gesamte Material der im ersten verarbeiteten Forschung, sodann die illustrierenden statistischen Tabellen und Karten. Alphabetische Inhaltsverzeichnisse erleichtern den Gebrauch des Werkes.

Da dieses Werk hauptsächlich methodologische Bedeutung hat, so schließe ich hier zwei kleine französische Schriften an, die ebenfalls der Methode der Sozialwissenschaft gewidmet sind; beide zur *Bibliothèque de philosophie contemporaine* (Felix Alcan, Editeur) gehörig.

Durkheim, Emile, *Les règles de la méthode sociologique.* Paris 1895.

Auch dies ist ein ernsthaft gedachtes Buch und gehört zu den Bemühungen, die wissenschaftliche Soziologie von der rhetorischen zu scheiden. Großes Gewicht wird auf die Bestimmung der sozialen Tatsachen gelegt, und als Fundamentalregel aufgestellt, daß man die sozialen Tatsachen als Dinge behandeln solle. Eine ganze Reihe von Regeln schließt sich an, von denen die erste Gruppe auf die Beobachtung der sozialen Tatsachen sich bezieht und gegen die ideologischen Vorurteile des vulgären Denkens gerichtet ist. Mit Recht weist der Verf. darauf hin, daß dies vulgäre Denken nirgends noch mit so viel Selbstgewißheit auftrete, als in dieser schwierigsten Begriffswelt. Ferner wird die Unter-

scheidung des Normalen vom Pathologischen eingehend erörtert (charakteristisches Ergebnis, daß die Kriminalität ein normales Phänomen des sozialen Lebens sei), ebenso die Aufstellung sozialer Arten und Varietäten. Die Erklärung der Tatsachen aus dem inneren Milieu und der Zusammenhang zwischen Psychischem und Sozialem; endlich der entscheidende Wert der Vergleichung und insbesondere der Methode der begleitenden Variationen für die Soziologie. In einer Schlußabhandlung ist der Charakter der proponierten Methode zusammengefaßt: sie soll die Soziologie unabhängig von der Philosophie machen und auf ihre eigenen Füße stellen; sie objektiv machen und über den Vorwitz erheben; ihr so den esoterischen Charakter verleihen, der sich für jede Wissenschaft schickt, wodurch sie »an Autorität und an Würde gewinnen wird, was sie vielleicht an Popularität einbüßt« (S. 178).

Hauptsätze Durkheims, die früher in der *Revue philosophique* publiziert waren, sind von dessen Compatrioten Tarde lebhaft angefochten worden (vgl. *Annales de l'Institut international de sociologie* T. I, S. 209ff.). Jener (D.) bestimmte als »soziale Tatsache« ausschließlich, was ich die Formen des sozialen Willens genannt habe. Er will damit sagen: das Soziale müsse als etwas gedacht werden, was unabhängig von den individuellen Bewußtseinen (wenn wir diesen Plural bilden dürfen) existiere und eine Macht der Nötigung über diese besitze. Tarde polemisiert gegen diese Ansicht, ohne sie richtig aufzufassen und ohne anzuerkennen, daß es bei der Bildung von Begriffen um willkürliche Akte sich handelt, die nur an ihren Zwecken gemessen werden dürfen. Er hat aber ganz recht, wenn er soziologische Begriffe, die von aller psychologischen Fundierung abgelöst sein sollen, chimärisch und phantastisch nennt. Bei Durkheim fehlt in der Tat die psychologische Fundierung gänzlich; er stellt seiner Doktrin auf der einen Seite die des Hobbes und Rousseau gegenüber, »bei denen das Individuum selber Urheber einer Maschinerie ist, deren wesentliche Funktion darin besteht, es zu beherrschen und zu zwingen« (S. 149); auf der anderen die des Naturrechts und der Ökonomisten, die neuerlich durch Herbert Spencer vertreten werde; auch diese sehen nichts Spezifisches im Sozialen, halten es aber für das natürliche Produkt der menschlichen Instinkte, daher den Zwang für eine unnormale Ausnahme. Im Gegensatze zu diesem will Durkheim behaupten: das soziale Leben ist natürlich und doch ist Zwang wesentliches Attribut jeder socialen Tatsache. Der Zwang aber rühre einfach daher, »daß das Individuum sich einer Macht gegenüber findet, die es beherrscht und vor der es sich beugt; aber diese Macht ist natürlich ... sie geht aus den Eingeweiden selber der Wirklichkeit hervor; sie ist das notwendige Produkt gegebener Ur-

sachen« (S. 150); »das soziale Leben ... rührt unmittelbar her von den kollektiven Wesen, das durch sich selber, als eine Natur *sui generis* besteht; es geht aus jener speziellen Bearbeitung hervor, der die einzelnen Bewußtseine unterworfen werden durch die Tatsache ihrer Assoziation, woraus sich eine neue Form der Existenz ablöst.« Dies alles ist nicht eben einfach und klar, wird durch die Metaphern sogar verdunkelt, und doch zeigt es, daß der Verf. einem Probleme nahe zu kommen sucht, das von den meisten, auch von Tarde, völlig verkannt wird. Die Geschichte des Problems läßt sich in größter Kürze so abstecken: dem naiven und religiösen Sinne gelten die sozialen Mächte als übernatürlich; der Rationalismus erkennt sie als Erzeugnisse gemeinsamen Wollens und Denkens; dies aber vermag er nur von den Individuen abzuleiten, in Wahrheit ist es unmittelbarer gegeben als das individuelle Denken und Wollen. Eine Ahnung davon liegt vor in dem aristotelischen Satze vom *ζῶον πολιτικόν* und den daran anknüpfenden Theorien vom sozialen Triebe, die bis zur Ermüdung wiederholt, aber niemals vertieft und erweitert wurden. — Der Zwang ist nur ein spezieller Fall; das Allgemeine ist die Wechselwirkung zwischen den Individuen einerseits und einem von ihnen angeschauten — als substantiell gedachten, eben dadurch geschaffenen — sozialen Willen andererseits. In diesem Sinne zutreffende Kritik gegen Durkheim findet sich auch in der folgenden Schrift (am Schlusse z. B. S. 151):

Bouglé, C., *Les sciences sociales en Allemagne. Les méthodes actuelles.* Paris 1896.

Um den Franzosen klarzumachen, wie im deutschen sozialwissenschaftlichen Denken durch Anschluß an die Psychologie die Exzesse des Naturalismus (darunter wird die Anwendung biologischer Theoreme verstanden), der Spekulation und des Historismus vermieden werden, will Herr Bouglé vier Autoren vorführen, die je eine besondere soziale Wissenschaft aufzubauen beflissen seien: Lazarus die Völkerpsychologie, Simmel die Moralwissenschaft, Wagner die politische Ökonomie, Ihering die Rechtsphilosophie. Über diese Auswahl wollen wir mit dem Verf. nicht rechten, seine Darstellungen beruhen auf genauer Kenntnis mit feinem Verständnisse. Er resumiert sich dahin: »Die sozialen Wissenschaften wollen in Deutschland 1. psychologisch, 2. abstrakt, 3. theoretisch sein.« Am Schlusse wird eine Vergleichung der in Frankreich herrschenden Richtungen vorgenommen. Der Versuch, eine gegenseitige Befruchtung der Länder zu fördern, ist sehr dankenswert; seinen Beruf dafür hat der Verfasser dargetan.

Wir haben nunmehr noch einiges Gesamt-Systematische zu be-

trachten [1], worin die Soziologie abgehandelt wird, und hier gebührt der Vortritt dem Schlußbande des Spencerschen Werkes, womit zugleich das ganze System der »synthetischen Philosophie« eine äußere Vollendung gefunden hat, zu der wir in gleicher Weise dem Autor und der Gelehrtenrepublik gratulieren dürfen.

Spencer, Herbert, *A System of Synthetic Philosophy.* Vol. VIII. *The principles of sociology.* Vol. III. London 1896.

Der erste Teil dieses Bandes, »*Ecclesiastical Institutions*«, ist schon in der deutschen Übersetzung von mir besprochen worden; es schließen sich an Part VII: *Professional,* und Part VIII: *Industrial Institutions.* Professionen sind nach englischem Sprachgebrauch alle liberalen Berufe. »Keine Gruppe von Institutionen illustriert mit größerer Klarheit den Prozeß der sozialen Entwicklung; und keine zeigt unverkennbarer, wie soziale Evolution dem allgemeinen Gesetze der Entwicklung sich einfügt« (S. 311). Nachdem dies rekapituliert, läuft der Abschnitt aus in der Verherrlichung des spontanen Wachstums der »Gesellschaft« und in Verdammung des »von Premierministern bis hinab zu Kuhhirten« herrschenden Unverstandes, der soziale Verbesserungen von Akten der Gesetzgebung, also von künstlicher Mache erwarte. Ihre eigentliche Sphäre findet diese berühmte Manchester-Ansicht, bei Spencer in seine biologische Betrachtung des sozialen Lebens eingebettet, erst im letzten Abschnitt, der die Entwicklung der produktiven und distributiven Arbeit darstellt. Für töricht hält Spencer, eine »Organisation der Arbeit« zu verlangen, als ob sie nicht in der großartigsten Weise als Ergebnis der Entwicklung, mithin als Naturprodukt, vorhanden wäre (S. 403). In mehreren Kapiteln werden dann die historischen Formen der Arbeitsregulierung erörtert, mit Unterscheidung väterlicher oder häuslicher, patriarchalischer, kommunaler und zünftiger Regulierung (Ch. 11—14). Folgen Kapitel über Sklaverei, Leibeigentum, endlich über freie Arbeit und Kontrakt. Die Mainesche Formel des Fortschrittes von Status zu Kontrakt findet hier eine stetige, ich möchte sagen liebevolle Anwendung (Ch. 15—17). Spezieller auf die Entwicklung der modernen Industrie gehen die Kapitel »Zusammengesetzte freie Arbeit« (Ch. 18) und »Zusammengesetztes Kapital« (Ch. 19) ein. Es muß immer aufs neue Verwunderung erregen, daß der geistvolle Denker, dessen Blick das Objektiv-Wesentliche nicht leicht sich entgehen läßt, seine theore-

[1] Hier möge auch erwähnt werden, daß das angesehene Werk Schäffles »Bau und Leben des sozialen Körpers« in einer neuen, zusammengezogenen Ausgabe erschienen ist, in zwei Bänden, die den Titel führen: I. Allgemeine Soziologie; II. Spezielle Soziologie. Tübingen 1896.

tische Unbefangenheit völlig einbüßt gegenüber dem, was A. Wagner das »Gesetz der wachsenden Staatstätigkeit« genannt hat; hier sieht er nur zufällige Verirrungen anstatt notwendige Entfaltung vorhandener Kräfte. Wiederum ist er zu sehr persönlicher Vorkämpfer des Fortschrittes und der Freiheit, um den durch seine eigenen Begriffe geradeswegs gebotenen Gedanken zu fassen, daß die Höhe der Entwicklung auch im sozialen Leben unmittelbar in Zerfall übergeht; wo es denn freilich auch sich rächt, daß die allgemeinen Formeln der »*First Principles*« für die Anwendung auf so komplizierte Erscheinungen nicht ausgearbeitet wurden und in der Tat zu einfach und mager für solchen Gebrauch heißen müssen. Gleichwohl bleibt Spencers Auffassung der ganzen modernen Kultur klassischer Ausdruck einer ihre gesellschaftlichen Tendenzen stark bejahenden Denkungsart, der Denkungsart, die man wohl als reinen Liberalismus definieren kann. Gewappnet tritt sie auf in dem Kapitel »Sozialismus« (Ch. 22), den Spencer als Rückfall in das *Régime* des Status oder in den Militarismus charakterisiert; da er aber das Wachstum sozialistischer »Institutionen, Tätigkeiten, Gefühle und Gedanken« (S. 592) deutlich erkennt, so ist notwendigerweise seine Prognose der »nächsten Zukunft« (Ch. 23) düster. Eine höhere Form freier Gesellschaft hält Spencer im Schlußkapitel (Ch. 24), wie in vielen früheren Aussprüchen, für bedingt durch einen höheren moralischen Typus der Individuen, dieser aber könne nur durch einen Völkerbund, also doch durch eine Form sozialer Entwicklung gefördert werden. Warum aber die immer mehr friedliche Gesittung nicht auch dem Sozialismus, den Spencer, gleich A. Wagner und anderen, hauptsächlich wegen der korrupten menschlichen Natur für unmöglich hält (S. 572ff.), zugute kommen soll, diese Frage wirft unser Philosoph nicht auf. Wer aber ihn als »Individualisten« mit den vulgären Apologeten der kapitalistischen Produktionsweise zusammenzuwerfen geneigt ist, dem werde doch empfohlen, das Kapitel über »Kooperation« (Ch. 21) zu lesen, wo Spencer, auf Grund der Bücher Holyoakes und der Miß Potter (Mrs. Webb), die Entwicklung der Konsumgenossenschaften schildert — diesen widmet er seine volle Sympathie und erblickt geradezu in der Überwindung des herrschenden Lohnsystems die Vollendung des Überganges von zwangsweiser zu freiwilliger Kooperation, von Status zu Kontrakt: »der Lohnarbeiter ist temporär in der Position eines Sklaven und sein Aufseher verhält sich zu ihm als Treiber«; das Postulat der Gerechtigkeit, daß Lohn und Leistung sich entsprechen sollen, wird erst erfüllt, wenn »der Handarbeiter für sein Produkt alles empfängt, was bleibt nach angemessener Entlohnung des Hirnarbeiters«

(S. 564, was der kritische Ökonom in bedeutender Weise einschränken muß, da nur ein Teil des Gesamtproduktes in die Konsumtion eingehen und verteilt werden kann, wenn einmal, wie Spencer hier unterstellt, der »Unternehmer- und Arbeitertypus industrieller Organisation« als ersetzt gedacht wird durch den »kooperativen Typus«). Spencer läßt hier die Schranken seiner gewöhnlichen Betrachtungen weit hinter sich — auch er ein Sozialist oder Kommunist? Ohne allen Zweifel ist er es, sofern er die Übel des herrschenden Zustandes für überwindbar hält auf der Basis individueller Freiheit und Assoziation; eines Zustandes, worin, betont er ein andermal (S. 516), »der Zwang der Umstände oft härter auf den Lohnarbeiter drückt als der Zwang eines Herrn auf einen Leibeigenen« und die »Freiheit« jenes *in praxi* wenig mehr bedeutet als die Fähigkeit, eine Sklaverei gegen eine andere zu vertauschen. Spencers Ideal berührt sich also auch in diesen Konsequenzen, wie in bezug auf die Rolle, die er überhaupt dem »Staate« oder der »Regierung« zuweist, mit dem Anarchismus, wenn dieser in seiner rationellsten Gestalt verstanden wird. Und wenn er hervorhebt, daß die Ausführbarkeit eines solchen Systemes, wie jede soziale Verbesserung, von Verbesserung des menschlichen Charakters abhänge, so ist dem nur entgegenzuhalten, daß umgekehrt die kommerzielle Habgier und Konkurrenz den Charakter verschlechtert und das genossenschaftliche Einrichtungen entgegengesetzte Wirkungen haben werden — daß also auch hier Wechselwirkung das Gesetz des Lebens ist.

Giddings, Franklin Henry, *The Principles of Sociology. An Analysis of the Phenomena of Association and of Social Organization.* New York. The Macmillan Company. London 1896.

Das achtungswerte Werk bewegt sich zum guten Teile in Spencerschen Geleisen, jedoch wird auch gegen Spencer die biologische Interpretation der Soziologie abgelehnt, der Verf. glaubt zuerst die originale und elementare subjektive Tatsache des sozialen Lebens entdeckt zu haben: er nennt sie »Gattungsempfindung« (*consciousness of kind*) und versteht als solche alle Sympathie, durch die sich Gleiche zu Gleichen hingezogen fühlen. Tiefer entwickelt und begrenzt werden diese psychologischen Daten nicht. Das erste Buch handelt von den Elementen der sozialen Theorie, II. von den Elementen und dem Bau der Gesellschaft, III. von der historischen Entwicklung der Gesellschaft, IV. vom sozialen Prozeß, dem Gesetz und der Ursache im sozialen Leben. Das Werk ist vielseitig und reichhaltig, besonders nach der anthropologischen, ethnologischen und historischen Richtung; wenn ich ihm eine maßgebende theoretische Bedeutung nicht einräumen kann, so anerkenne ich um

so mehr, daß im einzelnen eine bedeutende Einsicht und durchweg ein gesundes Urteil darin enthalten ist. Es wird dem Studierenden Belehrung und Anregung bieten, indem es von großer Belesenheit zeugt und durch eine reiche Bibliographie darüber Rechenschaft gibt. Glücklich ist auch, daß überall die Fäden hervortreten, die das Interesse an den Problemen der aktuellen Zivilisation, als Bevölkerung, Kriminalität, Plutokratie, Sozialismus mit den ethischen und elementaren Phänomenen verknüpfen. In das eigentliche Wesen der Kultur wird aber der Leser nicht eingeführt; und die »Philosophie der Geschichte« reicht kaum über das Comtesche Schema hinaus. Ein religiös-politisches, ein kritisch-legales und ein ökonomisch-spiritualistisches Zeitalter werden unterschieden: im ersten sei der menschliche Geist theologisch, im zweiten metaphysisch, im dritten wissenschaftlich (S. 308). Das dritte Zeitalter wird auch der »ethische Typus« genannt (z. B. S. 354). Die Verwirklichung dieses Ideals sieht der Verf. durch die Tatsachen der industriellen Gesellschaft stark gefährdet: »daß ein plutokratischer Geist als reale Ursache sozialer Disintegration wirkt, steht außerhalb alles vernünftigen Zweifels« (S. 355). Die Beziehungen auf amerikanische Erfahrungen moderner Zivilisation erhöhen das Interesse der Schrift ebenso, wie diejenigen auf amerikanische Kenntnis der elementaren Kulturphänomene, die man jetzt als Barbarei gegenüber der Wildheit zu verstehen pflegt. Wie lebhaft übrigens jenseits des Ozeans das Interesse des Publikums diesen Dingen zugewandt ist, dafür mag die Tatsache zeugen, daß dies Werk im Jahre seines Erscheinens schon die 3. Auflage erlebt hat. — Wer auch die akademische Diskussion, wie sie dort fortschreitend sich um wissenschaftliche Fundierung unseres Gebietes bemüht, kennenlernen will, der sei auf die Kritik verwiesen, die Lester F. Ward den Giddings'schen *Principles* gewidmet hat: *Publications of the American Academy of Political and Social Science* No. 176. Interessant ist darin teils die Verteidigung Comtes, teils eigene Aufstellungen Wards, die aus seiner schon 1883 erschienenen *Dynamic Sociology* und der 10 Jahre später edierten Schrift *The psychic factors of civilisation* belegt werden.

Fairbanks, Arthur, *Introduction to Sociology*. London 1896.

Auch dies, wenngleich aus englischem Verlage, scheint das Werk eines Amerikaners zu sein; das Vorwort ist gezeichnet *Yale University*. Die Schrift möchte zum Studium anregen und macht nicht darauf Anspruch, daß der Spezialist in soziologischer Forschung viel darin finden werde, die wissenschaftliche Erkenntnis zu fördern. Sie erfüllt ihren Zweck recht gut, ist mit Sorgfalt gearbeitet, klar und verständig. Eine

orientierende Einleitung in eine so unfertige, gärende Wissenschaft ist freilich eine mißliche Sache: die Theoreme werden leicht so abgeschliffen, daß sie ihre charakteristischen Spitzen verlieren, die Entscheidungen suchen mittlere Linien auf und stellen die Probleme leichter dar, als sie sind. Der bequeme Leser wird leicht glauben, alles Wesentliche zu erfahren, wie durch Aufschlagen eines Konversationslexikons, der kritische wird Verlangen tragen nach tieferer Systematik oder nach genauerer Belehrung. In allen Gebieten, um so mehr also in einem solchen, erfordern elementare Bücher eine gewisse Meisterschaft. Was wir hier finden, ist eine talentvolle Jüngerschaft. Hervorgehoben werde das Kapitel über den »sozialen Geist« (Ch. 4), das, mit dem gleichbenannten von Giddings verglichen, den Autor noch schärfer auf den Spuren richtiger Erkenntnisse zeigt. Im 6. Kapitel werden die »Modi der sozialen Aktivität« unterschieden als 1. ökonomisch, 2. sozial, 3. politisch, 4. psychisch; der letzte wieder als a) ästhetisch, b) intellektuell, c) moralisch, d) religiös. Ich lasse zwar diese Einteilungen nicht gelten, finde aber auch hier ein wichtiges Problem, die Klassifikation der sozialen Phänomene, mit bemerkenswerter Kraft in Angriff genommen; mit Recht wird der Schlüssel zu einer genetischen Klassifikation gesucht (S. 108 ff.). Der Autor anerkennt den »fundamentalen Charakter« der industriellen Organisation und schließt das darauf bezügliche 7. Kapitel mit dem bekannten Satze von Marx über die ökonomische Struktur des sozialen Lebens als die »reale« Basis, worauf der juridische und politische Überbau sich erhebe (S. 40). Ch. 8. handelt über die Familie als soziale Einheit, 9. über den Staat als Organ sozialer Aktivität, 10. über das Individuum vom Standpunkte der Soziologie (mit vielen treffenden Bemerkungen), mit 11. wird der »zweite Abschnitt«, der die Entwicklung betrachtet, eröffnet, 12. erörtert die »Prozesse der Entwicklung«, 13. und 14. die natürliche Auslese. Man darf den ferneren Arbeiten des Autors mit durchaus günstigen Erwartungen entgegensehen.

Zum Schlusse ist hier über periodische Publikationen zu berichten, die der Soziologie speziell gewidmet sind. Speziell; denn die Journale, mehr oder minder wissenschaftliche, in denen Artikel, mehr oder minder wissenschaftliche, über alle Themata dieser Art, verstreut sind, entziehen sich unserer Aufzählung. Die Zersplitterung der Literatur ist, zumal in Deutschland, hoffnungslos; auch Wertvolles segelt oft unter einer Flagge, auf die der wissenschaftliche Geist keine Ursache hat, stolz zu sein. — Von der Energie, die das amerikanische Denken neuerdings auf unserm Gebiete betätigt, zeugt auch die Begründung des *American Journal of Sociology* durch die neue Universität Chicago (*Chic., The University of Ch. Press*), deren erstes Heft Juli 1895

erschienen ist. Die beiden ersten Hefte der sechsmal im Jahre erscheinenden Zeitschrift habe ich im *Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik* (Bd. VIII, S. 723 ff.) angezeigt; von den späteren Nummern habe ich nur einzelne gesehen, darunter Vol. II, 2, durch die Arbeit Simmels (der auch unter den *advising editors* genannt wird) »Überordnung und Unterordnung« eröffnet. Das Heft enthält eingehende und scharfe Kritiken der zuletzt genannten Werke von Giddings und Fairbanks aus der Feder des Editors Albion W. Small. Übrigens liegen mir, durch die Gefälligkeit des Verfassers, mehrere Separatabdrücke von Aufsätzen Lester F. Wards (von denen schon einer genannt wurde) vor, die in dieser Zeitschrift erschienen; es ist die Serie von Beiträgen, die bestimmt sind, Ziele und Wege der Soziologie, ihr Verhältnis zu den anderen Wissenschaften usw. festzustellen. Vertretung Comtescher Gedanken, wenn auch mit starken Modifikationen, entsprechende Kritik gegen Spencer gerichtet, bezeichnen diese Arbeiten. Ich erwähne von den kleinen Heften, die auf wenigen Seiten manche gute Ausführungen enthalten, *The Data of Sociology*; *Soc. and Biology*; *Sociology and Psychology* (verbunden mit einer Kritik des oben angezeigten Buches von Patten); *The purpose of soc.* — als Zweck wird ausdrücklich die Beschleunigung der sozialen Evolution, also die Verbesserung des sozialen Lebens hingestellt. — Die ältere *Revue internationale de Sociologie*, redigiert von René Worms (Paris) ist an Umfang immer mehr angewachsen, hat aber an innerem Gehalte nicht abgenommen. Mehrfach sind die Fragen des akademischen Unterrichtes in der Soziologie erörtert, auch von dem darin tätigen Herausgeber. Dieser leistet ferner, mit einem Stabe von Mitarbeitern, ein großes Stück Arbeit in Rezensionen von Büchern und Zeitschriften. Im Jahrgang 1895 findet sich eine Serie von Artikeln über *La pathologie sociale* von Paul von Lilienfeld, dem bekannten Vertreter der realen Analogien und der biologischen Soziologie, seitdem auch als Buch in der *Bibliothèque sociologique internationale* erschienen. Jahrgang 1896 enthält wertvolle Artikel von Kovalewsky über die Anfänge des modernen ökonomischen Régimes auf dem Lande. Fortgesetzt werden die Mitteilungen über Zustände und Bewegungen der einzelnen Länder unter dem Titel *Mouvement social*, wozu Verfasser dieses Berichtes eine (auch separat erschienene) Übersicht über die ökonomische, politische und geistige Entwicklung Deutschlands im 19. Jahrhundert beigetragen hat (51 pp.). — Im gleichen Verlage kommt seit 1896 eine kleine Monatsschrift heraus »*La coopération des idées. Revue mensuelle de Sociologie positive*«, mit ethisch-sozialistischer Richtung, die im besten Geiste vertreten wird. Durch viele Nummern ziehen sich die Antworten auf eine Umfrage:

Quel sera l'idéal de demain? — Ebenfalls im gleichen Verlage erscheint eine marxistische Revue »*Le devenir social*«, deren Inhalt oft den der in Stuttgart erscheinenden »Neuen Zeit« wiedergibt. — Von den »*Annales de l'Institut international de sociologie*« haben die Berichtsjahre die beiden ersten Bände gebracht, gemischten und verschiedenartigen Inhaltes. An Beiträgen deutscher Gelehrten sind im ersten Bande enthalten ein Aufsatz von G. Simmel »*Influence du nombre des unités sur les caractères des sociétés*«, und des Berichterstatters — im ersten Kongreß vorgetragene — *Considérations sur l'histoire moderne* (im Drucke mit schweren Übersetzungsfehlern behaftet); im zweiten Bande ist von demselben ein Artikel über »*Le crime comme phénomène social*«, dem sich über das gleiche Thema Arbeiten von Ferri, Garofalo, Tavares de Medeiros und Puglia anreihen. Aus dem Inhalte dieses zweiten Bandes werde noch hervorgehoben eine Arbeit von Kovalewsky »*Le passage historique de la propriété collective à la propriété individulle*« und einige Seiten des holländischen Ethnologen S. R. Steinmetz über die Methode der Soziologie. Dem strengen Tadel, den dieser Autor ausspricht, indem er geltend macht, daß eine gute Technik die gute Wissenschaft mache, kann ich mich ohne Rückhalt entschließen. »Es scheint mir, daß fast in allen soziologischen Schriften man zu viel Rücksicht nimmt auf den Geschmack des Publikums, das sich bei einem langgesponnenen Gedankengange gar bald langweilt, während man sich als Leser nur kompetente Männer der Wissenschaft vorstellen sollte, die kein Verlangen tragen nach Anekdoten und nach Amüsement, sondern nach Beweisen so rigoros als möglich.« Auch die Schlußsätze sind bemerkenswert. »Früher oder später werden wir unseren Platz erobern an den Universitäten, und es wird ein Platz ersten Ranges sein. Alsdann wird unsere erste Bemühung dahin gehen, ernsthafte und exakte Soziologen der Zukunft zu erziehen.«

4. Jahresbericht über Erscheinungen aus den Jahren 1897 und 1898.

I.

Ich fasse alle ethnologischen, historischen und statistischen Tatsachen, also auch die darauf gerichteten Forschungen, als *Praecognita* der Soziologie, und meine, daß diese — als Theorie des sozialen Lebens der Menschheit — teils aus allgemeinen psychologischen Prämissen entwickelt werden, teils auf jenen höchst mannigfachen Daten sich aufbauen muß; weiterhin ist dann ihre Aufgabe, auf das gesamte empirische Material und dessen Verarbeitung maßgebend, kritisch, ordnend zurückzuwirken. — Es ist aber leicht verständlich, warum die einfachsten und

(mutmaßlich) primitiven Zustände der Menschen eine besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen; aus demselben Grunde, der den Biologen die einfachsten (mutmaßlich) primitiven Gestalten der Lebenserscheinungen aufsuchen läßt. Freilich muß dort noch mehr als hier es zweifelhaft bleiben, ob das wirklich Ursprüngliche jemals der Beobachtung vorliege, und nicht nur ein in unbestimmbarem Grade ihm Ähnliches.

Obgleich nun dem Berichterstatter persönlich jede gründliche Untersuchung dieser und aller übrigen *Praecognita* sehr viel wichtiger ist, als das meiste, was im Felde der Theorie, sei es mit hastigen Verallgemeinerungen, oder mit vagen und oberflächlichen Begriffen, geräuschvollen und leichtfertigen Rezensenten-Beifalles sicher, geleistet wird; so muß doch dieser Jahresbericht sich genügen lassen, das eine oder andere, was ihm gerade aus der ethnologischen, historischen oder statistischen Literatur als soziologisch merkwürdig begegnet, hervorzuheben.

Kohler, J., *Zur Urgeschichte der Ehe. Totemismus. Gruppenehe. Mutterrecht.* (Separatabdruck aus der Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft.) Stuttgart 1897.

Gegenüber den vielfachen Versuchen — worüber früher berichtet wurde —, den Erkenntnisgewinn anzufechten und zurückzurechnen, der uns »von Bachofen bis Morgan« (wie ich mich im Jahre 1887 ausgedrückt habe: Gemeinschaft und Gesellschaft, S. VIII) zugeströmt war, tritt hier ein ebenso kundiger, wie eifriger Verfechter jener Ideen und besonders der Morgan schen Tabellen über Blutsverwandtschaftssysteme auf. Die kleine Schrift ist reich an kritischen und methodologischen Winken; ihr Hauptinhalt besteht aber in Mitteilungen über Wesen und Zerfall des Totemismus, damit zusammenhängenden Übergang zum Vaterrecht (rasch bei Stämmen, die durch Kargheit der Nahrungs- und Hilfsmittel zersprengt wurden, daher im übrigen auf primitiver Stufe blieben: S. 55; historische Beweise für diesen Übergang, keine für den entgegengesetzten, S. 62; Überlebsel des Mutterrechts: S. 63). »Der Totemismus führt direkt zur Gruppenehe« — an diesen Satz schließen sich ausführliche Erörterungen der Morgan schen und Dorsey schen Tabellen und darin enthaltenen Systems von Eheverboten; nebst Folgerungen aus der »bewunderungswürdigen Durchführung« für die Gruppenehe (S. 120), und deren deutliche Spuren im Leben der Indianer (S. 134 ff., wo doch manches Unsichere und Ungeklärte); andere kommunistische Sitten und Rechte (S. 146 ff.). Endlich über die Eheverhältnisse der Australier: Verteidigung gegen Curr, *The Australian race* (S. 150 ff.). Das Büchlein sei dem Studium

derer, die für die Bedeutung embryonischer Kulturzustände Interesse und Verständnis haben, angelegentlich empfohlen. — Da nun auch eine ironisch abweisende Kritik der (früher hier erwähnten) Schrift Muckes darin vorkommt, so werde hier in Kürze auf das neue Werk dieses Autors hingewiesen: »Urgeschichte des Ackerbaues und der Viehzucht. Eine neue Theorie, mit einer Einleitung über die Behandlung urgeschichtlicher Probleme auf statistischer Grundlage[1].« Die Polemik, die hier *en revanche* gegen Kohler gerichtet wird, beruht in Mißverständnissen und ist fast aus wohlfeilen Scherzen zusammengesetzt. Wiederum glaube ich, daß in den ohne Zweifel geistreichen Konstruktionen Muckes etwas mehr enthalten ist, als Kohler zugeben will. Ich nenne hier die Kapitel-Überschriften: 1. Einleitung (s. o.). 2. Das menschliche Wohnreihenlager im allgemeinen unter dem Gesichtspunkte der Entwicklung. 3. Die Reihenlager der Bewohner der Ebene und die dadurch begründete Organisation des Ackerbaues. 4. Die Reihenlager der Bewohner des Hochlandes und die dadurch begründete Berufsorganisation. 5. Die Reihenlager der Viehzüchter in Wechselwirkung zum Reihenlager der Ackerbauer. 6. Der Kampf der Ackerbauer mit den Viehzüchtern in der Sage und Mythologie. Der Verfasser hat manches Richtige gesehen, aber es mit mehr Phantastischem vermischt, und tritt mit völlig unangemessenen Ansprüchen für seine zum Teil wilden und leicht widerlegbaren Hypothesen auf.

Ich möchte hier nicht vorübergehen an den kecken und verheißungsvollen Gedanken, durch die sich L. Frobenius in die Ethnologie eingeführt hat. » . . . im Reiche der Wissenschaft sind so schwankende, unbegrenzte oder schlechte Bezeichnungen, wie die der jungen ethnologischen Weltanschauungslehre, gefahrbringende Werkzeuge, hemmende und schädliche Stoffe, wogegen gute, d. h. klare und allgemein gleich verstandene den Weg nicht allein dem einzelnen, sondern der ganzen Wissenschaft bahnen würden«, heißt es S. 389, »Weltanschauung der Naturvölker«[2]. Was hier des weiteren und im Anschlusse an eine Untersuchung ozeanischer und afrikanischer Mythen über die Sukzession animalistischer, manistischer (so bezeichnet F. den Ahnenkult), lunarer und solarer Weltanschauung und über die »Gesetze« der »Umkehrung«, des »Wandels der Beweggründe« und der »Einschaltung« ausgeführt

[1] Greifswald 1898.

[2] Beiträge zur Volks- und Völkerkunde, Bd. 6. Weimar 1898. Ich habe von den Frobeniusschen Büchern, wie von anderen, die zum Berichte nicht vorlagen und auch sonst nicht in meinen Besitz gelangt waren, die Exemplare der Hamburger Kommerzbibliothek benutzt, was ich mit Dank hervorhebe.

wird, ist durchaus bemerkenswert und anregend. Der Verfasser hat sich auf den altmalayischen Kulturkreis beschränkt und ist durch dessen Erforschung zu dem wichtigen Ergebnis gelangt, daß »in weiter prähistorischer Vergangenheit« auf der südlichen Halbkugel eine Kultur- und Völkerwanderung stattgefunden habe, im Vergleich zu der jede bekannte Wanderung mit Ausnahme der modernen europäischen (man bemerke die Einsichtigkeit dieses Vorbehaltes!) unbedeutend erscheinen müsse. Die eine Welle dieser malayischen Flut, die sich über Afrika ergoß, glaubt er nach Wesen und Wirkung beschreiben zu können. Er behandelt eine Reihe von Mythen, die teils totenkultlichen, teils kosmologischen Inhalt haben und teils über den ganzen Kulturkreis, teils in dessen westliche oder östliche Provinzen verfolgt werden. Das Schlußkapitel, dem ich das Zitat entnommen, betrachtet »die Religion vom Standpunkte der Ethnologie«. Frobenius hat fast gleichzeitig den ersten Band eines großen Werkes erscheinen lassen, worin er seine Studien über das Werden der afrikanischen Kultur zu einer allgemeinen Theorie ausbaut und verwertet[1]. »Die Kultur ist ein Lebewesen, ihre Entwicklung ist gesetzmäßig.« »Erst Kenntnis der Gesamtkultur, dann Kenntnis der Einzelkulturen!« »Die Kultur wächst nach bestimmten Wesensgesetzen, eine Kulturform blüht in vorbedingter Weise.« »Die Lebensbedingungen der Formen der Kultur sind außerhalb des Menschen zu suchen, nämlich zumeist im Kulturboden, im Wasser und in der Eigenart der Natur, in der sie lebt.« »Ich gehe aus von einer morphologischen vergleichend-anatomischen und physiologischen Betrachtung der Kulturen« (äußere Gestaltung — innere Gestaltung — Lebensformen). Mit diesen großen, lichtvollen Gesichtspunkten will Verfasser der höchst bedeutenden Frage nahe kommen: »Wie beweist man Kulturverwandtschaft?« und untersucht den afrikanischen »Kulturbesitz«, worin ihm Waffen, Musikinstrumente, Bauformen und Geräte als die vererbten, übertragenen oder verpflanzten Stücke die Entwicklungsgeschichte charakterisieren (Übertragung beruht im Austausch, Verpflanzung setzt Wanderung der Menschen voraus; diese wird mit geschlechtlicher, jene mit ungeschlechtlicher Vermehrung von Pflanzen verglichen, S. 256 f.). Die Materialverwendung ist das hervorstechende »physiologische Merkmal, danach Kulturformen der Pflanzenfaser von solchen der Tierfaser unterschieden« (Tabelle der Verwendung von verschiedenen Stoffen, S. 291). Ich muß dem Verfasser meinen lebhaftesten Beifall zollen, wenn er zu dem Schlusse kommt: »der *Homo sapiens* ist nur der Träger einer großen Sache; sie selbst

[1] Der Ursprung der Kultur. Erster Band. Der Ursprung der afrikanischen Kulturen. Berlin 1898.

aber, die Kulturen, sind die gewaltigen, selbständigen Organismen«, S. 298), und wenn er aus diesem Bereich, nämlich aus Erkenntnis »des bestimmten ausgeprägten Typus einer Kultur« das Material zur Geschichte der Menschheit zu gewinnen hofft. »Auf dem Boden wachsen die Kulturen und nicht auf dem Menschen.« Im Anhange kommt Frobenius auf das Thema »Weltanschauung und Kunst« zurück; er gibt auch hierfür eine Tabelle der Entwicklung und betrachtet die afrikanische Weltanschauung in ihren manistischen, animalistischen usw. Grundzügen. — Das Werk ist mit guten Abbildungen und mit Karten geschmückt, die teils die Verbreitung von Kulturmerkmalen, teils die mannigfachen Formen desselben Gegenstandes u. a. illustrieren, die letzte als typisch die Verbreitung der Masken in Afrika. — Wenn wir hier den wahren Grundgedanken des historischen Materialismus kräftig aus eigenen Elementen entwickelt finden, so interessiert uns auch als Beitrag der Ethnologie zu einem speziellen, aber höchst bedeutenden ökonomischen Probleme das in jener Weimarer Sammlung mitenthaltene Büchlein »Grundriß einer Entstehungsgeschichte des Geldes« von H. Schurtz[1]. Die sehr interessanten Ergebnisse beruhen in Entwicklung des ursprünglichen »Binnengeldes« durch Zeichengeld und heiliges Geld zum Außengelde und zur Verschmelzung von Binnen- und Außengeld[2]. Aus einer besonderen Gruppe des Binnengeldes, dem Schmuckgelde, dem das Nutzgeld gegenübersteht (zwischen beiden das »Kleidergeld«), geht das Metallgeld hervor und der endliche Gegensatz von Geld und Ware. Die Schrift bedeutet einen großen Fortschritt in diesem Gebiete, wenn auch der Verfasser Unrecht hat, die begriffliche Untersuchung desselben Objektes, das er auf so geistreiche Art genetisch vorführt, mit Geringschätzung zu behandeln, wozu freilich manche solche begriffliche Versuche, weil mit unzulänglicher Kraft gedacht, nur allzusehr Veranlassung geben. Und doch ist gerade in bezug auf das Geld auch viele echte Denkarbeit geleistet worden, wenn auch noch nicht genügenderweise solche, die zugleich dem Wesen des Begriffes und dem Werden der Sache gerecht würde.

Ich muß mir versagen, auch auf historische und statistische Untersuchungen, die für die Soziologie Bedeutung haben, einzugehen. Wohl aber möchte ich dem sehr hohen Werte, den für mich die Statistik, und zwar in dem zwiefachen Sinne hat, mit dem dieses Wort immer noch zwischen der Bedeutung einer Methode und der einer Disziplin

[1] Weimar 1898.

[2] Sein Thema führt den Verfasser am Schlusse (S. 174) genau in das Problem, das meine Begriffe »Gemeinschaft« und »Gesellschaft« in allgemeinen Formeln bezeichnen.

hin- und herpendelt, wenigstens dadurch gerecht werden, daß ich auf ein dem Statistiker unentbehrliches Werk hinweise, ich meine Georg von Mayrs »Statistik und Gesellschaftslehre«, wovon der erste Band »*Theoretische Statistik*« 1895, der zweite »*Bevölkerungsstatistik*« im ersten Berichtsjahre (Freiburg i. B., Leipzig u. Tübingen 1897) erschienen ist; ein dritter Band soll die Moral-, Bildungs-, Wirtschafts- und politische Statistik umfassen und einen Rückblick auf die Gesamtbedeutung der Statistik für die exakte Erkenntnis des Gesellschaftslebens enthalten. »Das System der praktischen Statistik fällt zusammen mit der exakten Gesellschaftslehre, d. h. der auf erschöpfende Massenbeobachtung der sozialen Elemente aller Art gegründeten wissenschaftlichen Erkenntnis der gesellschaftlichen Zustände und Erscheinungen. Diese exakte Gesellschaftslehre ist nicht identisch mit der Gesellschaftslehre überhaupt« (Band I, S. 123); es gibt also auch eine unexakte Gesellschaftslehre. »Die Geistesarbeit, welche mit . . . direkter Betrachtung der sozialen Gebilde aller Völker und Zeiten, und mit der Lebensbetätigung, dem Entwicklungsgesetz dieser Gebilde sich beschäftigt, hat die Sonderbezeichnung Soziologie erhalten« (ibid. S. 14). Mit der Kritik, die v. Mayr an der Forschungsmethode der Soziologen übt, habe ich keine Veranlassung, mich hier zu beschäftigen. Den Einwänden, die man gegen die Statistik als Wissenschaft erheben kann, begegnet er durch Unterscheidung der Statistik »im formellen Sinne«, d. i. der Methode, als »erschöpfender Massenbeobachtung in Zahl und Maß, in der Gesamtheit ihrer Anwendung auf soziale und andere Massen« von der Statistik »im materiellen Sinne« (der Wissenschaft) als der auf solche Massenbeobachtungen gegründeten »Klarlegung der Zustände und Erscheinungen des gesellschaftlichen menschlichen Lebens, soweit solche in den sozialen Massen zum Ausdruck kommen« (S. 22). Er nennt daher Statistik geradezu die Wissenschaft von den sozialen Massen, und unterscheidet als ihre Objekte 1. die Menschenmassen, 2. die Massenhandlungen der Menschen, 3. die Masseneffekte menschlicher Handlungen (S. 4). Alsbald aber werden »andere Arten von Erforschung sozialer Massen« unter dem Begriff der außerstatistischen Orientierung zusammengefaßt und in vier Gruppen eingeteilt: 1. notizenartige Zahlenorientierung, 2. Schätzung, 3. Enquête, 4. typische Einzelbeobachtung (S. 6); woraus man erkennt, wie sogleich wieder die Statistik als Methode in den Vordergrund tritt — denn diese anderen Arten werden doch nicht als ebenso viele Wissenschaften hingestellt. In der Tat weiß ich nicht, wenn man Statistik als Wissenschaft behaupten will, wie man ihr einen anderen Inhalt geben könne, als den sie historisch

gehabt hat, die Statistik im alten Sinne, d. i. (tatsächlich zumeist beschreibende, ihrer Absicht nach aber ebensowohl erklärende) Darstellung der »Staatsmerkwürdigkeiten«, wie man von der Göttinger Schule aus zu sagen pflegte, wir meinen dasselbe, wenn wir heute sagen: der sozialen Zustände und Vorgänge. Diese Disziplin, nahe sich berührend mit Geographie und Topographie, ist auch dem Namen nach nie völlig ausgestorben; der Sache nach lebt sie in einigen begünstigten Zweigen wieder auf, so unter dem sonderbaren Namen »deskriptiver Nationalökonomie«. Der größte Teil ihrer Aufgabe, zunächst als politische Arithmetik und als Tabellen-Statistik spezifiziert, hat aber in der Tat, und trotz der Metamorphose des Begriffs der Statistik in eine bloße Methode, sich gerettet in die »amtliche« Statistik, die im großen und ganzen nur die Bedeutung einer wissenschaftlichen Materialsammlung in Anspruch nehmen kann, wenn sie gleich einen Teil der Verarbeitung den nichtamtlichen Forschern (an denen es gar sehr mangelt) gleichsam vorwegzunehmen pflegt. Was aber nun diese Forscher unter dem Namen der Statistik als eine neue Wissenschaft zu etablieren versucht haben, hat sein besonderes Merkmal in der Tat darin, daß es eine abstrakte Wissenschaft sein soll; in dieser Absicht wollte Quetelet »statistische« Daten, d. h. große, die zufälligen Wirkungen ausgleichende Summen gleichartiger Tatsachen, für eine Idee verwerten, die ihm selber zeitlebens unklar geblieben ist, schwankend zwischen physischer, psychischer, moralischer Anthropologie und dem, was er selber soziale Physik nannte; wie dieses Schwanken nicht nur im Inhalte, sondern schon im Titel seines ersten Hauptwerkes sich verrät. Seine spätere Entwicklung zeigt aber auch, daß das anthropologische Interesse bei ihm überwog, wobei er freilich immer festhielt, daß die Bestimmung des »*homme moyen*« unerläßlich sei in bezug auf alles, »was das Gleichgewicht oder die Bewegung des gesellschaftlichen Systems betreffe«. Was nun, durch seine Anregungen stark gefördert, sich in Umrissen entwickelt hat, war schon vor ihm von den Franzosen — in dem bekannten weiten Sinne der französischen Opposition von Physischem und Moralischem — als Moralstatistik bezeichnet worden, und den so fixierten allgemeinen Begriff festzuhalten wäre ersprießlich gewesen. Anstatt dessen hat man sich pedantisch wieder auf den engeren Sinn des Moralischen gesteift, um die Moralstatistik entweder nur neben der Bevölkerungsstatistik gelten zu lassen, oder ihr, wie v. Mayr tut, noch andere Zweige der »praktischen« Statistik zu gesellen. Gegen den Sprachgebrauch, gegen Verständnisse und Mißverständnisse zu kämpfen, ist bitter schwer, und die Gelehrten anerkennen nicht in genügender Weise, daß über äußerliche Fragen der

Nomenklatur eine äußerliche Einigung notwendig ist, und daß es sich dabei weniger um schlechthin Richtiges, als für gegebene Zwecke Taugliches handelt, nur daß dies einem widerspruchslosen Systeme sich anpassen muß. Eine Wissenschaft aber an eine bestimmte Methode festschmieden, widerspricht der allgemein angenommenen Idee von Wissenschaft; das geschieht aber, wenn v. Mayr »die so geartete (nämlich durch erschöpfende Beobachtung in Zahl und Maß bewerkstelligte) Erforschung der sozialen Masse Statistik und die Statistik »hiernach recht eigentlich« die Wissenschaft von den sozialen Massen nennt (S. 5 [8, 2. Aufl.]). Soll Statistik als Wissenschaft wiederhergestellt werden, so muß ihr Begriff von dem der statistischen Methode getrennt werden, so sehr sie Grund hat, sich dieser vorzugsweise zu bedienen; ihrem Wesen nach ist die Methode ein Mittel für ihre Zwecke, ein Mittel, nicht das einzige. Eine Wissenschaft darf kein Erkenntnismittel grundsätzlich verschmähen. Ferner ist die Massenhaftigkeit nicht ein Merkmal, das irgendwelche soziale Tatsache des wissenschaftlichen Studiums würdiger macht; vielmehr gehört gerade das überaus Seltene zu den sozialen Merkwürdigkeiten, an denen auch die statistischen Register nicht vorübergehen; so ist z. B. die Verehelichung von Männern, die 80 oder mehr Jahre alt sind, alles andere als eine Massenerscheinung: daß sie aber in England und Wales 1895 25mal, in Schottland 6mal sich ereignet hat, kann zu artigen Betrachtungen Anlaß geben, die auch für den sozialwissenschaftlichen Begriff der Ehe nicht gleichgültig sind. Allerdings: je größer die Menge der beobachteten Fälle, desto deutlicher stellt sich der normale Charakter einer Erscheinung heraus; aber gerade dessen Erkenntnis kann auch auf deduktivem Wege mit genügender Sicherheit gewonnen werden. Woran liegt es denn, daß Statistik in Anwendung auf andere Massen (auch für v. Mayr) Methode bleibt, in Anwendung auf »die mannigfach sozialisierte Menschenmasse« (wie die soziale Masse umschrieben wird) als Wissenschaft sich darstellen soll? Auf eine Antwort werden wir vergebens horchen. Daß die Objekte und Tatsachen zahlreich vorkommen, zeichnet doch diese Wissenschaft nicht etwa vor den beschreibenden Naturwissenschaften aus. Nicht die Menge, sondern das Wesen der Objekte und Tatsachen ist Gegenstand der Wissenschaft. Daher ist auch, was v. Mayr im Auge hat, eine Lehre vom Menschen und seinen Handlungen, und zwar vom sozialen Menschen, »der gleichzeitig verschiedenartigen sozialen Kreisen (Gruppen und Gebilden) angehört«. Wie wenig haltbar aber die Position dieser Lehre durch v. Mayrs Auffassung wird, ergibt sich aus folgendem. Er unterscheidet von den besonderen die allgemeinen Gesellschaftswis-

senschaften und erklärt: »Die auf diesem Gebiete genügend verselbständigten Wissenschaften sind die Statistik und die Soziologie« (S. 17). Die Statistik zerfällt in einen theoretischen und einen praktischen Teil. »Das System der praktischen Statistik fällt zusammen mit der exakten Gesellschaftslehre«; an ihrer Spitze steht die Bevölkerungsstatistik, deren Behandlung den zweiten Band dieses Werkes erfüllt. Im ersten Kapitel aber, das ihr Forschungsgebiet und Forschungsziel feststellen soll, heißt es: »Die Bevölkerungsstatistik bildet die Brücke zwischen den Naturwissenschaften im engeren Sinne und den Sozialwissenschaften im engeren Sinne. Sie hat ihr Augenmerk nicht bloß auf soziale Zustände und Erscheinungen bei den Menschenmassen, sondern auch auf natürliche Zustände und Erscheinungen zu richten . . . Die Naturerscheinungen und die Sozialerscheinungen am Bevölkerungskörper dürfen und können nicht auseinandergerissen werden.« Richtig sind diese Sätze: aber wie stimmen sie zu jenem aufgestellten Begriffe der Statistik? Die allgemeine Sozialwissenschaft hat doch wohl als ihr notwendiges Objekt die spezifisch sozialen Erscheinungen, das Kulturleben im Unterschiede vom Naturleben. Was bedeutet die »soziale Masse«, wenn ihre erste und wichtigste Gattung gar nicht wesentlich soziale Erscheinung ist? — Wir sehen, daß die Grundlegung, die v. Mayr seiner Statistik gibt, einer eingehenden Revision bedarf; aber dieser Mangel tut dem Werte seines Werkes keinen Eintrag. Ich bewundere, was in diesen beiden Bänden geleistet ist: die Fülle des Materials, die fachkundige Herrschaft darüber, die Kenntnis der Literatur, die strenge und doch anziehende Darstellung, müssen dahin wirken, dazu helfen, diesen nicht genug gepflegten und lange nicht genug gewürdigten Studien die gebührende Geltung im heutigen wissenschaftlichen Bewußtsein zu erwerben[1].

Während wir aber den Versuch ablehnen müssen, die »Statistik« in v. Mayrs Sinne neben, ja vor der Soziologie als allgemeine Gesellschaftswissenschaft zu behaupten, so dürfte doch die Soziographie als notwendiges Element der Soziologie gegen die Identifizierung dieser mit »Philosophie der Geschichte« sich geltend machen, wie sie durch ein anderes verdienstliches Buch geschieht, dem wir zunächst unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

---

[1] Vgl. XLV in dieser Sammlung, und Allgem. Statist. Archiv 18. Bd., 4. H., 1929 (»Statistik und Soziographie«). Den Versuch, den alten Begriff der Statistik unter ihrem Namen wiederherzustellen, habe ich seither völlig aufgegeben.

Barth, Paul, *Die Philosophie der Geschichte als Soziologie.* Erster Teil. Einleitung und kritische Übersicht. Leipzig 1898[1].

Die durch den Titel bedeutete These des Verfassers ist aber so zu verstehen, daß »eine vollkommene Soziologie mit der Geschichtsphilosophie sich ganz und gar decken würde«, denn sie müßte »auch die Fortbildung des menschlichen Typus« als eine *historische* Anthropologie und historische Psychologie zu ihrem Gegenstande haben, während die wirkliche Soziologie nur einen Versuch darstelle, die Veränderungen, die die Gesellschaften in der Art ihrer Zusammensetzung erleiden, wissenschaftlich zu behandeln«. Was der Verfasser hier als die wirkliche Soziologie versteht, ist in seltsamer Weise eingeschränkt, indem fast ausschließlich Werke ausländischer Literatur dazu gerechnet sind, während von Autoren in deutscher Sprache nur der Russe P. von Lilienfeld und der vormalige österreichische Minister A. Schäffle in Betracht gezogen werden. Nebenher wird noch A. Wagners Grundlegung der politischen Ökonomie, wegen ihrer Klassifikation der Motive des wirtschaftlichen Lebens herangezogen, in kurzen Anmerkungen werden Simmel und ich erwähnt, mir wird sogar »von allen *Soziologen* allein das große Verdienst« zugeschrieben, »die Willensverhältnisse in den Mittelpunkt meiner Betrachtung gestellt zu haben«. So schätzbar auch diese Anerkennung, so willkommen die Erwartung des »näheren Eingehens auf Tönnies' Anschauung«, das in der »Grundlegung«, d. h. im zweiten Bande dieses Werkes, geschehen soll, so meine ich doch, daß beides sich seltsam ausnimmt zu der ausdrücklich gestellten Aufgabe *dieses* Bandes (Vorr., S. VI in d. 3. Aufl.), »was frühere Denker unter dem Namen der Soziologie wie dem der Geschichtsphilosophie geleistet haben, kritisch zusammenzufassen«. Da ich aber für meine Person nicht klagen darf, sondern der Zustimmung und Nachfolge mich erfreue, so kann ich doch nicht umhin, es schlechthin für ungerecht zu erklären, wenn eine so gescheite Schrift, wie Simmels »Über soziale Differenzierung« (Leipzig 1890), mit einigen spöttischen Bemerkungen in einer Note abgetan wird, zwischen 11 Seiten, die über — P. von Lilienfeld handeln; von anderen Beiträgen Simmels ist überhaupt

[1] Das Werk hat in der Literatur seinen Platz erworben und behauptet. Es ist 1915 in zweiter, 1921 in dritter Auflage erschienen. Die 2. ist vermehrt und verbessert, eine »Abteilung«: Die voluntaristische Soziologie, die der Verf. als seine eigene Ansicht hinstellt, und deren Herkunft er auf mich zurückführt, dem die 3. Auflage gewidmet ist, kam hinzu. Die frühere »Skizze« ist weggefallen. Diese Auflage hat Barth, der sich durch weite Kenntnisse, unendlichen Fleiß, lautere wissenschaftliche Gesinnung auszeichnete, nicht lange überlebt († 30. IX. 1922). Von dem 2. Teile des Werkes, der nicht erschienen ist, scheinen auch im Nachlaß keine ausreichenden Stücke gefunden zu sein.

nicht die Rede[1]. Der Verfasser kann um so weniger dem Vorwurfe sich entziehen, durch diese Behandlung seiner Vorgänger eine Schätzung auszudrücken, da er (a. a. O. der Vorrede) ausdrücklich »hofft«, von den Denkern, die unter dem Namen der Soziologie etwas geleistet haben, sei ihm keiner entgangen, der durch genügendes Wissen und eindringendes Denken sich das Recht, gehört zu werden, erworben hat«. Daß ein Denker wie Simmel weniger das Recht habe, in Sachen der Soziologie »gehört« zu werden, als die Herren P. von Lilienfeld, A. Fouillée, R. Worms, L. F. Ward, J. S. Mackenzie, M. Hauriou, L. F. Giddings, E. Littré, de Roberty, de Greef, P. Lacombe, um von anderen zu schweigen, das kann Barths bleibende und ernste Meinung nicht sein; er wird es nicht unternehmen, sie zu verteidigen. Ja, er wird sich fragen müssen, ob es nicht noch andere Autoren deutscher Zunge gebe, die im Namen der Soziologie etwas geleistet haben, was den Leistungen jener oder doch einiger von ihnen mindestens ebenbürtig sein möchte; — in zwei Anmerkungen kommt auch das Buch Vierkandts vor, über das früher hier berichtet wurde; in Anmerkungen wohl noch andere deutsche Bücher, — aber ein besonderes Kapitel erhalten Ward, Hauriou, Mackenzie usw. Denn er wird sich auch nicht darauf berufen können, daß nur *seine* Autoren *Theorien* der gesamten gesellschaftlichen Tatsachen und ihrer Veränderungen vorgelegt haben, und sich dadurch mit der Philosophie der Geschichte berühren; weder trifft das für jene alle zu, noch fehlt es außerhalb ihrer. Denn, welcher Grund bestand etwa, um ein Menschenalter weit zurückzugehen, *Lorenz Stein* beinahe zu schneiden und ein Buch wie Adolf Widmanns »Die Gesetze der sozialen Bewegung« (Jena 1851) gar nicht zu nennen; welcher Grund, um auch der jüngsten Zeit zu gedenken, den Verfasser der »drei Bevölkerungsstufen« wieder in einer Anmerkung zu erledigen (Georg Hansen), eines Buches, das starke und deutliche Spuren seiner Wirkungen hinterlassen hat? Aber dieses Ignorieren darf uns nicht wundern, wenn auch Bachofens im außerdeutschen Sprachgebiete einstimmig anerkannte Verdienste um die Soziologie gar nicht erwähnt werden! Oder warum werden die deutschen Philosophen, die unter dem Namen der Völkerpsychologie etwas Ähnliches, wie die Soziologie für Barth vorstellt, begründen wollten, in den Abschnitt über Philosophie der Geschichte verwiesen? warum ebenso Gumplovicz, der auch auf den Namen des Soziologen sich nicht wenig zugute tut? Wenn es denn nötig war, seiner ausführlich zu gedenken (S. 266 ff.), da auch eines

[1] Die beste Arbeit Simmels in diesem Gebiete ist später als Barths Buch: der Aufsatz »Die Selbsterhaltung der sozialen Gruppe«, Schmollers Jahrbuch, XXII, 2 (1898), erschienen. Vgl. jetzt Simmel, Soziologie VIII.

Denkers und Forschers wie Bastian nur im Vorbeigehen gedacht wird (S. 101, Anm.)? In der Tat ist die ganze Scheidung der »Vorgänger« in solche, die unter dem einen und unter dem anderen Namen gearbeitet haben, nicht durchgeführt und hat, auf die neueren Autoren angewandt, kaum einen Wert. So müßten z. B. die Franzosen G. Tarde und Durkheim erstaunen, daß sie gerade unter den deutschen »Philosophen der Geschichte« ihren Platz finden, während z. B. ihr älterer Landsmann, der wirklich mit diesen zusammengehört, ich meine Edgar Quinet, nicht vorkommt; ebenso ist es rein zufällig und beliebig, wenn die Amerikaner Lewis Morgan und Patten als Philosophen der Geschichte, anstatt als Soziologen auftreten; in der Tat ist dieser ein Nationalökonom, der, wie mancher seiner Fachgenossen, in diese Gebiete hinübergreift, jener aber, an Bedeutung weit überragend, gilt sonst mit Recht als Autor wichtiger soziologischer Schriften! Die Absicht Barths geht dahin, im ersten Abschnitt »die *soziologischen Systeme*«, im zweiten die »einseitigen Geschichtsauffassungen« darzustellen; und diese beiden Abschnitte bilden im wesentlichen den Inhalt des Buches. Zugleich aber interessieren doch gerade als Geschichtsauffassungen jene soziologischen Systeme unsern Autor, und es ist doch nicht seine Meinung, sie als mehr- oder gar als allseitige Geschichtsauffassungen auszuzeichnen? Ihm selber ist es um die Philosophie der Geschichte als eine »Wissenschaft höheren Grades«, die übrigens dasselbe Objekt habe wie die Geschichtswissenschaft, zu tun, und diese habe immer, bewußt oder nicht, »die Gesellschaft als die kollektive Erscheinungsform des Menschen«, die Gesellschaften als »veränderliche Systeme« behandelt. Eben dies will in der allgemeinsten Weise, zunächst versuchend »eine Reihe von Typen der Gesellschaften aufzustellen, die vielen Formen unter einige höhere Begriffe zu bringen«, Barth selber unternehmen, dies positive Werk würde mithin erst die Auswahl rechtfertigen. Ich kann mich aber des Eindruckes nicht erwehren, daß die Auswahl, die er unter Soziologen und Philosophen getroffen hat, überwiegend zufällig und nicht durchaus glücklich gewesen ist, weil sie eben nicht durch einen hinlänglich klaren und starken Gedanken beherrscht wurde. Der Grundgedanke ist der eines recht bedeutenden Anspruchs: die neue Philosophie der Geschichte soll zugleich die vollkommene Soziologie darstellen, darum werden zuerst die bestehenden unvollkommenen Soziologien, ebenso wie die einseitigen Geschichtsauffassungen geschildert. Wir erkennen daraus aber auch, welchen Anspruch diese Schilderungen nicht machen: nämlich nicht den einer Literatur- oder Entwicklungsgeschichte jener Lehren; und dies muß man, um ihnen gerecht zu werden,

im Auge behalten. Man wird dann die meisten einzelnen Stücke als wertvolle Beiträge zur Kenntnis der Sachen würdigen; so sind besonders die Kapitel über St. Simon, Comte, Spencer mit bedeutender Herrschaft über ihre Gegenstände, daher auch mit feinem und eindringendem Urteil verfaßt[1]; und wenn auch die Unterscheidung der »klassifizierenden«, der »biologischen« und der »dualistischen«[2] Soziologie keinen bleibenden Wert behalten dürfte, so ist doch, was zur Kritik der mittleren, d. h. der sonst sogenannten organischen Theorien beigebracht wird, durchweg treffend. Über die »einseitigen Geschichtsauffassungen« wollen wir hier nur berichten, daß sie der Reihe nach aufmarschieren als die »individualistische«, die »anthropogeographische«, die »ethnologische«, die »kulturgeschichtliche«, die »politische«, die »ideologische« und endlich in dem längsten Kapitel die »ökonomische« Geschichtsauffassung, die sich selber als »materialistische« eingeführt hat. Ein Einteilungprinzip vermag ich darin nicht zu entdecken, die Darstellungen selber sind aber gut, sie zeugen von großer Kenntnis dieser Literatur, sind interessant geschrieben und, obgleich einige nur den Charakter von Referaten und Rezensionen tragen, so werden sie doch durch die entschiedene wissenschaftliche Richtung des Verfassers stark genug verbunden. Am meisten ist ihm hier (wie in seiner früheren Schrift) an der Kritik und Abfertigung der Ansichten von Marx und Engels und ihren Anhängern gelegen; diese Kritik zu prüfen, müssen wir uns versagen, ich verhehle aber nicht, daß sie meiner Ansicht nach den Kern der Sache nicht trifft, so richtig auch manches Einzelne darin wirklich ist. Die Scheidung von der »kulturhistorischen« Auffassung, also von Morgan u. a., halte ich nicht für sachgemäß; und ein Urteil Büchers, das Verf. über diese mit Beifall zitiert, ist ebenso schwache als anspruchsvolle Weisheit (in der sonst wertvollen Schrift »Arbeit und Rhythmus«, Leipzig 1896, Hirzel; seitdem in zweiter Auflage erschienen). Die im Schlußkapitel enthaltene »Skizze der eigenen Ansicht des Verfassers« wiegt nicht schwer, der Verfasser nennt sie selbst (Vorr. S. IV) eine »grobe, rein deskriptive, schematische Skizze des Verlaufs der Geschichte«.

[1] Wenngleich sich manches dagegen erinnern läßt. So finde ich nicht, daß man Comtes Stellung richtig erfassen kann, wenn man von seiner »subjektiven« Phase gänzlich absieht. Barth tut dies so, daß er die kleine Abhandlung von 1822, »*Système de politique positive*«, oft (und zwar ungenau als erste Schrift C.s) zitiert, ohne auch nur des großen Werkes, das mit gleichem Titel 1851—1854 erschien, Erwähnung zu tun.

[2] Ich würde L. F. Ward (nach seiner Schrift von 1894) als zur Comteschen Schule gehörig, J. S. Mackenzie als bloßen Eklektiker behandeln; keiner von beiden hat eine Theorie des sozialen Lebens und der Geschichte von sich gegeben, die auf irgendwelche Originalität Anspruch machen kann.

Vorangeschickt ist ihr eine Auseinandersetzung mit Dilthey, der bekanntlich (Einleitung in die Geisteswissenschaften S. 108—141) die soziologischen und geschichtsphilosophischen Theorien schlechthin für falsch, ihre Aufgaben für unlösbar, ihre Methoden für unbrauchbar erklärt hat. Barth findet die Vorwürfe, die D. insbesondere gegen Mill erhebt, unbegründet; die Methoden der Naturwissenschaften seien, wenn wir von der experimentellen absehen, für jede Wissenschaft gültig; recht habe Dilthey, wenn er Begriffe, die nur für das Reich der Natur Gültigkeit haben, auf die geschichtlich-gesellschaftliche Wirklichkeit zu übertragen verwehre; dies dürfe jedenfalls nur »sehr vorsichtig« geschehen. Barth beruft sich auf die Gleichförmigkeiten, die in den ältesten Epochen der Geschichte so auffallend seien, um die Vermutung zu rechtfertigen, daß auch in den jüngeren sich manches finden lasse, was eine konstante Ursache erkennen lasse, also Gegenstand der Wissenschaft werden könne. Ob er damit die Angriffe, die von Dilthey mehr gegen die tatsächlich seither geübten Problemstellungen und Methoden, als gegen die Idee selber, »das Problem des Zusammenhanges unter den aufeinander folgenden Zuständen der Gesellschaft allmählich einer Lösung näher zu führen« und andererseits die Beziehungen zwischen den gleichzeitigen Tatsachen und Veränderungen zu erforschen (das), welche Ideen Dilthey in strengem Anschlusse an die Einzelwissenschaften des sozialen Lebens verfolgt sehen will — ob Barth diese Angriffe wirklich abgeschlagen, ob er diesem Gedanken gerecht geworden ist, bezweifle ich (er steht D. näher als er glaubt). Um so entschiedener aber stimme ich den Anmerkungen zu, die er gegen den »Unglauben an das Kollektive, Generische . . . der sich bei Rickert, Lehmann und anderen zum Dogma gesteigert hat«, richtet; die Kritiken, die er den beiden genannten Autoren, dem ersten schon im Eingange (S. 5—8), dem andern unter dem Stichworte der individualistischen Geschichtsauffassung, widmet, gehören zu den besten Stücken des (über ausgesprochene und nicht ausgesprochene Bedenken hinweg sei es betont) durchaus tüchtigen Buches. Da aber Barth oft strenge über kleine Irrtümer anderer urteilt, hätte er selber vor solchen etwas mehr auf seiner Hut sein sollen. Wo es sich um den Unterschied von Zivilisation und Kultur handelt, meint er, Buckle habe sein Werk »Geschichte der Zivilisation« genannt, weil er den geistigen Fortschritt usw. schildern wollte. Als ob Buckle sonst wohl auch »*History of Culture*« hätte sagen können; dies ist aber nach englischem Sprachgebrauch völlig unmöglich. Nicht anders lag die Sache für Guizot als Franzosen und für Morgan als Amerikaner; wenn daher B. von »dem, was Morgan Kultur nennt«, redet, so ist das in diesem Zusammenhange mindestens mißverständlich (als ob M. Kultur und Zivilisation unter-

schiede). Das Bucklesche Werk wird (S. 218) mit seinem englischen Titel angeführt, als ob dieser lautete: »*Introduction to the history of civil etc.*« Bei Reproduktion einer Stelle von Tarde wiederholt Barth zweimal dessen Irrtum oder Druckfehler mit Rouleaux als Verfasser der »Kinematik« (auch im Index), ohne zu bemerken, daß von unserem berühmten Technologen Reuleaux die Rede ist. Wenn endlich B. Thomas Hobbes den Verteidiger Karls I., den Lehrer Karls II., den Wortführer des strengsten Absolutismus nennt, so muß ich das alles teils als unrichtig, teils als ungenau bezeichnen. Zu den Vorzügen der Schrift gehört aber, daß sie an den Kontroversen, die den praktischen Geschichtsschreiber angehen, lebendig teilnimmt. Diese, bei uns wie anderswo unter dem Einfluß politischer Parteikämpfe, in Deutschland, nicht ohne Berührung mit den Erörterungen über historischen Materialismus, an die — wenn auch nur locker damit zusammenhängende — Geschichtsschreibung und die Theoreme Lamprechts angeknüpft, erneuern teils den alten Rangstreit zwischen politischer Geschichte und Kulturgeschichte, teils verbirgt sich unter ihnen das Ringen um Dasein und Macht, wozu immer noch die Tendenz, das historische Sein der Menschheit einer wissenschaftlichen Erkenntnis zu unterwerfen, genötigt ist; und diese Tendenz als gleichartige herauszuheben sowohl aus den Gedankensystemen, die sich Philosophie der Geschichte, als aus denen, die sich soziologische nennen, das werden wir als Barths eigene Meinung anerkennen müssen. Aus anderem Gesichtspunkte, nämlich durchaus in Absicht auf die Technik der Geschichtsschreibung, betrachtet und fördert dieselbe Tendenz ein gelehrter Italiener, der dabei auf das Desiderat einer Geschichte der »Historik«, diese als Theorie der Historiographie verstanden, hinweist:

Raffaele, Paolo. Trajano. *La storia come scienza sociale.* Prolegomeni. Napoli 1898.

Auch dies ist eine kritische Vorarbeit zu einem Werke, das eine »Kritik und Logik« des geschichtlichen Wissens und Denkens, eine »Physik« der historischen Tatsachen enthalten soll. Der vorliegende Band erfüllt den kritischen Teil noch nicht; er handelt ausschließlich und weit ausholend von den Beziehungen zwischen Geschichtsschreibung und Kunst; die Beziehungen jener zu Moral und Erziehung sollen demnächst erörtert werden. Der Autor will auf diesem Wege zu der Feststellung gelangen, daß das »wesentliche und vorwiegende Momente in der Historie« das wissenschaftliche, und daß es möglich sei, sie als theoretische Wissenschaft zu konstituieren. Er setzt sich mit alten und neuen Theoremen über Geschichte wie über Kunst auseinander. Er hebt das objektive Element der Form, das subjektive der

Phantasie als die Merkmale aller echten Kunst kraftvoll hervor, und entwickelt in geistreicher Weise, wie die Geschichtsschreibung allmählich aus einer rein kunsthaften (epischen) Darstellung außerordentlicher Ereignisse sich gleichzeitig oder in parallelen Linien erhebt zur Idee eines vor allen Dingen wahren Berichtes, zur Betrachtung der alltäglichen und dauernden Faktoren des historischen Lebens und zur Erforschung der Ursachen beobachteter Veränderungen. Er kommt zum Schlusse — nach eingehender Abschätzung des Anteils von Gefühlen an der Geschichte und ihres Unterschiedes von ästhetischen Gefühlen — zur Abgrenzung des Rechtes, das die Phantasie in der Geschichtsschreibung immer behalten müsse, er nennt die historische Phantasie ausschließend, auslesend, oder abstrahierend, die künstlerische hinzufügend, ergänzend, idealisierend. — Das Buch ist wohl etwas breit seinem Thema nach, aber keineswegs langweilig in der Ausführung.

Ich füge hier die Besprechung eines Werkes an, das allein von allen vorliegenden den systematischen Entwurf einer Philosophie der Geschichte enthält:

Fischer, Arnold, *Die Entstehung des sozialen Problems.* Rostock i. M. 1897.

Ein Fragment dieses Werkes ist schon (S. 269f.) gelobt und seine leitenden Gedanken sind wiedergegeben worden. Die Erwartungen, die ich daran knüpfte, hat das Buch erfüllt. Wenn man die enormen Schwierigkeiten richtig ermißt, mit denen hier zu ringen war, so wird man es bewundern dürfen. Was der Verfasser als den einen von seinen beiden Zwecken sich gesetzt hat: zur Begründung einer Wissenschaft der Zivilisation, welche die Erforschung ihrer Entwicklungsgesetze zum Ziele habe, beizutragen, das ist ihm gelungen; der andere (einen Weg zu einem vertieften Verständnisse der Zeitfragen zu eröffnen, diese auf die fortschreitende Kulturentwicklung zurückführend und nachzuweisen suchend, daß alle Zeitfragen naturgesetzliche Erscheinungen bestimmter Kulturstufen, also der Bewegung der Kultur selber sind) würde freilich, wenn er *in rigore* verstanden wird, eine größere Vollkommenheit der Leistung, als hier vorliegt, voraussetzen, um auch nur annähernderweise erfüllt zu sein. Die »Kulturperioden«, die er aus der Psychologie ableiten zu können glaubt, reichen dafür nicht aus; die wirkliche Gesetzmäßigkeit des Werdens und Vergehens von Kulturformen, Ständen, Klassen, sozialen Problemen, ist nicht allein unendlich viel komplizierter, es sind auch manche der wesentlichsten Züge vom Verfasser nicht in Rechnung gezogen oder doch nicht genugsam gewürdigt worden. Wenn man aber in seinen Ausführungen nur

einen dürren Schematismus finden wollte, so muß ich dagegen die Höhe des theoretischen Bewußtseins rühmen und die klare Objektivität seiner historischen Ansichten ebenso merkwürdig als anziehend nennen. Ich weiß kaum einen anderen unter den neuesten Autoren, der so entschlossen, kühl und gerade den sozialen Dingen ins Angesicht sähe, unbeirrt durch Wünsche und teleologische Postulate. Er steht in dieser Hinsicht mit der materialistischen Auffassung auf gleichem Boden, obwohl er sie angreift[1]. Was aber den Inhalt im einzelnen angeht, der alle Seiten der Kultur mit Kenntnis und Urteil berührt, so kann ich nur empfehlen, das Buch mit Aufmerksamkeit zu lesen; da es von einem wirklichen Denker geschrieben ist, so wird jeder Leser Gewinn daraus ziehen, und es auch zu besitzen wünschen, um von Zeit zu Zeit darauf zurückzukommen und Anregungen daraus zu schöpfen.

Wenn ich früher auf mannigfache Berührungen und Einflüsse durch die Literatur des Sozialismus und also der materialistischen Geschichtsauffassung hingewiesen habe, so haben sich diese, wie zu erwarten war, in den Berichtsjahren fortgesetzt und vermehrt; es wäre eine eigene Aufgabe, Bewegung und Wachstum dieser Gedanken durch die massenhafte periodische Literatur hindurch zu verfolgen. Hier muß ich daran vorbeigehen und nur herausheben, was an Büchern und Broschüren unserem Gestade nahe gekommen ist. Da ist zunächst die Schrift des Hauptes der italienischen Marxisten:

Labriola, Antonio, *Discorrendo di socialismo e di filosofia.* Lettere a G. Sorel. Roma. Ermanno Loescher & Co. 1898. (Französische Ausgabe s. t. Socialisme et philosophie. Paris 1899.)

Das Büchlein soll den früher hier besprochenen beiden Schriften über historischen Materialismus (die ebenfalls französisch vorliegen, Paris 1897), zur Ergänzung dienen. Unter den vielen Kommentatoren des Gegenstandes ragt Labriola durch philosophische Bildung, durch Gelehrsamkeit und Witz hervor. »*Tendenza (formale) al monismo, da una parte, virtuositá a tenersi equilibritamente in un campo di specia-*

[1] Marx, der in der eigentümlichen, konsequent durchgeführten Terminologie des Verfassers (worin er eigene merkwürdige Begriffe ausprägt) »die elementare Person« im Entstehungsprozeß der Arbeiterklasse und ihres Gemeinlebens (so ist wohl zu lesen anstatt: »Gemeinwesens« — die zweite Hälfte des Buches leidet stark an Satzfehlern) darstellt, ist von ihm nicht in zureichender Weise verstanden worden: S. 761 f. M. hat nie behauptet, die bürgerliche Ordnung »besitze keine Lebenskraft«, er wollte beweisen, daß ihr Lebensgesetz auch das Gesetz ihres Unterganges sei; daß er diesen (wenigstens in seiner früheren Zeit) für nahe hielt, berührt den Kern seines Theoremes nicht.

lizzata ricerca, dall' altra parte, — ecco il resultato. Per poco che s'esca da questa linea, o si ricade nel semplice empirismo (la non filosofia), o si trascende alla iperfilosofia, ossia alla pretesa di rappresentarsi in atto l'Universo, come chi ne possedesse la intuizione intellettuale« (S. 81, Franz. Ausg. 105). In diesen Sätzen charakterisiert sich seine Anschauung; in diesem Sinne setzt er sich besonders mit den übereilten und kurzsichtigen Anwendungen der biologischen Entwicklungslehre auf die historische Wirklichkeit auseinander. Recht interessant ist der im neunten Briefe enthaltene Versuch einer Interpretation des Christentums; wobei zu bemerken, daß Verf. sich überzeugt erklärt, es könne keine so vollkommene Theorie der Geschichte geben, daß man mit ihr die summarische Erkenntnis irgendwelcher historischen Zusammenhänge gleichsam im Sturme nehmen könnte, nämlich ohne zuvor durch eigene und unmittelbare Studien aller Details derselben sich bemächtigt zu haben. Auch will er nicht ein einfacher Schildträger von Marx sein. »Verstehen heißt überholen«, auf diesen Satz stellt er sich; freilich auch auf den andern: »Überholen heißt verstanden haben« (franz. Ausg. S. 224 aus einer Nachschrift, die im Originale fehlt). Das Original hat zwei Anhänge: 1. die Vorrede von G. Sorel zur franz. Ausg. des früheren Essais, 2. einen Auszug aus Engels Anti-Dühring über Negation der Negation. Die französische Ausgabe außer diesem zweiten die drei Briefe von Engels, die für seine Auffassung der Geschichte wichtig sind.

Dem gleichen Gegenstand besonders gewidmet ist die Schrift

Abramowsky, Edouard, *Le materialisme historique et le principe du phénomène social.* Paris 1898.

Sie bildet die Fortsetzung einer Abhandlung »*Les bases psychologiques de la sociologie*«[1]; beide sind zuerst erschienen in der *Revue internationale de sociologie*, und müssen im Zusammenhange gelesen werden. Die erste stellt das Problem der Koexistenz von kausaler und teleologischer Betrachtung in bezug auf menschliche Handlungen und versucht, es erkenntnistheoretisch zu lösen, indem er auf Kant und Schopenhauer sich stützend, die gänzliche Diversität von Subjekt und Objekt hervorhebt. Er entwickelt dann richtig, daß nur das individuelle Bewußtsein als zureichender Grund der sozialen Phänomene gelten dürfe, und nennt dies Prinzip sozialen Phänomenalismus, der aber die objektive Realität der Phänomene — wodurch also die sozialen

[1] Im gleichen Verlag 1897.

Tatsachen noch *etwas mehr* sind als psychologische Tatsachen —, keineswegs in Frage stelle. Die »Methoden« Durkheims, der die objektive — und Tardes, der die psychologische Seite betont, will er so vereinigen. Das Spezifische der sozialen Realität wird psychologisch aus der Apperzeption abgeleitet, und in dem Umstande, daß sich das Denken des Menschen darin objektiviere, der Grund gefunden, warum das Sollen darauf anwendbar sei. In der zweiten Schrift geschieht nun die Anwendung dieser Grundsätze, zunächst mit dem Ergebnisse, daß die ökonomische Objektivität, die der historische Materialismus als das Substrat der Geschichte betrachtet, sich in Elemente rein psychischer Natur — Fähigkeiten und Bedürfnisse — auflöse, »die in sich die individuelle und soziale Seite der Menschenwelt in einem wahren psychologischen Knoten vereinen, der sich zwischen dem Individuum und seiner sozialen Umgebung bilde und das Element des Zusammenlebens bilde«. Hieraus wird dann auch eine neue Auffassung der historischen Rolle der bewußten menschlichen Tätigkeit gewonnen und die Versöhnung des Idealismus mit dem evolutionistischen Determinismus ausgesprochen. Man erkennt, wie der Verf. den Ideengehalt des Marxismus nach der Seite hin ausbaut, die der Kritik Stammlers begegnet und ihr gegenüber notwendig ist. Seine Gedankengänge und Schlüsse berühren sich, sowohl in der allgemeinen Theorie, als in der psychologischen Auslegung des sozialen Problems sehr nahe mit Grundlagen und Stücken meiner eigenen[1] (von denen Verfasser jedoch keine Kenntnis hat). Ich heiße daher diese Beiträge willkommen und schätze ihren Gedankengehalt hoch, wenn auch die Ausführung etwas in die Breite geht.

Eine Reihe von französischen Büchern beschäftigt sich wieder mit dem Sozialismus und allen Fragen, die diesem Thema angehören. In dem Buche Gaston Richards[2] wird zuerst eine Geschichte und Analyse des Sozialismus gegeben; am wichtigsten erscheinen dem Verf. der »Mutualismus« Proudhons und der Kollektivismus Marx'. Der zweite Teil heißt »Die Soziologie und die Theorie des Kapitals«, enthält neben ganz unzulänglichen auch einige scharfsinnige Bemerkungen. III: Sozialismus und soziologische Voraussicht: Kap. 1 über den ökonomischen Materialismus und die vergleichende Soziologie. Jenem wird aller wissenschaftliche Wert abgesprochen, weil er jede Möglichkeit ausschließe, den Übergang von einfachen zu zusammengesetzten Gesellschaften zu erklären. Nachdem auch in gleicher Richtung die Akku-

[1] Vgl. z. B. die 1889 verfaßte Selbstanzeige, Studien u. K. I, v.

[2] *Le socialisme et la science sociale.* Paris 1897. 200 S.

mulation und die Zukunft der Teilung der Arbeit erörtert worden, beschäftigt sich ein Kapitel mit Formen und Bedingungen der soziologischen Voraussicht, die auf vier Wegen versucht worden sei, bezeichnet durch die Namen Vico, Comte, Spencer und Quetelet. Der Verf. setzt mit nicht gewöhnlichen Kenntnissen die gewöhnliche Apologetik eines entwickelteren »sozial gefärbten« Liberalismus (der »*démocratie française*«) tieferen Ansichten der Geschichte und der Zukunft entgegen. — Wissenschaftlich geringer, aber in gleichem Sinne gehalten ist »*La lutte contre le mal*« von J. J. Chamagéran[1], Sénateur. Die individuelle Anstrengung, die soziale Macht, die freie Vereinigung und der religiöse Geist werden als die Heilmittel gegen »das Übel« dargestellt. — Dagegen in comtistischem Geiste das vor 18 Jahren zuerst erschienene Werk eines alten Offiziers, der am Krimkriege teilgenommen hat[2]: M. Mismer geht aus von Darstellung der geistigen und moralischen Anarchie unserer Epoche und sieht in der Wissenschaft allein und den aus ihr gewonnenen Prinzipien der Solidarität und Perfektibilität die Rettung; aus diesem Gesichtspunkte versucht er die Gesetzmäßigkeit des sozialen an die des kosmischen Lebens anzuknüpfen. Der Gedankengang der Schrift ist »lange erlebt und durchdacht«. — Mit einem umfangreichen Werke tritt ferner ein spanischer Gelehrter in französischem Gewande uns entgegen[3]; ich gebe eine Vorstellung des Inhaltes nach den Kapitelüberschriften: 1. Das Individuum und die Gesellschaft. 2. Die Arbeit. 3.—5. Reichtum und Sparsamkeit. 6.—7. Eigentum. 8.—9. Kapital. 10. Soziale Pflichten der besitzenden Klassen. 11. Wohltätigkeit. 12.—13. Tätigkeit der arbeitenden Klassen zum Behuf der Verbesserung ihrer sozialen Lebensbedingungen. 14. Wissenschaft. 15. Unterricht. 16. Moral. 17. Religion. 18. Kunst. 19. Recht. 20. Die Frau und ihr Einfluß auf die soziale Reform. 21. Schluß. Das Buch dient einem früheren Werke des Verfassers: *El Estado y la reforma social* (1893) zur Ergänzung. Durchdrungen von der Überlegenheit der englischen Kultur, sucht der Verfasser, was immer möglich, von dortigen Erfahrungen sozialer Verbesserung für sein Vaterland nutzbar zu machen. Es ist immer von Interesse, eine Schrift kennenzulernen, die in einem der minder bekannten Länder eine große Bedeutung erlangt hat, auch wenn sie durch ihren Inhalt für die Weltliteratur keinen unmittelbaren

---

[1] Paris 1897. 310 S.

[2] *Charles Mismer, Principes sociologiques.* Paris 1898. *2me édition revue et augmentée.*

[3] *Edouard Sanz y Escartin, L'individu et la reforme sociale. Traduit de l'esp. par Auguste Dietrich.* Paris 1898.

erheblichen Wert haben sollte. Der Verfasser verhält sich ungefähr wie unsere Katheder-Sozialisten — die nur in diesem sehr vagen Sinne als Vertreter des Sozialismus gelten — zu den Problemen. Eine philosophische Persönlichkeit, die Sympathie erweckt, spricht uns aus seiner Denkungsart an. — Aber das Gesicht eines entschlosseneren Denkers tritt uns aus dem Büchlein des Schweizers Georges Renard entgegen[1]. Der Lausanner Professor unternimmt nichts Geringeres als die Materialien vorzubereiten, aus denen eine neue »Erklärung der politischen und ökonomischen Menschen- und Bürgerrechte« Gestalt gewinnen könne. Er will darum die philosophischen und rechtlichen Grundlagen der Gesellschaft finden, die nicht allein im Gehirn der Denker, sondern auch auf dem Boden der Wirklichkeit, hinter der »rissigen Fassade« der gegenwärtigen Gesellschaft sich aufbaue. Es ist also eine Art von Entwurf des berufenen Zukunftsstaates, der uns entgegentritt. Ich finde die kleine Schrift durchdacht und sehr lesenswert. — Erwähnt werde hier noch eine Zusammenstellung von Artikeln der *Nuova Antologia*, die über Sozialismus und Vaterland, Sozialismus und Darwinismus und mehrere ähnliche Themata in gefälliger Form handeln, ohne auf andere Bedeutung als die von philosophischen Essais Anspruch machen zu können[2]. — Überall begegnen uns auf diesem Gebiete Urkunden eines lebhaften Austausches zwischen den Nationen: so finden wir denn auch einen Franzosen, der seine Landsleute über den »Staatssozialismus in Deutschland« belehrt[3], d. h. über dessen intellektuelle Urheber, als welche eine Reihe von Philosophen, Juristen, Ökonomen vorgeführt werden: vor allen Hegel, dann Savigny, Gans, List, von Thünen, Lassalle, Rodbertus. Mit großer Kenntnis der Literatur, wie die angehängte Bibliographie bezeugt. Es ist ein Verdienst des Autors, daß er die Gedanken der Rechtsphilosophie, den Konflikt zwischen Historismus und Rationalismus in seiner Verflechtung mit der Entwicklung der politischen Ökonomie und des Sozialismus in Deutschland, richtig erkannt und betont hat. Das Buch ist daher nicht ohne Wert für die innere Geschichte des 19. Jahrhunderts. — Über den »Sozialismus in England«[4] belehren uns zusammengestellte Aufsätze von W. Morris, S. Webb, einem Anonymus, H. M. Hyndman, Robert

[1] *Le régime socialiste. Principes de son organisation politique et économique.* Paris 1898.

[2] Alessandro Chiappelli, *Il Socialismo o il pensiera moderno.* Firenzi 1897.

[3] Charles Andler, *Les origines du socialisme d'État en Allemagne.* Paris 1897.

[4] Geschildert von englischen Sozialisten, herausgegeben von Sidney Webb. Deutsche Original-Ausgabe besorgt von Dr. Hans Kurella. Göttingen.

Blatchford, Bernard Shaw, Belfort Bax, Sidney Hall, dem Bischof von Durham, John Burns, Beatrice Webb, Tom Mann und Genossen (Minoritäts-Votum der kgl. Lohnarbeit-Kommission 1891—94). Eine sehr dankenswerte Komposition (nach den Worten des rühmlich bekannten Herausgebers S. Webb) bestimmt, »in charakteristischen Proben« die ausgedehnte sozialistische Propaganda, die jetzt in England vor sich geht, vorzuführen. Diese ist in der Tat ein merkwürdiger Beleg dafür, wie ähnliche Gedanken aus ähnlichen Zuständen entspringen. Die Arbeiterbewegung als solche hatte bekanntlich in England keinen politischen und nur einen schwachen theoretischen Charakter. Was an theoretischem Sozialismus umläuft, ist wenig durch Karl Marx, noch weniger wohl durch französische Traditionen beeinflußt. Am meisten in die Breite gedrungen sind noch die Lehren des Amerikaners Henry George. Dennoch hat eine entschiedene und prinzipielle Richtung auf den Kollektivismus in den letzten 20 Jahren sich so bedeutend entfalten können, wie diese Aufsätze erkennen lassen: mehr unter dem »gebildeten Proletariat« (S. 59) als in der großen Masse; im Grunde ist das wohl bei uns und in Frankreich nicht anders — die politischen Zustände sind das eigentlich Differente. Die Arbeiterbewegung mit ihrem wesentlich ökonomisch-sozialen Charakter wird allmählich in den Gesamtkreis der sie begünstigenden Denkungsart hineingezogen und zur politischen Aktion erzogen. Und wie stark der Strom einer unabhängigen öffentlichen Meinung in diesem Sinne sich bewegt, »zeigt dies Büchlein lustig an«. —

Nachdem wir so von allerlei Tendenzen des Auslandes Kenntnis genommen, sind wir vorbereitet, ein Werk zu empfangen, das in deutscher Sprache verfaßt, alle solche und ähnliche Gedanken kritisch zusammenfassen will.

Stein, Ludwig, *Die soziale Frage im Lichte der Philosophie.* Vorlesungen über Sozialphilosophie und ihre Geschichte. Stuttgart 1897.

Der erste Eindruck, den es durch Umfang und Inhalt erweckt, ist der eines massenhaften Reichtums, und dieser Eindruck wird auch nicht leicht sich wieder verlieren, sondern in gewisser Weise durch nähere Bekanntschaft noch gesteigert werden. Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen, und Pandora, die ihr Füllhorn ausschüttet, wird immer

---

[1] Geschildert von englischen Sozialisten, herausgegeben von Sidney Webb. Deutsche Original-Ausgabe besorgt von Dr. Hans Kurella. Göttingen.

dankbare Empfänger finden. Da wird, nach literarhistorischen und methodologischen Einleitungen, in großen Abschnitten 1. über die Urformen des Gemeinschafts- und Gesellschaftslebens, 2. über die Geschichte der Sozialphilosophie, 3. über das System der Sozialphilosophie in zusammen 41 Vorlesungen gar vieles mitgeteilt. Wenn das Buch also dem Leser, der sich in allen diesen Gebieten orientieren will, üppigen Stoff zur Belehrung und Anregung darbietet, so gewährt es dagegen dem, der in diesen Meeren schon befahren ist, vergleichungsweise wenig. Es trägt einen ganz überwiegend exoterischen Charakter. Seine Aufstellungen fordern daher nicht allzu oft entschiedenen Widerspruch, aber auch selten entschiedene Zustimmung heraus. Es ist eine gewisse Weichheit der Denkgesinnung vorherrschend, die den Problemen eine sanfte und glatte Oberfläche verleiht und eben darum sie nirgends in ihrer natürlichen Schroffheit hervortreten läßt, geschweige daß aus rohen Marmorblöcken G e s t a l t e n herausgehauen würden. In einigem Maße ist dies durch die Form der V o r l e s u n g bedingt gewesen: die Absicht, ein gemischtes, aber hauptsächlich jugendliches Publikum zu unterrichten, verleitet wohl auch den, der sonst nicht so geneigt ist, zu einer gewissen Laxheit in dieser Hinsicht. Es ist nicht unvermeidlich, aber recht wahrscheinlich, daß ein Buch, aus solchen Vorlesungen zwar nicht ganz und auch nicht genau, wie sie gehalten (S. VI), entsprungen, einen eklektischen und synkretistischen Charakter trägt. Wenn wir aber bemerken, mit wie großem Fleiße und voller Gewandtheit ein schwieriger Stoff vielseitig verarbeitet wurde, so werden wir zu der »Milde«, die Verf. in Anspruch nimmt (S. 26), uns willig verstehen.

Ich kann aber doch nicht umhin, wenigstens die Grundgedanken etwas schärfer zu prüfen. Das Wesen des soziologischen Problems, so hören wir (29), das sich hinter dem irreführenden Stichwort »soziale Frage« verbirgt, machen letzten Endes die Formen und Bedingungen des menschlichen Zusammenlebens aus. Jedes Problem biete »der philosophischen Beleuchtung« drei Momente dar: 1. Ursprung, 2. geschichtlicher Werdegang, 3. augenblicklicher Stand. Hierdurch wird die Dreiteilung des Werkes bedingt. Für mich ist dies ein völlig unklarer Gedanke. Ich kann wohl die »Formen« des menschlichen Zusammenlebens nach Ursprung usw. erforschen, aber die Bedingungen? Sehen wir zunächst, wie der d r i t t e Abschnitt verstanden wird, der ja dem »irreführenden Stichwort«, das auch den Titel des ganzen Buches hergeben durfte, am nächsten kommen muß. Da »sollen zunächst in einer sozialen *S t a t i k* die gegenwärtig herrschenden *F o r m e n*[1] des mensch-

[1] Hier also nur von den Formen, nicht von den Bedingungen die Rede. —

lichen Zusammenlebens in Familie, Gesellschaft, wirtschaftlicher Produktion, Staat und Kirche, in scharf markierten, möglichst knappen Zügen festgehalten werden« (30). Diese selben Formen also — müssen wir folgern — stellt I. nach ihrem Ursprung, II. in ihrer bisherigen Geschichte dar. Nun soll der erste Abschnitt in der Tat »den Übergang von präsozialen zu sozialen Zuständen zum Gegenstande« haben (31), und als damit synonym wird verheißen: »die Urformen des menschlichen Zusammenlebens . . . festzuhalten und in ihrer Entwicklung zu skizzieren« (ib.). Also handelt es sich hier, wie in dem Menu von III. um die »Formen d. m. Z.«. Mithin in II. um deren »Geschichte«, um das was zwischen ihrem Ursprunge und ihrem »augenblicklichen Stande« liegt? — »Der zweite Abschnitt wird in einer kritischen Geschichte der sozialpolitischen *Ideen*, *von ihrem ersten Auftauchen* bei den Griechen bis herab auf die Gegenwart, den bisherigen Ertrag des reflektierenden Menschenbewußtseins für die Lösung der uns beschäftigenden Probleme einzuheimsen suchen« (33). Ist dies die Geschichte der Formen des menschlichen Zusammenlebens? Nach des Verfassers Meinung: ja, d. h. zum Teil: nämlich der »geschichtliche Werdegang der sozialen Organismen« sei ein zwiefacher: a) ihr unreflektiertes, von der immanenten Teleologie des Naturgeschehens vorgezeichnetes Wachstum, b) ihr reflektierter Zustand, »in welchem der in der aufkeimenden Philosophie zum Selbstbewußtsein erwachende menschliche Geist das menschliche Gemeinschaftsleben dem unbewußten Wachstum entrücken *will*, um es bewußt umzuformen (30). »Dieser glückliche Fortschritt von der unbewußten Gesellschaftsbildung zur bewußten, der sich darin ausprägt, daß der menschliche Geist als Korrektiv der Natur zu dienen hat, sofern er durch planvolles Insaugefassen des Zieles auf rascherem, weil direkterem Wege das zu erreichen *hofft*, was die mechanisch wirkende, unbewußt zweckvolle Natur mehr auf Umwegen erstrebt: dieser radikale Fortschritt der menschlichen Gesellschaft ist noch kaum hundert Jahre alt, ja er vollzieht sich recht eigentlich erst unter unseren Augen« (33). Also nur eine ganz kurze Strecke, mehr durch Hoffnung als durch Wirklichkeit bezeichnet, von der Geschichte jener »Formen«! — Nun aber begegnen wir noch einer anderen Rechtfertigung für jene »Umbiegung« (ein Favoritausdruck des Verfassers) seines Richtseiles. Er unterscheidet — und legt darauf großes Gewicht — »solche Formen sozialen Zusammenlebens, deren Struktur stabil, und solche, deren Natur labil ist« (34) — die Stabilität als relative zu verstehen. Zu jenen »rechnen wir«: a) Familie, b) Eigentum, insbesondere Grundeigen-

Zitierte Worte, die ich durch den Druck hervorhebe, obgleich sie es im Originale nicht sind, markiere ich zugleich durch einschließende Asterisken.

tum, c) die Gesellschaft, d. h. das gesellschaftliche Zusammenleben und Zusammenwirken in den sich allmählich differenzierenden und verschärfenden Abstufungen, d) den Staat. »Zu den labilen rechnen wir: a) die Sprache, b) das Recht, c) die Religion . . . weiterhin Technik und Kunst, Moral und Philosophie« (32). Zunächst: was bedeutet diese Unterscheidung? »Das labile Moment . . . besteht darin, daß sie, im Urzustand zumal, kaum dürftige Umrisse einer gegenseitigen Abgrenzung verraten, vielmehr häufig ineinander überzugehen und bis zur Ununterscheidbarkeit zusammenzufließen die Tendenz zeigen.« So S. 32. »Zwei Merkmale sind es vornehmlich, durch welche die stabileren Elemente des sozialen Zusammenlebens sich von den labilen *scharf* abheben: einmal ist ihr Objekt *vorwiegend* der von der Seite seiner physiologischen Bedürfnisse angesehene Mensch, während die labilen Elemente *mehr* die psychischen Beziehungen des Menschen zum Gegenstande haben, andermal [dies einmal-andermal ist eine immer wiederkehrende stilistische Liebhaberei des Verf.] haben diejenigen sozialen Imperative, welche die als stabil bezeichneten Elemente schaffen, eine gewisse, in der Regel sich auf mehrere Generationen erstreckende Stetigkeit, während die labilen Elemente, welche die Imperative für die psychischen Beziehungen festsetzen, ihrer Natur nach wandelbar und in ständigem Flusse begriffen sind.« So S. 122. Da hier aber die frühere Stelle zugleich wiederholt wird, so scheint es, als ob diese auf den Begriff (der labilen Formen) sich beziehen soll, während nunmehr empirische Merkmale entwickelt werden — dazu stimmt es aber nicht, daß mit dem »ständigen Flusse« offenbar ein neuer Grund für die Benennung »labil« eingeführt wird, der von dem früheren total verschieden ist. Und ferner: Formen des Zusammenlebens? Familie, Eigentum, die Gesellschaft, der Staat, die Sprache, das Recht, die Religion, die Moral usw. usw.? Alles Formen des Zusammenlebens? Der Verfasser ist um andere Ausdrücke dafür nicht verlegen. So heißt es gleich an jener ersten Stelle: »Das labile Moment der letztgenannten *Formen gemeinsamer menschlicher Interessensphären* . . .«, an der zweiten traten, wie wir sahen, die Elemente des sozialen Zusammenlebens dafür ein. Und nachdem über Sprache, Recht, Religion in je einer »Vorlesung« geredet worden, heißt es S. 172: Neben diesen »gibt es noch eine Reihe weiterer labiler sozialer *Funktionen* und nun werden aufgezählt: Moral, Wissenschaft, Kunst, *Strategie und Technik* der Erfindungen. Hören wir weiter — denn es handelt sich ja um Rechtfertigung der Haupteinteilung und um den Inhalt des zweiten Abschnittes —: »Die zuletzt erörterten labilen sozialen Funktionen setzen

(nun aber) einen vergleichsweise hohen Grad menschlicher Geistigkeit voraus. Moral und Wissenschaft, Technik und Kunst sind *eben* bereits Erzeugnisse reflektierter Imperative. Familie und Eigentum, Gesellschaft und Staat, Sprache, Recht und Religion, sind — in ihren Anfängen zumal — gleichsam sozialer Wildwuchs. Hier schafft das soziale Telos mit immanenter Logik gewisse Regeln des Verhaltens, lange bevor das menschliche Bewußtsein diese Regelungen zum Gegenstande der Beobachtung und Untersuchung macht. Die moralischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Imperative hingegen sind bereits *Ausfluß* der namentlich in der Philosophie zum Selbstbewußtsein gelangten, das Wesen dieser Befehle zergliedernden und die Möglichkeit einer geflissentlichen Umbiegung derselben erwägenden menschlichen Vernunft. Im reflektierenden Bewußtsein erwächst dem sozialen Telos ein Korrektiv. Der pfadlose Urwald sozialer Imperative, wie er wirr und planlos in die Höhe geschossen ist, wird mit der scharfen Säge menschlicher Kritik erbarmungslos abgeholzt. Was bisher an Regelungen der Beziehungen von Menschen untereinander, sowie der Beziehungen des Menschen zu der ihn umgebenden, organischen und unorganischen Natur wildwüchsig — weil nur unbewußt-zweckmäßig — geworden und erwachsen ist, das *soll* jetzt planmäßig umgestaltet und bewußt-zweckmäßig reorganisiert werden. Die Vernunft übernimmt das heikle, verfängliche Geschäft, die Natur zu meistern, indem sie die unbewußte Zweckmäßigkeit der sozialen Institutionen, wie sie die immanente Teleologie hervorgetrieben hat, durch eine bewußte zu ersetzen und abzulösen *sich erkühnt*: es entsteht mit einem Worte eine Sozialphilosophie« (174)[1].

Und mit dieser Motivierung soll nun doch jene Systematik gerettet werden, worin die drei verschiedenen Seiten zur Geltung kommen, die jedes Problem darbiete, »sofern man sich in die letzten Tiefen — namentlich seiner zeitlichen Entwicklungsmomente — versenken will« (29). Denn (wiederum S. 174): »Haben wir im ersten, grundlegenden soziologischen Abschnitt die sozialen *Funktionen* behandelt, wie sie sich in ihrem natürlichen Wachstum entwickelt haben, *so wollen wir in unserm zweiten Abschnitt diese Funktionen in ihrem geschichtlichen Werdegang belauschen*. Diese Funktionen sind, wie wir wissen, was

[1] Dagegen heißt es am Schlusse des Werkes (S. 911): Eine ihrer Grenzen sich bewußt bleibende Philosophie *darf überhaupt nicht mit dem Anspruch hervortreten*, die von der immanenten Teleologie vorgeschriebene Entwicklungsrichtung des Menschengeschlechts *korrigieren* oder gar durch eine andere ersetzen zu wollen.

sonst als Formen oder Elemente des Zusammenlebens oder gemeinsamer menschlicher Interessensphären aufgetreten war. Die Sozialphilosophie will diese Funktionen planmäßig umgestalten, einige »labile« Funktionen (Moral und Wissenschaft, Technik und Kunst; die Strategie ist inzwischen wieder verschwunden) sind bereits »Ausfluß« — der Sozialphilosophie? Es bleibt zwar etwas dunkel, wenn diesmal umschrieben wird: »der namentlich in der Philosophie zum Selbstbewußtsein gelangten . . . menschlichen Vernunft«, aber nach dem ganzen Zusammenhange muß hierunter eben die Sozialphilosophie verstanden werden. Nun aber der Schlußsatz dieses Abschnittes: »Eine geschichtliche Skizze des sozialphilosophischen Ideenganges der Menschheit soll uns in den Stand setzen, die *Spiegelungen dieser Funktionen* in den Köpfen der bedeutsamsten Sozialphilosophen zu beobachten, sowie die bisher zutage getretenen *Vorschläge* zur Umformung *dieser* sozialen Funktionen kennen zu lernen.« Welcher also? Gehen die »Vorschläge« der Sozialphilosophen auf Umformung der Kunst? der Technik? der Strategie? oder auch nur der Moral? Oder läßt die »Sozialphilosophie« diese gewähren, weil sie »bereits« ihr eigener »Ausfluß« sind, und hält sie sich nur an die vom sozialen Telos mit seiner immanenten Logik erzeugten »stabilen Formen« des Zusammenlebens? Wir müssen uns wohl bequemen, das letztere anzunehmen, weil das erstere gar zu wenig guten Sinn ergäbe, und weil ja auch wirklich auf Veränderung der Institutionen des Eigentums, der Familie, insonders aber doch wohl der Gesellschaft und des Staates der »sozialphilosophische Ideengang der Menschheit« sich gerichtet hat. Aber damit wird ja der (ohnehin wacklige) Grund völlig hinfällig, der es rechtfertigen sollte, daß die Geschichte der Formen oder Funktionen des Zusammenlebens in Gestalt einer Literatur- oder Ideen-Geschichte vorgetragen wird! Dieser Grund bestand ja eben darin, daß im Gegensatze zu den stabilen jene labilen Formen »bereits« Erzeugnisse reflektierter Imperative seien, daß sie einen »vergleichweise hohen Grad menschlicher Geistigkeit« voraussetzen. In der Tat hängt ja die Geschichte der Kunst, der Wissenschaft, der Technik, Strategie, Moral, alle diese Geschichten hängen ja mit der Geschichte des Denkens sehr eng zusammen — die Geschichte der Wissenschaft ist völlig darin enthalten — wenn auch nur sehr wenig mit der Geschichte des Denkens über Staat und Gesellschaft! Die wirkliche Geschichte der Familie aber, des Eigentums, der Staaten und Gesellschaften mit der Geschichte dieser theoretischen und abstrakten »sozialphilosophischen« Gedanken gleich zu setzen, ist barer Unsinn; (kann also nicht die Meinung des Verfassers gewesen sein).

Auch über Inhalt und Zweck des dritten Abschnitts ist Klarheit

nicht vorhanden. Nach dem Plan der »philosophischen Betrachtungsweise« (S. 30) soll darin behandelt werden der augenblickliche Stand der sozialen Probleme. »Dabei sollen zunächst in einer sozialen Statik die gegenwärtig herrschenden Formen des menschlichen Zusammenlebens in Familie, Gesellschaft, wirtschaftlicher Produktion, Staat und Kirche in scharf markierten, möglichst knappen Zügen festgehalten werden. Ein Querschnitt durch alle diese Formen wird uns alsdann die Möglichkeit eröffnen, vermittelst behutsamer Anläufe zu einer sozialen Dynamik der voraussichtlichen Gestaltung dieser Formen in einer absehbaren Zukunft . . . das Horoskop zu stellen.« Drei Seiten nachher wird zwar wiederholt, im dritten Abschnitt solle ein Querschnitt durch sämtliche uns beschäftigende soziologische Probleme uns in den Stand setzen, diesen systematisch auf den Grund zu gehen; auch hier wird angekündigt, daß auszugehen sei von einer sozialen Statik, d. h. einer Fixierung der uns beschäftigenden Probleme usw. Dann heißt es aber weiter: »Sodann werden wir nicht umhin können, in einem möglichst behutsamen Anlauf zu einer sozialen Dynamik zunächst von der von uns festzustellenden sozialen Tatsächlichkeit auf deren ontologische und historische Ursächlichkeit zurückzuschließen. Diese Auseinandersetzungen werden alsdann naturgemäß, den Sprung aus dem bloßen Theoretisieren in die lebensvolle Wirklichkeit wagend, in eine Reihe von sozialphilosophischen Reformvorschlägen ausmünden, wie sie sich bei einem solchen systematischen Kalkül aus den dargelegten ontologischen und historischen Prämissen als deren soziologische Resultante ungezwungen ergeben.« Ist dies dasselbe, was drei Seiten vorher besprochen wurde? Ist die voraussichtliche Gestaltung identisch mit den Reformvorschlägen des Herrn Prof. Ludwig Stein? jener Astrolog, der in der Konjunktion bei Geburt des dänischen Prinzen (nachherigen Königs Christian II.) ein sicheres Zeichen der Gefangenschaft erkannte, wollte beileibe keinen »Vorschlag« damit machen, er hatte aber seine Sterne und deren Stärkeverhältnisse treulich beobachtet, ehe er sich unterfing, »das Horoskop zu stellen«. Es fehlt in diesem Buche nicht an ganz guten Beobachtungen, aber die »Philosophie«, d. h. eine polyhistorische, laute, zuversichtliche Allweisheit überwuchert sie so stark, daß die eigenen Wünsche, Hoffnungen, Postulate mit der angeblichen Prognose in einen breiten Strom zusammenfließen. So enthalten denn auch die Grundzüge eines Systems der Sozialphilosophie sehr viel, was der zweiten Ankündigung, sehr wenig, was der ersteren entspricht. Ja, obgleich auch in jener ein »Anlauf« zu einer sozialen Dynamik verheißen wurde, so meint Verf. doch in der Ausführung sich auf soziale Statik zu beschränken, und einer sozialen Dynamik »in möglichst weitem Bogen behutsam aus dem

Wege zu gehen« (S. 652, ebenso 776, wo der »soziale Optimismus« auf eine soziale Dynamik »verzichtet«). Einer Sache behutsam aus dem Wege gehen und behutsame Anläufe zu dieser Sache machen, ist das eins und dasselbe?

Auf Einzelkritik dieser weitausgesponnenen Vorlesungen kann ich mich nicht einlassen. Ich hätte allerdings sehr viel gegen den historischen, wie den systematischen Teil zu erinnern. Nur soweit ich persönlich betroffen werde, möge ich die Erlaubnis haben, einige sachte Abwehrbewegungen zu machen. Wo der Verf. auf Hobbes zu reden kommt, werde ich mehrmals zitiert; es könnte danach scheinen, als ob seine Darstellung (S. 459 ff.) durch mich gedeckt würde. Leider muß ich aber diese Darstellung für recht fehlerhaft erklären. Ferner adoptiert Verf. meine Entgegensetzung von »Gemeinschaft« und »Gesellschaft«. Wenn er aber in einer Anmerkung (S. 62) sagt: »wir fassen Gem. und Ges. in »etwas anderem« Sinne, als dies von Tönnies geschieht,« so muß ich dagegen jede Verwandtschaft oder Ähnlichkeit der dort gegebenen »Theorie« mit meinen Begriffen leugnen und ablehnen, wenn auch einige äußere Züge mir entlehnt worden sind. Und wenn er (S. 715) mich einen »so getreuen Marxisten« nennt, so habe ich auf diese Bezeichnung durchaus keinen Anspruch. Marx ist in erster Linie und wesentlich politischer Ökonom. Er hat in dieser Hinsicht so hohe Ansprüche an sich gestellt, daß ich, an diesem Maßstabe messend, mich nicht als Ökonomen, also auch nicht als Marxisten, soviel ich auch von Marx gelernt habe, vorstellen kann. Dagegen sind die Theoreme, auf die ich als auf meine eigenen Wert legen muß — und von diesen ist in dem Buche Steins, so sehr er mich durch Wohlwollen auszeichnet, kein Schimmer vorhanden — durchaus unabhängig von Marx entstanden. Förderung meiner Gedanken verdanke ich ihm wie einigen anderen; aber meine Gedanken waren und sind meine.

Wenn ich nun über die Fehler des Steinschen Werkes so ausführlich gewesen bin, so möge dies durch den Ausdruck der Achtung, die mir die Gelehrsamkeit, der wissenschaftliche Eifer und die humane Gesinnung des Autors bei alledem einflößt, in einigem Maße kompensiert werden. Eine Kritik, die gerecht sein will, darf so wenig durch diese Eigenschaften, als durch irgendwelche äußerliche Erwägungen sich bestechen lassen. Das Buch ist so reichhaltig, daß es, ungeachtet seiner schweren Mängel, in manchen Stücken auch Leser, die sich nicht leicht imponieren lassen, befriedigen wird — wenn anders die Schreibart des Verfassers ihnen zusagt. Das ist nun freilich, wie schon die mitgeteilten Proben empfinden lassen, nicht jedermanns Sache. Die Schreibart ist vielfach geradezu schwülstig. Wendungen wie S. 29 »der Draht

der natürlichen Weltentwicklung«: S. 390, »das gespensterhaft durch die Jahrtausende dahinwandelnde, äußerlich oft mit Brillanten behangene, aber seiner gesellschaftlichen Stellung nach jammervolle Rassenproletariat«, S. 407 der »Weihekuß des Außergewöhnlichen« — und nicht wenige andere von dieser Art verdienen wohl in einem Kuriositätenkabinett aufgehängt zu werden. Im allgemeinen zeugt die Bildersprache des Verfassers von sehr üppiger Phantasie, aber nicht immer von gutem Geschmack.

Eine Schrift, die sich polemisch unmittelbar an das Werk anlehnt, stammt gleichfalls aus Bern.

Reichesberg, N., *Die Soziologie, die soziale Frage und der sogen. Rechtssozialismus.* Bern 1899.

Kritisiert wird zunächst die Identifizierung von Sozialphilosophie und Soziologie: Aufstellung von Idealen und wissenschaftlicher Untersuchung der sozialen Wirklichkeit sei zweierlei. Auch Steins Sozialphilosophie reflektiere eine bestimmte Klasse von Interessenten — das radikale Kleinbürgertum (in dieser Allgemeinheit schwerlich haltbar). Sie sei vielfach unklar und von Widersprüchen erfüllt: so der Begriff der immanenten Teleologie, deren fatalistischer Charakter mit den sonst geltend gemachten Postulaten streite (70); so das Operieren mit der »Kontinuität«, wobei die europäische Kultur mit der allgemeinen Menschheitskultur einfach gleichgesetzt werde (76); ein richtiger Begriff von der Gesellschaft werde von einem unbrauchbaren fast erstickt. Wenn dem Staate die Harmonisierung der Individual- und Gattungsinteressen zugeschrieben werde, so sei verkannt, daß sein Charakter vollständig von dem Charakter der Gesellschaft abhänge (107). Die »Naturnotwendigkeit« des Steinschen Rechtssozialismus sei nur durch subjektives Meinen begründet. — Im großen und ganzen kann ich diesen kritischen Ausführungen zustimmen und halte sie jedenfalls an wissenschaftlicher Strenge ihrem Gegenwurfe überlegen. — Ebenso wie Stein, bestimmt sich zur Vernichtung des »Pessimismus«.

Oppenheimer, Franz, *Großgrundeigentum und soziale Frage.* Versuch einer neuen Grundlegung der Gesellschaftswissenschaft. Berlin 1898.

Ein ganz hübsches System zurechtgezimmert. Das Großgrundeigentum, als Geschöpf und letzter wirtschaftlicher Rest des Nomadenrechts, ist der einzige Störenfried in der modernen Kultur; wenn er beseitigt ist, so wird die Periode reiner Tauschwirtschaft eintreten, mit völliger Harmonie der Interessen, die Adam Smith richtig vorausgesagt hat, freilich ohne die soziale Entwicklungskrankheit, als durch

das Dasein jenes Fremdkörpers bedingt, zu erkennen. Die Theorie des Verfassers ist derjenigen von Henry George verwandt; beide zeichnen sich dadurch aus, daß sie auf eine Seite der Entwicklung die Aufmerksamkeit lenken, deren Bedeutung öfter zu wenig als zu viel gewürdigt wird. Unser Autor vertritt seine These auf beredte und geistreiche Art, mit großer Zuversicht. Daß er auf die »Strömung der Massen vom Orte höheren Druckes zum Orte geringeren Druckes auf der Linie des geringsten Widerstandes« mit besonderem Nachdrucke hinweist, ist ein reines Verdienst seines Buches. Auch wenn er das Problem und »Wertresultat der Geschichte« formuliert als Überwindung des Urrechts durch Kultur- d. h. Tauschrecht, so liegt einer unzulänglichen Ansicht ein richtiges Aperçu zugrunde, das besser zutage tritt, wenn er (anderswo) den menschlichen Fortschritt an dem Prozesse »Genossenschaft« *versus* »Herrschaft« — in Anlehnung an Gierke — ermessen will. Das Buch ist unterhaltend und nicht unersprießlich zu lesen, wenn auch seine Ansprüche keineswegs anerkannt werden können.

II.

Wiederum liegen mehrere Bände vor, die speziell der psychologischen Seite unserer Probleme gewidmet sind. Die internationale Konkurrenz tritt uns auch hier entgegen, indem nacheinander ein italienischer, ein russischer, ein französischer, ein dänischer, ein nordamerikanischer und wiederum ein italienischer Autor sich vorstellen.

Michel-Ange-Vaccaro, *Les bases psychologiques du droit et de l'état.* Ouvrage traduit . . . par J. Gaure, avocat, et complètement refondu. Paris 1898. (Biblioth. sociolog. internat. XI.)

Das tiefste Gesetz der sozialen Entwicklung ist die Anpassung; die beiden wichtigsten Faktoren ihres komplizierten Prozesses — Einfluß des Milieus und Vererbung — hat Lamarck gefunden; ergänzt werden sie durch Darwins Entdeckung der natürlichen Auslese. Aus dem allgemeinen Lebensgesetz und der biologischen Funktion von Lust und Schmerz, den natürlichen, aber unvollkommenen Mitteln der Anpassung, werden die besonderen Merkmale menschlicher Anpassung abgeleitet. Vom 4. Kapitel an untersucht dann der Verfasser: Kampf und Anpassung zwischen den Menschen und den kosmischen Kräften; Kampf zwischen Mensch und Mensch; Ausrottung des Menschen durch den Menschen; Ursachen, die diesen Kampf direkt und indirekt abschwächen, nebst Anfängen und Fortschritten der Anpassung; Vergangenheit und Zukunft dieser Kämpfe und Anpassungen; inneren Kampf und Anpassung in den einfachen Menschengruppen und in den zusammengesetzten Grup-

pen, nebst gegenseitiger Anpassung von Siegern und Besiegten; spezielle Anpassungen zwischen Siegern, im Schlußkapitel (XII) endlich die Umstände, die der menschlichen Anpassung im Wege stehen und die sie befördern; Ursprung und Entwicklung des Rechtes, des Staates, »Zukunft-Staat«. — Die Räsonnements des Verfassers schreiten durchweg in den Spuren Spencers, ohne dessen Mängel und Irrtümer zu überwinden. Die Begriffe des sozialen Lebens sind nicht erheblich tiefer, als wir sie bei den Anwendungen des Darwinismus auf diese Gebiete schon zur Genüge kennengelernt haben. In der Etablierung jener Stufenfolge von Sklaverei — Leibeigenschaft — freie Arbeit, die der Trias Altertum — Mittelalter — Neuzeit entsprechen soll (eine Oberflächlichkeit, der gelegentlich auch Marx und Engels verfallen sind) schließt Vaccaro seinem Landsmann Loria sich an. Daß im übrigen die konsequente Verfolgung eines Gesichtspunktes oder Prinzips — eben der Anpassung — durch einen der Rechtsgeschichte und Politik kundigen, philosophisch frei denkenden Mann nicht ganz unfruchtbar ist, braucht kaum ausdrücklich erklärt zu werden.

Novicow, J., *Conscience et volonté sociales*. Paris *ut supra* 1897. (Bibliothéque etc. VI.)

Eine erhebliche Anzahl von Beobachtungen und Gedanken über soziales Denken und Wollen hat der Verfasser an die »organische Theorie« des sozialen Lebens anknüpfen zu müssen gemeint, ohne sie dadurch zu verbessern. Vielmehr läßt sich die Irrlicht-ähnliche Beschaffenheit dieser Theorie an seinem Buche studieren. Ich für meine Person habe nie bestritten, daß viele Analogien, zwischen dem materialen sowohl als dem psychischen Lebensprozeß von Gruppen und von Individuen vorhanden sind; ich behaupte aber: das soziale Leben, nach seiner psychischen Seite, durch das organische Leben, von seiner materialen Seite betrachtet, erklären wollen, heißt *notius per obscurius explicare*. Umgekehrt kann die Frage sein, wie weit es methodologisch zulässig sei, unsere innere Kenntnis des sozialen Lebens auf das Verständnis der organischen Aggregate zu übertragen. Tatsächlich geschieht dies fortwährend, wenn vom »Consensus« der Teile, andererseits von deren Kampf, sodann von Teilung der Arbeit u. dgl. die Rede ist. Daher macht es sich seltsam, wenn Novicow die wissenschaftliche Entdeckung, daß »ein stätiger und dauernder Kampf zwischen den Zellen des animalischen Organismus stattfindet« zugunsten, nicht der Analogie, was ganz richtig wäre, sondern eben der organischen Theorie, d. h. der Erklärung soziologischer durch biologische Phänomene ins Treffen führt, oder wenn er seinen unanfechtbaren Satz, daß die menschlichen

Verbindungen nicht Haufen von Sandkörnern gleichen, dahin erläutert, man müsse in ihnen »eine gewisse Teilung der Arbeit« anerkennen — als ob diese bei den lebenden Wesen weit eher und deutlicher sichtbar wäre als in der menschlichen Kultur. Bekanntlich war es ein geniales Aperçu von Milne Edwards, daß er diese altbekannte und recht mannigfache ökonomische Kategorie auf den relativ einfachen Prozeß der Differenzierung von organischen Funktionen übertrug. — Wenn Novicow von einer ethnographischen Methode im Gegensatze zur organischen redet, so trifft er nicht das Richtige. In der reinen Theorie spielt jene keine Rolle. Die Methode der Soziologie muß in erster Linie soziologisch sein; sofern sie aber auf allgemeinere Wissenschaften sich zurückbezieht, so liegt ihr die individuale Psychologie am nächsten, und dann erst die Biologie, weil eben die Psychologie dieser nicht entraten kann; ganz so wie etwa die Physiologie zuerst auf Chemie und erst um deren willen auf Physik angewiesen ist. Die spezifisch soziologische Methode kann aber selber psychologisch genannt werden: wenn man nämlich die menschliche Psychologie nicht — wie es doch herkömmlich ist — als ausschließlich Individuen betreffend ansieht, sondern die Sozialpsychologie in sie einschließt. Die Sozialpsychologie hat aber für die Soziologie noch eine ganz andere Bedeutung als diejenige ist, von der Herr Novicow weiß: sie hat es in erster Linie mit dem Wesen der socialen Realitäten zu tun, und diese können nicht anders als sozialpsychologisch begründet und begriffen werden. — Im Mittelpunkte der Novicowschen (hier vorgetragenen) Lehren steht der Begriff des sozialen Sensoriums, wofür je nach Bedarf auch der Ausdruck »Gehirn« eintritt. Welche Individuen machen das Sensorium oder Hirn der Gesellschaft aus? Antwort: Die Elite. Wer ist die Elite? es gehören alle dazu, die in bezug auf das Ganze der sozialen Gruppe passive oder aktive Wollungen haben (37). Zum Wollen gehört Vorstellen und Fühlen; daher ist das große Geschäft der Elite, die Gedanken und Gefühle des sozialen Aggregates auszuarbeiten (23). Die Personen der Regierung gehören fast niemals dazu; ihre Funktion tendiert vielmehr dahin, »unbewußt« zu werden (ib.). Das Ensemble der Poeten, der Literaten, der Gelehrten, der Philosophen, der Priester, der Künstler und — der *grands seigneurs* bildet die soziale Elite (24). Sie heißt auch »intellektuelle Elite« und dieses »Organ« differenziert sich langsam von dem ökonomischen Organ (38). Ein »gewisser Reichtum« ist dazu erforderlich; aber dieser Begriff ist relativ: trotz des Besitzes von Millionen kann man zur ökonomischen Klasse gehören, »dagegen ein Denker, der sich mit Wasser und Brot begnügt, macht einen Bestandteil des intellektuellen Organes aus«

(39). Sehr relativer Reichtum, in der Tat! Es ist aber ferner Notorietät, Ansehen dazu erforderlich, regelmäßige Folge und Wirkung des Reichtums (40f.) — auch dieses (relativen) Reichtums? Zur ‚echten Aristokratie' gehört aber, daß sie auch moralisches Ansehen genießt (41). Dieses Prestige vererbt sich, und »wenn ein Land eine hinlänglich große Anzahl erlauchter Familien besitzt, so hat das soziale Sensorium seine volle Entwicklung gefunden« (43). »Das soziale Sensorium begreift gleichzeitig und in ähnlichem Maße die Elite und die Aristokratie; ohne die letztere ist das Organ nicht vollständig« (44). Dann werden wieder Elite und Adel zusammengeworfen. Neue Gleichnisse ergänzen die organische Theorie: »die großen Familien eines Landes sind gleich den mächtigen Pfeilern, von denen die kühnen Gewölbe der gotischen Kathedralen gehalten werden«. . . »die Aristokratie allein kann die Zügel und die Gegengewichte liefern« (51). Dann wieder die organische Theorie in neuer Behauptung. »Wenn die Aristokratie in einer Gesellschaft fehlt, so ist sie ein amorphes Wesen, ohne Knochengerüst, ohne Organisation« (51). Knochengerüst und Organisation also *unum et idem*. Die Aristokratie wird dann direkt mit dem Gehirn identifiziert (ib. 62). Dagegen »die Individuen, welche den Staat regieren, sind in nichts den anderen Bürgern überlegen. Man kann sogar demonstrieren, daß sie der Natur der Sache nach stets hinter der sozialen Elite zurückstehen . . . Selbst die höchsten Beamten werden niemals die intellektuelle Elite einer Gesellschaft sein« (56). Die Denker und die Gelehrten haben einen weiteren geistigen Horizont (57). Manche Souveräne dagegen sind nie fähig gewesen, einen sozialen Willen zu bilden usw. usw. Aber die Herren Adlichen, die illustren Familien? und gehören die Könige nicht dazu? Und die Poeten, die Literaten, die Priester, die Künstler? Sind die samt und sonders so viel intellektueller als die höchsten Beamten? aber nicht als die Aristokraten? — Wir wollen aufhören zu fragen. Es genügt für den denkenden Leser, die bezeichneten Sätze nacheinander zu lesen und zu überlegen, um die heillose Konfussion, die in der »Theorie« dieses Buches herrscht, und die widerspruchvolle Vagheit seiner Konzeption zu charakterisieren. Dennoch ist die Schrift nicht ohne Wert und Interesse; eben darum bin ich so ausführlich ihrer Begründung nachgegangen. Ein kräftiger *common sense*, der in unterhaltender Weise, vielfach mit Humor, recht einleuchtende Sätze aufstellt, ohne gerade weit unter die Oberflächen der Erscheinungen einzudringen, zeichnet es aus. Novicow ist ohne Zweifel einer der gewandtesten und kenntnisreichsten Publizisten des heutigen Europa, und gehört nicht zu den einflußlosesten. Seine Lieblingsidee ist der europäische Staatenbund, dem er neuerdings noch einen besonderen Band gewidmet hat (*La fédération*

de l'Europe. Paris, Alcan 1901; von mir besprochen in der Zeitschrift »Das freie Wort«, 1. Jahrg., Nr. 6). Im gleichen Sinne kämpft er in allen seinen Schriften mit Kraft und Mut für den Weltfrieden und für universalen Freihandel. Unter den lebenden russischen Schriftstellern von Bedeutung, möchte er der am meisten kosmopolitische sein; ich widme ihm darum eine Sympathie, die trotz dieser Kritik auch in dem vorliegenden Buch manches Ansprechende findet.

Tarde, G., *Etudes de psychologie sociale*. Paris 1898. (Bibliothéque XIV.)

Eine Sammlung von Aufsätzen, zumeist Kontroversschriften und Kritiken; mehr als die Hälfte bezieht sich auf das Studium von Verbrechern und Verbrechen, an dem wir hier wie sonst in diesen Berichten vorübergehen. Was die allgemeine Theorie angeht, wird zum Teil in Auseinandersetzungen mit D u r k h e i m, mit d e G r e e f, mit L i l i e n f e l d und mit G i d d i n g s vorgetragen. Überall und besonders in dem einleitenden und längsten Aufsatze, schärft der Verfasser ein, was er einmal seine fixen Ideen nennt (S. 118): »die Nachahmung ist die elementare und charakteristische soziale Tatsache« (49), »die Gesetze der Nachahmung sind das erste Kapitel der Sozialwissenschaft« (61). Ich habe seit dem ersten Auftreten dieser Lehren auf ihre Bedeutung hingewiesen, aber für die zentralen Probleme (ibid.) der Soziologie halte ich die Frage nach den Ursachen der Erfindungen, der gelingenden Initiativen und die Frage, warum diese und nicht andere nachgeahmt worden sind, n i c h t. Diese Fragen gehören der sozialen Psychologie — in deren besonderem Sinne — an; sie sind von eminenter Wichtigkeit für das Verständnis der Kulturgeschichte, also der Wandlungen sozialer Realitäten; aber das nächste Objekt der reinen Soziologie ist das Dasein und die Beschaffenheit eben dieser Realitäten, ein analytisches Problem, mithin (wenn man will) ein erkenntnis-theoretisches; ich sage lieber, um den echten Gehalt alter Termini zu erneuern, ein o n t o l o g i s c h e s; und an diesem ist T a r d e bisher, ohne es je zu gewahren, vorübergegangen — er sieht darin nur einen Gegensatz zu seiner psychologischen Fundierung, anstatt diese so zu vertiefen, daß jenes daraus entspringt. Auch wo er von G i d d i n g s, der wenigstens weiß, daß die Konstitution sozialer Gebilde etwas Besonderes und von ihrer Komposition ganz Verschiedenes ist, in die Richtung des Problems hingewiesen wird, sieht er darüber hinweg und kann »keinen Vorteil darin erkennen . . ., der Soziologie zum Ausgangspunkte das A r t - B e w u ß t s e i n, eine subjektive Interpretation der sozialen Bande, zu geben und nicht die Nachahmung, eine objektive Tatsache, die verborgene und schweigende Weberin dieser Bande« (296). Daher versagt T a r d e auch in seiner übrigens

durchaus treffenden Kritik der Lehre vom sozialen Organismus, an dem Punkte, wo es gilt, in dieser den Sinn zu entdecken, den sie dadurch hat, daß sie eben auf jenes Problem der Konstitution wenigstens hindeutet; freilich war dieser Sinn wohl durch die *Pathologie sociale* des Herrn von Lilienfeld schwach genug repräsentiert, da er auch bei besseren Vertretern, wie Spencer und Schäffle, nur hindurchschimmert. — Tarde ist ein ebenso scharfsinniger und im schönsten Sinne freier als sympathischer und liebenswürdiger Autor. Daß er seine kleinen Schriften und Rezensionen in Büchern sammelt, ist um so mehr gerechtfertigt, da er fortwährend ein eigenes konsequent durchdachtes System von Begriffen nach allen Seiten zu verteidigen und auszubauen beflissen ist, dabei nach Kräften den Verdiensten anderer gerecht werdend (Autoren in deutscher Sprache existieren freilich für ihn nicht), ja gegen manche vage und voreilige Theoretiker nur allzu nachsichtig. Schon darum, weil die Literatur der Sozialpsychologie, des eigentlichen Feldes der Tardeschen Arbeiten, noch so gering ist, sind diese Bücher willkommen. Ausdrücklich möchte ich aber auch auf sein jüngstes systematisches Werk hinweisen, die »*Opposition universelle*«[1], ein Werk, das der allgemeinen Philosophie und nicht speziell der Soziologie angehört; aber, wie der Autor selber in seiner Vorrede sich erklärt: »die soziale Frage ist die sichtbare oder verborgene Seele dieser Studien, in denen sämtliche Antinomieen der Welt sozusagen zusammenlaufen und versammelt werden, um gemeinsam das ewige Problem des Krieges aufzulösen, sei es des blutigen Krieges oder des durch die Kultur abgeschwächten und gemilderten Kampfes, der doch immer mörderisch und räuberisch in seinem Wesen bleibt. Das 7. Kapitel handelt aber insbesondere von den sozialen Gegensätzen und zwar 1. von denen der »Reihen« — hier wird die Nicht-Umkehrbarkeit sozialer Entwicklungen, besonders der wissenschaftlichen, trotz immer erneuter Kämpfe und gelegentlicher Rückschläge diskutiert und behauptet, 2. von den quantitativen — sie beziehen sich auf die fortwährende Hausse und Baisse des Reichtums, der Aufklärung, des Einflusses, des Ruhmes, auf den Fortschritt oder Rückgang der Bevölkerung, kurz auf alle Seiten des sozialen Lebens, die durch Statistik beleuchtet werden können, 3. endlich die dynamischen Oppositionen sollen insgemein die Konkurrenz, den Krieg, den sozialen Streit in allen seinen Formen darstellen, und die Frage erledigen, wie weit deren Rolle notwendig oder nicht, nützlich oder nicht, ersetzlich oder nicht sei. Das letzte Kapitel »Opposition und Anpassung« führt den Autor auf das religiöse Problem und veranlaßt ihn, sich mit den Ideen Langes und besonders Guyaus (durch den er von Lange weiß) auseinanderzu-

[1] Essai d'une theorie des contraires. Paris. J. Alcan. 1897.

setzen. Es tröstet ihn, daß Opposition und Anpassung, Ergänzung und Gegensatz — die hier für das Verhältnis zwischen Religion und Wissenschaft in Betracht kommen — selber sowohl als Gegensätze wie als Komplemente voneinander gedacht werden können. Tarde ist erfüllt von dem Glauben an eine endliche, wenn auch den Widerspruch einschließende Harmonie; daß nicht der Kampf, sondern die Liebe fruchtbar sei, ist sein Lieblingsgedanke in dieser Hinsicht.

Lehmann, Alfred, *Aberglaube und Zauberei von den ältesten Zeiten an bis in die Gegenwart.* Deutsche autorisierte Ausgabe von Dr. Petersen. Stuttgart 1898.

Ihrer Anlage nach ist dies nicht eigentlich eine systematische Schrift, wenn sie auch von einem rein psychologischen Interesse ausgegangen ist, wie die Person des rühmlich bekannten Kopenhagener Psychophysikers erwarten läßt: er wollte nämlich die »physischen und psychischen Phänomene untersuchen, welche die verschiedenen Formen des Aberglaubens, besonders den modernen spiritistischen Aberglauben hervorgerufen haben« (Vorrede S. V). Dadurch fand er sich denn in ein rein geschichtliches Studium hineingedrängt, und dessen Ergebnisse erfüllen die drei ersten Abschnitte, d. i. den größeren Teil des Buches. Diese Abschnitte sind überschrieben: die Weisheit der Chaldäer und ihre Entwicklung in Europa; die Geheimwissenschaften; der moderne Spiritismus und Okkultismus. Der letzte Abschnitt »die magischen Geisteszustände« ist individualpsychologisch; er handelt über Beobachtung und Beobachtungsfehler, über Schlaf und Traum, Bedeutung der Träume für den Aberglauben, Nachtwandeln, Unbewußtes, Suggestibilität, Hypnose, Narkosen, Hysterie, technische Hilfsmittel der Magie. Aber die ungemeine Bedeutung dieses ganzen Gebietes für das Verständnis der wichtigsten Erscheinungen und Vorgänge des sozialen Lebens liegt auf der Hand; die Verwertung solcher Tatsachen bildet eine der stärkeren Seiten in Spencers Soziologie (Vol. I). Wenn der Verf. seinen Stoff »die Geschichte der allgemeinen menschlichen Irrtümer« nennt (S. 1), so ist damit freilich deren soziologische Bedeutung nicht angedeutet, ja nicht einmal anerkannt, eine Bedeutung, so groß, daß man versucht ist, den Vers der Schillerschen Kassandra als tiefe unerschütterliche Erkenntnis gelten zu lassen. Eine Monographie des Gegenstandes wäre noch dankenswert, auch wenn sie nicht mit so viel Verstand und Gründlichkeit angefertigt wäre, wie die vorliegende ist.

Baldwin, James Mark, *Social and ethical interpretations in mental development.* A study in social psychology. Work crowned with the gold medal of the Royal Academy of Denmark. New York. London 1897.

Das Buch hat nicht wenig Glück gemacht; es ist auch ins Deutsche übersetzt worden (»Das soziale und sittliche Leben erklärt durch die seelische Entwicklung . . . übers. von D. R. Rüdemann.« Leipzig 1900) und zu dieser deutschen Ausgabe hat P. Barth eine Vorrede geschrieben, die Baldwins Absichten gut charakterisiert. Dieser selbst erklärt, er wolle untersuchen, wie weit die Prinzipien der geistigen Entwicklung des Individuums sich auch auf die Entwicklung der Gesellschaft anwenden lassen; seine Methode sei die genetische und zwar in der Form, daß er aus der psychologischen Entwicklung des Einzelmenschen . . . Licht für dessen soziales Wesen und für die soziale Organisation, woran er teilnehme, zu gewinnen suche; das urkundliche Material sei daher, in der Hauptsache, psychogenetisch und zwar in weiterm Umfange aus direkter Beobachtung an Kindern entnommen. Das Werk zerfällt in 2 Bücher: 1. die Person als öffentliche und Privatperson, 2. die Gesellschaft. In 1 erstrecken sich 4 Abschnitte über 10 Kapitel: I. die nachahmende, II. die erfinderische Person, III. die Ausstattung der Person (Kap. 6: Instinkte und Gemütsbewegungen, 7: Intelligenz, 8: Gefühle, besonders sittliche und religiöse), IV. »Sanktionen« der Person persönliche und soziale. Buch 2 besteht aus 3 Abschnitten: V. die Person in Tätigkeit, VI. soziale Organisation, VII. praktische Schlußfolgerungen. Ich habe es außerordentlich schwer gefunden, dem Verfasser, dessen Grundgedanken ich gelten lasse, dessen Sorgfalt und Feinheit ich anerkenne, in seine breit vorgetragenen Ausführungen zu folgen. Seine Art, die Wechselwirkungen zwischen individuellem und sozialem Leben zu betrachten und zu durchforschen ist für mich nicht eben neu; wenn er nun meine Schrift »Gemeinschaft und Gesellschaft« einmal zitiert (S. 486), billigend, aber ohne irgendein befriedigendes Verständnis, so werde ich dadurch nur noch mehr in Verlegenheit gesetzt. Die meisten Autoren, die ich hier und früher zu besprechen gehabt habe, gehen mit völligem Stillschweigen an mir vorüber; ich muß es der Zukunft überlassen, ob dieses Stillschweigen länger dauern wird als mein Buch und ich; das will sagen, ich weiß nicht, ob das Gewicht meiner Begriffe schwer genug sein wird, die Wichtigkeit, mit der fast alle theoretischen Soziologen Dinge behandeln, die ich für das Verständnis der Geschichte und der gegenwärtigen Entwicklung — worauf mir alles ankommt — für minderen Belanges halten muß, endlich doch aufzuwiegen. Es fehlt hierfür nicht ganz an ermutigenden Zeichen; als solches darf ich z. B. die Antrittsvorlesung von F. Eulenburg »Über die Möglichkeit und die Auf-

gaben einer Sozialpsychologie« (abgedruckt in Schmollers Jahrb. XXIV, 1, S. 201—237) dankbar empfangen. Dagegen muß ich meinerseits gestehen, daß die subtilen Untersuchungen Baldwins zumeist außerhab der großen Probleme bleiben, die, wie mir scheint, durch die wirtschaftliche Entwicklung, die Entwicklungen des Rechts und der Politik, der Religion und überhaupt des Denkens aufgegeben sind; denn, was ich vorhin und sonst die sozialen Realitäten genannt habe (weit mehr umfassend als was als »Korporation« (*body politic*) längst vor der organischen Theorie anerkannt war), wird kaum dadurch berührt. (Der § 2 in Ch. XII, worin einige der neueren Versuche die soziale Organisation aus psychologischem Gesichtspunkte zu begreifen, betrachtet werden sollen, ist dürftig.) Die Sozialpsychologie in Baldwins Sinne, wie in Novicows u. a. möchte ich daher lieber der Psychologie, als der Soziologie zuweisen, wenn sie auch dasjenige aus der Psychologie vorträgt, was für den Soziologen eminentes Interesse hat. Dies gilt nun durchweg von Baldwins Buche, wenn man sich die Mühe mit ihm gibt, die es in Anspruch nimmt. Lästig fällt mir aber, wie in anderen amerikanischen Büchern, eine Eigenschaft auf, die einen starken Widerspruch zu dem praktischen und resoluten Sinne der jungen Nation (die freilich auch sonst an Widersprüchen reich ist) bedeutet: ein gewisser Pedantismus, der zu großer, ich möchte sagen wühlender Breite und zu quälenden Einschärfungen führt: man urteile z. B., wenn als Reinertrag der ersten 184 (146 der deutschen Ausgabe) Seiten vorgeführt wird »die Ansicht auf Seite des Individuums, daß jeder Mensch ein *Socius* ist und auf Seite des sozialen Körpers die Ansicht, daß jede Gesellschaft den *Sozius* offenbart«. Mir deucht, mit etwas anderen Worten ... Bemerkenswert ist das Buch durch seine starken Hinweise auf neuere, viel diskutierte Theorien, die in den »Anhängen« noch besonders betrachtet werden, als: soziale Vererbung und organische Evolution; Auslese — dazu eine hübsche Tabelle über deren verschiedene Arten, deren letzte in der Theorie Baldwins eine große Rolle spielen und durch besondere Namen von ihm ausgezeichnet werden: als »soziale Unterdrückung«, d. i. Ausscheidung der sozial Untauglichsten, und als die Form, die er abwechselnd imitative Ausbreitung von Seele zu Seele mit sozialer Vererbung, ihr Ergebnis das Überleben der tauglichen Ideen; Appendix C handelt über das Verhältnis des Kosmischen zum Moralischen; die übrigen sind von geringerer Bedeutung. Daß das ganze Werk in der amerikanischen Literatur einen hohen Rang behauptet, darf als sicher gelten; dagegen zweifle ich sehr, ob es geboten war, seinen ganzen Inhalt ins Deutsche zu übertragen. Der alte Philosophenspruch »*Entia praeter necessitatem ne multiplicentur*« sollte heute mehr als je auf das Bücher-

wesen in allen Gebieten, besonders aber in der Philosophie, angewandt werden.

Sighele, Scipio, *Psychologie des sectes.* Traduction francaise par Louis Brandin. Paris. V. Giard & E. Briere 1898 (Bibliothéque sociologique XIII).

Was ist eine »Sekte«? Der Verfasser geht aus von dem allgemeinen Begriff der Masse (*foule*) und unterscheidet (nach L e B o n) heterogene und homogene Massen. Die Sekte ist eine homogene Masse; sie bildet ein Zwischenglied und eine Stufe der Entwicklung von der unorganisierten, anonymen Masse zu der höchsten und vollkommensten menschlichen Gruppe, dem Staat. Oberhalb der Sekte stehen als solche homogene Massen die Kaste und die Klasse. Das psychologische Band der Sekte ist Gemeinschaft des Glaubens, das der Kaste Gemeinschaft des Berufes, das der Klasse Gemeinschaft der Interessen. Also ist dies ein Aufstieg zu immer stärkerer Organisation? Nicht doch; die Klasse ist minder scharf begrenzt, mehr diffus und weniger kompakt als Kaste und Sekte (S. 49). Aber — »die Klasse repräsentiert heutzutage die echte Masse im dynamischen Zustande, die von einem Augenblick zum anderen auf die Straße steigen und im s t a t i s c h e n Sinne eine Masse werden kann«. Man bemerke die Konfusion dieser Vorstellungen. Aber bleiben wir bei der Sekte. Es wird nach allerlei Umschweifen klar, daß ausschließlich eine g e h e i m e V e r b i n d u n g gemeint ist (65). Sie ist dasselbe wie die P a r t e i, ehe diese den Stempel der Legitimität empfangen hat. Sekte und Partei sind also zwei sukzessive Phasen einer aufkommenden Denk- oder Gefühlsweise (66). Die Beschreibung der Sekte wird allmählich so zugeschnitten, daß sie nur noch auf V e r s c h w ö r u n g e n paßt. Sie ist »eine dynamisch gewaltsame Form des kollektiven Kampfes« (96) und wird als solche wieder mit der b l o ß e n Masse als der s t a t i s c h gewaltsamen »Form« ebensolchen Kampfes kontrastiert; die Wirkungen jener dringen tiefer und weiter, sie agiert mit besserem Vorbedachte, sie hat einen Faktor für sich, der der Masse fehlt, nämlich Zeit; sie wendet nicht Gewalt allein, sondern auch List an (97): sie pflegt einen klar bewußten Führer zu haben. Dann wird »wiederholt«, die Sekte sei das »Verbindungsglied zwischen dem am meisten unorganischen Aggregat von Menschen, eben der Masse«, und den am meisten »organischen« — das sind nun? »die A s s o z i a t i o n e n, die Kasten, die Klassen« (98). Es kommt nicht so genau darauf an. Die Sekte aber unterscheidet sich von ihnen durch einen fundamentalen Unterschied: »sie ist i m m e r r e v o l u t i o n ä r«; sie ist die Verbindung der Besiegten und der Unzufriedenen (99). (In einer Anmer-

kung wird jedoch erinnert, dies alles gelte hauptsächlich von der politischen Sekte.) »Hingegen die Kasten, die Klassen, und im allgemeinen die legitimen Verbindungen (wozu, nach dem früheren, auch die Parteien gehören) sind immer konservativ.« Man vergleiche mit diesem Unsinn die vorhin angeführte vage Verallgemeinerung über die Klasse. Daß der vorliegende Versuch einer Klassifikation der menschlichen Verbände völlig wertlos ist, brauche ich für denkende Leser nicht zu begründen. Es erhellt aber auch, daß das Hauptthema, die Psychologie der Sekte, nichts als eine saloppe Verknüpfung oberflächlicher Beobachtungen darbietet. Im selben Kapitel, wo die Verschwörung oder zu höchst der politische Klub als typisch gezeichnet wird, stellt sich als Sekte, die am meisten Macht und Dauer gehabt habe, der — Jesuitenorden vor (88). — Ich bin über das kleine Buch so ausführlich gewesen, um einmal ein Exempel zu statuieren an der feuilletonistischen Pseudowissenschaft, die gerade in diesen Gebieten den Marktplatz für ihre mehr oder minder eleganten Plaudereien gefunden hat und für die leider es am meisten bezeichnend ist, daß sie selbst von ernsthaften Leuten, wie Simmel und Tarde, ernst genommen wird. Der (bisher nicht analysierte) Rest des Buches handelt fast ausschließlich von dem Unterschiede privater und politischer Moral, der die Moral der Sekten an die Seite gestellt wird. Das Hauptgewicht fällt auf das Sekten-Verbrechen. Auf eine Kritik dieser Ausführungen will ich mich nicht einlassen. Ich könnte sonst auch hier eine artige Konfusion der Gesichtspunkte bloßlegen. Ein langer Appendix (43 S.) wendet sich »gegen den Parlamentarismus«.

Ich komme nunmehr noch zu etlichen Werken, die der systematischen Theorie in deren eigentlichen Sinne sich widmen.

Ratzenhofer, Gustav, *Die soziologische Erkenntnis.* Positive Philosophie des sozialen Lebens. Leipzig 1898.

An diesem Buche muß jedenfalls anerkannt werden, daß es ernst und durchdacht ist, daß es philosophisch zu sein sich angelegen sein läßt und den (seltsamerweise von akademischen, an Vorlesungs-Schemate sich haltenden Philosophen geleugneten) philosophischen Charakter der Soziologie mit Verstand hervorhebt. In sieben großen Abschnitten betrachtet es 1. das Wesen der soziologischen Erkenntnis, 2. die psychologische Grundlage der Soziologie, 3. die naturwissenschaftliche Grundlage der Soziologie, 4. den sozialen Prozeß des Menschengeschlechts, 5. die Grundlehren der Soziologie, 6. die sozialen Kräfte, 7. die soziale Entwicklung im Lichte der soziologischen Erkenntnis. »Die Soziologie

ist die philosophische Grundlage für die Wissenschaften der menschlichen Wechselbeziehungen« (S. 6) — ich bin ganz einverstanden — dann folgt aber: »und ihrer wesentlichsten Äußerung, der Politik«. »Was für die Naturwissenschaft Physik und Chemie sind, das ist für die Wissenschaften der menschlichen Wechselbeziehungen die Soziologie; was für die materiellen Kräfte die Mechanik ist, das ist für die sozialen Kräfte die Lehre von der Politik« — warum nicht die Lehre vom wirtschaftlichen Leben? Was in dem folgenden (zweiten) Kapitel über »die Methode der soziologischen Forschung« dargeboten wird, ist durchaus ungenügend; darum muß auch der Anspruch, den das ganze Buch erhebt (eine Erkenntnislehre der Soziologie zu sein), zurückgewiesen werden. Nachdem über die Ursachen der geringen Schätzung und der Vernachlässigung gesprochen, der sie trotz des unverkennbaren »Dranges« zu ihr begegne, heißt es (S. 10): »auch die Soziologie muß trachten, sich der Wahrheit zu nähern, indem sie Irrtümer immer mehr ausschließt. *Es ist aber selbstverständlich, daß sie sofort (!) von jener Grundlage ausgehen muß, welche nach heutiger Einsicht allein geeignet ist, Wissenschaften zu fördern. Die Naturwissenschaften im umfassendsten Sinne müssen daher die wissenschaftliche Grundlage der Soziologie sein« (ib.) ... »weil* die menschlichen Wechselbeziehungen das Gebiet realer Erkenntnis sind, in welchem sich die Lehrsätze der Kosmogonie bis zu jenen der physiologischen Psychologie geltend machen« (II). Es ist gewiß, daß das soziale Leben der Menschheit, ganz äußerlich betrachtet, nur ein Stück der Naturgeschichte organischer Wesen darstellt, daß also die Betrachtung sich unmittelbar an die Zoologie anschließt; auch andere Tiere leben ja in Herden und Horden. Die Zusammenhänge der Zoologie mit den übrigen Naturwissenschaften bedürfen indessen keiner neuen Begründung. Unser Autor betont nun aber selber, schon durch die Stellung seines zweiten Abschnittes, »die psychologische Grundlage« und sieht darin keine Abweichung von seiner Maxime, die Naturwissenschaften zur Grundlage zu machen. Wie er jene versteht, zeigt schon die Überschrift seiner Kapitel: 4. die Stellung des Menschen im All, 5. der biologische Ursprung des Bewußtseins, 6. der angeborene Inhalt des Bewußtseins, 7. das Bewußtsein gegenüber der Außenwelt. Er entfaltet hier einige, wenigstens den Ausdrücken nach, originale Lehren von der »Urkraft«, die im All wirke, deren Ausfluß das Bewußtsein sei, von deren Kontinuität, von ihren *Teilen* mit je einem anhaftenden Interesse an der zugehörigen Entwicklung (diese beiden Faktoren seien »das Prinzip der Schöpfung« S. 28) von den besonderen

Faktoren, die den tierischen Organismus hervorbringen — hier kommt dann die Abstammungslehre zur Geltung, im Anschlusse an Weismanns Lehren —, von der Differenzierung des angebotenen Interesses in Gattungsinteresse, physiologisches, Individual- und Sozialinteresse, wozu sich das Gattungsinteresse erweitere, endlich in das Transzendentalinteresse, das den Entwicklungsabschluß aller darstelle. Dann folgt ein erkenntnis-theoretisches Kapitel (7) mit einem recht fragwürdigen Versuche, die *Apriori*-Natur des Raumes und der Zeit zu bestreiten — die Bedeutung des »Erstrebens« für alles Erkennen wird ungefähr im Sinne der Schopenhauerschen Lehre vom Primat des Willens hervorgehoben. »Die Herstellung der Überzeugung von der Identität der Wirklichkeit, die wir in unserm Bewußtsein wissen, mit der Wirklichkeit in der Vorstellungswelt — da wir beide als Emanationen der Urkraft kennen, die in uns physiologisch wirkt — ist der wissenschaftliche Ausgangspunkt der Soziologie.« Ist dies auch — Naturwissenschaft? Wo diese dann auftritt, wird eine Fülle von geistreichen Bemerkungen über die Beziehungen der Naturgesetze zur sozialen Erkenntnis und insbesondere die Lehren biologischer Erscheinungen vorgetragen. Aber auch, wenn unter IV die primitiven Socialgebilde (12) und die Entwicklung höherer (13), die Entstehung des Staates (14) und die soziale Differenzierung im Staate (15), die soziale Differenzierung des Kulturkreises (16), die Ausbreitung des sozialen Hauptprozesses über die Menschheit (17) zur Darstellung kommen, alles mit ungewöhnlich reicher Kenntnis der Tatsachen, mit kräftigem Urteil, wenn auch, wie ich finde, nicht mit entscheidender Einsicht in die Hauptmomente des bisherigen »sozialen Prozesses des Menschengeschlechts« — immer vermissen wir die logische Analyse der »Sozialgebilde«, nirgendwo begegnen wir auch nur einem Versuche, ihr Wesen zu explizieren, und das Fundament sicherzulegen, daß sie nur dadurch sind, daß sie von ihren Subjekten gedacht werden, daß eben hierin ihr spezifisch menschliches Wesen enthalten ist, das sie mit allen Herden, Horden, Massen und Gruppen anderer Wesen nur im allgemeinsten Sinne vergleichbar macht. Und doch folgen erst (s. o.) unter V die »Grundlehren der Soziologie« deren Inhalt im letzten Kapitel dieses Abschnittes (22) in 18 Paragraphen resumiert wird. Auch abgesehen davon, daß die Kardinalprobleme hier gar nicht berührt werden, weil sie dem Verf. unbekannt sind, leiden diese Leitsätze an höchst anfechtbaren, ja sichtlich falschen Aufstellungen. Der Erhaltungstrieb wird mit Brotneid, der Geschlechtstrieb mit Blutliebe identifiziert (22, 1); »jedes Geschöpf . . . will essen ohne Arbeit und ohne Kampf, es will sich vermehren ohne Schranken« (3); Kultur und Krieg werden als ursprüngliche Gegensätze dargestellt (4); Entwicklung des

Individualinteresses zur absoluten Feindseligkeit gegen alle Mitmenschen wird behauptet (5). Verf. sieht (S. 155) das bleibende Verdienst des Prof. Ludwig Gumplovicz darin, das Prinzip der Unterwerfung, das wichtigste Prinzip im sozialen Prozeß, in seiner vollen staatswissenschaftlichen Bedeutung erkannt zu haben; er nennt die Unterwerfung durch Herrschende schlechthin den Anfang sozialer Gliederung und der Entstehung des Staatswesens — eine Verallgemeinerung, die wie manche der übrigen keineswegs auf zureichende Art begründet ist. Über die Verdienste des Herrn Gumplovicz wollen wir mit dem Verf. nicht streiten. — Am besten durchgeführt und am reichsten an haltbaren Gedanken ist vielleicht der 6. Abschnitt »Die sozialen Kräfte«, der in folgende Kapitel eingeteilt ist: die sozialen Triebe des Menschen (23); der Einzelwille (24); die Entwicklung der Einzelwillen (25); der Sozialwille (26). Seine Lehre vom Sozialwillen enthält gute Elemente, wenn sie auch weder so neu, noch so vollständig und epochemachend ist, wie der Verf. wähnt; vollständig am allerwenigsten. Im letzten Abschnitte treten wiederum mehr die schwachen Seiten hervor. Er handelt von der Betätigung des Einzelwillens an sich und in sozialer Beziehung (27); der Beteiligung des Sozialwillens an sich und in seiner Beziehung zu den Einzelwillen (28); von den Modalitäten der Entwicklung des Willens (29); von den alle Willensäußerungen umfassenden Haupterscheinungen menschlicher Entwicklungen (30). Immerhin ist auch in diesen Stücken das Buch achtungswert und keineswegs unbedeutend.

Ward, Lester F., *Outlines of Sociology*. New York. The Macmillan Company. London 1898.

Prof. Ward ist ein Gelehrter, der schon frühzeitig über Soziologie auch unter diesem Namen geschrieben hat (einen Auszug aus der zweiten Ausgabe seiner *Dynamic Sociology* von 1894 gibt P. Barth die Philosophie der Gesch. S. 167 ff., 3. Aufl. 447—457). Das vorliegende Buch besteht aus einer Reihe von einzelnen aus Vorträgen hervorgegangenen Aufsätzen, die auf zwei Fäden gereiht werden: 1. Beziehung der Soziologie zu verwandten Wissenschaften — diesen Gegenstand nennt W. »Sozialphilosophie«, 2. Bestimmung der Soziologie als Wissenschaft. Im ersten Abschnitte bleibt der Verf. in den Spuren Comtes; er will nur auf indirekte Weise Soziologie von Biologie abhängig sein lassen (43); die »Gesellschaft« ist ihm eine sehr niedrige Form von Organismus, er eröffnet eine kühne Perspektive in ihre Entwicklung. Sie ist wesentlich rational und künstlich, im Gegensatz zu tierischen Verbindungen, die instinktiv und natürlich sind (92: mit dieser Wiederholung der These des Hobbes ist wenig gewonnen; dem Menschen ist die Kunst selbst Natur, und es handelt

sich immer um Arten und Grade der Künstlichkeit). In dem Kapitel über Psychologie werden Schopenhauersche Gedanken verwertet, um auf Lamarckscher Basis die Entwicklung des Intellekts zu erklären. »Wille« ist das dynamische Agens in der Kultur (so übersetze ich am liebsten »*Society*«): Wünsche, deren Befriedigung am wichtigsten ist vom Standpunkte der Natur, sind im allgemeinen am wenigsten wichtig vom Standpunkte des Gefühls (108f. Hier geht der Autor sichtlich in die Irre). »Die Natur setzt sich Funktion, der Mensch Glück, die Kultur Arbeit zum Ziele« (115); wo Kultur für das Menschengeschlecht dasselbe bedeutet, was Entwicklung für jeden Organismus. Einsichtig ist Ch. VI: die Daten der Soziologie. Diese werden von vielen Einzelwissenschaften geliefert, deren bedeutendste seien: Ethnographie, Ethnologie, Archäologie, Demographie; Geschichte, Ökonomik, Jurisprudenz, Politik, Ethik — das Schema der Einteilung wird man schwerlich billigen können —, ihre Synthese sei die Soziologie. Der zweite Abschnitt entwickelt die Grundzüge einer solchen Synthese, mit vieler neuer Terminologie, wie schon die letzten Kapitelüberschriften zeigen; diese lauten nämlich: die sozialen Kräfte; die Mechanik der Gesellschaft; der Zweck der Soziologie; soziales Werden; individuelle »Telesis«; kollektive »Telesis«. Als Telesis versteht W. die spezifisch menschliche Art des Werdens, als durch Wollen und also Zwecksetzen bedingt, also eine aus der Genesis entspringende Antithese zu ihr (180). »Mechanik« ist die allgemeine Wissenschaft von sozialen Kräften: sie zerfällt in Statik, die von der sozialen Ordnung, und Dynamik, die vom sozialen Fortschritt handelt (ganz wie bei Comte). Nun soll aber die Dynamik wieder sich scheiden in soziale Genetik und soziale »Telik«; diese letztere wiederum in individuelle und kollektive Telik (190). Zweck der Soziologie: die soziale Evolution zu beschleunigen (207). Es liegt viel daran, klar zu unterscheiden zwischen genetischem (willenlosem) und telischem (willenhaftem) Fortschritt (232). Die individuelle Telesis ist vom Beginne menschlicher Kultur wirksam und erfolgreich darin gewesen, gegen den Tyrann der Natur, die Konkurrenz, zu ringen, die Natur dem Geiste zu unterwerfen (258ff.). Das soziale Leben im ganzen aber bleibt eine Beute des Naturgesetzes, d. h. des Regimes der Konkurrenz (259). Dessen Überwindung ist die Aufgabe der kollektiven Telesis, der »Soziokratie«, wie der Verf. seinen modifizierten Sozialismus nennt (292f.), sie ist eine »Rückkehr zur Natur« (293). — Ward erscheint uns als ein kraftvoller Denker von konstruktiver Begabung, vielseitig unterrichtet, in bündiger Schreibweise sich mitteilend. Von den amerikanischen Soziologen dürfte er der tiefste und originellste sein; wir können auch diesseit des Ozeans einige Förderung durch ihn gewinnen.

Asturaro, A., *La Sociologia i suoi metodi e le sue scoperte.* Genova libreria Editrice Ligure 1897. 261 S.

Wiederum ein artiges Systemchen, oder doch die methodologischen Grundlagen eines solchen. Nach einem allgemeinen Kapitel über Wissenschaften und Methoden, das sich mit Mill auseinandersetzt: in den fundamentalen Wissenschaften müsse Induktion, in den abgeleiteten Deduktion vorangehen und sei die wesentliche Methode; in diesen handle es sich um äußere Deduktion, d. h. um solche aus Prämissen, die in den Ergebnissen anderer Wissenschaften vorliegen, — beschäftigt sich das 2. Kapitel eingehend mit der Kontroverse zwischen S p e n c e r und den Comtisten über die Klassifikation der Wissenschaften. Nach Erörterung der verschiedenen Bedeutungen, in denen die Worte abstrakt und konkret auf die Wissenschaften angewandt werden, kommt A. zu dem Schlusse, daß nur eine einzige als Kriterium der Einteilung dienen könne, nämlich die, worin abstrakt synonym werde mit »fundamental« und konkret mit »abgeleitet«. Die Soziologie ist noch konkrete Wissenschaft in diesem Sinne; auch C o m t e hat sie nicht zu einer fundamentalen erhoben (90). Irrtümlich ist es, wenn C o m t e s Schule die Phänomene des Ensemble für unreduzierbar hält (111). — In eine Kritik dieser Ausführungen kann ich hier nicht eingehen. Ich stimme dem Verf. mehr zu von seinem 8. Kapitel ab, wo er über das Ungenügende des analogischen Verfahrens, insonderheit der biologischen Analogie, sich ausspricht. »Wollen wir jedes Aggregat, dem das Merkmal eigen ist, daß es aus lebendigen und gegenseitig abhängigen Teilen besteht, Organismus nennen? Sei es; aber verhehlen wir uns dann nicht, daß dieser neue Begriff allgemeiner ist, als der sonst übliche biologische, dem a u ß e r d e m das Merkmal materieller Verbundenheit und Kontinuität der Teile zukommt; daß ihm eben schon die tierischen und menschlichen Verbindungen mit zugrunde liegen« (124). »Die Analogien zwischen einem organischen und einem sozialen Ganzen müssen entspringen aus den analogen Merkmalen, Beziehungen und Gesetzen der E i n h e i t e n, die in analoge Umgebung versetzt sind; sobald eine solche Ähnlichkeit fehlt, muß die Analogie mangelhaft werden. Nun aber kennen wir von den höchsten Schichten der Lebenseinheiten zum großen Teile die Kooperation und die Teilung der Arbeit n i c h t, ebenso die kausale Beziehung zwischen den organischen Elementen und ihrer Funktion n i c h t. Also . . .« (125). Selbst als Leitfaden der Forschung hat das analogische Verfahren wenig Wert. — Die psychologische Fundierung, die nun für die Soziologie versucht wird, erinnert an W a r d und andere. Der italienische Autor konstruiert deduktiv eine progressive Reihe der Produktionsweisen und der ökonomischen Beziehungen (144), demnächst nach der Ordnung menschlicher Bedürfnisse und Motive die

Stufenfolge (von unten auf) der Ökonomie, Politik, Religion, des Rechtes, der Kunst, der Wissenschaft (149). »Die Fundamentalität der ökonomischen Phänomene zeigt sich vor allem unter dem teleologischen Aspekt« — dazu kommt aber eine konditionale (kausale) und genetische —, in diesem Sinne werden die psychologischen Abhängigkeiten der anderen Gebiete betrachtet, teilweise im Anschlusse an Malthus, teilweise an Loria, dessen »Gesetz« inbetreff des hauptsächlichen und grundlegenden Einflusses der Existenz oder Nichtexistenz von freiem und kultivierbarem Lande auf die ökonomischen Verhältnisse als ein gesichertes Ergebnis der Wissenschaft hingestellt wird (163). »Die Wissenschaft als Basis des sozialen Lebens darstellen wäre so absurd, wie das Hirn zur Basis des Magens machen« (173); die zunehmende Rückwirkung der Wissenschaft auf die Produktionsmittel, welche stets in einem bestimmten Intervalle geschieht, zerstört nicht die Reihenfolge der soziologischen Phänomene, wie die zunehmende Wirkung des Gehirnes auf das vegetative Leben nicht die Gliederung der Gewebe, der Organsysteme, der Funktionen aufhebt« (ib.). Anwendung wird von diesem Grundgedanken auf »historische« und »statistische« Gesetze gemacht, unter Polemik gegen Mills Behauptung von der ausschließlichen Grundlegung durch Induktionen. Das ganze 2. Kapitel beschäftigt sich mit Mißverständnissen, Vorurteilen, Einwendungen. »Ein guter Teil der Ableugnungen und Proteste gegen die deduktive Methode in der Soziologie entspringt aus purer Zweideutigkeit und aus Unkenntnis der logischen Termini« (181). »Die wahre und große Schwierigkeit unserer Methode besteht einzig und allein in der Reaktion der komplizierteren auf die einfacheren Erscheinungen« (186). Im 12. Kapitel wird, unter Bestätigung und Bestreitung von Sätzen des Comtisten de Roberty, die Untrennbarkeit aller höheren psychischen Phänomene von sozialen Tatsachen aufgestellt. Nach diesen Vorbereitungen geht der Autor in den beiden letzten Kapiteln an den Versuch einer Klassifikation der (menschlichen) Soziologie. Er nimmt hier auch die »Serie« der sozialen Tatsachen zurück und geht auf eine nähere Darstellung der Folge: Ökonomie, soziale Abwehr, äußere und innere Politik, Religion, Kunst, Wissenschaft ein, um jene dreifache Abhängigkeit der höheren von der niederen nebst den Gegen- und Rückwirkungen zu erhärten. Es liegt da eine kritische Auslegung der Grundsätze von Marx vor, »der einen der Schlüssel zur Geschichte besaß« (208). Zum Schlusse wird auf einigen Seiten das Verhältnis der einzelnen Sozialwissenschaften zur Soziologie betrachtet, die Anwendung soziologischer Gesetze auf die Geschichtswissenschaft (die A. »Demologie« nennt) und die Natur der Hilfswissenschaften, als welche aufgeführt werden Geschichte, Statistik, deskriptive

Soziologie. — In einem 2. Bande will der Verfasser seine besonderen Lehren ausführlich begründen. Die Schrift ist tüchtig, in einigen Stücken ausgezeichnet. Ich freue mich, einigen Übereinstimmungen mit meinen Ansichten der Dinge zu begegnen.

Gumplovicz, Louis, *Sociologie et Politique.* Avec preface de René Worms. Paris 1898. (Biblioth. sociologique XII.)

Dies schon 1892 in deutscher Sprache erschienene Buch handelt in 4 Büchern über »Das Wesen der Soziologie«, »Die Geschichte als natürlicher Prozeß«, »Die Politik als angewandte Soziologie«, »Neuere Literatur der Soziologie«. Ob ein leitender Gedanke vorhanden ist, vermag ich nicht anzugeben; ich habe keinen gefunden. Die Vorrede von W o r m s erörtert mit Verstand den Unterschied zwischen soziologischer Wissenschaft und politischer »Kunst«, d. h. der Technik, die sich anheischig mache, die Politik als Praxis zu bestimmen. Als G u m p l o v i c z' Ansicht gibt er an, daß die beiden einander völlig korrespondieren. Es scheint aber, daß dem Verf. noch mehr an der Anwendung auf Geschichte und an seiner Lieblingsidee vom Rassenkampf gelegen ist, der ohne Zweifel in der Geschichte eine große Rolle spielt, während er für die begriffliche Analyse sozialer Tatsachen geringe Bedeutung hat. Diese Analyse ist ein Gebiet, das Herrn G u m p l o w i c z verschlossen bleibt. Freilich weiß er, daß das erste Element jeder sozialen Entwicklung und der elementare Faktor des Naturprozesses der Geschichte die »soziale Gruppe« und daß diese durch ein gemeinsames Interesse bestimmt und geschaffen ist. Aber von da geht er unmittelbar auf den »Staat« über, der nun in üblicher Weise als empirisch eindeutige Tatsache angeschaut und mit Attributen ausgestattet wird, die bei jeder Betrachtung von Bundstaat und Bundglied in die Brüche gehen. An logisch-kritische Voraussetzungen denken diese Herren gar nicht; sie stehen den sozialen Tatsachen mit einem so naiven Realismus gegenüber, wie ein Knabe, der von der katholischen Kirche und ihrem moralischen Werte sprechen hörend, ausrief: »die hat Papa mir neulich gezeigt in der X-Straße«. »Allein der Staat hat einen entscheidenden Einfluß auf die Geschichte der Völker in der Weltgeschichte; er allein ist ein Faktor in der Hervorbringung der Weltgeschichte« (153). »Unter allen menschlichen Gesellschaften ist bekanntermaßen der Staat die einzige, die, um ihre Herrschaft zu befestigen, das Recht auf Leben und Tod über ihre Untertanen sich zuerkennt« (150). Ich habe doch auch schon von Räuberbanden und politischen Verschwörungen gehört, die dieses Recht sich zuerkannten. — Am interessantesten ist das dritte Buch, mit Aus-

führungen über auswärtige Politik, d. h. über die Verhältnisse zwischen den europäischen Staaten und Reichen.

Wer über die sozialen Tatsachen gründlich nachdenkt, wird gerne auf einen Autor wie Comte zurückkommen, der so reich an fruchtbaren Anregungen, so groß in kühnen Ausblicken ist. Wir begrüßen in diesem Sinne

Rigolage, Emile, *La Sociologie par Auguste Comte. Résumé.* Paris 1897.

Diese kondensierte Darstellung ist ein Auszug aus dem Cours allein, und diese Beschränkung tut ihrem Wert keinen Eintrag. Er ist eine neue Ausgabe des ersten Bandes eines Gesamtauszuges aus Comtes Hauptwerk, das schon 1883 in deutscher Übersetzung (von Kirchmanns) bekannt geworden ist. Mancher wird es vorziehen, den Trunk eines so herben Denkers in seiner natürlichen, durch breite Anwendungen verdünnten Beschaffenheit zu genießen. Aber die Kraft einer Gesamtkonzeption des historischen Lebens, die Comte auszeichnet, wird aus dieser zusammengezogenen Gestalt nur um so eindrucksicherer dem Leser sich mitteilen. Hier möge auch eines kleinen italienischen Kompendiums gedacht werden:

Morselli, Emilio, *Elementi di Sociologia generale.* Milano 1898.

Eine vernünftige Einführung in die Literatur, soweit sie dem Verfasser bekannt geworden, in 5 durch gefällige Darstellung sich empfehlenden Kapiteln, einem Schlußabschnitt und 2 Anhängen, von denen der erste die Theorie der Evolution nach Herbert Spencer, der andere die Frage »Ist eine Wissenschaft der Gesellschaft möglich?« behandelt. — Ich tue nunmehr noch einiger kleinen Schriften Erwähnung, die auf die allgemeine Theorie ihren Bezug haben. Der ersten hätte schon im vorigen Berichte gedacht sein sollen.

Setti, Ernesto, *Il Lamarckismo neila sociologia.* Genova.

Der Versuch eines geistreichen Zoologen, den wissenschaftlichen Sozialismus an die Faktoren »Variabilität durch Anpassung« und »progressive Heredität« anzuknüpfen: vorzugsweise gegen Ferri gerichtet, der diese Elemente der Entwicklungslehre nicht beachte. Der Kampf ums Dasein habe nichts gemein mit dem Klassenkampf; Klassen sind mit organischen Individuen nicht vergleichbar. Und wenn man die Gesellschaft schlechthin mit einem Organismus vergleicht, was für ein Organismus ist hier gemeint? ein »kolonialer«, wie die Coelenteraten —

dann würde die freie Entwicklung eines Teiles die der andern nicht hemmen, sondern nur fördern —, oder ein höherer, worin die konstituierenden Elemente ihre Individualität völlig eingebüßt haben; zwischen diesen könnte ein Kampf nur im Sinne von Roux (Kampf der Teile im Organismus) konstruiert werden, dessen Theorie wesentlich auf Lamarckschen Prinzipien beruht. Auf jeden Fall sind bisher die sozialistischen Anwendungen der Entwicklungs-Prinzipien durchaus unvollständig und ungenau. Auch die intellektuellen Faktoren wirken auf das menschliche Zusammenleben in einem Sinne, der dem Darwinismus entgegengesetzt, um so mehr dem Lamarckismus konform ist. — Auf wenigen Seiten ist hier Gescheiteres gesagt, als sonst über den Gegenstand in dicken Büchern begegnet.

Der dritte Soziologen-Kongreß, der im Juli 1897 zu Paris stattgefunden hat, brachte eine Verhandlung über die »organische Theorie«, der wir zwei kleine Streitschriften in deutscher Sprache verdanken. Nach seinem dort gehaltenen Vortrage gab heraus

Stein, Ludwig, *Wesen und Aufgabe der Soziologie. Eine Kritik der organischen Methode in der Soziologie.* Berlin. Georg Reimer. 1898.

»Ist das historische Geschehen ein einmaliges, das naturgesetzliche Geschehen ein konstant sich wiederholendes, so ist das soziale Geschehen ein in bestimmten Rhythmen periodisch wiederkehrendes« (17). Ich bezweifle, ob der Verfasser gesonnen sein wird, diese Unterscheidung mit allem Ernste aufrechtzuerhalten und zu verteidigen. Das was die Schrift selber, die eine gedrängte Übersicht über die leitenden Gedanken des großen Steinschen Buches enthält, in dieser Hinsicht darbietet, kann dafür nicht genügen. Ist denn die »naturgesetzliche« Abkühlung der Erde ein konstant sich wiederholendes, das »historische« Geschehen eines Eroberungskrieges ein einmaliges Phänomen? Die Widersprüche jenes Buches treten hier gesteigert hervor. Auch hier fehlt es nicht an überflüssigem Notizenkram, der nicht immer wichtig ist. Daß »schon Hobbes den Terminus *social philosophy* prägt«, wird mit Unrecht behauptet. Es heißt in der angezogenen Stelle »*civil philosophy*«. So sehr ich dem Verfasser in der Kritik und der Verwerfung der sogenannten organischen »Methode« zustimme, so kann es mich doch nicht befriedigen, wenn er »neben die organische Methode«, welche *ja* heuristisch große Erfolge zu verzeichnen habe, nur die vergleichend-geschichtliche und zwar, ergänzend hinzutreten lassen will. In erster Linie sind ausgearbeitete und verwendbare Begriffe notwendig; ohne solche ist der heuristische Wert der organischen Gleichnisse O, und Vergleichung ziellos.

Lilienfeld, Paul von, *Zur Verteidigung der organischen Methode in der Soziologie.* Berlin. Georg Reimer.

Die organische Methode fußt (S. 47) auf der Anerkennung *der menschlichen Gesellschaft* als eines individuellen Lebewesens, als eines realen Organismus. Nun anerkennt aber R. Worms, den v. L. als den »hervorragendsten Vertreter dieser Methode in Frankreich« nennt (62), keineswegs die menschliche Gesellschaft, sondern ausschließlich »die Nation« als den sozialen Organismus. Indessen das stört diesen Autor, der sich als »Forscher« den subjektiven Soziologen und Metaphysikern, die »in einem luftleeren Raume auf den Schwingen abstrakter Begriffe schweben« (75), gegenüberstellt, durchaus nicht. »Wie im sozialen, so gibt es auch in dem pflanzlichen und tierischen Organismus Wanderzellen, obgleich in geringerem Verhältnisse zu denen, die in den festen Geweben und Organen gebunden sind. Daraus geht nun klar hervor, wie derselbe Mensch nacheinander oder gar gleichzeitig zu zwei oder mehreren Verbänden gehören kann. Im Nacheinander geschieht es auf dieselbe Weise, wie das Hinüberirren der Kometen aus einem Weltsystem in das andere« (48). Es ist übrigens schade um den Witz und den wissenschaftlichen Eifer des gelehrten Russen. Manches in dem kleinen Buche ist ganz vernünftig. Den Verirrungen seiner Gedanken nachzugehen, wäre eine logisch ganz interessante Aufgabe.

Taffe, James H., and Thompson, Helen B., *The individual in his relation to society as reflected in British ethics. Part I. The individual in relation to Law and institutions, Chicago. University of Chicago Preß* 1898. [*Contributions to Philosophy No. V.*] 53 S.

Gehört mehr zur Geschichte der Ethik als zur Soziologie, obgleich das Thema im Sinne dieser bedeutend genug ist. Die Abhandlung soll die Einleitung zu einer Studie über die Entwicklung der Individualität und des Individualismus bilden, wie diese sich in anderen Denkern reflektieren. Zunächst wird die »Versöhnung« des Individuellen mit dem Allgemeinen (dem Gesetz) durch die Kategorie des Vertrages verfolgt in Ökonomie und Theologie, besonders aber in Politik und Ethik. Die letztgenannten Abschnitte verweilen in ausführlicher Weise bei Hobbes, dann bei Cumberland und bei Locke. Über diese Autoren wird im ganzen mit gutem Verständnis gehandelt, wenn es auch verfehlt ist, Hobbes' Ansicht der menschlichen Natur für einen anderen Ausdruck der theologischen, zumal Kalvinistischen, Lehre von ihrer natürlichen Bosheit und totalen Verdorbenheit zu halten. Daß Hobbes' *De Corpore politico* und *Behemoth* noch 1898 nach Molesworths Ausgabe zitiert werden, zeugt nicht von Aufmerksamkeit amerikanischer Gelehrter auf die

Bibliographie der englischen Klassiker. Bei Engländern würde mich dies freilich noch weniger wundern. Die Gelehrten dieser Nationen werden vermutlich zu schlecht bezahlt, als daß sie sich um neue und wichtige Editionen bekümmern könnten.

Ich nenne noch in empfehlendem Sinne die Schrift eines, wie es scheint, pseudonymen Verfassers, die aus dem Gesichtspunkte eines Türken die Kritik der europäischen Kultur sich zur Aufgabe macht und dieser Aufgabe mit freiem Sinne in bündiger und beredter Sprache gerecht wird:

Effendi, Mehemed Emin, *Kultur und Humanität. Völkerpsychologische und politische Untersuchungen.* Würzburg 1897.

Den Hauptinhalt bildet eine beachtenswerte Untersuchung über die natürlichen Grundlagen und Grenzen der Humanität, basierend auf Bestimmung des Begriffes der Gegensätze und Erörterung ihrer Arten, als der Gegensätze der Rasse, der Sprache, der Religion, der Klasse, sodann übergehend auf die äußeren Erscheinungen und Formen, die Grade und die Wirkungen dieser Gegensätze — ein fruchtbares und noch unerschöpftes Feld. —

Über periodische Schriften, die der Soziologie speziell gewidmet sind, muß ich mir versagen zu berichten, da mir nur sporadische Hefte zu Gesichte gekommen sind. Zu erwähnen ist das Dasein der »*Rivista italiana di sociologia*«, die gute Literaturberichte geben will. Von den *Annales de l'institut international publiées sous la direction de Rene* Worms (Paris Giard und Brière) liegt mir der 3. Band (1897), enthaltend *Travaux de l'année* 1896, vor. Darin sind mehrere gute Arbeiten; ich hebe hervor: Kovalewskys literarhistorischen Artikel über Botero und Campanella, Tardes *Note sur rapports de la biologie et de la sociologie*, Worms' *La sociologie et la morale*, Posada, *Les sociétés animales et les sociétés humaines primitives*, und besonders den interessanten Bericht von C. de Krausz über einen polnischen Soziologen Stanislas Krusinsky (1857—1886), der für mich um so merkwürdiger, da ich in ihm einen Vorgänger für einige der Gedanken anerkenne, die ich sonst als meinem Buche »Gemeinschaft und Gesellschaft« eigentümlich ansehen durfte. — Der IV. Band der *Annales* (den ich in der Kgl. Bibliothek zu Berlin eingesehen habe) enthält die Arbeiten des 3. Kongresses, der zu Paris im Juli 1897 stattgefunden hat. Bemerkenswert ist daraus die Diskussion über die »organische Theorie«, die an einen Vortrag J. Novicows und an ein gelesenes Referat P. v. Lilienfelds sich anschließt. Sie wird eröffnet durch G. Tarde (der ausruft: »*autant il est bon de sociologiser la biologie, autant il est inutile et nuisible de biologiser la socio-*

logie!«), fortgesetzt durch C. de Krausz, L. Stein, R. Worms, S. R. Steinmetz, C. H. Starke, R. Garofalo, N. Kareiew, A. Espinas — jedenfalls eine internationale Debatte —, von denen nur Worms und (in bedingter Weise) Espinas als Verteidiger der berufenen Lehre auftreten. Unter den übrigen Beiträgen hebe ich hervor den des Dänen C. N. Starcke »*Les lois de l'evolution politique*«, eine tüchtige Arbeit, die in fünf sorgfältig formulierten Leitsätzen sich resumiert. — Eine neue Publikation muß hier noch angezeigt werden, die im Verlage von F. Alcan, nach dem Muster schon vorhandener Jahres-Übersichten (*L'Année biologique, psychologique, philosophique*) seit 1898 erschienen ist:

L'Annee sociologique. Publiée sous la direction de Durkheim, Emile. *Premiére Année* (1896/1897). Paris. 1898.

An der Spitze stehen zwei Abhandlungen, eine vom Herausgeber über das Verbot des Inzestes und dessen Ursprünge, und eine von Simmel, die in deutscher Sprache unter dem Titel »Die Selbsterhaltung der sozialen Gruppe« bekannt gewordene und von mir schon mit Auszeichnung erwähnt worden ist. Die größere Hälfte wird aber behauptet durch sehr ausführliche Analysen der Literatur, die in sechs Abschnitte verteilt sind; der erste: Allgemeine Soziologie (von C. Bouglé) zerfällt wieder in 1. philosophische, 2. biologische, 3. psychologische und spezifische Soziologie; der zweite: Soziologie der Religion, in 8 Kapitel, mit einem Anhang über die großen Religionen im allgemeinen; der dritte: Soziologie der Moral und des Rechtes; der vierte: des Verbrechens; der fünfte: des wirtschaftlichen Lebens; der sechste: diverse Gebiete (»Anthropo-Soziologie«, »Sozio-Geographie«, Demographie). Die Reichhaltigkeit dieser Rezensionen ist bewundernswert. Sie geben einen sehr nützlichen Leitfaden durch eine Literatur, in der sich zurechtzufinden über die Kräfte eines Einzelnen weit hinausgeht[1].

[1] Die *Année sociologique* ist bis zum 12. Jahrgang für 1909—1912, der 1913 erschienen ist, immer mit gleich reichem Inhalt fortgeschritten. Diese Jahresberichte sind dann für viele Jahre, teils durch den Weltkrieg, den die französische Republik im Bunde mit dem Zarismus führte, teils durch den Tod Durkheims unterbrochen worden, neuerdings aber wiederum aufgelebt (ich habe indessen noch keinen Band wiedergesehen). Die ersten zehn Bände enthalten wertvolle große Abhandlungen u. a. von Hubert und Mauss über die Urformen der Religion und über Magie, von Durkheim und Mauss über primitive Arten der Klassifikation, von Bouglé über neuere Theorien der Teilung der Arbeit und (früher) über das Regime des Kastenwesens, von Meillet über die Bedeutungsveränderungen der Wörter und anderes. Die zwei letzten Bände enthalten nur noch Literaturberichte. Hier folgt auf den 1. Hauptabschnitt Allg. S.,

worin auch der erste Kongreß der Deutschen Gesellschaft besprochen wird, ein zweiter Religionssoziologie in 13 Kapiteln, ein dritter Moral- und Rechtssoziologie, IV. kriminalistische Soziologie und Moralstatistik, V. ökonomische Soziologie in 12 Kapiteln, von denen das 4. Produktionsgestaltungen und das 5. Produktionsformen je in 5 Unterabschnitte zerfällt, endlich VI. soziale Morphologie, VII. Verschiedenes. Eine große Leistung gelehrter Kooperation, hervorragend auch durch rationelle Systematik und Gliederung liegt hier vor, die sich den bekannten *Années* würdig an die Seite stellt.

XLIX.

Theorien der Soziologie.

Alengry, Frank, *Essai historique et critique sur la sociologie chez Auguste Comte.* Paris 1900.

Eine Monographie über Comtes Soziologie ist entbehrt worden (vgl. P. Barth, Die Philosophie der Geschichte, S. 23, Anm. 2). Sie liegt hier in einer sauberen, verständnisvollen Arbeit vor. Man wußte wohl von den zwei Phasen des Comte schen Denkens in dieser Richtung: der älteren des *Cours* und der jüngeren des *Système de politique positive*; Alengry unterscheidet noch eine frühere, erste Periode, die der kleinen Schriften, welche unter Anregung Saint-Simons entstanden sind. Er stellt die drei Perioden mit großer Sorgfalt in den ersten drei Büchern seines Werkes dar. Den breitesten Raum nimmt, wie sich versteht, die zweite Periode in Anspruch; aber ein besonderes Interesse wird doch ebensowohl den Anfängen als besonders der späteren Entwicklung in die »subjektive Methode«, »die Religion der Menschheit«, dem »Neo-Fetischismus« gewidmet. Das vierte Buch untersucht die Reste der »positiven« Soziologie in der dritten Periode und wirft die Frage auf, wiefern sich eine Einheit der Doktrinen Comtes behaupten lasse. Es kommt zu dem Schlusse, daß in den eigentlich soziologischen Lehren allerdings Einheit herrsche; denn die Etablierung der neuen Religion müsse davon geschieden werden. Ebenso müsse der »Positivismus« von der »positiven Philosophie« unterschieden werden: jener Ausdruck werde nur in der dritten Phase von Comte gebraucht. Der Positivismus sei die Idee einer sozialen Reorganisation; Comte habe diese von Anfang bis zu Ende verfolgt: aber zunächst läßt er die Sozialwissenschaft (das sei eben die Soziologie im wahren Sinne), schließlich die altruistische Moral und seine neue Religion den Kern dieser Reorganisation bilden. Verfasser weist auch hin auf die Anfänge einer noch viel weitergehenden Entfernung von der intellektualistischen »positiven Philosophie«, eine Entwicklung, die nur durch den Tod Comtes unterbrochen wurde und bestimmt war, aus der positiven Religion eine »modernisierte Restauration des Fetischismus« zu

machen. Ich glaube zwar, daß man dieser Entwicklung noch etwas höheren Sinn abgewinnen kann, als es dem, wie es scheint, jugendlichen Kritiker gelungen ist. Sehr zu rühmen ist aber auch das fünfte Buch, das die Originalität Comtes als Soziologe und seine Vorläufer behandelt. Es werden indirekte Vorläufer — darunter Hume und Kant — und direkte unterschieden. Als direkte werden Montesquieu, Condorcet und mit gebührender Ausführlichkeit Saint-Simon behandelt. Die schwierige Untersuchung des Verhältnisses zwischen Comte und Saint-Simon führt der Verfasser mit sicherem Takte. Trotz der Proteste des um 38 Jahre jüngeren Denkers läßt er den Einfluß des älteren mit Recht sehr bedeutend sein; er sucht der Originalität des einen wie des anderen gerecht zu werden. »Es ist offenbarerweise Saint-Simon, der Comte die Grundbegriffe (»*cadres*«) und die leitenden Gedanken der Soziologie gegeben hat. Aber die ‚Blitze' jenes erhalten erst in dem vollendeten Systeme, das dieser hergestellt hat, ihren reellen Wert.« Am Schlusse finden sich auch verständige Bemerkungen über die Mängel von Comtes Methode und Ausführungen. — Man wird des Buches gern und dankbar als eines Leitfadens durch einen nicht leicht übersehbaren Gedankenwald sich bedienen. Sein Wert wird noch erhöht durch eine Bibliographie, worin die Werke Comtes, die Schriften über ihn, die Werke der unmittelbaren soziologischen Vorgänger aufgezählt werden. Die sehr zahlreichen Zitate des Textes verweisen mit Abkürzungen auf diese Bibliographie.

Stuckenberg, J. H. W., *Sociology. The science of human society. In two volumes.* New York und London 1903.

Soziologie ist dem Autor die allgemeine Sozialwissenschaft, deren Verhältnis zu den besonderen darzulegen er in den zwei ersten Kapiteln sich bemüht; in einer früheren »Einleitung« hat er darüber noch eingehender sich verbreitet. Das Thema wird in drei große Abschnitte gegliedert, deren erster »das Wesen der Gesellschaft«, der zweite ihre »Entwicklung«, der dritte die »soziologische Ethik« behandelt. Wir betrachten in Kürze diese drei Abschnitte. I. Neun Kapitel, die sich hauptsächlich mit dem Verhältnis von Gesellschaft und Individuum beschäftigen. Die herrschende Ansicht, daß Gesellschaft aus den Individuen sich zusammensetze, sei falsch und verderblich; sie bestehe vielmehr aus etwas, das »den Individuen angehöre«; wenn ein Mensch buchstäblich »in« einer Gesellschaft wäre, wie könnte er in mehreren zugleich sein? Vielmehr gebe eine Person ein Stück ihrer »sozialen Kraft« jeder Gesellschaft ab, zu der sie gehöre. »Gesellschaft« sei daher eine Kombination sozialer Kräfte, nicht ein Ding oder eine Substanz, sondern eine Beziehung. Es folgen

Erörterungen über organisierte und unorganisierte »Gesellschaften«, über Familie, Staat, Kirche. Eine Klassifikation »der gewöhnlichen sozialen Beziehungen im heutigen Leben« wird versucht (I, 143 ff.), die Theorie des sozialen Organismus kritisiert: in Wahrheit sei alles Soziale in Individuelles auflösbar, wie alles Individuelle zugleich sozial sei. Gesellschaft wird mit der Sprache verglichen: »sie wird allgemein als ein soziales Agens und als soziales Produkt betrachtet; und doch gibt es keine wirkliche Sprache, außer in den Seelen und Zungen der Individuen« (I, 183). Die sozialen Kräfte sollen nun analysiert werden. Drei Klassen werden unterschieden: 1. fundamentale, nämlich die ökonomischen und die politischen, 2. konstitutionelle (»die den Menschen im Naturzustande beherrschen«), 3. kulturelle (ästhetische, ethische, religiöse, intellektuelle). Diese verschiedenen »Kräfte« werden in Kapitel zehn und elf durchgenommen. II. Soziale Entwicklung. Ihr Wesen (XII), die Ursachen, aus denen die sozialen Kräfte entwickelt werden (XIII), speziell ihre Wechselwirkung und ihre Produkte (XIV), endlich eine allgemeine Charakteristik der sozialen Entwicklung (XV und XVI). »Soziale Entwicklung, sofern sie eine Vorwärtsbewegung bedeutet, ist ein progressiver Konservativismus und ein konservativer Radikalismus, eine Verbindung des Alten, sofern es Bedingungen des Fortlebens in sich hat, mit dem Neuen, das aus der veränderten Situation und dem intellektuellen Fortschritt entspringt« (399). Im zweiten Bande werden »die drei großen Zeitalter« der sozialen Entwicklung betrachtet, das erste als das der blutsverwandtschaftlichen, das zweite als das der politischen Organisation, in diesem befinden wir uns; das dritte Zeitalter bereite sich vor, es charakterisiere sich durch die i n t e r n a t i o n a l e Organisation, deren Anbahnungen und Anfängen der Verfasser liebevoll nachgeht. Nicht geringen Wert legt er auf die Haager Konferenz. Er will aber besondere Ausdrücke »supernational« und »Supernationalismus« einführen, um die höchsten soziologischen, ethischen und altruistischen Probleme des menschlichen Geistes zu bezeichnen, da dem Nationalismus und sehr oft auch dem Internationalismus ein niedriger und engherziger Charakter eigen sei (181 f.). Ein gesunder Internationalismus werde die wirklich wertvolle Entwicklung der nationalen Typen nicht hemmen (194). III. Die soziologische Ethik wird als integrierender Bestandteil der Soziologie behauptet; ihre Hauptquelle seien gewisse Wahrheiten, die das Wesen der Gesellschaft involviere. Schon Aristoteles hat gewußt, daß das Ideal eines Gegenstandes in der Sache selbst enthalten sei (205). In der Tat trete soziologische Ethik an die Gesellschaft mit einer Forderung heran, ähnlich derjenigen, die von der Logik an den Gedanken, von der Grammatik an die Sprache gerichtet werde — jedesmal eine Forderung der höchsten

Wahrheit und der vollkommensten Wirklichkeit, deren die Sache fähig sei (210). Jene Ethik habe es nicht mit der Moralität einer Gesellschaft als mit einer besonderen Qualität neben vielen anderen zu tun. »Eine Gesellschaft, die tugendhaft, aber intellektuell träge ist, verdient nicht das Prädikat »ethisch« (213). Das ethische Ideal einer Gesellschaft ist das Ergebnis wissenschaftlicher Forschung. Mit dem allgemeinen Fortschritt der Kultur, und der Ethik insbesondere, wird das soziale Ideal an Bestimmtheit und allgemeiner Geltung zunehmen (216). Der Fortschritt besteht zum großen Teile in der Kritik, Synthese und Fortbildung der vorhandenen und herrschenden »Ideale« (221). Gegenwärtig ist das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft ein so dringendes und fundamental wichtiges Problem, daß von seiner Lösung aller zukünftige Fortschritt in hohem Grade abhängen wird (235). Der Wert des Ideals wird nicht dadurch verringert, daß die Bewegung zu ihm hin eine unendliche Linie bedeutet (236). Die soziale Gegenwart ist eine Masse von Möglichkeiten; der ethische Denker wählt aus den aktuellen Potenzen aus, was am meisten für den Fortschritt in der Richtung auf das ethische soziale Ideal verwertbar ist (241). Erforschung der Wirklichkeit ist also Voraussetzung, d. h. aber Erforschung der Ursachen, und beim Studium sozialer Ursachen verdienen drei Faktoren besondere Untersuchung: 1. Charakter und Geist der Gesellschaft, 2. die herrschenden und die untergeordneten sozialen Bewegungen, 3. die soziale Umgebung, die den vorhandenen Charakter und die in ihm enthaltenen Tendenzen fördert oder hemmt (249). Die Aufgaben für das Handeln sind teils Zerstörung, teils Aufbau, immer aber muß es in kritischem Geiste geschehen (251). Es ist ein allgemeines Gesetz, daß die Menschen immer bestimmt werden durch das, was sie interessiert, aber keineswegs immer durch eigennütziges Interesse. Schulen und viele andere Einflüsse können dahin wirken, edlere Interessen in den Vordergrund zu bringen (263). Es kommt darauf an, den Menschen und die Gesellschaft über die Sachen zu erheben (273). Soviel ist gewiß: »sozialer Friede und soziale Wohlfahrt können nur erweckt werden, wenn diejenigen die Vorzüge, sei es des Reichtums oder der Bildung besitzen, sie in altruistischem Sinne gebrauchen, insonders zum Wohle der geplagten Millionen, die für die besser situierten Klassen materielle Arbeit verrichten« (290).

Das Buch ist nicht ohne Verdienste. Mit den Problemen, wie sie seinem Geiste aufgegangen waren, hat der Verfasser ernstlich und in emsigem Studium gerungen; von umfangreicher, eingehender Lektüre findet man viele Spuren. Das Werk wird für manche anregend sein und wirken. Ich sage dies, obschon ich ihm für die Förderung der Theorie keinen erheblichen Wert bemessen kann. Die Begriffsbildung und Be-

handlung ist durch die Unklarheiten eines an der Sprache haftenden Denkens nicht hindurchgedrungen. Der praktische Idealismus des letzten Abschnittes ist erfreulich durch seine Energie und seinen Ernst, hält sich aber zu sehr an allgemeine Umrisse, ohne z. B. mit den Einzelheiten der Arbeiterfrage sich zu befassen. Der Verfasser, ein Amerikaner mit deutschem Namen, hat, wie gelegentlich erwähnt wird, 17 Jahre lang in Europa gelebt. Die deutsche wissenschaftliche Literatur ist am stärksten von ihm benutzt worden. Als ich im Herbste 1904 in Cambridge, Mass., verweilte, hörte ich mit Bedauern, daß Herr Stuckenberg (ein ehemaliger unitarischer Geistlicher, wenn ich nicht irre) dort kürzlich gestorben sei, also sehr bald nach Vollendung und Herausgabe dieses Werkes, mit dem er ein Denkmal seiner geistigen Persönlichkeit hinterlassen hat, dem wir gern einige Dauer wünschen mögen. Denn als das Werk eines hochgebildeten und redlichen Mannes sind die beiden Bände wert, gelesen und anerkannt zu werden.

Schäffle, Albert E. Fr., *Abriß der Soziologie*. Herausgegeben mit einem Vorwort von Karl Bücher. Tübingen 1906.

Schon in der Vorrede zur ersten Ausgabe seines »Bau und Leben«, Bd. 1 (1874) hatte Schäffle von den Gefahren der Analogie gesprochen und als solche »Verwischung der Unterschiede und unwissenschaftliche Allegorik« genannt; er glaube, diese Gefahren umgangen zu haben: die Begriffe Organismus und organisch zur Bezeichnung sozialer Gebilde und Prozesse haben er sogar regelmäßig gemieden, die Ausdrücke »Organ« für zusammengesetzte soziale Institutionen, Gewebe für die aus Personal und Gütern zusammengesetzten einfachen Anstalten sowie die Vergleichung der Familie mit der organischen Zelle, der Exekutive als sozialer Bewegungserregung mit der motorischen Nerventätigkeit, und dergleichen, werde jeder einsichtige Leser leicht und vollständig ausmerzen können, ohne an den vorgelegten Analysen etwas anders als eben nur die Analogie und ihre Anschaulickheit einzubüßen. Gleichwohl nennt er in demselben Absatz die Analogien»reale«: es könne und müsse solche überhaupt geben, weil der soziale Körper mit den Energien organischer Körper und mit den Kräften der anorganischen Natur denselben äußeren Lebensbedingungen gegenübertrete, welchen auch die Organismen ihr Leben abringen. Im Jahre 1881 hat Schäffle gegen Herrn Bücher erklärt, er traue sich zu, das ganze Werk ohne jede Parallelisierung mit organischen Vorgängen, auf rein soziologischer Grundlage ganz neu aufzubauen. Indessen sind in der zweiten abgekürzten Auflage von 1896 die biologischen Analogien »wohl zurückgedrängt aber nicht beseitigt« (S. V).

In dem posthumen Buche liegt nun vor, was der Verfasser selber

»eine apologetische Grundlegung« der Soziologie nennt, und der erste Abschnitt der Einleitung ist »An die Verächter meiner Soziologie« gerichtet, die er in der ersten Zeile mit den Verächtern der »Soziologie« überhaupt gleichsetzt. Wenn dies schon unrichtig ist, so ist doch offenbar, daß die geringe Schätzung, in der die Soziologie öffentlich steht, auch dem Werke Schäffles zum Schaden gereichen mußte. Über die Ursachen dieser geringen Schätzung scheint aber der berühmte Autor im Unklaren geblieben zu sein. Wohl in keinem Lande ist wie in Deutschland die Schätzung der Wissenschaften durch die Universitäten bedingt. Die Soziologie genießt keine akademische Stellung oder auch nur Anerkennung, Schäffle selber stand außerhalb der akademischen Verbände: da konnte ihm auch sein hoher persönlicher Rang, sein großes Ansehen als nationalökonomischer Schriftsteller nichts helfen. Warum wird die Soziologie von den Universitäten ferngehalten? Sehr wahrscheinlich, weil die populäre Meinung, die in sehr hohe Kreise hinaufgeht, sie mit dem Sozialismus an den der Name anklingt, in Verbindung bringt. Vor drei Jahren klagte mir Ratzenhofer an Bord des Schiffes, das uns nach Amerika brachte, von wo er leider nicht lebend heimkehren sollte, daß er — Feldmarschall-Leutnant a. D. Exzellenz — am Wiener Hofe alle Gunst verloren habe, nicht etwa weil man seine Ansichten gekannt und gehaßt habe, aber . . . »Soziologie«, ich könne mir wohl denken . . und dann wies er auf jenes sonderbare Mißverständnis hin.

Schäffles Abriß — der Name scheint vom Herausgeber herzurühren — behandelt als »Grundlinien der allgemeinen Soziologie« I. Die Weltstellung der menschlichen Gesellschaft: A. Die Gesellschaft als Weltbestandteil, B. Die Gesellschaft als Welt für sich; II. Das Gesellschaftsbewußtsein; III. Die Grundbestandteile oder Elemente des Gesellschaftskörpers: A. Das Land, B. Das Volksvermögen, C. Die Bevölkerung; IV. Den Volkskörper oder die nationale Gesellschaft (Die Einteilung dieses Abschnitts wird unten näher betrachtet werden); V. Die Völker- und Länderwelt oder die internationale Gesellschaft; VI. Die Entwicklung der Gesellschaft oder die historisch-politischen Tatsachenkreise; VII. Die Störungen der Gesellschaft und ihre Bekämpfung.

Man sieht, es handelt sich für Schäffle um »Systemisierung« (so drückt er es selber aus) »sämtlicher sozialer Tatsachenkreise« — eine unermeßliche Aufgabe, und daß sie dies ist, weiß er selber sehr wohl.

Voran geht als zweiter Abschnitt der Einleitung »Zur Soziologischen Grundlegung«; um die Klassifikation zu verstehen, werden wir hierauf vorzüglich unsere Aufmerksamkeit richten müssen. Die Leitgedanken sind folgende: Der Begriff der Gesellschaft setzt den Begriff des Volkes voraus. Denn die »Völkerwelt« ist es, was als Gesellschaft in soziologischem

Sinne dieses vieldeutigen Wortes anzusehen ist. Das in allen Völkern gleiche Wesen des Volkes soll ermittelt werden, und diese Begriffsbestimmung wird als etwas Neues vorgestellt. Die Ausführungen darüber, denen es hauptsächlich darum zu tun ist, tierische »Herde« und menschliches »Volk« voneinander zu unterscheiden, münden in die Definition aus: »Volk ist die geistig verknüpfte, ein Land behauptende, gesittungsfähige Dauer- und Massenvereinigung von Personen nebst deren zugehörigen Sachgüterausstattungen (Besitzen)«; die menschliche Gesellschaft sei der Inbegriff der in Gemeinschaft und Verkehr verbundenen Völker, die gesittete Völkerwelt (S. 25). Die im letzten Satze enthaltenen Ausdrücke weisen wiederum auf eine Neuerung hin, d. h. auf Begriffe, die in Schäffles früheren Schriften so nicht vorkommen. Sie erhalten ihre Darstellung in der »Personenlehre« (siehe oben) S. 136 f. Dort wird nämlich die Soziologie des Volkes näher ausgeführt: deren erste analytische Hauptabteilung soll den »Volkskörper« in seine wirkungsfähigen Grundeinheiten, das Wirken des Volkes in die Teilverrichtungen auflösen. Diese sind die »Handlungen« der Personen. Von solchen wird mit vielen Distinktionen S. 138 f. geredet. Vorher schon (S. 131) war erklärt worden: »Die Personen werden volklich mit Hilfe ihres Besitzes in zwei hauptsächlichen Weisen tätig, einmal vereint in Gemeinschaften, sodann in Wechselwirkungen — den »Verkehren«, und die Beziehung auf die beiden Begriffe geht durch das ganze Buch. Die Gemeinschaften werden auch als Samtpersonen bezeichnet. Sie sind teils Familiengemeinschaften, teils rein soziologische Vereinigungen. Diese sind teils einfacher Art oder Verbindungen, teils zusammengesetzter Art oder Verbände. Beide zusammen werden klassifiziert nach Form, Ausdehnung, Dauer; Unterschiede der Beweggründe, und des Interesses, das die Gemeinschaft für die Mitglieder habe, kommen hinzu (S. 158). Dieselbe Gemeinschaft kann ferner Geschäfts- und Berufsgemeinschaft zugleich sein, diese Gattungen gehen aber mehr und mehr auseinander (als der Doppelinhalt der »Mache« oder Praxis, S. 140) und jede in eine Mannigfaltigkeit besonderer geschäftlicher und besonderer Berufsgemeinschaften. Ferner: »Die physiosoziologischen Formen der Gemeinschaft (gemeint ist, was zuvor Familiengemeinschaft genannt wurde) stehen mehr am Anfange (sehr vage), während die privaten und öffentlichen Vereinigungen später sich immer stärker differenzieren und Geltung erlangen«, S. 159. Alle Gemeinschaft beruht auf Verkehr, nämlich »innerem«; dann werden aber unter Verkehr nur die äußeren, d. h. Verkehre zwischen selbständigen Personen verstanden. »Weil es selbständige Teile sind, welche in die Wechselwirkungen des Verkehrs treten, vollzieht sich der Verkehr auf dem Fuße der Koordination und rechtlich überwiegend in der Form des

Vertrages«. Die Formen und Arten des Verkehrs werden nach denselben Kategorien eingeteilt wie die Gemeinschaften. Danach wird von Kommunikation und Verkehr (der Kommunikationsverkehr wird als eine »Erscheinung für sich« ausgeschieden), in Leistungs- und Auseinandersetzungsverkehr, von materiellen, geistigen, gemischten Verkehren, von einseitigem und gegenseitigem Verkehr, vom allgemeinen Inhalt des zweiseitigen Verkehrs, von unmittelbarem und vermitteltem »Natural- und Geldverkehre« vom Ablauf der Verkehre, von der Ausbeutung und dem Streit in den Verkehren, von den Folgen der Verkehre, endlich von den Verkehrsbegriffen der Jurisprudenz und der Nationalökonomie gehandelt. — Als Merkmal, das Gemeinschaft vom Verkehr unterscheidet, wird S. 156 hingestellt, daß sie eine Gewalt in irgendwelcher Form, Gewalt im Sinne von Herrschaft, Vorstandschaft, Führung, Direktion besitze. Ich sage statt »Gewalt« lieber Vertretung, denn es ist zunächst nur das »als Einheit wollen«, worauf es ankommt, und nenne sie Merkmal der Korporation. Aber Schäffle will auch Versammlungen, Kongresse, Geselligkeitszirkel, Reisegenossenschaften, einschließen, sofern sie sich »irgendwelcher Leitung unterordnen«. Es geht daraus hervor, daß es Schäffle gar nicht in den Sinn kommt, zu unterscheiden, ob ein soziales Ganzes bloß objektiv als vorhanden aufgefaßt und gedacht wird, oder ob es auch subjektiv, d. h. in den Vorstellungen derer, die es zusammensetzen, vorhanden ist, von diesen gewollt und gedacht. Ich habe diesen Unterschied oft und nachdrücklich betont. Eine Versammlung, die frei zu irgendwelchem Zwecke berufen wird, will in der Regel nicht eine von der Vielheit der Köpfe, die in ihr zusammenkommen, verschiedene Einheit sein. Die Unterordnung unter ein Präsidium macht sie dazu nicht. Ob sie ausdrücklich oder stillschweigend geschehe, so bedeutet sie nur, daß diese vielen als einzelne innerhalb gewisser Grenzen nach den Anordnungen des Präsidiums sich richten wollen. Wenn die Versammlung mit Stimmenmehrheit eine »Resolution faßt«, so heißt dies nur, daß so und soviel Individuen in diesem Willen oder dieser Ansicht übereinstimmen; wenn die Dissentierenden Wert darauf legen (d. h. wollen), daß sie nicht zu diesen vielen gerechnet werden, so pflegen sie die Versammlung zu verlassen. Wenn aber Versammlung eines Vereins oder einer Körperschaft stattfindet, so sind diese es, die Beschlüsse fassen in der Versammlung. Es kommen dann eben in dieser Versammlung nicht viele einzelne, sondern der Verein oder die Körperschaft zusammen, d. i. ein bloß vorgestelltes Wesen, das durch eine gewisse Anzahl von einzelnen vertreten wird. Für den Beobachter, z. B. den Soziologen, mag eine bloße wilde Versammlung auch gleich einer Einheit vorhanden sein, wollen und handeln, und er mag von einem

Pöbelhaufen sagen, daß er in freiwilliger Unterordnung unter seinen Führer wie von einem Geiste erfüllt, einhergezogen sei, Häuser und Denkmäler demoliert habe usw. Der Verein und die Körperschaft haben außerdem, daß sie auch so beobachtet werden mögen, ein Dasein für sich als Einheit, und ihr einheitliches Wollen und Handeln ist, gemäß ihrem eignen oder einem überlegnen Willen, an bestimmte Formen gebunden, um gültig zu sein, d. h. es ist, wie ich sage, von sozialem Wollen als solches abhängig. — Da Schäffle diese Tatsache ignoriert, so muß ich auch den ganzen Abschnitt über das Gesellschaftsbewußtsein, und sozusagen, das ganze posthume Buch für unzulänglich erklären; so viel auch einzelnes Richtiges, Kräftiges darin enthalten ist. Ich kann auch die Bestimmung des Begriffes Volk, an die hier die ganze Systematik angeknüpft wird, wie früher an den freilich viel vageren des »sozialen Körpers«, nicht für genügend halten. Wenn das Volk eine Dauer- und Massenvereinigung ist, Vereinigungen aber die zweite Hauptart der »Gemeinschaften« darstellen, warum werden dann die Personen nur »volklich« in den zwei hauptsächlichen Weisen tätig, »einmal vereint in Gemeinschaften, sodann in Verkehren«? Werden doch auch trotzdem alsbald neben nationalen Vereinigungen auch internationale hervorgehoben (S. 158).

Schäffle anerkennt in diesem Werk selber, daß in seinem »Bau und Leben« eine durchgreifende Scheidung zwischen der nationalen und der internationalen Gesellschaft gemangelt habe. Er legt nun auf die nationale Gesellschaft alles Gewicht und zerlegt »diesen Hauptabschnitt« in eine analytische und synthetische Hauptabteilung. In jener will er zergliedern (s. oben), in dieser die Erscheinungen der Einheit, Ungeteilheit, Ganzheit des Volkes erfassen. Von den Soziologen, auch vom Verfasser des »Bau und Leben« sei die Zergliederung in den Vordergrund gestellt worden, die synthetische Betrachtung müsse aber als ebenso wichtig gelten. Die Erfassung des Volkes in seiner Einheit und Ungeteiltheit könne in zwei Abschnitten geschehen. In dem einen wäre die allgemeine Wechselbezügigkeit aller verschiedenen Institutionen und Funktionen und hiermit die allgemeine Wechselabhängigkeit aller Personen und Handlungen (als »Interdependenz« nach Comte, wird sie später bezeichnet) hervorzukehren. Im anderen Abschnitt wären die integrierenden Einheiten selbst vorzuführen, die Familie als physiosoziologische, die Orts- und Landeseinwohnerschaft als rein soziologische Einheitserscheinung. »Das Individuum als letzte unteilbare Sozialeinheit, von der alle soziologische Untersuchung ausgeht, ließe sich als Ergebnis der Familie und der Nation aus der ganzen Vergangenheit ans Ende einer synthetischen Volkslehre stellen« (S. 464). Dies wird dann S. 210 f. ausgeführt. Als Einheitserscheinungen werden also, zweitens, die nationalen Gemein-

wesen dargestellt. Hier heißt es dann aber (S. 216), der Staat könne nicht durchaus nur als ein Nationalstaat auftreten. »Es stehen international nebeneinander auch volkliche Gebilde, welche den eigenen Staat nicht ertragen, der staatlichen Bevormundung durch andre Völker und der Verknüpfung mit fremden Nationen bedürftig sind. Die Staatenbildung hat sich nie ganz mit der Bildung der Volkstume, ja gar nicht decken können; beide stimmen auch heute nicht genau überein, und werden sich auch künftig nicht immer und überall decken. Es folgen dann Paragraphen über »das Volkstum und das Nationalbewußtsein« und über »Nationalität und Territorium«. Hier heißt es, der Staat verlange Gebietausschließlichkeit; in seinem Gebiet können aber mehrere Volkstümer neben- und durcheinander wohnen, der national gemischte Staat könne volle Berechtigung haben, und sogar eine Notwendigkeit für sämtliche verschiedenen Nationalitäten sein, die er in sich befasse. Die Schweiz, Belgien, Österreich! — Reine Territorial — und reine Nationalitätenpolitik treten sich als extreme Richtungen entgegen.

Man bemerkt, wie hier die Begriffe, »volkliche Gebilde« und »Volkstum«, »Nationalität«, »Nationalbewußtsein« sich einschleichen. Mit dem Begriffe des Volkes, wie S c h ä f f l e ihn »grundlegend« bestimmen wollte, ist eben nicht auszukommen. Man könnte ihn sich gefallen lassen, wenn er ausdrücklich als Idealbegriff formuliert würde. Das ist aber nicht der Fall, sondern S c h ä f f l e will das Gleichartige der empirischen Erscheinungen mit seinem Begriffe decken. Dabei will er die Gemeinsamkeit der Abstammung (»im Sinne der Blutreinheit«, S. 23) nicht in den Volksbegriff aufnehmen. Das Volk soll geistig sein und zwar durch »sechserlei geistige Verknüpfungsreihen«; die wichtigste davon sei »wohl die Sprache«. Zugleich ist aber das Volk eine »Vereinigung«, d. h. sie wird der »Gemeinschaft« oder »Samtperson« subsumiert. Für diese soll aber, wie wir sehen, das entscheidende Merkmal sein, daß sie eine Gewalt in irgendwelcher Form besitzt. Nun ist ein Volk als Sprachgemeinschaft weder notwendig, noch einer durchgehenden Tendenz gemäß, einer Gewalt unterworfen. Ganz abzusehen von der schon erwähnten Frage, ob die Gemeinschaft für sich selber als »Person« existiert.

Charakteristisch für das ganze Werk ist, daß der Verfasser immer ganz allgemeine Begriffe und Urteile setzen will, aber fast ausschließlich moderne Tatsachen im Auge hat.

S c h ä f f l e wehrt sich leidenschaftlich gegen die *Fable convenue*, daß er der reine Organiker, d. h. im Sinne der Gleichwertigkeit der einander ähnelnden organischen und sozialen Tatsachenkreise sei (z. B. S. 5). Er habe, trotz gänzlicher Wegwerfung der Krücken der Analogie, die Ergebnisse von »Bau und Leben« festzuhalten vermocht. An anderer

Stelle sagt Schäffle (S. 237): »Die Kritiker, welche den Verfasser als »Organiker« abgetan haben, hätten wenigstens seine Entwicklungslehre sachlich anzufassen gehabt; denn Mißbrauch der biologischen Analogien konnten sie ihm hier nicht zum Vorwurfe machen, da in der Entwicklungslehre die biologische Analogie nahezu ganz vermieden war«. Ja, er habe sogar der Übertragung der biologischen Entwicklungstheorie in die Sozialwissenschaft den entschiedensten Widerspruch entgegengesetzt. Richtig ist es, daß die Ausführungen des zweiten Bandes von »Bau und Leben«, von denen des ersten ziemlich unabhängig sind; mir sind sie immer als wertvoll erschienen, eben wegen der Lösung von der biologischen Terminologie und von dem unklaren Begriffe des »sozialen« Körpers. Die Bedeutung der bewußten Variation (Anpassung) und der bewußten Übertragung (Vererbung) sei von ihm mit allem Nachdruck geltend gemacht, und hervorgehoben worden, daß die soziale Entwicklung kein bewußtloser Denkprozeß, sondern eine innerhalb der natürlichen Weltverkettung vonstatten gehende sittliche Schöpfung sei (das.). Auch dies ist richtig, aber man muß auch sagen, daß Schäffle über das Verhältnis dieser soziologischen zur zoologischen (wie er selber sie hier nennt) Entwicklungstheorie keine recht deutliche Vorstellung zu erkennen gegeben hat. Er hilft sich mit dem Worte »eigentümlich«. Der zivilisierende Daseinskampf (so in dem S. 237—239 wiedergegebenen Auszuge aus jener älteren Darstellung) zeige »eigentümliche Subjekte, Ordnungen, Ziele, Waffen, Kampfweisen, Anpassungs- und Vererbungsformen, eigentümliche Arten und Folgen der Entscheidung des »Daseinskampfes«. Der menschliche Daseinskampf werde »mit eigentümlichen Waffen, in steigendem Maße mit Waffen des Geistes geführt«. »Eigentümlich« sei der soziale Daseinskampf auch nach seinen Folgen.

Das ehrliche Ringen eines wirklichen Denkers mit großen und schweren Problemen wird immer unsere höchste Achtung hervorrufen. Schäffle ist ein Wetzstein für Geister, denen es ebenso wie ihm um hohe Erkenntnisse zu tun ist. Auch wenn in seinen soziologischen Theoremen das meiste sich als unhaltbar erweisen sollte, so ist er doch auch durch seine Irrtümer belehrend. Vielleicht hat er zu Großes gewollt, aber auch angesichts dieses nachgelassenen Buches, dem wir mit Ehrfurcht und Wehmut gegenüberstehen, darf wiederholt werden — nur daß es leider ins Präteritum zu setzen wäre — was Gustav Schmoller 1879 über ihn geschrieben hat: »Schäffle besitzt für seine Aufgabe gewisse wissenschaftliche Begabungen in einem sehr hohen Grade: einen geistvollen weiten Blick, eine Gabe der Intuition, die an seinen großen Landsmann Schelling erinnert, eine reiche produktive gestaltungsfähige Phantasie, eine seltene Fähigkeit rascher und umfangreicher Re-

zeption, einen nicht ruhenden Fortschrittstrieb . . .« Was Schäffle mangelte, war eine klare und stille Besonnenheit, daher auch das Vermögen, sich über ganz persönliche Bedingtheiten hinlänglich zu erheben.

Ratzenhofer, Gustav, *Soziologie. Positive Lehre von den menschlichen Wechselbeziehungen.* Aus seinem Nachlasse herausgegeben von seinem Sohne. Mit dem Bildnis des Verfassers. Leipzig 1907.

Wiederum ein posthumes Buch über Soziologie! Ratzenhofer und Schäffle hatten auch sonst manches Äußerliche miteinander gemein — vor allem die intime Beziehung zum österreichischen Staate. Der Pietät und Sorgfalt des Sohnes verdanken wir diese Schrift; eines jungen Offiziers, der den Vater nach Saint-Louis begleitet und das traurige Schicksal erfahren hat, ihn an Bord des Schiffes sterben zu sehn, das sie nach Europa heimführen sollte.

Ratzenhofer hatte sich, durch Comte und noch stärker durch Gumplovicz angeregt, mit der modernen Naturwissenschaft vertraut, die Soziologie seit lange angelegen sein lassen. Er unterscheidet diese von der »soziologischen Erkenntnis«, die den philosophischen Einblick in den Ursprung der menschlichen Wechselbeziehungen, in die Wesenheit der sozialen Kräfte und in die Gesetzlichkeit ihres Waltens gewähren müsse. Die »Lehre« dagegen, oder die eigentliche Soziologie soll die Phänomene der menschlichen Wechselbeziehungen klassifizieren, die Faktoren der sozialen Entwicklung ermitteln und das Wirken der Naturgesetzlichkeit im allgemeinen, der soziologischen Gesetzlichkeit im besondern, innerhalb jener konstatieren. Das Werk zerfällt in eine »theoretische« und eine angewandte Soziologie. Jene erfüllt etwa $^3/_4$ des Inhalts. Sie ist in fünf Abschnitte eingeteilt, von denen I die wichtigsten Elemente soziologischen Denkens, II die Faktoren der sozialen Entwicklung, III die sozialen Funktionen, IV die Sozialgebilde, V die Prinzipien der sozialen Entwicklung behandelt. Dazu kommen dann noch zwei Abschnitte. In VI wird die Möglichkeit eines individuellen Einflusses auf die soziale Entwicklung erörtert und behauptet. In VII sodann die praktische Entwicklung der wesentlichsten sozialen Beziehungen in dem Sinne besprochen, daß Folgerungen für rechtliche und politische Probleme gewonnen werden sollen.

Es geht der Gedanke durch die Schrift hindurch, daß das Zeitalter des Kapitalismus und des Weltverkehrs bald durch ein Zeitalter der Seßhaftigkeit der Menschen und der Produktionsharmonie werde abgelöst werden. Und wie gewöhnlich fällt das Erwartete zusammen mit dem, was gewünscht und postuliert wird, ohne daß aber eine zureichende Begründung der kühnen Prognose angetroffen würde. Ein Zeitalter der »schwin-

denden Lebensbedingungen« soll aber schließlich darauf folgen, von dem freilich nicht gilt, daß es willkommen geheißen wird. Ja, der Verfasser läßt schon jetzt den Höhepunkt der Lebensbedingungen überschritten sein, wobei es gleichgültig bleibe, ob dies der Höhepunkt in der Gesamtentwicklung unseres Planeten war, oder ob in kommenden Entwicklungsphasen (Eiszeiten) ähnliche oder bessere Bedingungen wiederkehren werden; denn für die bestehenden Rassen sei der »zunächst eintretende Wechsel« entscheidend.

Ratzenhofer huldigt einem klaren Determinismus, er läßt nur als »bedingte Willensfreiheit« die Fähigkeit gelten, die der Mensch habe, durch die Entwicklung seiner Anlagen zu höhern Interessen sich über die niedrigen Impulse zu erheben und zu einer weitsichtigeren Willensbetätigung vorzuschreiten. Weder in diesen noch in andern Grundlehren sind besonders charakteristische Elemente anzutreffen; als »Faktoren« werden die geologischen Perioden und der Wohnraum, die ererbten Anlagen, die Umwelt und die erworbenen Anlagen der Menschen; die Tradition; die krankhaften Anlagen; Vermischung und Inzucht; Daseinskampf und natürliche Auslese, endlich die herrschenden Ideen, in eingehender Weise erörtert, und diese verschiedenen Faktoren ihrem Werte nach miteinander verglichen. Der Abschnitt (III) über die sozialen Funktionen knüpft an die Bevölkerungsfrage an, behandelt die Grundelemente der Wirtschaft und ihre Trennung durch den Verkehr und prophezeit eine »zivilisatorische Wirtschaftspolitik«. Die eigentliche Soziologie kommt in IV (Die Sozialgebilde) zur Entfaltung, wo A. die Sozialverbände des Blutes, und als solche a) die Familie, b) die Sozialverbände der Rassen- und Stammesgemeinschaft, c) der Sozialverband des Adels; B. die Sozialgebilde der Gewalt, namentlich der Staat; C. die der Ideen (Beispiele: das Sozialgebilde der Dynastien und das der Unterdrückten); D. die der Zivilisation: »Nation« und »Gesellschaft« der Prüfung, und Analyse unterworfen werden. Abschnitt V handelt ganz kurz von Individualismus und Sozialismus und von »Integration und Differenzierung«. Beide Kapitel sind nur Bruchstücke, da der Herausgeber aus äußeren Zeichen entnommen hat, daß sein Vater diesen Kapiteln eine neue Fassung zu geben vorgehabt habe. Das hätte ihn nun freilich nicht veranlassen sollen, dem Publikum die fertige Darlegung des ersten der beiden Themata, wie sie doch vorhanden gewesen zu sein scheint, vorzuenthalten, und nur »einige Sätze herauszugreifen, die im allgemeinen die hier behandelten Materien charakterisieren mögen«; haben hier Rücksichten mitgespielt, die der Sache fremd sind? — Freilich ist in dem ganzen Abschnitte sichtlich vieles, was nicht durch die letzte Hand gegangen ist; da werden noch so interessante Gegenstände durchgenommen wie »Fortschritt und Rückschritt«, »Freiheit und Zwang«,

»Gleichheit und Autorität«, »Die soziale Ordnung, insbesondere die der zivilisierten Gesellschaft«. — Auch die »Angewandte Soziologie«, die in zwei Abschnitten vorliegt, ist wohl in ihrer äußeren Gestalt durch die Redaktion etwas zu kurz gekommen[1].

Aus dem ganzen Buche tritt uns eine starke Persönlichkeit entgegen, von bedeutendem Verstande und energischem Denken. Wenn der Gewinn für eigentliche Wissenschaft nicht sehr hoch geschätzt werden kann, so findet man doch fast auf jeder Seite einen Gedanken, der beachtet zu werden verdient. Über gar viele wichtige Fragen, und mit starken Bezügen auf praktische Probleme, auch ehe noch die »angewandte« Soziologie das Thema ist, teilt uns der alte General seine »Ansichten« mit, die in einem klaren und festen Zusammenhange miteinander stehen. Als »Fachmann« (S. 216) macht er seine Autorität geltend, wenn er über die allgemeine Wehrpflicht, über den Militarismus und über die Verminderung der Heereslasten sich ausspricht. Er will die modernen Riesenheere, die »der Leitung und Verpflegung nahezu unlösbare Aufgaben stellen« und auch sonst starke Bedenken in bezug auf Ausbildung und Mobilisierungsfall gegen sich haben, durch Verschärfung der Tauglichkeitsnormen auf die Hälfte reduzieren, »was allein schon ein riesiger Gewinn für den qualitativen Wert des Heeres wäre«. Daß die gesunden und starken Individuen noch mehr, als es schon heute der Fall sei, benachteiligt würden, in bezug auf die Fortpflanzung und Lebensstellung, soll durch eine Wehrsteuerpflicht ausgeglichen werden. Ratzenhofer hat schon 1882, wohl als einer der frühesten, eine Schrift im Sinne dieses neuerdings wieder stark diskutierten Vorschlages bekannt gegeben. Ich stelle den Gedanken dagegen, daß die Wehrpflicht, die nur ein Teil wirklich erfüllen kann — und in der Tat sollte man nur die körperlich und intellektuell Tauglichen dafür auslesen — nur eine Seite der allgemeinen Dienstpflicht darstellt, und daß die Leistung dieser Dienstpflicht das einzige aus den gegebenen Bedingungen zu entwickelnde Mittel zur Einleitung staatlicher Wirtschaftsbetriebe bedeuten kann, die gerade für die Bedürfnisse des Heeres — und der Flotte — sich unmittelbar notwendig machen, namentlich in Absicht auf Produktion von Lebensmitteln, welche Produktion und Zufuhr über Zufälle und Schwankungen des Marktes hinauszuheben, rein militärisch angesehen, ein Gebot der Selbsterhaltung werden kann und vielleicht schon ist. Der Staat braucht dazu Land — er kann es erwerben, indem er verschuldete Gutsbesitzer und schlechte Wirte auskauft, wenn es sein muß im Enteignungsverfahren, mit dem

[1] Für allein richtig halte ich, theoretische und praktische, anderseits reine und angewandte Soziologie innerhalb der theoretischen, und von beiden die empirische, zu unterscheiden.

eben die preußische Regierung um nationaler Zwecke willen, die es doch nur in einem beschränkteren Sinne sind, einen so gewagten Anfang in Anwendung auf landwirtschaftlichen Grund und Boden machen will (1909!) — und er braucht dazu ein Arbeitsheer: er hat es zur Verfügung, sobald er mit dem Gedanken, daß, wer nicht mit der Waffe oder bei der Waffe zu dienen braucht, in anderer Weise, also etwa mit dem Spaten und dem Pfluge, zu dienen schuldig ist, Ernst macht. Dagegen beruht die Wehrsteuer auf einer prinzipiell sehr bedenklichen Gleichsetzung von persönlicher Leistung mit Geldleistung und muß viele Individuen, die ohnehin, auch für den ökonomischen Erwerb, minder leistungsfähig sind, unbillig bedrücken; während eine ihren Kräften angepaßte, wenn auch (oder gerade weil) außerhalb ihrer Berufstätigkeit liegende Arbeit, besonders ländliche Arbeit, für viele von diesen gerade zu ihrem Heile und ihrer Stärkung gereichen könnte. Utopisch — jawohl. Aber die allgemeine Wehrpflicht war vor vier Menschenaltern auch utopisch. — Im folgenden Kapitel (31) bemerkt R., den sozialen Verhältnissen sei nur durch großzügige Maßnahmen beizukommen, die sich auf den ganzen Raum, worin die gleichen Verhältnisse herrschen, erstrecken müssen. Er hebt dann die Schäden der Bureaukratie und Beamtenregierung hervor, die »noch überboten werden, wenn die gesellschaftlichen Schäden dauernd geduldet und unterstützt werden, weil einzelne für sich und ihre Interessengenossen aus der allgemeinen Misère einen Sondervorteil erhoffen«. Ein starker Staat muß das Interesse künftigen Gemeinwohls vor dem Individualismus der Gegenwart schützen. »Dem heutigen Stande der Wissenschaft gegenüber erscheint unsere Wirtschaft, welche die Aufgaben der Aufforstung, der Wildbachverbauung und der Chemie des Bodens vernachlässigt, und aus der Einsicht in den Zusammenhang zwischen Bodenbedeckung und den meteorologischen Verhältnissen keine praktische Folgerungen zieht, als ein gewissenloser Raubbau, der aus der Verkarstung des Balkans, der Erschöpfung Italiens und Spaniens, der Verwüstung Nordafrikas nichts gelernt hat« (S. 222). — Es ist mir erfreulich, mit vielen Urteilen Ratzenhofers übereinzustimmen, mit anderen freilich stimme ich nicht überein. In seiner Kritik des Verkehrs und Handelswesens tritt die österreichisch-antisemitische Stimmung an die Oberfläche. Die Gesamtansicht des historischen Prozesses halte ich nicht für zulänglich, wenn sie auch durch manche Tiefblicke sich auszeichnet, wie sie einem keineswegs alle Tage begegnen. Es muß beklagt werden, daß der geistvolle Autodidakt — was wir über die Laufbahn seines Lebens, vom Uhrmacherlehrling zum Präsidenten des Militär-Obergerichts, erfahren, kann nur die Hochachtung für ihn vermehren — nicht länger gelebt und gedacht hat. Dies Büchlein wäre runder und voller geworden. Aber auch so, wie es ist, möge es als hervorgegangen

aus der Werkstatt eines sinnreichen, erfahrenen, sittlich ernsten Mannes stark empfohlen werden.

Vecchio, Giorgio del, *Su la teoria del Contratto sociale.* Bologna, Ditta Nicola Zanichelli. 1906.

Der ziemlich gewaltsame Prozeß, den im 19. Jahrhundert die historische Schule dem Naturrecht, insonders der naturrechtlichen Staatslehre gemacht hat, wird seit etwa 20 Jahren allmählich einer Revision unterworfen. Man hat den Sinn der Lehre vom Gesellschaftsvertrage, richtiger von den mehreren Verträgen, die das Dasein des Staates und der Staatsgewalt ideell begründen sollten, wiedergefunden und — wenn auch noch kaum in genügender Weise — wieder verstehen gelernt. Die vorliegende tüchtige Schrift stimmt durchaus mit dem Geiste dieser neueren Einsichten überein. Sie beschäftigt sich vorzugsweise mit dem berühmten Traktat Rousseaus *Du contrat social*, indem sie ausgeht von einer Polemik gegen Jellinek, der in seiner Schrift über die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte einen Gegensatz zwischen diesem Manifest und der Rousseauschen Theorie behauptet hat. Der italienische Gelehrte entwirft, um dies zu widerlegen, eine kurze aber gründliche Entwicklungsgeschichte der Lehre vom sozialen Kontrakt. Dem, was darin vorgetragen wird, kann ich nicht in allen Stücken Beifall geben. Die Bedeutung des Grotius für diese Lehre wird überschätzt, die des Hobbes im Gegensatze zu ihm und zu allen früheren scholastisch-ständisch-dualistischen Staatstheoretikern nicht richtig erkannt. Der Verfasser hätte sich mehr an Gierkes *Althusius* halten sollen, der diese Verhältnisse klarstellt, wenngleich auch darin noch nicht scharf genug zwischen den empiristischen Darstellungen und den rationalistischen Konstruktionen unterschieden wird. Die fundamentale Übereinstimmung der Rousseauschen Staats- und Souveränitätslehre mit derjenigen des Hobbes finde ich richtig und stark hervorgehoben in der Schrift von René Gadave »*Th. Hobbes et ses théories du contrat social et de la souveraineté*«, die ein Jahr später als die vorliegende erschienen ist (Toulouse 1907). Den einzigen wesentlichen Unterschied der beiden Doktrinen findet er — und das ist auch meine Ansicht immer gewesen — in der Lehre von den Staatsformen. Daher trifft die geistreiche Auslegung, die del Vecchio der Rousseauschen Theorie gibt, um ihre Vereinbarkeit mit der »Erklärung« zu beweisen, in der Hauptsache auch die Hobbes sche, wenn diese in ihrer schärfsten Intention verstanden wird. Allerdings ist Rousseau subjektiv klarer über den rein ideellen Charakter seines Staates. Hobbes war es erst allmählich geworden. Aber auch er hätte gegen die Menschenrechte nichts einzuwenden, als daß sie zur *Lex naturae* gehören, nach der

sich zu richten allerdings der Souverän — das ist aber auch für ihn immer, wenn auch durch einen Monarchen am besten repräsentiert, das geeinte Volk selber — moralisch verbunden sei; eine rechtliche Bindung aber widerspreche dem notwendigen Wesen des Grundvertrages; und das könnte auch Rousseau nicht leugnen. Andererseits würde auch Hobbes nachdrücklich behaupten, daß nur der Staat die Menschenrechte garantieren könne — wenn nämlich der Souverän es will, und dazu möge er, außer durch moralische, noch durch viele andere Gründe bewogen werden; aber mit Recht zwingen könne ihn niemand, und moralisch oder gemäß dem Naturrecht stehe für ihn noch über der Pflicht, solche Rechte zu schützen, die unbedingte Pflicht, für das Gemeinwohl zu sorgen. Rousseau würde allerdings gestimmt sein, die Menschenrechte noch etwas wichtiger zu nehmen. Daß aber ein deutlicher Gegensatz besteht zwischen der Deklaration, die wesentlich auf dem Boden des Liberalismus steht, und den Staatsgedanken sowohl des Hobbes als des Rousseau, die entschieden auf die antike Polis und auf den Wohlfahrtszweck des Polizeistaates, Rousseau sogar im Sinne des »Zukunftsstaates« hinweisen — darin dürfte Jellinek doch recht behalten, wenngleich er eine gewisse Zwiespältigkeit in Rousseaus Ideen zu übersehen scheint.

Klein, Franz, Justizminister a. D.: *Das Organisationswesen der Gegenwart.* Ein Grundriß. Berlin 1913.

Die Quellen und Triebfedern, die innere Natur, den soziologischen Charakter des heutigen Organisationsphänomens darzulegen, macht sich der Verfasser zur Aufgabe. Des heutigen — denn es wird freilich ein geschichtlicher Rückblick für unerläßlich gehalten, um das wirklich Moderne als solches zu erkennen, aber »die großartige Organisationsbewegung, inmitten deren wir uns befinden«, wird eben dadurch als eigentlicher Gegenstand des Werkes bezeichnet.

Das Wort »Organisation« gehört zu den Verbalsubstantiven, die zu Dingworten durch den Sprachgebrauch gemacht worden sind, das Sprachgefühl fügt sich ihm widerwillig. Dieser Sprachgebrauch ist, wenn ich nicht irre, aus der Arbeiterklasse hervorgegangen und bezieht sich auch als allgemeiner vorzugsweise auf die ökonomischen Kampfverbände, und zwar in erster Linie auf die der Arbeiter selber. In der Einleitung werden verschiedene Bedeutungen des Wortes erörtert, das Gemeinsame und das Unterscheidende sozialer Organisation hervorgehoben, gegen die Organisation im Sinne gesellschaftlicher Verfassung der subjektive Organisationsbegriff abgehoben, »Vereinigungen« bezeichnend, in denen sich Menschen in der Absicht verbinden, »gewisse Zwecke,

die sie sich in der Regel freiwillig setzen, durch »organisierte« gemeinsame Tätigkeiten oder Leistungen zu erreichen« (S. 10). Obwohl nun im ersten »geschichtlichen« Abschnitt scharf betont wird, daß am heutigen Organisationswesen »nichts absolut Neues« sei (S. 67), daß die Gegenwart vielmehr fast alle Organisationsarten früherer Perioden übernommen habe — nur die Erwerbsgesellschaften seien etwas bereichert worden —, so heißt es doch im gleichen Zusammenhange (S. 65), als Organisationsform überwiege heute der »Verein«, »so daß man die Gegenwart ebensogut die Organisationsepoche der Vereine wie das Mittelalter die der Genossenschaften nennen kann« (vgl. S. 281); ein Verweilen bei dieser Entgegensetzung findet aber nicht statt. Im dritten Abschnitt »Das Entstehen von Organisationen« anerkennt der Verf. (sub A: Die Disposition zur Vereinigung), daß die Ideen und Gefühlskomplexe, die ich als Gemeinschaft und Gesellschaft einander gegenüberstelle, heute in der Gesellschaft aller Kulturländer anzutreffen sind und durch ihre genaue theoretische Bestimmung werde dem Verstehen der modernen Gesellschaftsprozesse ein sehr wertvoller Dienst geleistet (S. 77); seinen vollen Wert werde aber dieser nur dann haben, »wenn zugleich festgehalten wird, daß sie zwei Pole, die Enden einer Skala unzähliger Abstufungen und Schattierungen sind und weder in Ansehung der Menschen noch der Verhältnisse stationäre Massen bilden, vielmehr zwischen ihnen ein beständiger Übergang stattfindet«. Das ist in der Tat, was ich immer gemeint und im Auge behalten habe. Der Verf. beruft sich auf einen Satz Ulpians über die *societas* und auf ein Urteil Schmollers inbetreff der offenen Handelsgesellschaft, um darzutun, daß die in der Familie erlangten Assoziationsneigungen und -fähigkeiten in sämtliche Beziehungen des Ich, auch in diejenigen verpflanzt werden, die auf streng rationeller oder spekulativer Basis stattfinden (S. 77 f.). Dabei muß aber doch erinnert werden, daß in den meisten Aktiengesellschaften jede Spur von *Fraternitas* oder von »Abstammung aus dem Familienhaushalt« erloschen ist; und bezeichnend ist in dieser Hinsicht, daß der Ursprung der Aktiengesellschaften in verzinslichen Anleihen, verbunden mit dem System der indirekten Abgabenerhebung, des Abgabenkaufes, gefunden wird (Goldschmidt, Universalgesch. des Handelsrechts S. 291); denn überhaupt ist nicht sowohl der Handel, der zum guten Teil etwas von einer Berufstätigkeit, einem Gewerbe, behält, sondern der »Wucher« Kern des reinen Kapitalismus, daher eben das Zinsennehmen als typisch für unbrüderlichen, ungenossenschaftlichen Verkehr empfunden wurde; für einen solchen Zweck vereinigen sich auch am leichtesten Leute, die sonst nichts miteinander gemein haben. — Ich verfolge zunächst die Umrisse des Buches. Die »Motive der Organisation«: als solche werden

»für die Gegenwart« 1. die Kraftsteigerung, 2. die Arbeitsteilung, 3. Konkurrenzmüdigkeit, 4. Gewinnstreben und Wirtschaftlichkeit, 5. das Verhältnis zu den Massen in Anspruch genommen (erschöpfend wird man diese Gründe nicht finden, wenigstens nicht, wenn die ganze »Vereinsmeierei« mit in Betracht gezogen wird!)[1]. Der 4. Abschnitt behandelt die Verfassung, der 5. die Mittel, der 6. die Politik der Organisationen. Im 7. werden die »Wirkungen« A. auf die Persönlichkeit, B. auf die Gesellschaft erörtert, im 8. das Verhältnis zur Rechtsordnung. 9. Schlußbetrachtungen.

Unter 5 begegnet uns eine Einteilung. Es werden 3 Gruppen unterschieden, denen je ein besonderes Schema der Mittel entspricht: 1. Organisationen des Verkehrs, 2. der Propaganda, 3. der Aktion (S. 125 ff.). Die Mittel sind Geist, Wille, Geld. Die der Willensbestimmung werden besonders erörtert, und zwar 1. Koalition, 2. Streik, 3. passive Resistenz, 4. Aussperrung, 5. Sperre, 6. Verruf, 7. Unterbietung, Strafzuschlag und Rabattverkürzung, 8. Gewalt, 9. politische Nachhilfe. Aus dieser Aufzählung erhellt, daß dabei vorzugsweise an Organisationen der Arbeiter und der Unternehmer gedacht wird. Der Verf. weist auch darauf hin, daß die einzelnen Organisationen die Arten der Mittel in verschiedenem Maße in Anspruch nehmen (S. 130). In glänzender Ausführung entwickelt er, wie die Organisationen, die für Neues Bahn brechen wollen, für neue Ideen oder für neue Anstalten und Zustände, in dieser Beziehung sich abheben, das sind aber die der Propaganda und die der Aktion, im Unterschiede von denen des Verkehrs, insbesondere der Erwerbsgesellschaften.

Mit der hier vorliegenden Einteilung konkurriert aber eine andere, die auf Verschiedenheit der »Verfassung« (4. Abschn., S. 106 ff.) beruht. Auch da werden 3 Klassen gebildet, und zwar im Anschlusse an das österreichische Gesellschaftsrecht: 1. die offene Handels- und die Kommanditgesellschaft, 2. die Aktiengesellschaften, Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften u. dgl., 3. die Vereine. Nun werden aber im 1. Abschnitt (S. 53 ff.) auch politische Parteien als »Organisationsart« vorgestellt und die Darstellung kommt des öfteren (z. B. S. 185) darauf zurück. Das Verhältnis der »Organisationsarten« zu den erwähnten Einteilungen der Organisationen ist nicht durchaus klar. Dort wird »historisch« mit Genossenschaften angefangen, dann folgen Zünfte, Gil-

[1]) Die Motive der Gründer sind oft von denen der Mitglieder verschieden. Aus wie vielen Motiven werden Vereine gegründet: z. B. um den Absatz von Kunstblättern, Büchern, Zeitschriften zu fördern; und die Motive der Mitglieder? 2 sehr wichtige: 1. die Eitelkeit (die Listen der Mitglieder werden gedruckt u. dgl.), 2. die Meinung, Waren billiger zu bekommen.

den, Gesellenverbände, Meistersänger und Bauhütten; Organisationen analoger Zwecke in der Gegenwart schließen sich an, endlich werden, offenbar als mehr moderne Arten: 6. Erwerbsgesellschaften, 7. Vereine und (Koalitionsrecht), 8. politische Parteien vorgeführt. Die moderne politische Partei wird als eine für gewisse Zwecke rationell eingerichtete und gegliederte ständige lokale oder interlokale Vereinigung, mit Instanzen, Führern, Offizieren und Soldaten und einem gewissen Verwaltungsapparat beschrieben. Ist die Partei aber wirklich eine »Organisation?« Werden nicht unorganisierte Parteien von organisierten unterschieden? Ist der Umstand, daß sich jemand zu einer Partei hält, für sie stimmt, als ihr Mitglied betrachtet wird, nicht verschieden von der »offiziellen« Zugehörigkeit, von dem, was die Sozialdemokraten »politisch organisiert sein« nennen?

In dem Abschnitte über die Politik der Organisationen nimmt der Verf. Gelegenheit, auch ihr soziologisches Wesen von neuem zu beleuchten und ihnen »in der Stufenleiter der sozialen Gebilde den richtigen Platz anzuweisen« (S. 205). Dabei wird ausgegangen von *Le Bons* psychologischer Menge (*la foule*), die von diesem als »ein loses, unter gewissen vorübergehenden oder dauernden Einflüssen sich von selbst bildendes Aggregat ohne innere Ordnung oder Verfassung« vorgestellt wird. Den Organisationen sei viel damit gemein, so der Zustand höherer Empfänglichkeit, das Ungestüme und die Erregbarkeit der Menge, die Übertreibungen der Ansichten und Gefühle u. dgl. m. Dann aber werden die großen Unterschiede hervorgehoben. Während der bloßen Menge die Kraft abgesprochen werde, äußeren Impulsen zu widerstehen, so daß sie ohne Vorbedacht handele, so seien für die Organisationen normalerweise gerade die entgegengesetzten Züge typisch: Zwecke, Zweckbewußtsein, dauerndes Wollen, Beraten, überlegtes Handeln usw. Ähnlich wird dann »die Organisation« mit der »Klasse« verglichen und kontrastiert (S. 207); soziologisch sei die Klasse eine Mittelstufe (obwohl historisch der Schlußpunkt) zwischen der psychologischen Menge Le Bons und der Organisation, technisch weniger vollkommen als letztere; jede freie Organisation besitze die psychischen und gesellschaftlichen Agenzien dazu, eine Klasse zu werden, wenn nur Zeit und geistige Verfassung dafür günstig wirken (S. 208).

Ich halte den Begriff Le Bons von der Menge für eine unrichtige Verallgemeinerung. Wenn aber Klein findet, daß die Organisationen viel mit der so beschriebenen Menge gemein haben, so muß man fragen, ob dies auch von Organisationen des Verkehrs, von Aktienbanken, von Vereinen der Briefmarkensammler oder Gesangvereinen oder Wohltätigkeitsvereinen (S. 88) gelten solle? ob auch eine Gesell-

schaft für Lokalgeschichte ihre Mitglieder in den beschriebenen Zustand höherer Empfänglichkeit versetze? Es scheint, daß überall, wo in die nähere Charakteristik eingegangen wird, die Vorstellung von Vereinen, die sich politische und andere die Persönlichkeiten lebhaft in Anspruch nehmende Zwecke setzen, sich subsituiert und mit Recht, sofern daran gelegen ist, die soziologisch interessantesten Organisationen herauszuheben. Sie sind, wie ich meine, allesamt Organisationen zum Behuf der Aktion, d. h. sie wollen und sollen bestimmte äußere Zwecke durchsetzen; und dazu würde ich auch einen Teil derer, die Verf. Organisationen der Propaganda nennt, rechnen; denn es ist doch ein gewaltiger Unterschied, ob man für die Herausgabe alter Musikwerke (S. 88) oder etwa für die Verdoppelung einer Kriegsflotte, für die Abschaffung der Getreidezölle Propaganda zu machen sich anschickt. Mich dünkt, man sollte zunächst allgemeine und persönliche Geselligkeitsvereine von den Vereinen unterscheiden, die einen bestimmten und die einen sachlichen Zweck haben (nicht alle allgemeinen Vereine sind zugleich persönlich, nicht alle besonderen zugleich sachlich, aber die Begriffspaare neigen stark zueinander). Und für beide Gruppen dürfte der Unterschied wesentlich sein, ob sie sich als friedsame oder als kämpfende darstellen; im großen und ganzen ist die erste Gruppe mehr friedsam, die andere mehr kriegerisch. Aber auch ganz persönliche Verbände, wie die Orden der katholischen Kirche — auffallenderweise werden diese in dem Buche gar nicht erwähnt — haben teils harmlose fromme Zwecke, teils sind sie Organisationen des Kampfes, wie die Gesellschaft Jesu. Die militärische Organisation, die in der Regel nicht auf freier Vereinigung beruht, sondern von oben her, und ursprünglich zumeist durch einzelne Personen gemacht wird, ist doch immer von neuem Vorbild für alle Vereinigungen, die etwas erzwingen wollen. Man denke an die Heilsarmee, an die Suffragetten und alle geheimen revolutionären Verbindungen. Wenn der 7. Abschnitt unseres Buches »die Wirkungen« schildert, so tritt das Werturteil stark in den Vordergrund und dies wird nachdrücklich verteidigt (S. 234), aber zugleich wird der »Boden des Kampfes« ausführlich dargestellt und »die wissenschaftliche Beurteilung der Kampforganisationen« (S. 237) dahin zusammengefaßt: ob es die Arbeitseinstellungen, die Verrufserklärungen oder die Kartelle seien, man komme, von einseitigen Parteigängern abgesehen, eigentlich nicht darüber hinaus, das Für und Wider in gleicher Weise gerechtfertigt zu finden (»Wohin wir fahren, das neue Ziel, darüber herrschen allerdings noch sehr unsichere Ideen . . .«, S. 238). Ganz besonders dies Kapitel wie auch der erste Abschnitt (Verhältnis zur Rechtsordnung) und die Schlußbetrachtungen sind von anregenden und belehrenden

Gedanken erfüllt. So, wenn am Schlusse des 8. die verschiedene Bedeutung der Arbeitskämpfe für Wirtschafts- und Rechtsleben betont wird: die wirtschaftlichen Folgen seien leichter zu verschmerzen, während im Rechtsleben jeder Sieg einseitige Selbstsucht, jede erfolgreiche Betätigung von Macht und Gewalt, die über das rechtliche und ethische Grundschema der jeweiligen Ordnungen hinausgehe, ihre Spuren zurücklassen. Auch das Schlußkapitel verweilt hauptsächlich bei dem Kampf zwischen Kapital und Arbeit; hier wird auch der Bedeutung der Konsumgenossenschaften mehr als zuvor Rechnung getragen. Schließlich wird die Möglichkeit angedeutet, daß die Propaganda- und Aktionsorganisationen, eventuell sogar über die politischen Parteien hinaus, die Erledigung ihrer heutigen Aufgabe überleben, anderseits aber, daß das Organisationswesen zerfallen werde und »die Organisationen heutiger Art für alle Zeiten in die Rumpelkammer der Geschichte wandern« (S. 298).

Das Buch will »nur eine Grundlegung« sein (S. 1 f.) und bezeichnet sich als ersten Versuch, in das verwirrende und überströmende Material System und Ordnung zu bringen. Dabei sind nur reichsdeutsche und österreichische Verhältnisse berücksichtigt. Die Unternehmung ist jedenfalls verdienstvoll und die Ausführung zeigt, wie viel auch daran zu erweitern und zu berichtigen sein möge, die Hand eines Meisters.

Vierkandt, Alfred, *Staat und Gesellschaft in der Gegenwart.* Eine Einführung in das staatsbürgerliche Denken und in die politische Bewegung unserer Zeit. (Wissenschaft und Bildung. Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Heft 132.) Leipzig 1916.

Das gehaltreiche Büchlein geht nach einer Einleitung und drei theoretischen Kapiteln (über Wesen und Formen des Staates, über die Gesellschaft und über den modernen Nationalstaat) mit dem 4. auf die Reformbewegungen der Gegenwart über, woran solche über den Klassencharakter des Staates und der Gesellschaft (5), über den Kampf innerhalb der modernen Gesellschaft (6) und über die politischen Parteien der Gegenwart (7) angeschlossen werden. Der »Schluß« weist auf »Neue Wege, neue Ziele«. Die praktischen Kapitel umfassen also den weitaus größeren Teil (freilich sind auch sie von Theoremen durchzogen, besonders treten im 7. Merkmale der Parteilehre auf); auch dem Werte nach überwiegen sie. Der Verfasser nennt sie einen Streifzug durch die öffentlichen Zustände unserer Zeit (S. 150). Natürlich ist dabei fast nur an die deutschen Zustände gedacht, nicht ohne daß auf geschehene und zu erwartende Veränderungen durch die große Krise, in der wir uns befinden, hingewiesen wird. Es sind Betrachtungen eines gereiften

Mannes, eines einsichtigen Menschenfreundes, vorwiegend ethischen und sozialpolitischen Charakters; sie erinnern mich oft an den politischen Abschnitt und manche Einzelheiten in Paulsens Ethik. Vierkandt ist aber noch etwas mehr als Paulsen beflissen, seinen Werturteilen die subjektiven Spitzen abzuschleifen. Er will vor allem die Denkfehler, die schiefen Auffassungen und willkürlichen Annahmen, die falschen Schlüsse und törichten Voraussetzungen meiden und beseitigen, wodurch die politischen Anschauungen und Beweisführungen des täglichen Lebens überall verunreinigt seien. Er meint offenbar (wenn er auch nicht so sich ausdrückt), daß in vielen Fragen eine genauere und richtigere Kenntnis der Tatsachen und ihrer Zusammenhänge notwendigerweise bestimmte Schätzungen der Dinge und also Standpunkte ausschließt, folglich dahin wirkt, daß verschiedene Parteigänger, wenn sie nicht gänzlich durch Leidenschaften und Vorurteile blind geworden sind, sich zusammenfinden. In begrenztem Maße kann nun wirklich die wissenschaftliche Erkenntnis diesen Einfluß sich zuschreiben; wäre dem nicht so, so sollten die ihrer Beflissenen lieber ihr Handwerkszeug an den Pflock hängen. — In der Tat halte ich die Gesichtspunkte Vierkandts zum größten Teile für richtig, wenngleich ich die theoretischen Grundlagen der ersten 3 Kapitel nicht als ausreichend anerkenne. Es sind aber auch zu große und schwere Probleme, die auf wenigen Seiten hier abgehandelt werden. Am wenigsten dürfte das erste Kapitel genügen, das als Hauptformen des Staates 1. das demokratische Gemeinwesen (der Urzeit), 2. den Eroberer- und Klassenstaat, 3. den modernen Nationalstaat darstellt. Die Gesichtspunkte des Ethnologen überwiegen hier zu sehr. Schade wäre es, wenn sich ein Leser dadurch von Kapitel 4—7 zurückschrecken ließe. Diese enthalten so viel Vortreffliches, daß man sich sympathisch davon berührt fühlt, auch wenn hie und da eine gewisse Enge des theoretischen Bewußtseins zutage tritt, will sagen, wenn man bemerkt, daß die weltgeschichtliche Perspektive nicht weit genug ist. Um so mehr wird man die Unbefangenheit und Würdigkeit anerkennen, womit überall die Arbeiterbewegung und die Stellung der besitzenden Klassen zu ihr beurteilt wird; es ist die Art, die den Philosophen kennzeichnet. Hin und wieder begegnen kleine Irrtümer. Das Ausnahmegesetz galt nicht, wie S. 99 steht, 1876—1892, sondern 1878—1890. Wenn S. 98 der Bauer und die städtischen Massen gegeneinander gestellt werden, so wird (wie so oft) vergessen, daß auf dem Lande, selbst dem bäuerlichen, nicht nur Bauern wohnen, die sogar oft nur eine kleine Minderzahl sind. Was über England S. 134 und S. 139 gesagt wird, steht nicht ganz im Einklange. Auch ist es unrichtig, was an der ersten der beiden Stellen steht:

England habe die Altersversicherung im großen Stile ausgebaut. Die *Old Age Pensions* beruhen eben nicht auf Versicherung. An dieser Stelle wird ausgesprochen, nachdem das Deutsche Reich in der Sozialpolitik vorangegangen, sei ihm neuerdings neben Frankreich sogar England, »bisher das klassische Land der Selbsthilfe«, gefolgt. An der späteren Stelle werden 3 Stadien in der Entwicklung der Industrie unterschieden: im dritten trete die tätige Hilfe ein, teils in Gestalt der Selbsthilfe, teils in derjenigen von Reformen, die Staat und Gesellschaft durchführen. »In England ist das dritte Stadium schon um 1850 erreicht«. Offenbar ist gemeint: auch mit staatlichen Reformen. In der Tat war ja die englische Fabrikgesetzgebung damals schon zu einer gewissen Höhe gelangt. Und doch ist in der anderen Meinung eine Wahrheit enthalten. Grundsätzlich wollte man in England auf den Schutz der Schwachen, also der Frauen und Kinder, sich beschränken. Der Gedanke, das Arbeitsverhältnis als solches zu erfassen, auch den Arbeitsvertrag des erwachsenen Mannes zu »bevormunden«, ist bis in neueste Zeiten ferngehalten worden. — Die Schrift geht in Betrachtungen aus, die an Gedanken erinnern, wie sie neuerdings von hoher amtlicher Stelle laut werden. Die beiden letzten Sätze sind wert, hier angeführt zu werden: »Unermeßliche Bestrebungen sind heute in der Nation lebendig, die von ihm (d. i. vom Staate) Verständnis und Förderung verlangen, unermeßliche Kräfte, die danach verlangen, in seinen Dienst genommen und mit seiner Macht verbunden zu werden. Erst von einem solchen Staate wird man sagen können, daß der staatsbürgerliche Gedanke in ihm wahrhaftes Leben gewonnen hat.« — Freilich wird man auch immer wieder an das schneidende Wort erinnert werden: »Leicht beieinander wohnen die Gedanken.« —

Das Nationalitäten-Problem nach Steinmetz und Mitscherlich.

Wenn wir die ersten Jahrhunderte der Neuzeit betrachten, so finden wir, daß nichts weniger geachtet wurde, als die Nationalität. England — von Eroberungen außerhalb Europas wollen wir nicht reden — unterwarf sich Irland, nachdem es längst vorher Wales sich angegliedert hatte und zog Schottland an sich als einen Teil von Großbritannien; es erwarb Stationen im Mittelmeer und machte Portugal zu seinem Vasallen. Spanien besaß die Niederlande, bis ein Teil sich selber befreite, Frankreich raubte deutsche Gebietsteile und nahm Corsica; unter dem korsischen Häuptling zwang es das halbe Festland unter seine Botmäßigkeit, Spanien und Portugal hatten die überseeische Welt unter sich aufgeteilt, zeitweilig verlor Portugal seine Selbständigkeit an Spanien

(1580—1640). Italien war unablässig Zankapfel zwischen 3 oder 4 Mächten. Dänemark beherrschte im 18. und 19. Jahrhundert (bis 1864) die deutschen Herzogtümer Schleswig-Holstein, als wären sie zu ihm gehörig, betrachtete auch Norwegen (bis 1814) als Teil seines Reiches, Österreich hatte die Tschechen und andere Slaven und die Ungarn sich angegliedert, hielt große Stücke von Italien unter seinem Szepter. Österreich, Preußen und Rußland teilten sich in Polen, die Türkei beherrschte in Europa fast lauter ihr fremde Nationalitäten, Rußland hatte die Ukraine, die baltischen Länder, Finland erobert.

Im 19. und 20. Jahrhundert erleben wir eine große Reaktion gegen diese rücksichtslosen, von dynastischen und merkantilistischen Habgieren bestimmten Aneignungen, in Europa. Das Nationalitätsprinzip, begünstigt durch zunehmenden Verkehr und Austausch in allen Gebieten, durch vermehrte Schulbildung, steigendes Selbstbewußtsein der bürgerlichen Schichten, hinter denen die Arbeiterklasse immer trotziger ihr Haupt erhebt; das Nationalitätsprinzip, das auch machtvolle Interessen sich aneignen, tritt bald stiller bald lauter auf die Bühne des öffentlichen Lebens. Große zersplitterte Nationen wollen ein Volk werden, einen gemeinsamen Staat bilden. Wie persönliche Freiheit, bürgerliche Freiheit, politische Freiheit die herrschenden Losungsworte innerhalb der Staaten, so wird die Befreiung der Nationalitäten, insbesondere die Angliederung der wirklich oder vermeintlich unter Fremdherrschaft seufzenden »unerlösten« Teile großer Nationen an diese ihre Mutterländer, ein Ideal, das sich pochend in die Völkerkämpfe hineinstellt und nach Verwirklichung schreit. Zugleich macht das Recht der kleinen Nationen auf Wahrung oder Wiederherstellung ihrer staatlichen Selbständigkeit sich geltend, große Nationen versuchen der Welt einzubilden, daß sie einen Weltkrieg entfesseln oder daran teilnehmen um des Rechtes und der Ehre kleiner Nationen willen.

Auch die aufgezwungenen Friedensverträge machen sich anheischig, dem Nationalitätsprinzip gerecht zu werden, in dem Sinne, daß die Selbstbestimmung der Nationalitäten über ihre Selbständigkeit zu dem einen oder dem anderen Staate, der Austritt aus ihrer alten, Eintritt in eine neue Verbindung durch ihren eigenen Gesamtwillen, d. h. Mehrheitswillen entscheiden solle.

Eine große Literatur von Büchern, Flugschriften, Zeitschriften und Zeitungsartikeln ergießt sich, zum großen Teil einseitig, oberflächlich, flüchtig, tendenziös über diese Fragen und Bestrebungen.

Da ist es wahrlich an der Zeit, daß einmal eine streng wissenschaftliche Arbeit sich der Sache zuwendet und mit Rüstzeug des gelehrten Bewußtseins, mit dem dazu gehörigen unparteiischen Sinne für Wahrheit und Gerechtigkeit die Sache untersucht und beleuchtet.

Das hat der holländische Ethnologe und Soziologe S. R. Steinmetz — Professor der Universität zu Amsterdam — in einem umfangreichen Werke unternommen, dessen erste Hälfte uns vorliegt[1]; es behandelt die Nationalitäten Europas und zwar in diesem ersten Teile die von Süd- und Ost-Europa. Der Verfasser nennt das Werk eine soziographische und politische Studie. (Soziographie ein neuer und brauchbarer Kunstausdruck!) —

Hier nur wenige Anmerkungen über das Ziel, das der gelehrte Verfasser sich gesteckt hat. Es ist bestimmt durch die Art und Weise, wie die Ententemächte und Präsident Wilson die Nationalitätsfrage in den Vordergrund des öffentlichen Bewußtseins gestellt haben. Steinmetz hat mit Recht darin das wissenschaftliche Problem gefunden: was ist eine Nationalität, was ist ihre Entwicklung, welches Recht und welche Kraft haben die Nationalitäten auf selbständiges staatliches Dasein? Diese Fragen will er im allgemeinen und an den gegebenen Fällen des Südens und Ostens von Europa erforschen und beantworten.

Dabei hat er von folgenden Grundsätzen sich leiten lassen:

1. Jede Menschengruppe und jedes Individuum habe das Recht, ja die Pflicht, nach eigener Art und Anlage in voller Freiheit sich zu entwickeln und auszubilden, aber jede habe auch ihre Grenze am gleichen Recht der anderen.

2. Ob wirklich eine besondere Nationalität besteht und auf Anerkennung Anspruch machen darf, wird nicht von einem oder dem anderen Umstande als Abstammung oder Sprache oder Religion abhängen, sondern von der ganzen besonderen Art und dem Charakter des Volksteils, von Eigenschaften also, die nicht durch ein Plebiszit festgestellt werden können, das stets von allerhand Einflüssen des Augenblickes und häufig von äußeren Einflüssen abhängig sein wird. Art und Charakter bilden den wirklichen und tiefsten Willen eines Volkes, der nicht von heute allein ist und nicht durch eine zufällige oder künstliche Mehrheit geoffenbart wird. Nur auf Charakter und Willen kommt es an. Auch hier ist der Mehrheitsbeschluß lange nicht immer der Ausspruch des wahrhaften Willens der Gemeinschaft, um den es doch der wahren Demokratie allein zu tun sein muß.

3. Die Menschheit wird gehoben durch Vielfachheit und Verschiedenheit von Volksindividualitäten; Einförmigkeit und Imperialismus sind die größte Gefahr für die Menschheit, freie Vereinigung selbständiger Einheiten hingegen oft ein Vorteil für ihre Entwicklung und nicht im

[1] De Nationaliteiten in Europa. Door Prof. Mr. S. R. Steinmetz. — Zuid- en Oost-Europa. Amsterdam S L. von Looy. 1920. 514 S.

Widerstreit mit der Forderung kräftiger Einheit, die der Verfasser durchaus anerkennt. Er tritt für vollkommen freien Wettbewerb auch zwischen den Staaten ein und meint, das Streben dürfe nicht aufgegeben werden, daß man zu einer Verteilung der Erde komme, die im richtigen Verhältnis zum Arbeitsvermögen und der Kraft der Völker stehe. —

Mit besonderem Interesse wird man die Kapitel über die Kroaten, die Nationalität der Einwohner von Bosnien und der Herzegowina, die Serben und ihre Irredenta, die Mazedonier, die italienische Irredenta in Österreich, die Slowaken, die österreichischen Deutschen, die Bewohner Oberschlesiens, über die Polen und die von ihnen unterdrückten Ruthenen, die Ukrainer, die Litauer, über das dreifache Nationalitätsproblem in den baltischen Landen, endlich auch das Schlußkapitel über das von Rußland befreite Finland auf sich wirken lassen.

Die letzten 10 Jahre — sagt unser Gewährsmann gelegentlich (S. 496) — haben eine ungeheure eindrucksvolle Lehre in der Völkerkenntnis für alle Völker der Welt bedeutet.

Viele einzelne treffende Bemerkungen wird man in dem Buche finden, so, daß Polens Unglück gewesen sei, daß es immer ein Nationalitätenstaat war, wie Österreich. »Die Polen waren sicherlich eine leidende und ringende Nationalität, aber ist es auch gewiß, daß sie eine Nation sein können? Sind die inneren Bedingungen erfüllt dafür wie es die äußeren sind?« (S. 412.)

Und von Zeit zu Zeit blickt die Kritik hindurch, womit der Verfasser das scheinbare Eintreten der Westmächte für die Freiheit der kleinen Nationalitäten betrachtet, die Ironie, die er nicht umhin kann gegen England als ihren Beschützer geltend zu machen. Dem polnischen Autor D m o w s k i macht er zum Vorwurf, seine Feindseligkeit gegen Preußen lasse ihn behaupten, die deutsche Politik sei seit Bismarcks Tagen immer aggressiv geblieben, »aber er vergißt, daß England seit 1870 die Hand legte auf Ägypten, Süd-Persien, die Buren-Republiken und einen enormen Teil des schwarzen Afrika, Frankreich auf Tunis, Hinterindien und Marokko«. Und, nachdem an der Hand von englischen Gewährsmännern die furchtbare Unterdrückungspolitik der Russen gegen ihre Randvölker geschildert worden: »Und mit einem solchen Bundesgenossen ging England in den Krieg zur Verteidigung der Freiheit! Solch einen Staat mochte das republikanische Frankreich, (angeblich) Kämpe für alles Schöne und Edle, durch sein Geld und seine Bundesgenossenschaft verstärken und aufrechterhalten«. (S. 420.) »Ein starkes, durch und mit Frankreich und England siegreiches Rußland wäre der unwiderrufliche Tod für sämtliche russische Randvölker gewesen, auch für die Polen.«

Wenn Steinmetz die Nationalitäten Europas, und zwar zunächst nur von Süd- und Osteuropa, zum Gegenstande tiefdringender kritischer Beschreibung gemacht hat, so dient ihm zu wünschenswerter Ergänzung das fast gleichzeitig erschienene Buch, welches W. Mitscherlich dem »Nationalismus Westeuropas« gewidmet hat[1]. Auch Steinmetz bietet uns eine Einleitung von allgemeinem und theoretischem Charakter; Mitscherlichs Werk hat ganz diesen Charakter. Dem Inhalt ist freilich nicht ausschließlich der Tatsachenstoff des Westens von Europa zugrunde gelegt, sondern es wird auch auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika und auf osteuropäische Erfahrungen, besonders auf Polen und Rußland Bezug genommen.

Der Gegenstand ist offenbar bedeutend und für die abstrakte Behandlung trefflich geeignet. Mit vielen anderen Ismen hat der Nationalismus sich tief in das gegenwärtige Kulturbewußtsein hineingesenkt. Oft tritt er auf mit leidenschaftlichem Getöse, oft als eine rebellische Macht, zuweilen als ein Martyrium, wohl auch als ein Parteibekenntnis, das anderen Zwecken als Mittel und Vorwand dient. In Wahrheit ist der Nationalismus zum Teil Sache des Gefühls, und hier in enger Verbindung mit dem Schatz, den ein Volk in seiner Sprache besitzt, und mit den Gütern gemeinsamer Erinnerungen und Überlieferungen, die dieser Besitz vermittelt — teils ist er Gegenstand des Denkens und eines interessierten Strebens: die Vorstellung von jenen Gütern gibt ihm die Stütze. Die eine Gestalt, die des Nationalgefühls, ist mehr volkstümlich, gehört der großen Menge; die andere, die des Nationalbewußtseins, setzt eine entwickelte Bildung, sogar in einigem Maße eine gelehrte Bildung voraus.

Mitscherlich will den Individualismus als ordnendes Prinzip zur Erklärung des Nationalismus gebrauchen und danach 3 soziale Stufen unterscheiden. Die erste Stufe bezeichnet er als Sozialleben mit naivem, unbewußtem Individualismus der Einzelpersönlichkeit und der sozialen Gruppen; die zweite sei durch Sozialleben mit bewußtem Individualismus der Einzelpersönlichkeit, unbewußtem der sozialen Gruppen charakterisiert; auf der dritten endlich werde auch der soziale Individualismus der Gruppen bewußt. Neben dieser Theorie soll eine andere Theorie der Untersuchung als Leitfaden dienen, die der Verfasser Pluralitätstheorie nennt und der Evolutionstheorie entgegenstellt. Jene soll bedeuten, daß jede soziale Erscheinung etwas in sich Ruhendes, etwas Besonderes, der Träger ganz eigener Lebenskräfte sei, die für ihr Dasein und für die Stärke ihres Auftretens bestimmend sind. Die Geschichte eines Volkes sei dieser Theorie gemäß einer Vielheit von Gebäuden ver-

[1] Waldemar Mitscherlich, Der Nationalismus Westeuropas. Leipzig, Verlag von C. L. Hirschfeld. 1920.

gleichbar, die nebeneinander stehen, teils zerfallen, teils im Aufbau begriffen sind, die aber alle ein Eigendasein besitzen und bei denen die mannigfachsten gegenseitigen Beeinflussungen nachweisbar seien; hingegen die Entwicklungstheorie stelle die Geschichte eines Volkes gleichsam als einen einzigen Bau dar.

Es ist nicht unsere Absicht, diese Prinzipien zu prüfen und in Frage zu stellen. Wir wollen uns mit ihrer Anwendung, die der zweite und Hauptteil des Buches bringt, beschäftigen. Dieser zerfällt in drei große Kapitel, von denen das erste die vornationalistische, das zweite die frühnationalistische, das dritte die (eigentlich) nationalistische Zeit behandelt. Die Ausführung ist durchzogen von mannigfachen historisch-philosophischen Erwägungen. Der Verfasser erkennt klar den Zusammenhang des modernen Staates, ja, er nennt dessen Aufbau Entstehungsgrund für den Nationalismus. »Dem mittelalterlichen Staat war der Nationalismus fremd, dem modernen Staat ist er eigen.«

Nächst dem Staate wird die Sprache, und zwar vorzugsweise der Sieg einer Schriftsprache, die zur Gemeinsprache und zur Staatssprache wird, als ein vereinheitlichendes und zugleich nach außen absonderndes Moment betrachtet. Religiöse Strömungen, namentlich die Reformation, wirkten zugleich störend und fördernd. Eindeutig hingegen ist die Förderung durch den Humanismus. Das Gepräge des Frühnationalismus ist aristokratisch. Dem modernen Staat fehlt es noch an innerem Ausbau. Verkehr und Nachrichtenwesen blieben noch im 17. Jahrhundert schwach entwickelt. Der fürstliche Absolutismus bewirkte den Übergang zum modernen zentralistischen Einheitsstaat. Seinen Untertanen gewährte er keine politische Geltung. Sie mußten sich diese selbst erobern. Erst der Reichtum des Vorstellungsinhaltes führt den einzelnen Menschen zum Bewußtsein seiner Individualität. Für die große Menge ist der Individualismus vielmehr eine Wirkung des Zwanges. In der Renaissance drückt sich der Individualismus tyrannischer Persönlichkeiten gerade in der Mißachtung und Brutalisierung des Einzellebens aus. Der religiöse Individualismus ist allgemeiner. Auch im Wirtschaftlichen wurde der Mensch zu einer selbständigen Stellungnahme gedrängt: die Warenproduktion sprengt die überlieferten Formen der Haus-, Land- und Stadtwirtschaft. Der Handel bildet die typischen Vertreter des ökonomischen Individualismus aus. Parallel läuft in seinem Fortschritt der geistige Individualismus durch Naturforschung und Naturrecht. Der sich individualisierende Mensch will sich im Staate durchsetzen. Er erhebt sich gegen den Staat. Neue Schichten werden die geistigen Führer. Sittliche Ideale, insbesondere solche der Erziehung, dienen den Individualisierungstendenzen zur Bereicherung und zur Ver-

edlung. Als eine der fruchtbringendsten sozialen Ideen im Leben der Menschheit tritt die des rationalen individualistischen Naturrechts auf. Das allgemein Menschliche, der Gedanke der Humanität, der Aufklärung, der vernünftigen kosmopolitischen Kultur tritt in der Katastrophe der französischen Revolution wie in der klassischen Literatur der Deutschen für eine Zeitlang in den Vordergrund. Dann aber der Umschwung. Fast unmerklich hat sich innerhalb der Staaten eine Wirkenseinheit seiner Angehörigen ausgebildet, die Voraussetzung für die großen Wirtschaftskörper und damit für die Entstehung des eigentlichen Nationalismus. Der nicht das Ergebnis einer einfachen Summierung und Häufung sozialer Ursachen, die neben- und nacheinander auftreten, ist, sondern mehr aus ihrem Neben- und Ineinander und ihrem Aufeinanderwirken, folgt. — So stehen wir denn dem dritten und umfangreichsten Kapitel: der nationalistischen Zeit, unserer Zeit, gegenüber. Der Nationalismus, heißt es hier, ist ursprünglich nichts anderes als ein Bewußtwerden der Glieder eines Staates, worin nach allen Lebenssphären hin ein Gemeinwesen staatlich und gesellschaftlich, ökonomisch und kulturell, als etwas Individuelles sich darstellt und die Gemeinsamkeit aller dieser Interessen sich lebendig darstellt und im Vergleich mit dem Frühnationalismus der eigentliche Individualismus sich vergeistigt: Voraussetzung sind seine Elemente, das verstandesmäßige wie das gefühlsmäßige, ist das tatsächliche Vorhandensein der Lebensgemeinschaft; verschwindet sie, es verschwindet mit ihr die Idee des Nationalismus. Einstweilen siegte sie wie in der Literatur, so auf allen Gebieten — sogar die Wissenschaft wird nationalisiert. Die Intensität des Nationalgefühls ist bei verschiedenen Nationen verschieden. So erklären mannigfache Ursachen eine schwächere Gestalt unter uns Deutschen: vorzugsweise geschichtliche Ursachen und die dadurch bedingten großen kulturellen Unterschiede; dazu kommen die Ausstrahlungen innerlich zusammenhaltender Sondergruppen. Eine solche ist in Deutschland noch das Judentum. »Nicht in allen Staaten gleich, aber doch in allen Staaten wirkt der Semitismus gegen den Nationalismus.« Die Intensität des nationalen Empfindens wird aber durch demokratische Verfassung begünstigt. Auch Kriege fördern es mächtig. — Der Nationalismus ist vorwiegend eine Staatsidee. Er gibt dem Staate einen neuen Geist mit größerem Gehalt. Er steigert die Tendenz der Uniformierung und Schablonisierung auch des geistig sittlichen Lebens und trägt dazu bei, die Einflußsphäre des Staates ins Ungemessene zu steigern, und innerhalb der Nationen wirkt er universalisierend wie für die einzelne Nation individualisierend und damit zugleich für staatliche Expansion. Rassengemeinsamkeit wird geltend gemacht und geplant, obschon die Rasseneinheit-

lichkeit in den heutigen Staaten nichts als Fiktion ist. Der Nationalismus tritt im Sozialleben nicht nur als aufbauende, sondern auch als zerstörende Macht auf. Der Nationalismus trennt Völker und Staaten. Innerhalb eines Staates wütet Nationalismus gegen Nationalismus: der Nationalitätenkampf, verschärft durch religiöse Gegensätze, durch den Kampf um die Sprache. Die Staatsnotwendigkeit fordert eine einheitliche Verkehrssprache. Der Sondernationalismus verkennt diese Notwendigkeit und sträubt sich dawider. Vollends verschärft sich der Nationalitätenkampf, wenn Völker verschiedener Kulturstufen innerhalb eines Staatsgebietes aufeinander stoßen. Vollends gehässig wird er durch Übertragung auf das Wirtschaftsleben (Boykott). Der Staat muß nach Möglichkeit als Unparteiischer oberhalb des Nationalitätenkampfes stehen, und wo er einzugreifen sich gezwungen sieht, es vermeiden, mit kleinen erbitternden Mitteln zu arbeiten. Das Verwaltungsbeamtentum darf nicht Vorkämpfer im Nationalitätenkampf werden. Das Recht auf Nationalität muß als ein fundamentales anerkannt werden. Daher die Erziehung der Jugend im Geiste und in der Sprache der eigenen Nationalität. Viel vermag zum Ausgleich die Geschicklichkeit und Weisheit des Staatsmannes. — Die Bedeutung des Nationalismus für das Verhältnis von Staats- und Wirtschaftsleben ist groß. Um die Zeit der französischen Revolution und noch im 19. Jahrhundert hatte er Ideen des Universalismus oder des freihändlerischen Liberalismus zu überwinden. Er setzt ihnen die individuelle Natur der einzelnen Staatswesen und ihres Wirtschaftslebens entgegen. Man weist mit Nachdruck darauf hin, welche Macht eine einheitliche Organisation des nationalen Wirtschaftslebens dem Staate verleiht und wie sehr das ökonomische Leben der Gesamtheit und des Einzelnen von der politischen Macht des Staates abhängig ist.

Der fünfte und letzte Abschnitt beschäftigt sich mit dem verschiedenen Intensitätsgrad nationalistischer Gesinnung bei verschiedenen sozialen Schichten, um alsdann die Gegenströmungen zu betrachten, die sich im Kulturleben gegen den Nationalismus bemerkbar machen, nämlich 1. die kirchlich-religiöse Idee, 2. die sozialistische Idee, 3. die Friedensbewegung, 4. die imperialistische und unionistische Staats- und Wirtschaftsgemeinschaftsidee. Der Verfasser meint aus der Not der Zeit, aus den Bedürfnissen und Erfordernissen der Völker werde eine neue Wirtschaftsidee hervorgehen: die Unionwirtschaft werde wie die Imperialwirtschaft über die Nationalwirtschaften hinauswachsen. Dazu komme das Dasein des Imperialstaates, das für die Nationalstaaten eine Bedrohung ihres Daseins bedeute. Nur der Zusammenschluß, die freiwillige Vereinigung werde sie retten.

Eine Schlußbetrachtung faßt auf sechs Seiten die großen und klaren Grundgedanken des Buches zusammen und wir anerkennen dankbar die geschichtsphilosophische Förderung, welche uns in ihm geboten wird. Der Gegenstand ist freilich nicht dadurch ausgeschöpft. Wenn wir den theoretischen Charakter hervorgehoben haben, so darf auch erinnert werden, daß die Anwendung der Grundgedanken auf den Westen Europas, wenngleich sie nicht strenge durchgeführt wurde, diesen theoretischen Charakter etwas beeinträchtigt. Und wenn das Werk im ganzen als eine Ergänzung der Steinmetzschen »Nationalitäten in Europa« willkommen geheißen wurde, so können doch wiederum die wenigen Seiten, mit denen der niederländische Gelehrte seine Übersicht einleitet, durch ihren allgemeinen und begrifflichen Charakter der Theorie Mitscherlichs zur Ergänzung dienen. Wichtig erscheint mir hier vor allem die Unterscheidung, welche Steinmetz mit anderen (Vierkandt, Kirchhoff u. a.) zwischen Nation und Nationalität trifft. »Nationalitäten sind Nationen, die sich nicht zur Nation im eigenen Staat entwickeln konnten oder aber es nicht mehr sind, embryonale, oft auch zugleich rudimentäre Nationen.« Im Anschlusse wird dann auch das Problem der *Irredenta* und das Verhältnis der Kolonien zur Nationalitätenfrage erörtert. Steinmetz meint, die Selbstbefreiung der Kolonien und die Selbsterhebung der unterworfenen Völkerschaften seien Äußerungen des gleichen Strebens wie die Nationalitätsbewegung in Europa, wenngleich dort der Widerstand in der Regel mehr gegen das fremde Volk als gegen den fremden Staat gerichtet sei, und die Fähigkeit zur spontanen eigenen Organisation fast immer fehle, Hauptgrund ihrer Schwäche gegen die Europäer.

Was ich eigentlich an Mitscherlichs wertvoller Analyse des Nationalismus vermisse, ist 1., daß der Unterschied der dynastisch-aristokratischen Ursprünge des früheren Nationalismus von den ausgesprochen bürgerlichen des neueren und wiederum innerhalb dieser der Unterschied des großbürgerlichen interessenbewußteren von dem mehr gefühlsmäßigen bäuerlich-proletarischen Nationalismus — daß diese Unterschiede nicht voll und stark genug herausgearbeitet sind. 2., daß ebenso die verschiedenen sozialen Potenzen, die das moderne Nationalgefühl und Nationalbewußtsein bewirkt haben und fortwährend beeinflussen, nicht deutlich genug auseinandergesetzt und in Beziehung zueinander gebracht worden sind. Ich würde als solche hervorheben und untersuchen a) die Monarchie, b) die Kirche, c) das Militärwesen, d) die Hauptstädte, e) die Universitäten, f) die Volksschulen.

Es ist leicht erkennbar, daß diese sechs sozialen Mächte teils im gleichen, teils in verschiedenem Sinne, teils zusammen, teils gegen-

einander wirken. Aber auch, daß die ersten drei überwiegend zusammen gehören, und wiederum die letzten drei: jene Gruppe wirkt vorzugsweise für einen autoritären und expansiven, diese mehr für einen autonomistischen und exklusiven Nationalismus.

Plessner, Helmuth, Privatdozent an der Univ. Köln, *Grenzen der Gemeinschaft.* Eine Kritik des sozialen Radikalismus. Bonn 1924, Friedrich Cohen. 121 S.

Diese interessante Schrift bezieht sich auf die in der deutschen Jugend durch den Weltkrieg und ihm folgende Erlebnisse genährte Schätzung des Gemeinschaftsgedankens, den sie über die gesellschaftliche Lebensordnung triumphieren lassen wolle. Dies versteht der Verfasser unter sozialem Radikalismus. Es ist, wenn ich nicht irre, dieselbe Geistesrichtung gemeint, die man sonst wohl als Idealismus verstand und gelegentlich durch Beiworte wie weltfremd oder utopistisch kennzeichnete. Während aber dieser in der Regel ultraliberal, republikanisch, sozialistisch seine Bestrebungen ausdrückte, so soll hier der radikale Irrationalismus gemeint sein, der eher eine romantische Denkweise geltend macht. Indessen sieht P l e ß n e r das Wesen des Gemeinschaftsradikalismus in der Meinung, es lasse sich in einem Ideal des Zusammenlebens die G e w a l t ausschalten. Das Idol der Gemeinschaft entfalte seine Anziehungskraft auf die Schwachen dieser Welt. Als wahrhaft elementar stehe in Frage der Gegensatz zwischen Gesellschaftsgesinnung und Gemeinschaftsgesinnung: der Jugend gelang die Verschmelzung von N i e t z s c h e und M a r x, weil beide kein Gesellschaftsethos kennen im Lebensgefühl heroischer Gemeinschaftsbejahung — Zivilisationsmüdigkeit. Dabei werde vergessen, daß ohne blutmäßige Verbundenheit der Glieder keine Gemeinschaft lebt. Die Chance ihrer Verwirklichung nimmt mit der Wahrscheinlichkeit der Liebe, d. h. mit wachsender Distanz zu individueller Wirklichkeit ab; die beiden Formen des kommunistischen Ethos, die völkische und die internationale, setzen sich über das Grundgesetz aller Gemeinschaft hinweg. In der Konfrontation dieser beiden Ideale des Gemeinschaftsethos zeigen sich die Wesensgrenzen, die einer schrankenlosen Ausdehnung der Gemeinschaft im Wege sind: die Unaufhebbarkeit der Öffentlichkeit und die Unvergleichlichkeit von Leben und Geist (S. 51). Von diesen negativen will unser Autor zu den positiven Grenzen der Gemeinschaft weitergehen. Er erörtert zunächst das Risiko der Lächerlichkeit. Alles Psychische, das sich nackt hervorwage — wenn auch noch so echt in seinen Motiven —, trage, indem es sich hervorwage, dies Risiko; es brauche Bekleidung mit Form. Auch die Unvereinbarkeit an und für sich sinnvoller

Teile angesichts ihrer tatsächlichen Vereinigung ergibt die Komik der Anschauung im Gegensatz zur menschlichen Würde, als der Idee einer Harmonie zwischen Seele und Ausdruck, Seele und Körper. Es besteht die Möglichkeit des Verzichtens auf die Würde; aber sie ist selten; die meisten halten die Welt nicht für so gleichgültig, daß sie, um Christen zu sein, sie aufgeben dürften. Als Wege zur Unangreifbarkeit werden Zeremoniell und Prestige betrachtet. Das Zeremoniell schafft eine starre Lebensordnung, die den einzelnen schützt, bietet aber der ihm von seiner seelischen Natur aufgedrungenen Vereinzelung keine Entfaltungsmöglichkeit: um doch seiner Individualität ein Ansehen zu geben, muß er in seinen Handlungen streng darauf achten, das Gesicht zu wahren, sich nichts zu vergeben und nirgends zurückzugehen. Es gilt die Mittel zur Macht erobern, wenn man in den Genuß des P r e s t i g e kommen will: der rastlose Kampf darum wird das W e r k zum Ausdruck seiner selbst machen und das höchste Glück der Persönlichkeit geben und genießen. Zeremoniell und Prestige sind die zivilisatorischen Grundhaltungen. Man kann sagen, die Zivilisation — im Unterschiede von Kultur — müßte um des Spieltriebes willen erfunden werden und würde auch erfunden, wenn sie nicht vorhanden wäre: vom Geist des Spieles lebt die Gesellschaft allein. Dazu gehört die Kunst des Geschäftes, d. i. Diplomatie: sie bedeutet das Spiel von Drohung und Einschüchterung, List und Überredung, Handeln und Verhandeln, die Methoden und Künste der Machtvergrößerung, die mit den Künsten der Machtverteidigung und Rechtfertigung dem Spiel der Argumentationen, der Sinngebung des Sinnlosen innerlich notwendig verbunden sind. Auch der Kampf auf Leben und Tod verläuft in Formen: das verlangen Seele und Geistigkeit des Menschen. An diesem Punkte gipfelt die Kritik, die unser Autor gegen die Verfechter einer ausschließlichen Gemeinschaftsdienlichkeit der menschlichen Seele richtet. Bloßes *jeu d'esprit* sei es nicht, wenn man sich die Frage vorlege, ob denn die Seele wirklich ohne diese kalte Luft der Diplomatie, ohne diese Logik der Öffentlichkeit, ohne diese Masken des Nimbus und der Künstlichkeit atmen könnte. Takt und Zartheit kommen hinzu, um die Grenzen zu finden und zu achten. Die Weisheit des Taktes: Schonung des Anderen, meiner selbst halber, Schonung meiner selbst um des Anderen willen, ist der Rechtsgrund für die grundlosen Zwischenspiele unseres gesellschaftlichen Lebens; diplomatische Beziehungen spielen zwischen irrealisierten Personen (Funktionären, Geschäftsleuten), Taktbeziehungen zwischen natürlichen Personen. Sozialer Radikalismus ist die Ethik der Taktlosigkeit, wie Industrialismus ihre Verkehrsform, Expressionismus ihre Kunst. Der letzte Abschnitt des Büchleins betrachtet die Utopie der Gewaltlosigkeit und die Pflicht zur Macht.

Man wird wohl den Grundgedanken, der ihn erfüllt, am besten ausgedrückt finden mit dem Satze S. 105: »in uns selbst liegen neben den Gemeinschaft verlangenden und Gemeinschaft stützenden, die Gesellschaft verlangenden, distanzierenden Mächte des Leibes und der Seele; in jeder Sozialbeziehung wartet die eine, wenn noch die andere gilt, auf ihre Erweckung«. Es knüpfen sich hieran kluge Bemerkungen über den Staat und das Recht und die Aufgaben des politischen Führers. Als solcher sei der Mensch in doppeltem Grade »irrealisiert«, nicht nur durch die Brechungsgesetze der Öffentlichkeit, sondern auch durch die Verantwortung: daraus entspringen unlösbare Konflikte zwischen Privatmoral und Amtsmoral. Unter diesem Gesichtspunkte wird das Verhalten des deutschen Reichskanzlers von 1914 kritisiert — Mut zur Sünde verlange die Menschheit von ihren Führern, Ethik des Ausgleiches der wahren Mitte, wie das Problem in Dostojewskis Gespräch zwischen Christus und dem Großinquisitor aufgewiesen werde. Wie der Staat sei auch die Kirche der Versuch, die Substanzwerte der Lebensgemeinschaft mit den Funktionswerten des Miteinanderauskommens der einzelnen Personen im gesellschaftlichen Verkehr in Übereinstimmung zu bringen. Es handelt sich dem Verfasser, wie er in den Schlußabsätzen ausspricht, um den Gesichtspunkt eines Hygienesystems der Seele, wodurch die ganze Sphäre der Öffentlichkeit mit der Unausweichlichkeit der Gewalt nebst dem unrettbaren Gebundensein des Menschen an die Gesetze der Reserve: List, Unwahrhaftigkeit, wenn nicht gar der härteren Kampfmittel sich rechtfertigen lasse.

Das geistreiche Büchlein gehört mehr zur Ethik als zur Soziologie. Ja, es hat einen unmittelbaren pädagogischen Zweck. In diesem Sinne ist es nicht die erste Zurechtweisung jenes himmelstürmenden moralischen Absolutismus, der die Möglichkeiten des menschlichen Zusammenlebens verkennt und durch Enthusiasmus die harten Stöße, die von den Sachen im Raume gegeneinander erfolgen, zu brechen meint. Die Widerlegung bringt den Gegensatz des gemeinschaftlichen gegen das gesellschaftliche Wesen in ein helles Licht, würdigt aber, wie mir scheint, nicht in zureichender Weise das störende Hineinspielen feindseliger Beweggründe und Beziehungen in den einen wie den anderen Typus. Ich gebe dem Verfasser beinahe in jedem Punkte recht, meine aber, daß der Aufwand an Geist und Gründen nicht ganz in gehörigem Verhältnisse steht zu der Absicht, den sozialen Radikalismus zu bestreiten. Anders, wenn diese Absicht ihm nur willkommene Gelegenheit gewesen ist, sein philosophisches, auch philosophisch-soziologisches Verständnis zu beurkunden. Dies ist ihm allerdings gelungen.

L.

Probleme der sozialen Frage.

Ammons Gesellschaftstheorie.

»Es ist dies die Lehre des Malthus, in den meisten Fällen mit zehnfacher Kraft angenommen«, so sagt Darwin in einem Vortrage, dessen Entwurf schon 1839, 20 Jahre vor dem Erscheinen der Entstehung der Arten skizziert wurde, indem er den Satz de Candolle's anführt, daß die Natur einen Zustand des Krieges darstelle, da ein Organismus mit dem anderen oder mit der umgebenden Natur im Kampfe liege. Es ist auch sonst bezeugt, daß dies Element, das er zu der Lehre vom Ringen um die Existenz ausgestaltete, in seiner Theorie den Grundstock gebildet hat, woran sich dann die Lehrsätze der natürlichen Zuchtwahl, von Vererbung erworbener Fähigkeiten, direkter Wirkung der Lebensbedingungen, korrelativer Abänderung, und endlich von der geschlechtlichen Auslese angesetzt haben. Wenn daher von der Übertragung des Darwinismus in die Sozialwissenschaft die Rede ist, so handelt es sich, soweit jenes Hauptstück (der »Kampf ums Dasein«) in Frage kommt, um eine Rückübertragung, oder, wenn der Ausdruck gestattet wird, um die Heimkehr einer Idee, die aus Beobachtung speziell menschlicher Verhältnisse gewonnen, — es mag hier nur im Vorübergehen auch an das sprichwörtlich gewordene *bellum omnium in omnes* erinnert werden — von einem Ausfluge, den sie in das gesamte Tier- und Pflanzenreich gewagt hat, zu ihrem ursprünglichen Gebiete.

In Wirklichkeit kommt nun aber nicht jenes Hauptstück bei den besagten Anwendungen des Darwinismus in erster Linie in Frage, sondern vielmehr diejenige Ansicht, die mit Recht als für Darwin charakteristisch gilt, und die auch seinem so einflußreichen Werke den Titel gab: Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl — *by natural selection*; ein Prinzip, das Darwin später nach dem Vorgange Herbert Spencers, auch das Überleben des Passendsten, der am meisten geeigneten Varietäten, genannt hat.

Soweit es sich nun dabei um etwas handelt, was innerhalb der Menschenwelt der Entstehung der Arten entspricht, insbesondere also um Entstehung der Rassen, so bleiben wir einem rein naturwissenschaftlichem Problem gegenüber, das freilich auch für die Geschichte, also für die soziale Entwicklung der Menschen, eine hohe Bedeutung hat; und diesem Problem hat Darwin selber ein umfangreiches Werk gewidmet, worin er nun die übrigen Faktoren als unzulänglich darstellt, um die menschlichen Varietäten zu erklären, und die hauptsächliche Wirkung der geschlechtlichen Zuchtwahl zuschreibt. In demselben Werke beschäftigt sich Darwin auch, und besonders in den ersten Kapiteln, mit der menschlichen Kultur, also einem soziologischen Problem, und zwar unterscheidet er hier streng die Bedeutung, die den, durch natürliche Zuchtwahl, wie er meint, gesteigerten intellektuellen und moralischen, insbesondere den sozialen Eigenschaften der Menschen für den siegreichen Fortschritt der Kulturvölker zuzuschreiben sei, auf der einen Seite; und dagegen auf der anderen, die teils günstige, teils ungünstige Rückwirkung der Zivilisation auf den natürlichen Prozeß der Zuchtwahl, die aber auch für die geschlechtliche Zuchtwahl von sehr großer Bedeutung sei.

Nach Darwin haben hervorragende Autoren ganz andere und weiter ausgedehnte Anwendungen der Entwicklungslehre auf die Entwicklungsgeschichte des Menschentums gewagt. Sie haben das Gesetz der natürlichen Auslese auch in den sozialen Gebilden, den Staaten und Reichen, bewährt zu finden gemeint. Vermittelt wurde dies durch die Theorie, daß solche soziale Gebilde, die Gesellschaften oder sozialen Körper, wie man zu sagen pflegte, selber lebendigen Wesen gleichzuschätzen seien, daß sie als Organismen oder doch als den Organismen ähnliche Superorganismen betrachtet werden sollten. »Die stärksten, die lebensfähigsten Gesellschaften erhalten sich« — wie einleuchtend, wie ganz in Übereinstimmung mit dem Darwinismus stellt dieser Satz sich dar! Schade, daß die Analogie so bald versagt. Zwar wie die ganze Gleichnisrede in bezug auf soziale »Körper« hergebracht ist, so erstreckt sie sich auch auf Fortpflanzung: Mutterland, Tochterstädte usw. Daß aber so, durch natürliche Vermehrung, im Konkurrenzkampfe mit den weniger vermehrungsfähigen, die tüchtigsten, geeignetsten Typen sozialer Gebilde sich erhalten hätten, diese Betrachtung hat noch niemand durchzuführen unternommen. Sie müßte auch an vielen inneren Widerständen scheitern, vor allem, um es kurz zu sagen, an der Tatsache, daß die sozialen Gebilde mindestens ebensosehr, und bei steigender Kultur immer mehr, Kunstprodukten wie Naturprodukten gleichartig sind, und daß man bei Kunstprodukten zwar auch von einem Kampf

ums Dasein, aber nur sehr uneigentlich von Fortpflanzung und natürlicher Vermehrung reden kann: die Unähnlichkeiten überwuchern rasch die Ähnlichkeiten. So ist denn auch der ganze »Organizismus« in der Soziologie so gut wie fallen gelassen, wenn es auch an eifrigen Verteidigern ihm noch heute nicht fehlt.

Zu diesen Verteidigern ist Herr Otto Ammon nicht zu rechnen. Aber der Haupt- und Grundgedanke seines in dritter Auflage erschienenen Buches »Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen«[1] ist doch wiederum jener, daß die natürliche Auslese auch die sozialen Gebilde beherrsche, oder wie er es ausdrückt (S. 27), daß vermöge ihrer die kleinen schwachen und schlechtregierten Staatengebilde durch größere stärkere und besser geleitete »aufgesogen werden« (in der Natur ist bekanntlich dies Aufgesogenwerden keineswegs allgemeine Erscheinung, sondern der erste Aspekt, den sie bietet, ist die weitgehende Divergenz der Charaktere, und gerade nach Darwin ist das Aussterben von Arten durchaus nicht die regelmäßige Folge des Umstandes, daß die Individuen regelmäßig von den Individuen anderer Arten gefressen werden). In der näheren Ausführung läßt aber Herr Ammon es nicht bei der obigen Hervorhebung begünstigender Merkmale (Größe, Stärke, gute Regierung) bewenden, sondern bestimmt diese näher darin, daß »eine staatlich organisierte Gemeinschaft von Menschen um so besser den Kampf ums Dasein bestehen werde, je mehr sie der Bedingung entspricht, daß an jedem Platze die richtige Persönlichkeit steht, die durch ihre Begabung geeignet ist, den Platz am besten auszufüllen« (S. 29). Dies sei »die nutzbringendste Gestaltung der Gesellschaft«. Soll das heißen, daß ihr gegenüber die anderen Momente (Größe, Stärke, gute Regierung) bedeutungslos werden? Dies scheint allerdings die Meinung zu sein (vgl. S. 34). Indessen verweilt die neue Gesellschaftslehre bei dieser wichtigen Frage kaum; sie will vielmehr schildern, welche Einrichtungen »wir« besitzen, um den richtigen Mann auf den richtigen Platz zu bringen — sie will unsere Gesellschaftsordnung beschreiben, als ein System von Einrichtungen, das jenem Ideal möglichst nahe komme, deren Ergebnis im ganzen ein befriedigendes sei (S. 16). Die »Weisheit« der bestehenden Gesellschaftsordnung — dies ist der zweite Hauptsatz — bestehe wesentlich darin, daß sie gewisse Apparate, oder, wie gesagt wird, Mechanismen der Auslese in sich enthalte, darauf abzielend, durch organische Verbindung von Antrieb und Hemmung jedes Individuum an die passendste Stelle zu bringen, und jeden

[1] Jena, Fischer, 1900. VI, 303 S.

Platz mit dem passendsten Individuum zu besetzen. Antrieb und Hemmung: denn teils seien diese gesellschaftlichen Einrichtungen darauf angelegt, das Emporkommen Berufener zu fördern, teils das Durchdringen Untauglicher oder Unwürdiger zu verhindern. Nach beiden Richtungen hält Ammon vorzugsweise die Schulen für bedeutungsvoll, sodann die Prüfungen aller Art, ferner die geschäftliche Konkurrenz, gleichsam als Prüfung durch das Publikum, die öffentlichen Preisausschreiben, die Konkurrenz der Arbeiter untereinander, als Probe, ob sie für den Unternehmer brauchbar sind oder nicht; nach der negativen Seite allein, also zur Ausscheidung von untauglichen oder gar gemeinschädlichen Individuen seien die Einrichtungen der Polizei und Strafrechtspflege, sowie gegen Beamte das Disziplinarverfahren, ebensolche wohltätige Auslese-Mechanismen. Vermöge aller dieser Einrichtungen kommt — nach Herrn Ammons Behauptung — in »den meisten Fällen« der richtige Mann an den passenden Platz und an den richtigen Platz der passende Mann. Höher begabte Individuen seien überhaupt selten — ganz besonders selten in den unteren Schichten, denn — dies ist der dritte Hauptsatz dieser Lehre — die gesellschaftliche Schichtung entspricht im großen und ganzen der Begabung, freilich nicht einseitige, sondern harmonische Begabungen kommen empor, diese aber auch mit ziemlicher Sicherheit, dafür sorgen eben jene Einrichtungen, z. B. die Schulen durch Befreiungen vom Schulgeld, durch Stipendien und andere Unterstützungen, die aus altruistischer Gesinnung unbemittelten Talenten zuteil werden. Da also der unteren Klasse die in ihr entstehenden Talente fortwährend entzogen und den höheren Ständen zugeführt werden, so stellt jene — die untere Klasse — nur den Bodensatz dar, aus dem die wertvollsten Stoffe herausdestilliert sind. Um so weniger ist es zu verwundern, daß eben die Begabung hier sehr viel seltener die Mittelmäßigkeit überschreitet als in den oberen Ständen, daß sie vielmehr bei einem sehr großen Teile unter der Mitte steht. Eben die Absonderung — und damit kommen wir zu dem vierten und letzten Hauptsatze — die Absonderung dieser bevorzugten Stände aus der großen Masse der Bevölkerung ist eine »Natureinrichtung«, die bewirkt, daß das Zusammenpassende zweier Individuen häufiger vereinigt wird, als nach den bloßen Gesetzen der Wahrscheinlichkeit geschehen würde — die »größte Merkwürdigkeit«, nennt dies Herr Ammon, »welche die Entwicklung des Gesellschaftslebens hervorgebracht hat« (S. 65) — denn sie wirke in 4 verschiedenen Beziehungen vorteilhaft. Diese 4 verschiedenen Beziehungen sind die folgenden:

1. Die Ständebildung beschränkt die Panmixie und bewirkt dadurch die viel häufigere Erzeugung hochbegabter Individuen, stellt also die natürliche Züchtung beim Menschen dar;
2. die Absonderung der Kinder der bevorzugten Stände von der großen Masse ermöglicht eine sorgfältigere Erziehung;
3. die bessere Ernährung und die sorgenlosere Lebensweise der den bevorzugten Ständen angehörenden Individuen wirken steigernd auf die Tätigkeit der Seelenanlagen;
4. die günstigeren Lebensbedingungen der höheren Stände spornen die Angehörigen der unteren Stände an, ihre besten Kräfte im Wettbewerb einzusetzen, um dieser günstigeren Bedingungen teilhaftig zu werden.

Die zurückschauende Betrachtung dieser Einrichtungen, worin er zugleich sich selber als den Entdecker bewundert, entlockt unserm Autor den Ausruf: »Welch ein Meisterwerk ist diese so schwer angeklagte Gesellschaftsordnung« (S. 134). Anderswo spricht er von dem Wunderbaren dieser Einrichtungen, und meint, die Gesellschaftsordnung wäre wahrscheinlich viel weniger gut ausgefallen, wenn wir schwache, am äußeren Glanz hängende Menschen mit unserer unvollkommenen Einsicht sie zu schaffen gehabt hätten und wir müßten eigentlich das Kunstwerk anstaunen, welches so eingerichtet ist, daß es nicht den »bloßen Schein, sondern nur die volle, alle Anlagengruppen umfassende, in jeder Lage sich bewährende Tüchtigkeit durchdringen läßt« (S. 55). Dann heißt es freilich auch wieder, die »Menschheit habe diese Mechanismen im Laufe langer Zeiten geschaffen (S. 40) und die Köpfe vieler Tausende von der fernsten Vergangenheit bis zur Gegenwart haben daran gearbeitet und ihre Erfahrungen verwertet« (S. 35). Der Mensch habe sie »instinktiv« als Lebensbedingungen für sich und seinesgleichen geschaffen (S. 11).

Zunächst fragen wir: was hat diese ganze Doktrin, was hat besonders jener erste Hauptsatz mit dem Darwinschen Prinzipien zu schaffen, auf die sie mit vieler Emphase sich beruft? Ja, das ist im höchsten Grade unklar, und man fühlt sich versucht, die ganze Anknüpfung an diese Prinzipien für einen Zierrat zu halten, oder für ein farbiges Gewand, womit der Verfasser uns imponieren will, indem er fortwährend versichert, nur als Naturforscher und zwar als Biologe könne man die Gesellschaftsordnung verstehen. Er stellt allerdings das, was er Auslese nennt, direkt in Parallele zur Auslese in Darwins Sinne, und läßt es nur zweifelhaft, ob einzelne Arten seiner sozialen Auslese natürliche

oder »methodische«, also bewußt-gewollte, künstliche, oder die von Darwin den Tierzüchtern früherer Zeiten zugeschriebene »unbewußte« Zuchtwahl seien — aber den Ausdruck Zuchtwahl vermeidet er nur deshalb, weil er, auf die Menschen angewandt, viele Leser unangenehm berühre; er hält sich an den Ausdruck »Auslese« und trotz jener Unsicherheit will er alle seine Auslesen als »natürliche« begriffen haben[1]. Nun ist dies eine offensichtliche Konfusion. Gesetzt, es verhielte sich so, wie Herr Ammon uns vormacht, daß in der gegenwärtigen Gesellschaft im Deutschen Reich — denn diese hat er allein im Auge — seine Auslesemechanismen fortwährend mit dem Erfolge funktionierten, den richtigen Menschen an den richtigen Platz zu bringen, also die besser begabten emporzuheben, die Minderwertigen zu erniedrigen — hätte diese Wirkung etwas Erkleckliches mit den Wirkungen der natürlichen Auslese gemein, die er selber uns ganz richtig dahin bestimmt (S. 4), daß »die kräftigsten und ihren Lebensbedingungen am besten angepaßten Individuen mehr Aussicht haben, erhalten zu werden und ihre Eigentümlichkeiten fortzupflanzen, als die schwächeren und minder gut angepaßten, die somit unter gegebenen Bedingungen aussterben«. — Hin und wieder ist es der Fall: vom Erfolge der Tüchtigkeit im Geschäftsleben mag man so sprechen und anerkennen, daß der Erfolgreiche möglicherweise für das Familienleben begünstigt ist. Aber auch wer etwa als Theologe ein gutes Examen macht, wird eher eine üppige Pfarre bekommen und sich früher verheiraten, also insoweit etwas vermehrte Chancen haben, eine große Familie aufzubringen; wer dagegen in der Blüte der Jahre zu zehnjähriger Zuchthausstrafe verurteilt wird, ist wenigstens für diese Zeit von der Fortpflanzung ausgeschlossen. Was die Arbeiterklasse betrifft, so findet Herr Ammon seinen segensreich wirkenden Mechanismus der Auslese darin, daß der Unternehmer »die geschickten und fleißigen Arbeiter behalte, die unbrauchbaren fortschicke«; daß bei massenhaften Entlassungen in Zeiten der Krise teils die jüngsten Zuwächse, teils alte und kränkliche Personen, die entweder schon hinlänglich sich fortgepflanzt haben oder, auch wenn sie in Arbeit stehen, sich schwach fortpflanzen, abgestoßen werden, und daß die Unternehmerpolitik gebietet, vielmehr auf einen »festen Stamm« von Arbeitern zu halten, als die Tüchtigkeit jedes einzelnen, der etwa zur Verfügung steht, zu prüfen — davon weiß unser Sozialanthropologe

[1] Wer daran zweifelt, werde besonders auf S. 12 ff. verwiesen, wo der Verf. einräumt, die »Darwinsche Theorie« könne uns bei näherer Betrachtung bedenklich vorkommen, weil nicht immer der geistig Überlegene und sittlich Tüchtige es sei, der im Wettbewerb des Lebens den Sieg davontrage, sondern oft der Durchtriebenste, der Rücksichts- und Gewissenloseste.

nichts; aber gesetzt, er hätte recht, so wären allerdings die Unbrauchbaren, wenn auf die Landstraße geworfen und einem Vagabundenleben preisgegeben, den Freuden des Familienlebens gründlich entzogen und oft auf immer dafür verdorben. In diesen Fällen handelt es sich ja wohl nicht darum, jedem seinen bestimmten Platz innerhalb einer gesellschaftlichen Ordnung z u z u w e i s e n, sondern einige, um an das M a l t h u s sche Gleichnis anzuknüpfen, von der gedeckten Tafel zurückzuweisen. — Im übrigen aber haben die Wirkungen der Konkurrenz mit den Aussichten auf individuelle und generische E r h a l t u n g nur wenig zu tun. Die untere Klasse ist allerdings einer sehr viel größeren Sterblichkeit ausgesetzt; sie hat aber auch am wenigsten Grund, ihren Fortpflanzungstrieb in Schranken zu halten; sie ist gerade aller jener Rücksichten überhoben, die die Ehe zu einer Standessache und von einer gesicherten Brotstelle abhängig machen; ganz abzusehen von der außerehelichen Propagation. Herr A m m o n selber beschäftigt sich eingehend mit der wie er meint »etwas zu starken Vermehrung« des Proletariats.

Und es ist ja auch nicht (nicht i m m e r, muß man vorsichtigerweise sagen) seine Meinung, daß jene Auslesemechanismen die von ihm sogenannten Stände immer n e u produzieren, sondern wir müssen ihn so verstehen, daß sie hauptsächlich i n n e r h a l b jedes Standes ihre Wirkungen üben. Wer aber innerhalb der oberen Klassen nach hoher Stellung strebt und etwa auch dafür begabt ist, wird gerade genötigt sein, die Eheschließung a u f z u s c h i e b e n, es sei denn, daß er sie als ein Mittel seines Strebens gebraucht, was freilich nicht selten vorkommen mag, aber auch leicht Ehen begründet, die aus dem selektorischen Gesichtspunkte alles eher als günstig sind. Vollends wird aber, wer aus den unteren Schichten durch eigene Anstrengung emporklimmt, in der Regel s p ä t e r zum Heiraten sich entschließen, als wenn er in seinem Stande geblieben wäre; nicht selten wird gerade ein solcher ehelos b l e i b e n.

Herr A m m o n wirft freilich d i e s e Frage gar nicht auf. In Wahrheit ist trotz aller Redensarten von naturwissenschaftlicher Begründung seine Theorie i n g a n z a n d e r e m u n d l e d i g l i c h ü b e r t r a g e n e m S i n n e als »darwinistische« zu verstehen, in einem Sinne, der der »natürlichen Zuchtwahl« meilenferne steht: nämlich in einem sozialwissenschaftlichen Sinne, den uns jene Worte von der instinktiven Schöpfung und von der schaffenden Arbeit unzähliger Generationen schon erraten lassen. Nur ist seltsamerweise der Unterschied dieses Sinnes von dem anderen dem Autor selber nicht im mindesten klar geworden, ja, die Verwischung dieses Unterschiedes gehört zu den Künsten seines Gefechtes. Dieser zweite Sinn ist aber gar nichts

anderes als das Theorem der wohlbekannten historischen Schule, ein Theorem, das hauptsächlich in bezug auf das Recht und die politischen Institutionen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts sich geltend machte, später — freilich mit veränderter Wendung — auch auf die Lehre von der Volkswirtschaft übertragen wurde. Ein gewisser Zusammenhang mit der allgemeinen Ansicht des organischen Lebens und mit Lehren, die zu den Vorläufern des Darwinismus gerechnet werden, ist zwar von Anfang an vorhanden gewesen; es genügt, daran zu erinnern, daß Savigny unter dem Einflusse der Schellingschen Naturphilosophie stand. Von natürlicher Zuchtwahl ist da freilich keine Rede, wohl aber von einer Entwicklung stillwirkender Kräfte, deren Ergebnis allen Gebilden menschlicher Vernunft und Willkür überlegen sei — und so setzt sich diese »konservative Lehre dem durch seinen Zusammenhang mit den Greueln der Revolution in Verruf gekommenen Naturrecht und dem rationalistischen Liberalismus entgegen — bei Savigny zunächst durch seine siegreiche Attacke auf die verwegene Neuerung derer, die ein Allgemeines Bürgerliches Gesetzbuch für Deutschland einführen wollten. Ganz ähnlich verhält sich Herr Ammon mit seiner konservativen Apologetik zu den Neuerern, die an dem historisch gewordenen Verhältnis der Gesellschaftsklassen zueinander rütteln wollen, und die da wähnen, daß sich in einem Lande wie Preußen und Baden etwa für die leitenden Stellen in Justiz und Verwaltung ein erheblich tüchtigeres Personal gewinnen ließe, wenn die Auswahl weniger beschränkt wäre, wenn erheblich mehr begabte Leute aus den Schichten, die zum akademischen Studium die Mittel nicht aufbringen können, hervorgezogen würden, wenn überhaupt andere »Auslesemechanismen« neben und gegen die vorhandenen in Aktion träten. Geklagt wird von diesen Neuerern, daß allzu oft die minderwertigen Söhne der Reichen durch Nachhilfestunden, Lehrerpensionate, Freundschaft zwischen Eltern und Lehrern und — kraft des Wartenkönnens »sich durchsitzen« und durch Korpsbrüderschaften, Adelskliquen, Nepotismus befördert werden. Dagegen will Herr Ammon uns belehren: diese Ordnungen, diese Auslesemechanismen haben sich entwickelt, sie haben einen Kampf um ihr Dasein und damit einen Scheide- und Läuterungsprozeß durchgemacht, in dem das Zweckmäßige sich erhalten hat, ähnlich wie sich zweckmäßige Organe des Tierkörpers und angepaßte Arten der Organismen erhalten haben. Es handelt sich also lediglich um eine Analogie zu den biologischen Tatsachen: eine Anwendung des Darwinismus verdient diese Erneuerung einer mit der Romantik nahe zusammenhängenden Lehrmeinung nicht genannt

zu werden, sie ist vielmehr das, als was wir sie im Vorwege charakterisiert haben: Übertragung eines Erklärungs-Prinzipes aus einem Gebiete, wo es induktiv gefunden wurde, in ein anderes Gebiet, wo es deduktiv verwertet wird. Nehmen wir nun aber dies Erklärungsprinzip wie es ist: es kommt darauf hinaus, daß auch in menschlichen Einrichtungen das mehr oder minder unbewußt Gewordene dem durch menschliches Klügeln Erfundenen, dem Künstlichen und Gemachten überlegen sei: revolutionäre Neuerungen sind ein für allemal eine kindische Dummheit, die auf mangelnder Einsicht in die Naturgesetze der Gesellschaftsordnung beruht[1].

Schade, daß die Darwinsche Lehre selber, die diese Ansicht stützen soll, schade, daß die Lehre des Kopernikus, die Lehren der Vesalius, Harvey, Lavoisier ebensolche revolutionäre Neuerungen waren und sind. Warum nicht auch ihnen entgegenhalten: die ehrwürdigen überlieferten Anschauungen, ausgebildet und bewährt im Verlaufe von Jahrtausenden, geläutert im Feuer ketzerischer, heidnischer und schwärmerischer Kritiken, sind teils die natürlichen, teils sind sie als übernatürlicher Glaube Stücke eines bewunderungswürdigen Auslesemechanismus; es ist die schärfste Prüfung, der ein Mensch unterworfen werden kann, ob er willens und fähig ist, seine Vernunft gefangen zu geben unter den Gehorsam gegen die Kirche und gegen seine Vorgesetzten überhaupt. »Die Umsturzgeister setzen ihre subjektiven Meinungen unter dem Namen der Wissenschaft dem objektiven und gültigen Inhalt der vom Staate mehr oder weniger unterstützten und für den Bestand der Gesellschaft unentbehrlichen Kirchenlehre frech und töricht entgegen«, so wird in Herrn Ammons Sinne dreist ein Bewunderer der kirchlichen Gesellschaftsordnung sprechen. Schade, daß Herr Ammon nicht auch sein heiliges Prinzip angewendet hat auf die revolutionäre Technik, die alle historisch gewordenen Werkzeuge und Geräte, alle durch Überlieferung und Erfahrung bewährten Verkehrsmittel, die herkömmliche Beschaffung von Licht, Feuer, Wasser, die Methode des Ackerbaues und des Handwerks, die unser ganzes tägliches Leben so von Grund aus umgewälzt und erneuert haben. Und allerdings, es läßt sich sehr vieles mit gutem Grunde gegen alle diese Neuerungen sagen, solange sie nicht tief und innig assimiliert worden sind, solange der Mensch seinen eigenen Produkten, unfähig

[1] Dieser wirkliche Sinn der Ammonschen Theorie, im Texte der 3. Auflage verdunkelt, tritt um so heller in der 2. S. 3—4, und vermutlich auch in der ersten Auflage (die ich nicht kenne) hervor.

sie zu lenken und zu beherrschen, gegenübersteht, sich ihnen sozial nicht hinlänglich angepaßt hat. Man braucht daher an dem großen besinnungslosen Kulturrausch nicht teilzunehmen, man braucht in die Jubelhymnen auf die Triumphe der Wissenschaft nicht ohne Vorbehalt einzustimmen — aber sehen, hören und fühlen muß man, daß, wie Goethe sagte, als er das Nahen dieses neuen Zeitalters erkannte, »die Dampfmaschinen nicht zu dämpfen sind« und daß dies ebensowenig im Sittlichen möglich ist; diese gewaltigen Neuerungen, deren Umfang und Tragweite der größte Vertreter deutscher Bildung nicht einmal ahnen konnte, sind nun einmal die ungeheuren Elemente, auf die gegenwärtig nicht mehr bloß »ein junger Mann gesetzt ist«, und die »jeden jungen Mann ermahnen sollten« — wir zitieren immer noch Goethe — »daß ihm das Steuerruder darum in die Hand gegeben ist, damit er nicht dem Spiele der Wellen gehorche, sondern den Willen seiner Einsicht walten lasse«. Der Wille unserer Einsicht wird uns immer vor besinnungslosem Radikalismus bewahren; er wird sich aber auch nach der Einsicht richten müssen, daß ein so auf allen Gebieten umwälzendes Zeitalter mit einer konservativen und stabilen Gesellschaftsordnung, wie wünschenswert diese an sich auch sein möge, sich nicht verträgt, daß sie tatsächlich fortwährend revolutionierend darauf gewirkt hat und wirken muß; daß ein solcher Strom sich wohl regulieren, aber nicht zurückstauen läßt.

Was hat es denn aber mit den gepriesenen Auslesemechanismen auf sich? Wie verhalten sie sich zur ebenso gepriesenen »Absonderung von bevorzugten ‚Ständen' aus der großen Masse der Bevölkerung« (S. 65)? Herr Ammon setzt voraus, daß »abgeschlossene Stände« noch vorhanden, daß sie unausrottbar seien, obgleich sie »den meisten unserer Gebildeten, und auch den meisten Sozialpolitikern, als ein trauriges Überbleibsel halbbarbarischer Zeiten gelten«. Soweit sie vorhanden waren, und ohne Zweifel sozialen Nutzen gehabt haben, sind sie doch wahrlich nicht durch Schulen und Examina entstanden? die erblich geschlossenen, auf die es unserem Theoretiker doch gerade ankommt, am allerwenigsten! Wohl könnte man sagen, daß wesentlich durch diese »Auslesemechanismen« der katholische Klerus ergänzt werde, der aber eben nicht ein erblicher Stand und nicht »im Sinne Darwins gezüchtet« ist; der, wie es scheint, recht wohl gediehen ist, und noch gedeiht, ohne daß die für ihn nötigen intellektuellen und moralischen Anlagen in einer gehobenen, besitzenden und durch reichliche, auch qualitativ bessere Nahrung (S. 89 f.), durch Unterhaltungen und Zerstreuungen (das.) aus der Menge herausgehobenen Schicht von der »Natur« weislich vorbereitet, die Chancen für eine glück-

liche Kombination (Kap. 16—18) durch Inzucht günstiger gestaltet wären. Die ungeheuerliche These Ammons ist ja, daß die besitzenden Klassen, und zwar, wie man verstehen muß, immer und schlechthin, eine Varietät allseitig besser begabter, insbesondere aber durch Verstand und Charakter ausgezeichneter Menschen darstellen, eben infolge der Verbindung von Auslesemechanismen und Inzucht! Welcher Mechanismus bildet denn unter heutigen sozialen Bedingungen, auf die doch Herr Ammon vorzugsweise und fast ausschließlich exemplifiziert, diese Varietät der Herrenklasse? »Im gewerblichen Leben«, so lesen wir, »bestand vormals auch eine Art von Prüfung, das Meisterstück.« »Seit der Einführung der Gewerbefreiheit herrscht ein Wettbewerb, bei dem lediglich die Käufer entscheiden. Wer sein Geschäft am tüchtigsten betreibt, kommt vorwärts, wer nachlässig und träge ist, kommt zurück« (S. 38). Das ist alles, was Ammon über den Unterschied des kapitalistischen vom Handwerkszeitalter mitzuteilen weiß. Die Konkurrenz bringe die geborenen Organisatoren ans Tageslicht! Jede Konkurrenz? »Selbstverständlich« nur die »mit redlichen Mitteln«! »Unlautere Kniffe sind womöglich auf dem Wege der Gesetzgebung zu unterdrücken.« Die Gewerbefreiheit darf keine »schrankenlose«, der Wettbewerb kein »unlauterer« sein, »sonst werden nicht die tüchtigsten, sondern die frechsten und rücksichtslosesten Individuen emporgehoben«. »Sind womöglich«, »darf« »sonst« — wie steht es aber in Wirklichkeit? Da hilft unserem Sozialanthropologen ein für allemal die Rede »im großen und ganzen« und die Berufung auf seine persönliche Erfahrung und Kenntnis, seine Ansicht, seine Eindrücke, und auf die Unhaltbarkeit und Unwahrscheinlichkeit sozialdemokratischer »Ansichten«, die er dann zur Kontrastwirkung in möglichst krassen Ausdrücken wiedergibt. »Auch unter den Großindustriellen habe ich *viele*[1] kennengelernt, die durch bedeutende Eigenschaften, namentlich durch organisatorisches Talent und durch Wissenskraft ihren Platz verdienten« (S. 43). Wer möchte da widersprechen? Weniger günstig ist sein Urteil über »emporgekommene Spekulanten und Börsenjobber« (S. 92). »Denn diese ‚Protzen' verdanken ihren Reichtum *häufig* nur ihrer Skrupellosigkeit und dem Mangel altruistischer Gesinnung. Sie gehören *eigentlich nicht* zur gebildeten Klasse, werden aber durch ihr vordringliches Gebaren von den Arbeitern irrtümlich mit dieser identifiziert, und ziehen ihr die ganze Fülle von Haß und Neid zu, die von Rechts wegen jenen allein gebührt« (S. 92). An anderer Stelle heißt es sogar allgemein: »Es ist . . . nicht immer

[1] Die in Sternchen stehenden Worte sind im Original nicht hervorgehobene, die der Autor hier hervorheben möchte.

der geistig Überlegene und sittlich Tüchtige, der im Wettbewerb des Lebens den Sieg davonträgt, sondern *oft* der Durchtriebenste, der Rücksichts- und Gewissenloseste« (S. 12). An dieser Stelle gibt es überhaupt immer eine rückschrittliche und eine fortschrittliche, ungünstige und günstige Auslese nebeneinander, es komme nur darauf an, welche Art von Auslese den überwiegenden Erfolg hat (S. 14). Warum ist denn weiterhin nicht von den Mechanismen der ungünstigen Auslese und von den Ursachen des Überwiegens der günstigen Auslese die Rede? Das wäre ein methodisch fortschreitendes Verfahren gewesen! — Herr Ammon »neigt« aber »zu der Ansicht, daß die meisten wirklich begabten Söhne der unteren Klassen vermöge unserer gesellschaftlichen Einrichtungen die Gelegenheit haben und benutzen, um sich den gebührenden Platz zu verschaffen« (S. 44). Dafür will er einen »objektiven Beweis« beibringen: »indem ich dartue, daß infolge unbestrittener Naturgesetze die Zahl der höher begabten Individuen im Verhältnis zu der Masse der Bevölkerung überhaupt nur eine kleine sein kann, wonach also das Zurückbleiben einer größeren Menge von selbst ausgeschlossen ist.« Der »Beweis« wird mit Hilfe der Kombinationslehre geführt. Zu diesem Behuf unterscheidet Herr Ammon 3 Gruppen von Seelenanlagen: intellektuelle, moralische (diese mit Ausschluß der altruistischen, weil deren Wirkung auf das Emporkommen der Individuen ‚widerspruchsvoll' sei), wirtschaftliche; dazu fügt er eine Gruppe »körperlicher« Anlagen; er vergleicht dann diese Anlagegruppen mit Würfeln, die Stärkegrade in jeder Gruppe mit Würfelaugen, und berechnet, daß die höchste und die niedrigste Augensumme am seltensten, die mittlere am häufigsten vorkommen muß. Daraus schließt er (»auf unseren Gegenstand angewandt« S. 52), daß auch die Zahl der Genies und der Talente im Vergleich zur Gesamtzahl der Menschen naturgemäß nur klein sei, ebenso die Zahl der Schwachbegabten und der ganz Stumpfsinnigen, während das Mittelgut an Zahl bei weitem vorherrsche. Genies und Talente sind aber bei Ammon nicht etwa die Menschen von hoher geistiger Begabung, sondern nur solche, bei denen die Nummern in allen 4 Anlagegruppen hoch sind. Geistig und sittlich hochstehende Menschen, die aber Mangel an wirtschaftlichen Anlagen (Geschäftssinn, organisatorisches Talent, technisches Geschick, kluge Berechnung, Voraussicht, Sparsamkeit) und schwache körperliche Anlagen haben, nennt er »Leute, die unter Umständen den Eindruck von äußerst befähigten Menschen machen, die sich bloß nicht emporzubringen wissen und als »verbummelte« Talente bzw. »verkannte« Genies oder »geknechtete« Biedermänner enden«. »Dafür macht man in der Regel ungenügende Bildung,

widrige äußere Verhältnisse, mit Vorliebe die »herrschende Gesellschaftsordnung« verantwortlich, während der Mißerfolg in der Veranlagung der Individuen selbst begründet ist!« Jeder Zusatz würde den Eindruck dieses geistvollen Paradoxons trüben. Man bemerke wohl, daß hier jede Anlagengruppe auf gleiche Linie gestellt wird: die Nummer Eins auf dem vierten die Körperkräfte darstellenden Würfel nennt er ausdrücklich einen »Herkules« — das wirklich emporkommende und dessen würdige Genie muß also auch herkulische Körperkräfte haben!! Sehen wir weiter. »Das Würfelspiel ist höchstwahrscheinlich eine *im wesentlichen* treue Wiedergabe der Vorgänge, die sich vor und bei der Befruchtung wirklich abspielen« (S. 55). In Wirklichkeit besteht aber jede Gruppe von Anlagen selbst wieder aus Kombinationen von Anlagen, und die Zahl der Stärkegrade läßt sich beliebig vermehren; auch wird innerhalb jedes Anlageelementes der höchste und niedrigste Grad selten vorkommen, auch hier der mittlere Grad die Regel sein. Alle diese Umstände vermehren das Mittelgut; die Chancen für das Herkulesgenie sind in Wirklichkeit noch viel geringer. Hier wird dann das Gaussische Fehlergesetz herangezogen, dessen sich Galton bedient hat, um die Wahrscheinlichkeit eminenter Begabung abzuschätzen. Galtons Argument ist, daß außerordentliche intellektuelle Begabung, wenn mit Eifer und mit Arbeitskraft verbunden, in England trotz sozialer Hemmungen mit ziemlicher Sicherheit sich durchsetzt und zu Ruhm gelangt; und umgekehrt, daß sehr hoher Ruhm nicht ohne sehr hohe Fähigkeiten erreicht wird. Er braucht dies Argument, um aus Ruhm auf Begabung zu schließen, und den Beweis der Vererbung geistiger Qualitäten auf die Tatsache zu gründen, daß hervorragende Leute in verschiedenen Gebieten, besonders aber in Literatur und Kunst, meistens auch hervorragende Verwandte haben. Galtons Methode unterliegt sehr schweren Bedenken, ja ich bin überzeugt, daß sie große Fehler enthält; aber darauf ist hier nicht einzugehen. Nach der Regel der normalen Abweichungen von einem Durchschnitt berechnet Galton, daß auf eine Million gleichaltriger Menschen ein ganz hervorragender komme. Ammon meint, auf sein Würfelgleichnis gestützt, es erscheine uns als wahrscheinlich (da es gewiß weit mehr einzelne Anlagen als 8 seien, die bei einem genialen Manne zusammentreffen müssen, und die Zahl der Stärkegrade mit 6 gewiß nicht zu hoch angenommen werde), »daß wir nur einen Menschen auf viele Millionen haben sollten, bei dem sich alle erforderlichen Eigenschaften zu einem Genie vereinigen, während wir *nach Galton* schon 1 auf 1 Million, also bedeutend mehr haben«. Es folgt dann (bei Ammon) der Absatz: »Aus der Abweichung der Wirklichkeit von

der theoretischen Wahrscheinlichkeit, läßt sich folgern, daß irgendwelche noch nicht in Rechnung gestellte Ursachen vorhanden sein müssen, die das Entstehen von Talent und Genie begünstigen« (S. 64). Und hiermit wird dann die »Natureinrichtung«, die Absonderung von »Ständen« eingeführt, die das unerwartet häufige Vorkommen von Genie und dessen »unaufhörlich erfolgendes Neuentstehen« erklären soll. Man bemerke wohl: was der Herr hier »Wirklichkeit« nennt, und was »nach Galton« sich tatsächlich findet, ist nichts als die theoretische Wahrscheinlichkeit in Galtons Darstellung; Galton hat nicht einmal einen Versuch gemacht zu beweisen, daß die Erfahrung damit übereinstimme; einen solchen Versuch macht er nur mit seinen 250 pro Million »Hervorragender«, zu denen er auf folgendem ziemlich holperigen Wege gelangt: er fand in einem Nachschlagebuch von 1865 2500 Namen lebender Männer von Ruf, die Hälfte Engländer; darunter sind sehr viele erst mit über 50 Jahren berühmt geworden; er vergleicht daher diese, die er in der Gesamtzahl von 850 findet, mit der über 50jährigen männlichen Einwohnerschaft der britischen Inseln, das gibt 425 pro Million; aber nur 500 von jenen 850 sind Leute, die in der literarischen und wissenschaftlichen Gesellschaft verkehren, »in entschiedener Weise (*decidedly*) bekannt«: so kommen 250 pro Million heraus! Die nachher dann einfach auf alle Lebensalter bezogen werden. Wobei nachher der Ruhm keineswegs mit dem Wohlbekanntsein in literarisch-wissenschaftlichen Zirkeln gleichgesetzt wird. Indessen wir dürfen uns nicht bei den Fehlern Galtons, der jedenfalls — zu seiner Ehre sei es gesagt — reine wissenschaftliche Absichten hat, aufhalten. Ebensowenig kann ich an dieser Stelle in eine positive Darstellung des Problems eingehen. Genüge es zu sagen, daß der Satz Galtons (S. 41): »Soziale Vorteile haben eine enorme Macht, jemanden in die Stellung eines Staatsmannes zu bringen, die immerhin so bedeutend ist, daß man ihm das Beiwort »hervorragend« nicht versagen kann, obwohl es mehr als wahrscheinlich ist, daß in der Wiege ausgetauscht, und im Dunkel aufgewachsen, er gelebt hätte und gestorben wäre, ohne aus dieser niedrigen Lebenssphäre emporzutauchen« — daß dieser Satz eine viel weitere Geltung hat, als Galton meint, der übrigens ausdrücklich erklärt, daß er nur Berühmtheit und nicht »hohe soziale oder offizielle Stellung« im Auge habe. Für Ammon ist beides so gut wie identisch. Die »Gesellschaftsordnung« belohnt eben jedes Verdienst durch »Stellung« und läßt die Verdienstlosen durchfallen. Den vorsichtigen Hilfssatz Galtons hat Ammon kritiklos an sich gerafft und

durch viel Wind zu einem scheinbaren und selbstgefälligen Einbildungen imponierenden Theorem aufgeblasen.

Daß soziale Auslese stattfindet, ist ganz richtig. Ammon hat nicht zuerst die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, aber daß er sie darauf gelenkt hat, werde mit Dank anerkannt. Wahl und Ausscheidung bedecken ein unermeßliches Feld des sozialen Lebens; es erstreckt sich sehr viel weiter, als Ammon zu ahnen oder bedacht zu haben scheint. Aneignung, Behaltung, Assimilation der brauchbaren — Abstoßung der unbrauchbaren Materie, ist das Grundgesetz alles Lebens; Unterscheidung des Nützlichen und Schädlichen, Freundlichen und Feindlichen, Grundgesetz alles bewußten Lebens, daher auch des bewußten Zusammenlebens jeder menschlichen, ja schon jeder tierischen Horde und Verbindung. Und für jede Gemeinschaft oder Gesellschaft der Menschen ist es eine hohe Lebensfrage, ihre führenden und für sie denkenden Kräfte, oder wie man sagen mag, Organe richtig auszulesen. Nicht immer wird dies freilich als eine Aufgabe empfunden; vielmehr überwiegen, auch historisch, die Fälle, wo es als naturnotwendig, als selbstverständlich erscheint, daß die einen herrschen, die anderen gehorchen, oder um es höflicher auszudrücken, daß die einen vorangehen, die anderen folgen. Die beiden großen Familienregeln: das Gebieten der Alten über die Jungen und das Gebieten der Männer über die Frauen führen sich auf die allgemeine Regel zurück: das Sorgen der Stärkeren für die Schwächeren, und daraus sich ergebende, dadurch mehr oder minder bedingte Herrschaft jener Starken und Mächtigen, die in den Anfängen eher durch riesige Körperkräfte und wilde Tapferkeit als durch Tugenden des Verstandes und Gemütes sich hervortun. Ihrem Wesen nach nahe mit jenen Ursprüngen verwandt ist alle Herrschaft kraft Erbrechtes, die sich an das Alter, und wie man dann leicht glaubt, an die erbliche Vortrefflichkeit und Kraft, vorzugsweise aber an die wie immer gewonnene ökonomische Macht gewisser Familien anhängt, denen ein gläubiges Volk die besondere Gunst und Gnade der Götter, als der Allväter und machtvollsten Wesen zuzuschreiben geneigt ist. Aber von jeher konkurriert mit solchem Glauben und solcher Untertänigkeit das Verlangen der Menge, besonders wenn sie aus wehrhaften Männern besteht, ihre Hauptleute selber zu wählen; dies gilt als ein natürlicher und gerechter Anspruch freier und mündiger Personen, zumal wenn sie als Bürger sich selber als Urheber und Träger ihres Gemeinwesens fühlen. Mit jeder Wahlpraxis kann freilich eine tatsächliche Vererbung von Befugnissen zusammen bestehen, ja sich neu daraus entwickeln; und aus der Tatsache der Erblichkeit dann wieder ein Erbrecht entstehen. Im

allgemeinen aber macht das Prinzip der Wahl auf Kosten des Erbrechtprinzips sich geltend und muß um so mehr an dessen Stelle treten, je mehr der Glaube an eine übernatürliche Sanktion erblicher Herrscherbefugnisse schwindet, und andererseits, je mehr die Vererbung leiblicher und seelischer Vorzüge ihre Kehrseite fühlbar macht: als Vererbung der Kraftlosigkeit, des Lasters, der Degeneration. Die zweckmäßige Funktion des Wahlprinzips ist aber selber an viele und schwierige Bedingungen geknüpft. Vor allen Dingen ist sie immer in gewisser Weise abhängig von den Qualitäten der Wähler. Vorzugsweise und offenbar sind diese wichtig, wenn einzelne Personen die Wählenden und Prüfenden sind, und hier sind große Schwankungen um so wahrscheinlicher; wenn z. B. einem Monarchen die Wahl der Staatsminister zusteht, so ist es wesentlich von der Begabung, Klugheit, Wohlberatenheit des Monarchen abhängig, ob diese wichtige Wahl gut oder schlecht ausfällt; und ähnlich überall bei individuellen Wahlen und Ernennungen von oben her. Anders wenn Wahlen durch Kollegien vollzogen werden; je größer das Kollegium, desto eher wird die ausschlaggebende Mehrheit einen Durchschnitt der Wählerqualitäten darstellen; es werden daher vermutlich sehr weise und sehr törichte Wahlen gleich unwahrscheinlich werden. Nun ist ein Wahlkollegium von selber gegeben, wenn irgendeine Verbindung, ein Verein, eine Genossenschaft oder welcher andere Name ihr zukommen möge — ihren Vorstand, ihre Beamten und Verwalter wählt; das natürliche Erfordernis für den Wähler ist hier, daß er ein Mitglied der Verbindung sei, in einer Stadt, z. B. daß er das Bürgerrecht besitze. Und die Wählerschaft kann den Erwählten als ihresgleichen, als ihren Führer oder als ihren Diener betrachten und behandeln, je nach ihren Zwecken, je nach seinen Funktionen, aber auch je nach beiderseitigen Qualitäten.

Viele Versuche sind in Theorie und Praxis gemacht worden, die Qualifikation des Wählers in politischen Körperschaften zu begrenzen, und dadurch »bessere« Wahlen zu sichern; und der dabei zugrunde liegende Gedanke war zumeist der, daß nach der Größe der Beiträge zur öffentlichen Kasse, also nach den Steuern, die politischen Rechte abgemessen werden müßten. Kein Wunder, wenn nun die Besitzlosen dies ungerecht schelten, da sie nämlich auch nach ihren Kräften beisteuern, und da wahrscheinlich ihr Scherflein, zumal wenn die Steuern auf Gegenstände des notwendigen Lebensunterhaltes gelegt sind, ein viel größeres Opfer bedeutet, als die Beiträge des Reichen; und zumal wenn die Staatsverfassung ihn (den Armen) nötigt, mit seinem Leibe und seiner Wehrkraft für das gemeinsame Vaterland

einzustehen, oder gar für die besonderen Interessen der Besitzenden sein Leben aufs Spiel zu setzen. Aber — wird dann eingewandt — dem »gemeinen Manne« fehlt die Intelligenz, das Verständnis für politische Angelegenheiten. Nun, eben darum soll er ja einen Vertreter wählen, von dem er ein besseres Verständnis erwartet; »er wird aber auch dies nicht beurteilen können, er wird sich durch die Beredsamkeit des Wahlkandidaten, durch Schlagwörter, die seinen Leidenschaften oder seiner Eitelkeit schmeicheln, betören lassen«. Diese Gefahr ist ohne Zweifel vorhanden; aber die Gefahr ist schon viel geringer, daß in einer großen Menge diese Betörten gerade die Mehrheit bilden sollten, und wenn die Mehrheit eine törichte Wahl trifft, so darf man erwarten, daß sie den Schaden davon spüren und durch Erfahrung gewitzigt werde; handelt es sich um Wahlen für eine große Körperschaft, so ist schon außerordentlich unwahrscheinlich, daß auch nur eine erhebliche Minderheit schlechthin törichter Wahlen stattfindet, vielmehr werden hier wieder die besonders weisen und die besonders verkehrten Wahlen Extreme auf beiden Enden bilden, während sich die große Menge um ein mittleres Maß von wählerischer Einsicht gruppiert. Im großen und ganzen wird auch hier der Wettbewerb dafür sorgen, daß ganz einfältige und des öffentlichen Vertrauens unwürdige Personen gar nicht wagen werden, als Wahlkandidaten aufzutreten, zumal da die Wahlen doch nicht völlig wild zu geschehen pflegen, sondern Komitees und engere Versammlungen zunächst die Kandidaten »aufstellen«. Daß es dabei oft nur allzu menschlich hergeht, daß das Gespenst der Korruption sich nicht selten an die grünen Tische setzt, ist eine Sache für sich, die dem moralischen Werte der Wahlen mehr als dem intellektuellen Eintrag tut. Übrigens scheint mir eine Korrektur demokratischer Verfassungen weit mehr in bezug auf die Qualifikation der Wählbaren als auf die der Wähler not zu tun. Ich bin aber nur darum hier auf politische Wahlen zu reden gekommen, weil doch auch sie ihrer Idee und Absicht nach dazu bestimmt sind, den rechten Mann auf den rechten Platz zu bringen, und weil Ammon, so sehr er die Gesellschaftsordnung herausstreicht, der er es auch zuschreibt, wenn begabte und brave Leute als Beamte Karriere machen, ebensosehr die im Deutschen Reiche (1903!) gültige Verfassung und Staatsordnung mit Schimpf bedeckt, weil das allgemeine Stimmrecht — so sagt er wörtlich S. 47 — darauf abziele, alle hervorragenden Persönlichkeiten möglichst auszumerzen; Deutschland sei dadurch in eine Lage versetzt, bei der die unteren Klassen vermöge ihrer großen Kopfzahl fast alle Macht besitzen (man höre!); die gewöhnlichsten Schreier und Schwätzer seien die Bevorzugten des allgemeinen Stimmrechts; im Reichstage werden

die meisten Reden (Ammon wird als Mann der exakten Wissenschaft genau gezählt haben) nicht zur Sache, sondern mit Rücksicht auf die künftige Wahlagitation zum Fenster hinaus gehalten; das allgemeine Wahlrecht sei eine antisoziale Einrichtung, insofern als es die natürliche Gesellschaftsordnung auf den Kopf stelle. — Die instinktive Weisheit der Jahrtausende ist also mit dieser Einrichtung auf einen bedenklichen Holzweg geraten, warum aber die Staatsordnung so ungünstig von der Gesellschaftsordnung sich unterscheidet, das sagt uns Ammon nicht, ja er merkt gar nicht einmal, daß er die eine verherrlicht, die andere heruntermacht; er muß sich vorkommen, wie der Schmeichler im Ballsaale, der einem Bekannten ins Ohr flüstert: mit Bewunderung betrachte ich die Schönheit Ihrer Frau Gemahlin; wie herrlich sticht sie ab gegen das Affengesicht der jungen Dame, die neben ihr steht — wenn der angeschmeichelte Gatte ihm antwortet: »Die junge Dame ist meine Tochter.« Denn just so ist das Verhältnis: Die Staatsordnung ist die Tochter der Gesellschaftsordnung.

Bei dem dritten Hauptsatze Ammons will ich mich nicht lange aufhalten. Herr Ammon glaubt beweisen zu können, daß die Verteilung der Begabungen in der heutigen Gesellschaft in der Verteilung der Einkommen wie sie im Königreich Sachsen angetroffen werde, sich spiegele. Dieser »Beweis« ist allerdings eine höchst merkwürdige Leistung und verdient eine scharfe Beleuchtung. Es genügt auch nicht, über den barocken Einfall sich lustig zu machen; denn das Absurdeste findet Beifall und Glauben, wenn es gewissen mächtigen Interessen dient. An dieser Stelle dürfen wir aber uns genügen lassen, diesen wissenschaftlichen Unfug — ungern, aber mit voller Bewußtheit müssen wir einen so starken Ausdruck einsetzen — kurz zu charakterisieren. Wir haben selber Bezug genommen auf die bekannte Wahrscheinlichkeitsregel der Abweichung vom Mittel; der mehrfach erwähnte Francis Galton beruft sich darauf, daß eine große Zahl von Messungen z. B. der Körperlängen in einer leidlich homogenen Bevölkerung die große Menge der Individuen, nämlich über die Hälfte um den Durchschnitt nahe gruppiert zeige, während die Abweichungen nach oben und unten ziemlich symmetrische Bildung zeigen, so daß z. B. auf 1 Million annähernd gleich viele sehr Große und sehr Kleine kommen; auf dem oberen Ende einige Riesen, auf dem unteren einige Zwerge, und so in gleichen Abständen auf beiden Seiten annähernd gleiche relative Mengen. Galton hält es für wahrscheinlich, daß, wenn man die Begabungen messen könnte, sich ein ähnliches Resultat, eine ähnliche Symmetrie ergeben würde. Ammon

behauptet, daß die wirklichen Messungen des Einkommens im Königreich Sachsen, wie sie in der Besteuerung sich darstelle, ebenfalls einen ähnlichen Aufbau, wenigstens teilweise — denn er ist hier sehr genügsam — oder wie er sagt und zeichnet — eine ähnliche Kurve aufweisen. Er behandelt, um dies darzutun, die Ergebnisse der Steuereinschätzung nach einer miserablen Methode — aber das ist Nebensache, wir wollen ihm dennoch zugeben, daß auch die versteuerten Einkommen sich in ähnlicher Weise um einen Durchschnitt gruppieren. Wenn Galton ein Mann des Humbugs wäre, so könnte er etwa gesagt haben: Seht einmal diese wunderbare Ordnung: die größten Riesen sind die größten Genies, die große Menge ist von mittelmäßiger Größe und mittelmäßiger Begabung, die Menschen von kleinem Wuchs sind auch minderbegabt. Die Zwerge sind wahre Dummköpfe. Genau so verfährt nämlich Herr Ammon: die nach ihm wirkliche Kurve der Einkommensteuer läuft parallel mit Galtons schematischer Kurve der Begabung — *ergo* entsprechen die beiden so einigermaßen einander, im großen und ganzen bekommt jeder das Einkommen, auf das er nach seiner Begabung Anspruch hat. — Die Dreistigkeit und die Absurdität verlaufen auch in parallelen Kurven.

Wir kommen nun zum vierten Hauptsatz Ammons: zu der wunderbaren Einrichtung der Stände. Das Wesentliche daran ist die angeblich garantierte Vererbung höherer intellektueller und moralischer Begabungen. Die oberen Schichten sind die gescheidesten und sittlich besten; weise Einrichtung der Natur — oder der Gesellschaft, das bedeutet für Herrn Ammon ein und dasselbe — daß sie fast nur unter sich heiraten: ergibt eine Reinkultur von Talenten und Genies und edlen Charakteren. Wir teilen die Meinung des kritisierten Autors, daß es ebenso natürlich wie zweckmäßig ist, wenn eine Ehe so sehr als möglich in gemeinsamen oder doch ähnlichen sozialen Verhältnissen wurzelt: die Ehe ist, besonders für die bürgerliche und höhere Klasse so sehr eine Familienangelegenheit, daß das Verständnis zwischen Ehegatten weit mehr durch verschiedenartiges Herkommen, verschiedene Lebensgewohnheiten und Anschauungen, als etwa durch verschiedene Sprachen erschwert wird. Die Harmonie der Eltern ist ein sehr bedeutendes Moment für die Erziehung der Kinder; diese wird daher, auch nach unserer Ansicht, durch erhebliche Verschiedenheit des »Standes« gefährdet; es spielen da feine psychologische Momente hinein. Daß aber die angeborene Begabung der Kinder durch standesgemäße Heiraten bedingt werde, ist eine aus freier Luft gegriffene, bodenlose Behauptung oder vage Vermutung des Herrn Ammon. Sie hat für intellektuelle Begabungen einige Wahrscheinlichkeit, wenn

man die Vererbung erworbener Eigenschaften annimmt, daß also eine während des Lebens geübte Anlage eher und stärker sich vererbt; dann hätte z. B. von zwei gleich musikalischen Mädchen, von denen die eine ein braves Dienstmädchen, die andere eine ausgebildete Konservatoristin wäre, diese weit mehr Chancen, Mutter eines musikalischen Talentes oder gar Genies zu werden, als jene. Ammon will aber ausdrücklich von etwaiger Vererbung erworbener Eigenschaften absehen, weil diese strittige Frage für seine Gesellschaftstheorie »belanglos« (S. 8); mit Auslese will er alles machen. Wenn wir aber die Erfahrung allein befragen, so sprechen zum mindesten sehr bedeutende Instanzen gegen jene Annahme, daß standesgemäße Heiraten besonders günstig für die Qualitäten der Nachkommen seien. Aus Ammons Voraussetzung, daß die unteren Klassen nichts als einen Bodensatz und also so etwas wie eine schlechte Varietät darstellen, folgt ja allerdings, daß eine Kreuzung mit ihnen für die höheren Klassen schlechte Folgen haben muß. Nun hat Herr Ammon aber noch andere Theorien, auf die er ein großes Gewicht legt, wenn er auch kaum einen Versuch macht, sie systematisch mit seinen Hauptsätzen zu verknüpfen. Erpicht auf den Begriff der Auslese hat er auch die Lehre des im Jahre 1901 verstorbenen Münchener Gelehrten Georg Hansen vom »Bevölkerungsstrom« gierig aufgegriffen und bei sich eingeheimst. Nach dieser Lehre findet eine fortwährende Erneuerung der höheren Klasse in den Städten statt, durch Nachschübe, die zwar von unten aufsteigen, aber doch nicht aus der unteren Klasse kommen, sondern von Leuten, die »in einfachen, gesunden Lebensverhältnissen leben, die eine überflüssige Kinderzahl erzeugen und ihre geistigen Fähigkeiten latent auf diese vererben, also — Bauern« sagt Herr Ammon (S. 140). (Ist das eine allgemeine Erscheinung? ist nicht das Zwei-Kinder-System bäuerlichen Ursprungs? da die Scheu, den Erben des Gutes zu schwer zu belasten, eine charakteristisch bäuerliche Sorge ist?) »Sie würden ihrer Bildung nach zwar zum unteren Stande gehören, wir dürfen sie jedoch mit den Städtern bzw. Industriearbeitern nicht vermischen, da sie einen besonderen Stand für sich ausmachen« (S. 112). (An das ländliche Proletariat gar nicht gedacht! das in Wirklichkeit zuerst und am nachhaltigsten im Wortsinne proletarisch gewesen ist!) »Der Bauernstand hat für den Ersatz aller übrigen Stände aufzukommen, die sich nicht selbst erhalten können. Der Bauer erfreut sich völlig zuträglicher Lebensbedingungen, die ihm gestatten, nicht nur selbst kräftig zu bleiben, sondern auch eine gesunde, ausdauernde und bildungsfähige Nachkommenschaft zu erzielen« (S. 129). Darauf folgt dann ein ganzes Kapitel über das Aussterben der

höheren Stände, und es heißt darin, wie sonst an vielen Stellen, daß sie den Schädlichkeiten erliegen, die mit der einseitigen geistigen Ausbildung (S. 123) und der sitzenden Lebensweise verbunden sind. Innerhalb von 3 bis 4 Generationen ist durchschnittlich schon »die Gesundheit der in höhere Stellungen beförderten Familien aufgebraucht«, nachdem schon in der dritten Generation ein Rückgang der Begabung stattgefunden hat, so daß also »auf das Schwinden des Talentes bald das physische Erlöschen zu folgen pflegt«. Ein glänzendes Zeugnis, das Herr Ammon da den Wirkungen der Klasseninzucht ausstellt; während er sonst die Ständebildung als eine Einrichtung gepriesen hat, welche die Verbindung von Individuen höherer Begabungsklassen begünstigt, also auf die Erziehung einer begabteren Varietät hinwirkt (S. 68): »sie (die Ständebildung) — heißt es ferner (S. 69) — setzt das Werk der natürlichen Auslese beim Menschen fort, und begründet eine natürliche Züchtung im Sinne Darwins«! Von den Widersprüchen will ich ganz absehen und sie Herrn Ammon *cum caeteris* zugute halten; aber es scheint doch nach dieser Lehre jedenfalls die Gefahr sehr groß zu sein, in den absteigenden Ast der höheren Stände hineinzuheiraten, und die Verbindung mit dem Bauernstande, der ja ohnehin die Urmaterialien und die latenten Begabungen enthält, wäre ohne Zweifel das, was Ammon aus dem Gesichtspunkte der natürlichen Züchtung empfehlen müßte. — Nun kommt aber noch ein dritter Gesichtspunkt hinzu, bei dem Herr Ammon recht eigentlich in seinem Elemente ist, nämlich eine anthropologische Rassentheorie. In Anlehnung an Gobineau und Lapouge behauptet er im mittleren Teile seines Buches (und kommt dann des öfteren darauf zurück), daß die durch seine vielgepriesene Gesellschaftsordnung und Ständebildung garantierte günstige Zuchtwahl gar nicht oder doch nicht überwiegend stattfinde, sondern »die Arier sind die Kulturträger aller Zeiten« (S. 29) und das arische Element sei »in Zentraleuropa seit dem Beginn des Mittelalters im Schwinden begriffen — er nennt das ausdrücklich eine „rückschrittliche Auslese"« (S. 32). In Deutschland bilden die hochgewachsenen blauäugigen blonden Langköpfe nur noch einen winzigen Bruchteil der Gesamtbevölkerung, in Baden etwa 1,45%; sie reichen nicht mal mehr aus, um die höheren Stände zu füllen. »Die germanischen Elemente sind bei uns seit dem Beginn des Mittelalters [in der Chronologie ist Ammon ganz konsequent] in der schonungslosesten Weise aufgebraucht worden, während die auf der Scholle sitzenden fremden Volksbestandteile sich ungestört vermehren konnten; darum ragen jene nur noch in einsamen Klippen aus der brandenden Flut hervor. Die Tatsachen dieser rückschritt-

lichen Auslese muß man sich gegenwärtig halten, um den psychologischen Untergrund zu begreifen, dem die Philosophie Friedrich Nietzsches entsprossen ist.« Also zuerst und wesentlich aus sich selber (Ständebildung als natürliche Züchtung), nur zur Ergänzung aus den unteren Klassen, insbesondere aus der Arbeiterklasse, die infolgedessen den »Bodensatz« der Unbegabten darstellt; alsdann aus den Bauern, als den allein sich gesund erhaltenden, erneuern sich die herrlichen oberen Stände, die mit den Talenten und Genies identisch sind; und endlich — gar nicht; sondern sie bilden eine mehr und mehr dahinschwindende höhere Rasse von besonderen Schädeln, besonderer Haar- und Augenfarbe: — Bauern und alle unteren Schichten sind dagegen ein rundköpfiges Pack, körperlich und seelisch anders geartet. — *O quae confusio rerum*! muß man hier ausrufen, und des Ausspruches Bacos von Verulam sich erinnern, daß die Wahrheit »leichter aus dem Irrtum als aus der Verwirrung emportaucht«.

Denn in der Tat liegt hier noch mehr Verworrenheit als grobe Unrichtigkeit vor. In jeder seiner Lehren sind Elemente von Wahrheit enthalten. Und die schreckliche Verworrenheit des Systems wird durch ein hübsches schriftstellerisches Talent, über das der Autor verfügt, nicht ohne Anmut verhüllt. Auch besitzt er offenbare wissenschaftliche Fähigkeiten, die nur leider jeder Disziplin entbehren. Wir halten ihm gerne zugute, daß er als Naturforscher von der sozialen Entwicklung nur schwache Erkenntnis gewonnen hat; daß er insbesondere nicht weiß, wie gerade in den fortschreitenden Kulturländern seit vier Jahrhunderten die »Gesellschaftsordnung« ein sehr flüssiges, und nicht, wie er die heute obwaltende auffaßt, ein festes Gebilde ist. Am meisten wird ihm der echte theoretische Sinn beeinträchtigt durch die fortlaufende apologetische und polemische Absicht, die pamphletartige Kritik der »Sozialdemokratie«, die in einzelnen Punkten ganz treffend sein mag, im ganzen durchaus deplaziert ist. Es ist mehr der in der Sozialdemokratie steckende Liberalismus, worauf er ohne es selber zu wissen und zu merken, loshaut, als der Sozialismus, der die Negation dieses Liberalismus ist; jener braucht sich nicht getroffen zu fühlen; wird vielmehr seinerseits auf natürliche, sowohl als auf soziale Auslese das allerentschiedenste Gewicht legen müssen. Die ganze aristokratische Theorie, für die sich Ammon begeistert, läßt sich — das ist beinahe von selbst verständlich — weit eher zugunsten der alten Aristokratie, überhaupt der weit hinter uns liegenden ständischen Gesellschaftsordnung verwerten, als, wie er doch vorzugsweise will, für die neue Pseudoaristokratie, die Plutokratie und ihre Anhänge.

Stein, Ludwig: *Die soziale Frage im Lichte der Philosophie.* Vorlesungen über Sozialphilosophie und ihre Geschichte. Zweite, verbesserte Auflage. Stuttgart 1903.

Ich hatte dem Buche früher (bei Anzeige der ersten Auflage, S. 304) einen ganz »überwiegend exoterischen«, sodann einen eklektischen und synkretistischen Charakter zugeschrieben. Ich hatte nachgewiesen, daß in der Anlage und in den Grundgedanken eine große Verworrenheit anzutreffen ist; ich hatte die Weichheit der Denkgesinnung hervorgehoben, und die Schreibart »vielfach geradezu schwülstig« genannt. Gleichwohl ist mir privatim von mehreren Seiten der Vorwurf gemacht worden, und zwar auch von Personen, deren Urteil dem Autor offenbar mehr gilt, als das meine, daß ich zu günstig, zu milde über das Buch geurteilt habe. Ich hatte mich allerdings bemüht, auch einiges Gute daran zu lassen, und hatte gelobt, was ich mit gutem Gewissen loben konnte und, um gerecht zu sein, loben wollte.

Im Vorwort der neuen Auflage sagt der Verfasser, er sei den Kritikern der ersten durchweg zu großem Danke verpflichtet; Winke und Ratschläge, die ihn in der wohlwollendsten Weise für die zweite Auflage von mehreren Seiten erteilt worden seien, werde man beherzigt und dankbar verwendet finden. Winke und Ratschläge hatte ich nicht erteilt; auf eine Wirkung meiner Kritik deuten also diese Worte nicht. Es ist aber nicht nur für mich, sondern auch für die Sache von einigem Interesse, ob der Verfasser die s c h w e r e n F e h l e r, die von mir angemerkt und gerügt waren, als solche anerkannt und berichtigt habe.

Meine Ausstellungen bezogen sich hauptsächlich auf Plan und Einteilung des Werkes, also auf die Logik seiner Struktur. Ich konnte keinen Sinn darin finden, »das soziale Zusammenleben der Menschen« den »drei Momenten einer sich von selbst einstellenden (? ?) philosophischen Betrachtungsweise« unterwerfen zu wollen, die vorgestellt werden als a) Ursprung alles menschlichen Gemeinschaftslebens, b) geschichtlicher Werdegang der sozialen Organismen, c) der augenblickliche Stand der sozialen Probleme — und dies so auszuführen, daß der ganze zweite Abschnitt (S. 175—511 in 1. Aufl.), der das »Moment« b zu entwickeln bestimmt ist, nichts als den »Umriß einer G e s c h i c h t e der — Sozialphilosophie« enthält. Zu meinem größten Erstaunen muß ich bemerken, daß dieser grobe logische Fehler in der zweiten Auflage unverändert wiederkehrt. Im Wesen unverändert. In der Form durch eine scheinbare Verbesserung verschlimmert. Seinem *Quid pro quo* hatte der Verfasser einen falschen Schein der Begründung dadurch zu geben versucht, daß er den »geschichtlichen Werdegang der sozialen Organismen« einen

zwiefachen sein ließ: a) ihr unreflektiertes Wachstum, b) ihren reflektierten Zustand, der seit etwa 100 Jahren daher komme, daß der menschliche Geist das menschliche Gemeinschaftsleben dem unbewußten Wachstum entrücken »wolle«, um es bewußt umzuformen. Wie fadenscheinig diese Begründung war, brauche ich nicht zu erörtern; man sieht ja die Fäden. Die neue Auflage hat auf das Gewand ein paar Flicken gesetzt: statt von sozialen Organismen wird von sozialen Institutionen geredet, statt der immanenten Teleologie des Naturgeschehens (durch welche pompöse Künstlerin das unreflektierte Wachstum jener »vorgezeichnet« wurde) tritt jetzt einfach »der Gang« des Naturgeschehens auf — übrigens alles beim alten. Aber ein neuer Satz ist hinzugekommen (S. 37), der die vielfachen Umschreibungen des »Planes« vermehrt. »Sobald es uns . . gelungen sein wird, den Ursprung menschlicher Beziehungsformen aufzudecken [das soll den Inhalt des ersten Abschnittes bedeuten], werden wir in einem Abriß einer Geschichte der Sozialphilosophie den Werdegang der sozialen Institutionen, *sowie*[1] dessen *Widerspiegelung* in den Köpfen der Denker zu schildern haben.« Dieser Zusatz hält aber den Autor nicht ab, gleich nachher aus der ersten Auflage zu wiederholen: »im zweiten geschichtlichen Abschnitt werden wir die soziologischen *Gedankengänge* der führenden Kulturvölker von ihrem ersten durchsichtigen Empordämmern an bis zu ihren gegenwärtigen . . . Formen hinauf verfolgen.« Dieses Wiederholte hat wenigstens den Vorzug, daß es den wirklichen literar-historischen Charakter des Abschnittes, wenn auch in geschwollenen Worten, ausdrückt. Jener Zusatz ist einfach unwahr. Von dem Werdegang der sozialen Institutionen ist weder in den einundzwanzig Vorlesungen der ersten noch in den ebensovielen der zweiten Auflage die Rede. Oder sollen etwa die dürftigen Bemerkungen über den spartanischen Kommunismus (S. 148[2]), über das *Imperium romanum* und den Universalepiskopat (S. 192), über die französischen Nationalwerkstätten (S. 274), Bemerkungen, die nicht einmal den bescheidensten Anforderungen gerecht werden, die man an eine Darstellung jenes »Werdegangs«, wenn auch nur in seiner Bedeutung für die Geschichte der Sozialphilosophie stellen müßte, eine solche Darstellung ersetzen?! Vor der die »Widerspiegelung in den Köpfen« in die zweite Stelle zurücktreten würde? Wofür hält der Verfasser seine Leser?

Ich hatte in meiner Kritik auf noch einen anderen Versuch, dem Gedankengang einer Basis zu verleihen, hingewiesen. Stein unterscheidet »stabile« und »labile« Formen des Zusammenlebens (»sozialen Zusammenlebens« sagt er, pleonastisch, wie fast in jedem Satze). Jene,

[1] Die in Sternchen stehenden Worte sind im Original nicht hervorgehoben.

nämlich »Familie und Eigentum, Gesellschaft und Staat, Sprache, Recht und Religion« seien gleichsam sozialer Wildwuchs; Regeln des Verhaltens, die das soziale Telos mit immanenter Logik »schaffe« — dies soll sich also decken mit dem, was sonst »das unreflektierte, von der immanenten Teleologie des Naturgeschehens vorgezeichnete Wachstum der sozialen Organismen« genannt wurde. Hingegen wird nun deren »reflektierter Zustand« ausdrücklich und ausschließlich bezogen auf »Moral und Wissenschaft, Technik und Kunst«: die moralischen künstlerischen und wissenschaftlichen Imperative (»hingegen«) seien »bereits« »A u s f l u ß der namentlich in der Philosophie zum Selbstbewußtsein gelangten, das Wesen dieser Befehle zergliederten, und die Möglichkeit einer geflissentlichen Umbiegung derselben erwägenden menschlichen Vernunft«. (In der 2. Auflage dieselben Sätze, nur ist statt »Ausfluß« — »Wirkungen« eingesetzt.) Ich hatte darauf aufmerksam gemacht, daß nach dem Zusammenhange, und namentlich nach dem Absatze, der den »ersten Abschnitt« beschloß, verstanden werden müsse, Moral und Wissenschaft, Technik und Kunst seien durch — sozialphilosophische Reflexion ins Leben gerufen oder bewirkt oder erzeugt. Nach dem Schlußsatze sollte eine geschichtliche Skizze des sozialphilosophischen Ideenganges der Menschheit uns in den Stand setzen, die Spiegelungen der sozialen Funktionen in den Köpfen der bedeutsamsten Sozialphilosophen zu beobachten, sowie die bisher zutage getretenen Vorschläge zur Umformung dieser sozialen Funktionen kennenzulernen. Als soziale Funktionen werden hier die Dinge bezeichnet, die sonst Formen des sozialen Zusammenlebens hießen und im ersten Abschnitt, wie der Verfasser versichert, behandelt wurden, »wie sie sich in ihrem natürlichen Wachstum entwickelt haben«. Er will sie im zweiten, wie es an dieser Stelle dann hieß, »in ihrem geistesgeschichtlichen Werdegang belauschen«. »Zu den vergleichsweise stabilen Formen der sozialen Gemeinschaft rechnen wir a) Familie, b) Eigentum . . ., c) die Gesellschaft . . ., d) den Staat. Zu den labilen rechnen wir: a) die Sprache, b) das Recht, c) die Religion . . . weiterhin Technik und Kunst, Moral und Philosophie« (2. Aufl., S. 38). Das sind alles soziale Funktionen, die sich in den Köpfen der bedeutsamsten Sozialphilosophen »spiegeln«! Aber nein: in der 2. Auflage ist jener Schlußabsatz gestrichen worden: vielleicht eine kleine Wirkung meiner Kritik. Auch in der 1. Auflage war die Philosophie an dieser Stelle eskamotiert worden, dagegen traten als »labile soziale Funktionen« »Moral, Wissenschaft, Kunst, Strategie und Technik der Erfindungen« auf; die beiden letzteren heißen in der 2. »Kriegskunst und Erfindungskunst«. In beiden folgt eine Seite nachher (S. 144[2]) der Satz: »Moral und Wissenschaft, Technik und Kunst sind bereits Erzeugnisse reflek-

tierter Imperative«. Gewiß ein sehr tiefer Satz. Wenn ich ihn nur ergründen könnte! Glücklicherweise umschreibt der Verfasser seine »Gedanken« regelmäßig in neuen Sätzen. Derselbe Sinn, den der angeführte Satz haben soll, wird in dem vorhin schon zitierten Satze wiedergegeben, wonach die moralischen, künstlerischen und wissenschaftlichen (wo bleibt die Technik?) I m p e r a t i v e Wirkungen (früher »Ausfluß«) der namentlich in der Philosophie zum Selbstbewußtsein gelangten, das Wesen *d i e s e r B e f e h l e z e r g l i e d e r n d e n* und die *M ö g l i c h k e i t* einer geflissentlichen Umbiegung derselben *e r w ä g e n d e n* menschlichen Vernunft sind. Man merke also wohl: Moral und Wissenschaft, Technik und Kunst sind »bereits« von reflektierten Imperativen erzeugt worden. Die menschliche Vernunft bewirkt (oder läßt aus sich herausfließen) moralische, künstlerische und wissenschaftliche Imperative, auch »bereits« — sind es dieselben »reflektierten« Imperative, die Vater und Mutter von Wissenschaft, Technik und Kunst sind, oder sind es andere? Einen S i n n kann ich weder in der einen noch in der anderen Alternative entdecken. Aber weiter: die menschliche Vernunft bewirkt nicht nur diese Imperative, sie zergliedert auch ihr Wesen und erwägt die Möglichkeit einer geflissentlichen Umbiegung »derselben«. Gleichzeitig gelangt diese sonderbare alte Dame »in der Philosophie« zum Selbstbewußtsein. Gott sei Dank! Denn nun kommen wir doch zur Sozialphilosophie — zur Motivierung für die Mitteilungen über deren »Geschichte« sollen ja diese Umschweife dienen. Ein scheinbarer Begriff wird uns gegeben mit dem Worte »sozialer Wildwuchs« — oder, wie gleich nachher umschrieben wird, der »pfadlose Urwald sozialer Imperative, wie er wirr und planlos in die Höhe geschossen ist« oder wie in einem ferner folgenden Satze nochmals umschrieben wird, »was bisher an Regelungen der Beziehungen von Menschen untereinander, sowie der Beziehungen des Menschen zu der ihn umgebenden organischen und unorganischen Natur wildwüchsig — weil nur unbewußt-zweckmäßig — geworden und erwachsen ist«. — Der Begriff ist völlig unklar und wertlos. Solange es Menschen gibt, hat an menschlichen Institutionen vernünftiges Denken mitgewirkt. Freilich in sehr verschiedenem Grade, auf sehr verschiedene Weise, mit sehr verschiedener Kraft. Mehr oder weniger klar und scharf, mehr oder weniger mythologisch und theologisch, vor allem mehr oder weniger frei gegenüber der Tradition und aller anderen Autorität ist gedacht worden. Was der Verfasser hier meint, kann ja nicht zweifelhaft sein: etwa dies, daß in späteren Epochen einer Kultur mehr und mehr freies, mehr und mehr klares, mehr und mehr wissenschaftliches Denken auf die sozialen Institutionen Einfluß gewinnt. Daß er dabei, als bisher oder in den Anfängen, wildwüchsig,

Familie und Eigentum, Gesellschaft und Staat, Sprache, Recht und Religion, in einem Topf durcheinander rührt, wollen wir passieren lassen. Irgendwelche zunehmende Wirkungen der »Vernunft« auf alle diese Dinge kann man ja behaupten. Auf die Sprache wirkt die Vernunft (oder Unvernunft) der Grammatiker, der Dichter und Schriftsteller, auf das Recht die Vernunft der Juristen und Politiker, auf die Religion die Vernunft der Theologen und Philosophen . . . auf Gesellschaft und Staat? meinetwegen alle zusammen, ich würde freilich denken, sie wären im Rechte irgendwie enthalten, die Gesellschaft im Privatrecht, der Staat im öffentlichen Recht; ebenso würde ich Familie und Eigentum zunächst als Rechtsbegriffe definieren, und dann etwa einen Begriff der sozialen Ordnung suchen, der unterhalb alles positiven Rechtes läge. Soziale »Funktionen« sollen das alles sein und als solche Familie und Sprache, Eigentum und Religion auf einer Fläche liegen? Welch ein Ungedanke! Aber lassen wir das. Was meint also unser Verfasser? Mit der Betrachtung zunehmender Einwirkung der »Vernunft« a u f die sozialen Institutionen vermischt und verwirrt sich ihm die Vorstellung des Einflusses, den philosophische oder wissenschaftliche Reflexionen ü b e r diese Institutionen auf Gesetzgeber, Theologen usw. gehabt haben mögen, oder verwirrt sich schlechthin die Betrachtung der T a t s a c h e solcher literarischen Kopf-Spiegelungen! Denn es heißt — und damit schließt jetzt dieser Abschnitt —: »Was bisher . . . wildwüchsig . . . das wird jetzt planmäßig umgestaltet und bewußt-zweckmäßig reorganisiert. Die Vernunft übernimmt das heikle, verfängliche Geschäft, die Natur zu meistern, die Instinkte zu überwachen, und, wo es not tut, umzugestalten, indem sie [neue Paraphrase!] die unbewußte Zweckmäßigkeit der sozialen Institutionen, wie sie die immanente Teleologie hervorgetrieben hat, durch eine b e w u ß t e zu ersetzen sucht: e s e n t s t e h t m i t e i n e m W o r t e e i n e S o z i a l p h i l o s o p h i e.« Ja, mit einem Worte! — Und doch bleibt es nicht bei d i e s e m einen Worte. Die erste Vorlesung des zweiten Abschnittes (überhaupt die 13te) ist überschrieben: »Die ersten sozialphilosophischen Regungen des bewußten Geistes in der Geschichte.« Darin ist (S. 145—149) ein wenig von der Legende eines goldenen Zeitalters, ein wenig von den Übergängen von der vorhistorischen *Gens* zum geschichtlichen Staat auf dem klassischen Boden von Hellas, ein wenig vom spartanischen Kommunismus, endlich ein wenig von der Scheidegrenze, welche die Kultur in typischer Weise von der Barbarei trenne, die Rede. »Hier scheiden sich aber auch unsere Wege von der M a r x schen Geschichtsauffassung, welche nur ökonomische Motive als Fermente sozialer Klassenbildungen anerkennt. In der Barbarei sind es überwiegend ökonomische Vorbedingungen, welche den

Klassenkampf erzeugen und so die soziale Entwicklung fördern. Im Kulturzustand hingegen (NB. kommt eine neue Paraphrase des uns schon sehr bekannten »Gedankens«) erhebt sich der menschliche Geist in seinem reflektierenden Bewußtsein zu einer sozialen Macht, welche neben der ökonomischen eine wesentliche Einwirkung auf die Gesellschafts- und Staatenbildung ausübt. [Hier bleiben also Familie, Sprache usw. außer Ansatz.] Waren die sozialen Gebilde [welche also?] früher *nur mehr* das Erzeugnis eines unreflektierten Naturprozesses, so werden sie jetzt [wann?] Gegenstand der Beobachtung und Untersuchung seitens des bewußten Geistes« [Nochmalige Paraphrase, die wievielte?]. Punkt. Absatz. »In dem Augenblick, da der menschliche Geist jene Reife erlangt, wie sie sich in einer umfassenden philosophischen Weltanschauung ausprägt, schiebt sich sehr bald [in dem Augenblicke sehr bald!] die soziologische Frage in den Vordergrund, ob man die Organisation der Gesellschaft noch weiter dem Spiel der sozialen Naturkräfte blindlings überlassen und nicht vielmehr nach reiflich erwogenen, planvoll erdachten Prinzipien selbst regeln sollte. »Es entsteht mit einem Worte die Politik als Wissenschaft« (S. 150). Also nicht die Sozialphilosophie? Oder ist das ein und dasselbe? Bei dem Verfasser muß man immer die Tendenz zum ein- und demselben voraussetzen. Wozu aber dann nun nochmals das eine Wort? Der dritte Satz der nun folgenden 14. Vorlesung (betitelt »Das erste Auftauchen der sozialen Frage bei den Griechen«) heißt dann wieder: »In dem Augenblicke (!), da *große Gesetzgeber* allgemein gültige öffentliche Befehle erlassen, ist die Vernunft an die Stelle des Instinktes getreten.« »Die soziale Vernunft setzt ein mit großen Gesetzgebern wie Drakon und Solon . . .« Ist das nun die Politik als Wissenschaft? oder die Sozialphilosophie? oder mit einem Worte . . .?

In den Vorträgen über Geschichte der Sozialphilosophie ist vielleicht (ich habe nicht alle eingehend geprüft) manches zur populären Belehrung Taugliche enthalten. Die Anlage ist von höchst seltsamer Art. Zuerst wird in 5 Vorlesungen über das Altertum (Platons Republik, Aristoteles Politik usw.), dann in je einer über das Urchristentum und über Sozialphilosophie des Mittelalters und über die Sozialphilosophie im Zeitalter der Renaissance gesprochen. Die folgenden 12 (S. 220—345) handeln von nichts als von Sozialismus und Kommunismus, zuerst nämlich von »Staatsromanen«, zuletzt von Staatssozialismus, Kathedersozialismus, offizieller Sozialdemokratie usw. Dann kommt auf einmal die letzte und unverhältnismäßig lange 33. Vorlesung, und betitelt sich »Zur Geschichte der Sozialphilosophie von der Renaissance an bis auf die Gegenwart«. Also alles, was in den 12 Vorlesungen mitgeteilt

wurde, gehörte nicht zur Sozialphilosophie? Und doch war von der »werdenden Nationalökonomie«, von Quesnay und Turgot, war von Adam Smith die Rede, dann von Rousseau, Saint Simon und Fourier; endlich von Proudhon, von Marx, von Lassalle. . . . Jene 33. Vorlesung überrascht uns gleich im Anfange wieder mit einem sonderbaren Satze: »Von einer Sozialphilosophie als eigener Disziplin, welcher die Prüfung und klassifikatorische Verarbeitung der psychologischen, ästhetischen und ethischen Faktoren im gesellschaftlichen Organismus obliegt, kann recht eigentlich erst seit dem Auftreten von Auguste Comte ernstlich gesprochen werden.« Dann folgt nach einigen Zwischensätzen: »Das philosophische Staatsrecht und die Rechtsphilosophie gehen der Sozialphilosophie zeitlich voraus.« Nachdem auf den folgenden Seiten noch mehrfach umschrieben, »in welchem Augenblicke« eine Sozialphilosophie als eigener Wissenszweig sich auftun konnte, wann der zwingende Anlaß zur Entstehung einer Sozialphilosophie gegeben war, folgt S. 350 als Disposition: »Sehen wir uns aber genötigt, die in den Naturrechtsschulen und staatsphilosophischen Systemen von der Renaissance bis auf Comte sporadisch aufblitzenden sozialphilosophischen Gedankengänge nur als vorbereitende Etappen zur Bildung einer Sozialphilosophie als Wissenschaft zu betrachten, so wird man es begreiflich und der Ökonomie unserer Auseinandersetzung entsprechend finden, wenn wir diese vorangegangenen Etappen nur in aller Knappheit skizzieren, um dafür bei Comte und seinen Nachfolgern desto länger verweilen zu können.« Hier wird also mit dürren Worten ausgesagt, daß die sämtlichen Nationalökonomen, Kommunisten und Sozialisten in eine Geschichte der Sozialphilosophie überhaupt nicht hineingehörten. Und doch die 12 Vorlesungen! — Doch halt! Wenigstens die Staatsromane stehen doch in einem Verhältnis zur Staatsphilosophie! Den Utopismus bezeichnet nämlich unser Autor als den mystischen Schatten der werdenden Sozialphilosophie (S. 220). Hören wir mehr über die Utopisten. »Was die Apostel religiös bedeuten, das sind die Utopisten politisch: *Erlöser*. Sie sind *Herolde*, welche das Heranrauschen einer neuen Zeit ankündigen. Man kann nämlich den Nachweis führen, daß, in der Neuzeit zumal, jeder weitergreifenden und in die Tiefe gehenden sozialen Bewegung ein Utopist als *Fahnenträger* vorangegangen ist.« Will jemand diesen Nachweis kennenlernen? »Die erste neuzeitliche Utopie ist die des Thomas Morus (erschienen 1516). Ein Jahr darauf schlug Luther in Wittenberg seine 95 Thesen an und gab damit das Signal zum Ausbruch (!) der Reformation, deren Ziele zwar religiöser Natur waren, deren Ausgangspunkt aber auch ein

sozialer gewesen ist.« Dies also war der erste Streich. . . . »Etwa ein Jahrhundert später findet die Utopie des Thomas Morus eine bemerkenswerte Reihe von berufenen und unberufenen Nachahmern. Der englische Lordkanzler Bacon schreibt seine *Nova Atlantis* (1621), Campanella seinen Sonnenstaat (1630), Harrington seine *Oceana* (1656), Vairasse seine *Histoire de Sevarambes* (1677) — lauter Staatsromane, die nach dem Muster der Utopie eine glückliche Insel schildern, wo politische und soziale Idealzustände herrschen. Und was folgt historisch auf diese Wiederbelebung des Staatsromanes? Wieder eine soziale Bewegung, welche um die Mitte des 17. Jahrhunderts (1648) in England ausbrach, deren Adepten man in der Geschichte als »Levellers« bezeichnet. Aus diesen *Puritanern oder Levellers*, die sich durch stark kommunistische Tendenzen auszeichneten, zweigte sich die große Sekte der Quäker ab, aus denen wieder die kommunistische Sekte der Shaker, die sich über ein Jahrhundert lang unter streng kommunistischen Verhältnissen erhalten konnte, herausentwickelt hat [soll wohl heißen: »sich herausentwickelt hat«].« Das also war der zweite Streich. Doch der dritte folgt sogleich. »Im 18. Jahrhundert schrieb Morelly den Staatsroman »Basiliade« (1753), zu deren Verteidigung er zwei Jahre darauf (1755) seinen »*Code de la nature*«, ein sozialistisches Manifest, herausgab. Rousseau schreibt seine »*neue Héloise*« (1771). **Und was war die Folge? Die große französische Revolution.**« Man höre! man staune! »Ein weiteres Jahrhundert später [als die große französische Revolution?!] endlich erschien der letzte Staatsroman in großem Stile, Cabets *Voyage en Icarie* (1842). . . . Was folgte auf Cabets *Voyage en Icarie*? Das blutige Revolutionsjahr 1848, in welchem sich der deutsche Sozialismus anzukündigen begann« (der bekanntlich in den vorhergehenden Jahren schon recht sehr kundbar war). Dies der vierte und letzte Streich. Die Meinung dieser Zusammenstellungen kann, wie jeder sieht, nur sein, daß die viermalige zeitliche Folge auf einen ursächlichen Zusammenhang zu schließen gebiete. Wenn die französische Revolution schon im Ausdrucke als die kausale Wirkung der genannten Bücher hingestellt wird — denn »die Folge« kann in deutscher Sprache keinen anderen Sinn haben — so ist daran nur eine der nicht ganz wenigen, von mangelndem Sprachgefühl zeugenden Ausdrucksweisen schuld, die uns in dem Buche begegnen. In der Tat schließt sich in (gewohntem) pomphaftem Gewande jener Gedanke an: »Es kann unmöglich ein bloßes Possenspiel (»bloßes Spiel« wäre zu einfach) des Zufalls sein, wenn bisher auf jeden bedeutsamen Staatsroman eine große soziale Bewegung gefolgt ist. Die Regelmäßigkeit der Aufeinanderfolge verbietet eine solche Auslegung. Aus dieser

historischen Zusammenstellung muß die philosophische Betrachtung vielmehr folgern, daß zwischen dem Erscheinen der Staatsromane und dem Ausbrechen großer sozialer Bewegungen . . .« Nun, was kommt? doch wohl, daß ein Verhältnis von Ursache und Wirkung besteht? — »auch ein gewisser Zusammenhang herrscht«. Ein gewisser Zusammenhang? Das ist alles? *Parturiunt montes* . . . Es scheint unmöglich . . . Und siehe: als der Berg zum ersten Male kreißte, da war es eine richtige Ratte! In der ersten Auflage (S. 289) heißt es dick und plump: »daß zwischen dem Erscheinen der Staatsromane und dem Ausbrechen großer sozialer Bewegungen *auch ein gewisser K a u s a l nexus herrscht*.« Betrachten wir die Ratte etwas näher — natürlich »philosophisch«. An die Ratte müssen wir uns halten, denn das Mäuschen hat ja nur einen Sinn, insofern es auf die Ratte hinweist. Sagen wir also ehrlich, daß die Ratte ein sehr häßliches graues Nagetier ist. Hören wir zunächst zu Ende. Nach: »ein gewisser Zusammenhang (ein ‚Kausalnexus') herrscht.« »Und so sind denn die Utopisten jene poetischen Sturmvögel, die das orkanartige Heranrauschen einer neuen Zeit künden.« Was sind denn die Utopisten nun eigentlich? »Mystische Schatten« — »Erlöser« — »Herolde« — »Fahnenträger« — »poetische Sturmvögel«. Und zwar sehr ungewöhnliche Sturmvögel, denn sie sind zugleich die Ursachen des Sturmes, den sie ankündigen. Sehr ungewöhnliche Fahnenträger, sehr ungewöhnliche Herolde, sehr ungewöhnliche Schatten. Es ist wohl kaum nötig zu sagen, daß es mit dem kausalen Zusammenhang rein gar nichts auf sich hat. Die einfache Wahrheit ist, daß die Unruhe der Gemüter, die besonders in den Ländern, die an der fortschreitenden Entwicklung am lebhaftesten beteiligt sind, seit der Krisis der mittelalterlichen Lebensformen die Menschen erfüllt, einerseits in Volksbewegungen und Staatsumwälzungen oder darauf zielenden Versuchen, andererseits in massenhaften literarischen Erscheinungen sich kundgibt und abbildet, und daß diese beiden Arten des Ausdruckes gegenseitig, und zwar vorzugsweise fördernd aufeinander wirken, wenngleich sie ihrem Wesen nach unabhängig voneinander sind. Daß nun gerade die sporadisch auftretenden literarischen Idealgebilde gesellschaftlicher und politischer Zustände in dieser Hinsicht eine erhebliche Wirkung haben, kann man nicht mit Grund sagen. Im Gegenteil: sie sind immer nur literarischen Feinschmeckern, also den oberen, in der Regel nicht aufrührerisch gesinnten Schichten zugänglich gewesen, nicht, wie andere Literaturprodukte, als Flugschriften, Prophezeiungen, periodische Preßerzeugnisse der großen gärenden Menge. Von den hier genannten Büchern ist, soweit es wirkliche Staatsromane sind, das erste, die Utopia Sir T h o m a s M o r e s in weiten Kreisen gelesen worden, aber fast ausschließlich in Kreisen der Humanisten, die von der kirch-

lichen Revolution teils mit Widerwillen gegen das Theologengezänk und die Volksaufwieglung sich abwandten, teils das retardierende Moment in ihr bildeten. Vollends ist es unbegründet, von irgendwelchem Zusammenhange der Bauernkriege und der anabaptistischen Aufstände mit der geistreichen Satire des gelehrten Juristen zu orakeln[1]. Wenn man *a priori* sagen möchte, daß zwischen bedeutenden Phänomenen der gleichen Zeit von irgendwie gleicher, d. h. hier gegen bestehende Zustände kritischer Richtung, irgendein Zusammenhang vermutet werden dürfe, so könnte doch gerade dies als ein klassisches Beispiel dafür gelten, daß solcher Zusammenhang erfahrungsmäßig oft als eine verschwindende Größe, die wir gleich Null zu setzen Ursache haben, sich erweist. — Steins Satz ist — wir erinnern uns —, daß jeder weitergreifenden und in die Tiefe gehenden sozialen Bewegung ein Utopist als Fahnenträger vorangegangen ist. Welches ist denn nun der zweite Fall einer solchen Bewegung? . . . Die der »Levellers«. Du meine Güte! Weitergreifend und in die Tiefe gehend? Die Levellers waren eine der vielen radikalen, mehr oder minder anabaptistisch-chiliastisch-kommunistischen und schwärmerischen Sekten im Heere Cromwells. Sie hatten einen begabten Führer — John Lilburne —, der die unklaren Ideen von Gleichheit, Abschaffung des Eigentums am Grund und Boden und Gütergemeinschaft, die stärker oder schwächer in allen diesen Independanten lebten, in eine Art von System brachte und in dem Jahre (1648), wo nach Stein wieder eine soziale Bewegung ausbrach, eine Meuterei im Heere verursachte, die rasch erstickt wurde. Die Sekte blieb infolgedessen in starker Opposition gegen Cromwell und begünstigte sogar die Restauration. Die Puritaner, deren Haupt Cromwell war, mit ihnen zu identifizieren, ist ein starker Irrtum. Daß sich die »Freunde«, die sogenannten Quäker, von den »Levellers abgezweigt« hätten, ebenso irrtümlich. Die Sekte des Schuhmachers Fox kam um dieselbe Zeit auf, sie war aber in der Armee kaum vertreten und verabscheute den Kriegsdienst; sie wurde von Cromwell protegiert,

[1] Es wäre eher ein umgekehrter Zusammenhang, als der hier gemeinte, daß nämlich die früheren in England an Wycliffe, auf dem Kontinent an Hus anknüpfenden Volksbewegungen auf Mores Ideen gewirkt hätten; wie Ziegler, Einleitung zu seiner und Michels' Ausgabe der Utopia (Berlin 1895), S. XXVI, wenigstens als möglich gelten läßt. Aber auch dieser Zusammenhang ist, wie Ziegler richtig erkennt, ohne Bedeutung. Die Vorstellung einer *communio primaeva*, und daß das Privateigentum Produkt der Sünde sei, war allen kirchlich und scholastisch Gebildeten tief eingepflanzt. Sie blieb für More, was sie ihrer Natur nach war, rein akademisch; während die Schwarmgeister und Bauern sie ernst und eigentlich nahmen: daß nämlich das »Evangelium« die Sünde und folglich auch das Eigentum abschaffen müsse.

der die Levellers bekämpfte. Was bleibt also: »wieder eine soziale Bewegung«? Aber lassen wir sie gelten, oder nehmen wir an, da der Verfasser Puritaner und Leveller für identisch hält, er meine eigentlich die ganze »puritanische Rebellion« — es soll also »ein Utopist als Fahnenträger« dieser sozialen Bewegung vorangegangen sein. Welcher Utopist? es werden vier genannt; war es Bako oder Campanella oder Harrington oder Vairasse? Die Jahreszahlen ihrer Werke werden beigesetzt; aber Harrington mit der *Oceana* (1656), Vairasse mit der *Histoire de Sevarambes* (1677!) gehen doch nicht voran, wenn der »Ausbruch« der sozialen Bewegung 1648 war?! Bleiben also Campanella mit der *Civitas Solis*, dem die falsche Jahreszahl 1630 gegeben wird; in Wahrheit war das Buch zuerst einzeln 1620, dann als Anhang zu einem anderen Werke (1623) herausgekommen (beidemal in Frankfurt a. M.), und Bako mit dem *Novus Atlas* (so ist der richtige lateinische Titel); die Jahreszahl 1621 ist ganz und gar willkürlich angesetzt, denn man kennt die genaue Zeit der Abfassung nicht, das Werk wurde 1629, 3 Jahre nach seinem Tode herausgegeben; sicher ist aber, daß der »englische Lordkanzler Bakon« es nicht schrieb — wie wir bei Stein lesen —, sondern der im Ruhestand lebende Philosoph, nachdem er aller seiner Ämter entsetzt war (auch die Jahreszahl ist unbedingt falsch, da man doch das Jahr der Publikation verstehen muß; verfaßt ist das Buch vermutlich nicht lange vor Bakos Tode [1626] und eben darum Bruchstück geblieben). Aber das tut ja nichts zur Sache. Einer von beiden muß gemeint sein: der italienische Dominikaner-Mönch Campanella oder der aristokratische Naturforscher. Sagen wir ehrlich: das eine ist so unsinnig wie das andere. Widerlegen würde Argumente verschwenden heißen. Gehen wir vielmehr sogleich auf die Suche nach dem Erlöser, Herold, Fahnenträger, Sturmvogel der großen französischen Revolution! Denn auch hier werden zwei genannt: 1. Morelly — aber seine Schriften liegen beinahe 40 Jahre hinter der französischen Revolution zurück — der Abstand ist doch für einen Fahnenträger etwas zu weit. Zu schweigen davon, daß die französische Revolution nicht in dem Sinne, der hier gemeint ist (nämlich im Sinne sozialistischer oder kommunistischer Ideen), eine »soziale Bewegung« war. Also 2. Rousseau »schreibt seine neue Héloise (1771)« — da wäre wenigstens der zeitliche Abstand auf ca. 20 Jahre reduziert, wenn . . . ja wenn die Jahreszahl richtig wäre! Leider ist sie wiederum falsch. Die neue Héloise ist 1761 erschienen, also immer noch fast ein Menschalter vor der Revolution. Gleichwohl: daß Rousseau auf mehrere der leitenden Revolutionäre Einfluß gehabt hat, ist ja eine bekannte Sache, von Taine mit besonderer Emphase hervorgehoben. Aber

die neue Héloise?? Ich denke, es war der *Contrat social*, ein rein theoretisches Werk über Naturrecht. Und die neue Héloise einStaatsroman? eine Utopie? Die Liebesgeschichte im ersten oder der Tugendroman im zweiten Teil? Rousseau hat sich gerühmt, der Welt vor Augen geführt zu haben, daß die Idylle nicht an die unwahren Gestalten eines erträumten Arkadien gebunden, sondern überall vorhanden sei, wo in natürlichen Zuständen natürliche Menschen treu miteinander verbunden leben — ist das die Tendenz einer Utopie? Im Ernste kann davon keine Rede sein. Der Gedanke ist hier ebenso windig wie dort. Von Cabet und der Februarrevolution zu reden, können wir uns sparen. Der Kuriosität halber werde aber der Satz noch zitiert, mit dem das ganze tiefsinnige geschichtsphilosophische (das will es sein) Räsonnement sich einführt (S. 221): »Nun taucht eines Tages *in einem entlegenen Erdenwinkel ein völlig unbekannter Schriftsteller* auf, der die uns peinigende Kluft der sozialen Revolution mit einem feingewobenen, rosenfarbenen Schleier verdeckt und uns einen berückenden Ausblick in ein soziales Eden gewährt.« Hübsch gesagt, nicht wahr? — Aber wer sind denn die völlig unbekannten Schriftsteller in entlegenen Erdenwinkeln?? Etwa Thomas More, der in London lebte, der jüngere Freund und Korrespondent des Erasmus, schon dadurch den Humanisten Europas wohlbekannt? Oder der Verfasser der *Instauratio magna*, und des *Novum Organon*? völlig unbekannt, als der *Novus Atlas* 3 Jahre nach seinem Tode herauskam? Oder Tommaso Campanella, der schon um die Wende des Jahrhunderts als Anti-Aristoteliker berühmt war? Oder Rousseau, als er die neue Héloise schrieb? — Was sollen also jene blümeranten Redensarten? sind sie nur gebraucht, weil sie (dem eigentümlichen Geschmack des Verfassers) »schön« zu sein schienen, ohne alle Rücksicht auf Grund und Wahrheit? Es ist leider keine andere Deutung möglich. Eine solche Summe von Schiefheiten und Verkehrtheiten, ein so hohles Theoretisieren, wie auf diesen zwei Seiten geleistet wird, ist ja nicht überall in dem Buche anzutreffen. Man ist geneigt, einem so umfangreichen Werke, in dem so viele Gegenstände, wenn nicht behandelt, so doch gestreift, so viele Namen genannt, Bücher und Abhandlungen massenhaft zitiert werden, einige Mängel und Ungenauigkeiten zugute zu halten. Aber es darf nicht verschwiegen werden, daß die hier durchgenommenen zwei Seiten charakteristisch sind für die Arbeits- wie für die Schreibweise des Verfassers. Man kann das Buch kaum aufschlagen, ohne auf etwas Nichtiges oder Verkehrtes oder Aufgebauschtes und Schales zu stoßen. Ein paar Proben mögen dies harte Urteil noch belegen. Es ist von Herbert Spencer die Rede. Nach einem

schrecklichen Satze über »die metaphysischen Kleinmeister und soziologischen Wickelkinder«, die angeblich einen höhnischen Ton gegen diesen geistigen Recken anschlagen, als die Scylla, und den »gut geschulten in alle Gegenden der Windrose zerstreuten Chor der Spencerianer«, der angeblich einen Jubelhymnus allenthalben anstimmt, als der Charybdis, zwischen denen — versteht sich — die Bark »Sozialphilosophie Ludwig Stein« ihren sichern Kurs steuert [diesmal ist es meine Bildersprache], läßt sich deren Steuermann also vernehmen: »Wir setzen dieser organischen Methode — einem Nachklang der ‚organischen Staatslehre' — die vergleichend-geschichtliche gegenüber« (S. 381). Ob sich die organische Methode mit Recht ein Nachklang der organischen Staatslehre nennen lasse, wollen wir nicht prüfen. »Die Gefahren methodologischer Einseitigkeiten treten in der Regel bei den Schülern noch offenkundiger zutage als beim Meister, wie sich dies schon in der organischen Staatslehre (v. Savigny) gezeigt hatte.« Ist Savigny hier der Meister? oder einer von den Schülern? Hat Savigny eine Staatslehre verfaßt? oder in irgendeiner Schrift eine Theorie des Staates entworfen? Und da doch wohl an Savigny als den Meister der »historischen Rechtsschule«, die ja allerdings in einem gewissen Verwandtschaftsverhältnis zur organischen Staatslehre steht, gedacht ist: welche Schüler Savignys haben organische Staatslehren geschrieben? Oder hat eben nur ein vager Begriff von jenem Verwandtschaftsverhältnis vorgeschwebt? Ich glaube, so ist es. — »Ihm (Spencer) ist eben ‚Prinzip der Gesellschaft: so wenig als möglich Zwang, Prinzip des Staates: so viel als möglich Zwang'.« Daraus erklärt sich seine nervöse Angst vor jeder Einmischung des Staates, in welchem er ja nur eine Zwangsanstalt sieht« (S. 383). Man bemerke wohl, daß die Worte Prinzip bis Zwang in dem Buche selber von Anführungszeichen umgeben sind. Dazu bemerkt in der ersten Auflage eine Fußnote: »F. Tönnies, Philosophische Monatshefte, Bd. XXVIII, 1892, 63; Emile Durkheim, *Division du travail social.* Paris 1893. S. 218 ff.« In der 2. Auflage ist diese zitierende Note gestrichen und durch folgende ersetzt: »Vgl. meine (Ludwig Steins) beiden Abhandlungen: Herbert Spencer, Literaturblatt der N. Fr. Presse vom 22. Juni 1902 und Herbert Spencers Schwanengesang, ebenda, 31. August 1902, wo ich usw.« Offenbar hat Stein die Worte »Prinzip« bis »Zwang« für ein Zitat aus Spencer gehalten; er hat gemeint, daß es ebenso zu seiner Verfügung stehe, wie zu meiner; daß er es zufällig zuerst bei mir gelesen hatte, schien ihm unerheblich. Unglücklicherweise ist der Satz kein Zitat, er ist auch gar nicht zur Charakteristik eines Spencerschen Theorems bestimmt; Spencer kennt den Dualis-

mus der Begriffe »Gesellschaft« und »Staat« gar nicht. Der Satz ist ausschließlich mein Satz, er will meine Begriffe von Gesellschaft und Staat bezeichnen; ich füge ihn ein in den Gedanken: »Kontrakt und Zwang balancieren zwar gegeneinander, aber viel tiefer und stärker ist ihr gemeinsamer Unterschied und ihre gemeine Entfremdung gegen alle Arten innerer sozialer Kausalität, von denen Spencer sehr wenig gesehen und auf seine endlichen Konstruktionen nichts hat influieren lassen«, was nur aus meinen Begriffen von Gesellschaft (mit Einschluß des modernen Staates) einerseits, Gemeinschaft andererseits verstanden werden kann, folglich von Stein nicht verstanden worden ist. Den Satz also wörtlich anführen und mich nicht zitieren, ist — nun ist eben à la Ludwig Stein.

Auch Unklarheit über Inhalt und Zweck des dritten Abschnittes hatte ich früher dem Buche zur Last gelegt. Der Verfasser scheine zu denken, daß seine »Reformvorschläge« mit der »voraussichtlichen« Gestaltung der Formen des menschlichen Zusammenlebens sich decken. Seine Wünsche, Hoffnungen, Postulate, hatte ich gesagt, fließen mit der angeblichen Prognose in einen breiten Strom zusammen. Daß auch in dieser Beziehung die zweite Auflage nicht besser ist, brauche ich kaum zu konstatieren. Was nun seine Reformvorschläge betrifft, so tut der Verfasser sich viel zugute auf den, wie er meint, von ihm erfundenen »Rechtssozialismus«. Dieser wird, wie das denn nicht wohl anders sein kann, auf naturrechtliche Postulate begründet. »Das Fundament eines jeden Rechtssozialismus wird immer die gesetzliche Anerkennung eines Rechtes auf Existenz bilden« (S. 470). »Das Recht auf Existenz . . . bleibt eine Halbheit, wenn es nicht durch das Recht auf Arbeit ergänzt wird« (S. 472). Das Recht auf Arbeit wird der erste Ansatzpunkt zu einer bewußten Sozialisierung des Rechts genannt (S. 473). So geschieht denn auch Berufung auf Autoritäten des Naturrechts. »Ahnungen« des Rechtes auf Existenz »tauchen bereits bei Locke . . . auf«. »Der erste Theoretiker des Rechtes auf Existenz und des Rechtes auf Arbeit ist J. G. Fichte.« »Aber schon die Schöpfer des preußischen Landrechts« haben das Recht auf Arbeit »postuliert«. Bekanntlich standen diese unter unmittelbarem und starkem Einfluß der naturrechtlichen Ideen, wie solche in der Wolfschen Schule akademische Geltung erhalten hatten. Derselbe Einfluß charakterisiert in etwas anderen Formen die Kodifikation Napoleons. »Der Code Napoléon stellt den ersten Schritt im Sozialisierungsprozeß des Rechtes dar« nach L. Stein, S. 464 [NB. der Code, dieses durch und durch bürgerlich-liberale Gesetzeswerk!]. Diese Anlehnung seines Sozialismus an das Naturrecht hindert unsern »Sozialphilosophen« keineswegs zu schreiben,

wo er von Christian Wolff spricht (S. 362): »Der außerordentlichen Verbreitung seiner Schriften . . . hat es die Naturrechtsschule zu danken, daß sie bis auf den heutigen Tag *in einigen rückständigen Zopfgelehrten ein wenn auch nur kümmerliches Dasein fristet*.« Ein Satz, der obendrein gänzlich falsch ist. Was im Sinne des alten Naturrechts während des 19. Jahrhunderts in Deutschland lebendig geblieben ist, beruht fast ganz und gar auf der Kantschen Rechtslehre; daneben ist nur der Versuch einer Restituierung durch Hegel und seine Schule, der bekanntlich auch im vormärzlichen Sozialismus wirksam war, von Bedeutung.

Eine kleine Nachlese von Gedankenfrüchten und Redeblüten, wobei anerkannt werde, daß von den letzteren einige der schlimmsten in der neuen Auflage ausgetilgt sind, nachdem sie von mir und von anderen angekreidet worden (jedoch ist eine erkleckliche Menge übrig geblieben). S. 35: »Nichts ist darum widerlicher als jene Prostituierung des Geistes, welche sich mit wissenschaftlich sein wollender Schminke herausputzt und mit soziologischer Phraseologie protzen möchte.« S. 103: »Denn solche grandiosen Menschenschlächter (Alexander, Cäsar, Napoleon) stauen die Zivilisation mit einem urkräftigen Ruck gleich um Jahrhunderte weiter.« S. 105: »Dergleichen Tiraden (über das soziale Leid der Gegenwart) können doch niemals die soziale Tatsache aus der Welt schaffen, daß wir da sind und daß wir so sind, wie die immanente soziale Zweckmäßigkeit uns nun einmal geknetet hat.« S. 239: »Mag Colbert selbst die Schutzzölle nur als Krücken angesehen haben . . . so wird man gleichwohl nicht umhin können, in ihm den hervorragendsten *Theoretiker* des Merkantilsystems zu erblicken« (dies vielleicht nur ein *lapsus calami*, aber in beiden Auflagen!). Ibid.: »Die auch für den Laien augenfälligen Mängel des extremen Merkantilsystems sollten sich in England sehr bald fühlbar machen« (bekanntlich ist in England nie eine extreme Merkantilpolitik zur Geltung gekommen). Folgen eine Reihe von Sätzen, darunter der Satz: »Der Pflug wurde mit der Maschine vertauscht (wann??), ein sozialer Vorgang von welthistorischer Bedeutung,« die man schlechterdings auf England beziehen muß, zuletzt: »Als jedoch dieses künstliche Merkantilsystem . . . kläglich zusammenbrach, die Fabriken aus Mangel an Aufträgen geschlossen werden mußten, da hatte man ein städtisches Proletariat von so erschreckendem Umfange, daß das ganze Staatsgebäude darunter erzitterte. *Als Ludwig XIV. starb, stand der Staatsbankerott vor der Tür*.« Folgen Sätze über die französischen Finanzen, über Law u. dgl. Übrigens gab es weder in England noch in Frankreich ein städtisches Proletariat »von so erschreckendem Umfange«. Die 29. und 30. Vorlesung müssen den

Marxkennern zur Prüfung empfohlen werden. S. 291 f.: »Diesen ‚ökonomischen Materialismus' haben Marx und Engels auf *folgende Formeln* gebracht: »Die Produktionsweise . . . bedingt usw.« . . . »Unsere Richtung betrachtet politische und juridische *Bewegungen*, literarische und philosophische *Bedingungen* gleichsam als einen Überbau. Das Fundament bilden die volkswirtschaftlichen *Bedingungen*. Die Geschichte einer Epoche liegt nicht in der Philosophie, sondern in der Ökonomie derselben.« Absatz. »Hier ist in knappster Formulierung die Quintessenz des ökonomischen Materialismus wiedergegeben.« Die knappste Formulierung besteht, abgesehen von dem ersten Satze, aus entstellten und verflachten Sätzen, teils Marxschen (der Vorrede von »Zur Kritik«), teils dem Engelsschen Antidühring[3], S. 286 entlehnt, wo der Satz heißt: »Hiernach sind *die letzten Ursachen* aller gesellschaftlichen Veränderungen und politischen Umwälzungen . . . zu suchen nicht in der Philosophie, sondern in der Ökonomie der betreffenden Epoche.« So enthalten denn auch die folgenden Seiten eine stark vergröberte, die Kernpunkte kaum streifende Wiedergabe der Marx-Engelsschen Ansicht europäischer Entwicklungen. Etwas besser ist die Reproduktion der Wert- und Mehrwert-Doktrin. S. 304: Vergleich des angeblich von Marx in Anspruch genommenen »kopernikanischen Standpunkts« mit anderen »kopernikanischen Standpunkten«: »Auch *forderte* Kant auf Grund seiner Entdeckung, die er auf empirisch-erkenntnistheoretischem Wege gemacht hat [die transzendentale Deduktion der reinen Verstandesbegriffe!!], nicht etwa *wie Marx* eine vollständige Revolutionierung unseres gesamten Lebens, sondern *allenfalls* eine erkenntnistheoretische Rückwärtsrevidierung unserer Begriffe.« Wenn das nicht geistreich, schlagend, packend ist . . . S. 305: »Zudem hat Marx die wissenschaftliche Unvorsichtigkeit begangen, seine ganze Sozialphilosophie an das Schicksal des Materialismus als philosophischer Weltanschauung zu ketten.«. Bekanntlich eiferte Marx gegen den abstrakten naturwissenschaftlichen Materialismus, den einer seiner Freunde, von ihm als »unser Philosoph« anerkannt, nämlich J. Dietzgen, beschränkten, mechanischen Materialismus nennt; was Dietzgen lehrt, ist Spinozismus und Panlogismus, also vom metaphysischen Materialismus himmelweit verschieden! — S. 356: (Hobbes) teilt mit Telesio und Bako jenen ausgesprochenen Zug seiner Zeit, den man in die Worte kleiden könnte: »zurück zur nacharistotelischen Philosophie!« Durch und durch falsch. Nichts charakterisiert diese Denker, und ganz besonders Hobbes mehr, als daß sie auf niemand »zurück« gehen, sondern ausschließlich vorwärts gehen wollen, den eigenen Sinnen und der eigenen Vernunft vertrauend, im Übermaße ver-

trauend! — Hiermit haben wir das Buch nur ungefähr bis zur Hälfte durchgenommen. Jedoch es sei genug. Wie mehrmals angedeutet, ließe sich allenfalls auch eine Lese von besseren Ähren daraus gewinnen. Trotz der großen Fehler ist der literar-historische Teil noch der beste. Besonders in bezug auf die griechische Philosophie scheint der Autor (der scheinbar alles kennt) in Wirklichkeit etwas zu kennen, und auf Grund eigener Studien zu reden.

Dem Buche als ganzem kann, wie sich von selbst ergibt, ein »Recht auf Existenz« nicht zuerkannt werden.

Koigen, David, *Die Kulturanschauung des Sozialismus.* Ein Beitrag zum Wirklichkeitsidealismus. Mit einem Vorwort von Eduard Bernstein. Berlin 1903.

Ein Büchlein von großen Ansprüchen. Auf der Grundlage des marxistischen Sozialismus will es den, wie gemeint wird, wesentlichen und notwendigen Inhalt der dazugehörigen Ethik und sogar Religion entwickeln. Diese Lebensauffassung oder Kulturanschauung soll allen sonst vorhandenen entgegengesetzt und als die vollkommene und allein haltbare vertreten werden. In den beiden ersten Kapiteln werden jene vorhandenen klassifiziert und kritisiert. Bei der Klassifikation geht es darunter und darüber. Neben ethischen Systemen erscheinen Vorstellungen über Wert, Zweck und Sinn der menschlichen und sozialen Entwicklung, also Dinge, die zu einer ganz anderen Gattung gehören. Die Klassifikation ist auch nicht klar durchgeführt. Im 2. Kap. werden die »immanenten« Kulturanschauungen eingeführt und in zwei »Gruppen« geschieden, von denen die eine immanenter Positivismus, die andere immanenter Idealismus genannt wird. Warum diese durchaus verschieden, ja als Gegensätze zu denken seien, wird außer durch die Bezeichnung des einen als »real beschränkt«, des anderen als »real bedingt«, nicht erklärt. Ob nun einige der in dem Kapitel kritisierten »Kulturanschauungen« zum Idealismus, oder alle zum Positivismus gehören, darüber werden wir im Zweifel gelassen. Eine Grenze wird nicht angegeben. Gelegentlich ist allerdings (S. 40) von radikalen und sozialistischen Gedanken die Rede, die zugleich als nachträglicher, als ethischer, »resp. negativer« und nach rückwärts gerichteter »Idealismus« bezeichnet werden. Gleichwohl (oder eben darum) scheint doch nur der von Kap. 3 ab geschilderte »Wirklichkeitsidealismus« — eine etwas desperate Wortbildung — als w i r k l i c h e r Idealismus gelten zu sollen, und auf diesen wird nun eine Fülle von Licht ausgegossen. Obgleich wir meinen mußten, daß eine Kulturanschauung im Unterschiede von einer Weltanschauung (S. 1) entworfen werden solle, so ge-

schieht doch innerhalb jener Schilderung sehr rasch der Übergang auf die der positiv-immanenten Weltbetrachtung (worunter hier dasselbe verstanden wird, was sonst als Wirklichkeitsidealismus, als sozialistische Kulturanschauung und unter mehreren anderen Namen auftritt), also auf die ihr entsprechende Religion, die sie »in sich berge«. Wir ahnen deutlich genug »die neue Gestalt der Weltreligion« (S. 63). Die Wissenschaft »stellt sich ihr zur Verfügung« (S. 65). Sie ist »der Abschluß des ‚sozialistischen' Lebens« (S. 68). Es gibt »richtige Ideale« (S. 72); die Weltreligion bedeutet die allgemeingültige Form des höchsten Ewigkeitslebens« (S. 73). »Der höchste Punkt der kulturellen Entwicklung hat die Identität von Gott und Mensch zu dokumentieren« (S. 75). Der Mensch erzieht sich zum Schöpfer, in der kulturellen Schöpfung gelangt der tiefere Sinn der gesamten humanitären Kultur zur Äußerung (ib.). Auf die Religion und das »kulturphilosophische Postulat« folgt die »ethische Formel« »des Sozialismus, sowie des Wirklichkeitsidealismus«. Der Imperativ Guyaus »Du sollst und mußt weil du kannst« eignet sich dazu am besten (S. 76). Im Gegensatze zur Kantschen Formel gedacht schließt sie doch diese, wenn man von ihrer metaphysischen Grundlage abstrahiert, nicht aus, sondern wird von ihr vorausgesetzt (S. 77, 78). »Aus dem immanent-schöpferischen Idealismus der sozialistischen Doktrin ergibt sich der Menschentypus« des schöpferischen Renaissancemenschen, »für den der Sozialismus als kulturphilosophische Lehre einzutreten hat« (S. 80). Er ist »ein bejahend-bauender« (S. 82). »Der Lebensstil der sozialistischen Demokratie ist seiner entwicklungssoziologischen Tendenz nach« dem Nietzscheschen verwandt: denn er ist ein »Streben, aus jedem einen ‚Herrn' zu machen . . . und einen Herrn über sich selbst und über die Welt der natürlichen und kulturgesellschaftlichen Verhältnisse« (S. 93). »Im Prinzipe sehen wir im arbeitenden Kulturmenschen der Entfaltung des Renaissancemenschen in seiner Universalgestalt entgegen« (S. 102).

Der Renaissancemensch löst den Revolutionsmenschen ab. »Und es paßt sich vortrefflich, daß zur Zeit sich zum Vorteil der sozialistischen Demokratie ein neuer Wissenschaftszweig, die sogenannte Sozialpädagogik entfaltet« (S. 105). Der Sozialismus ist nicht ausschließlich Lehre der »unteren Klassen«. In den Kreisen des »Bildungsproletariats« wird »eine neue Geistesaristokratie gezüchtet« (S. 108). Sie muß in ein intimes Verhältnis zum »Stammproletariate« treten, das schon angebahnt war, aber gutenteils wieder zerstört wurde. Das »wunschlose geistige Treiben« der Bohême »ist dem Tode geweiht« (S. 111). »Aus der Lebensanschauung des Renaissancemenschen ergibt sich seine Lebensführung. Das aktuell-schöpferische Lebensprinzip des All-Idealismus tritt hier in der

Form des unausgesetzten Heroismus zutage« (S. 114), des »All-Heroismus« an Stelle des »sporadischen Heroismus« des Negationstypus, des Revolutionsmenschen. Die »breitgedachten Horizonte der marxistischen Welt« sind allmählich »verengert« worden (S. 119). Ohne »ein Bündnis« »mit der Renaissanceauffassung des Kulturlebens« »geht dem Sozialismus sein idealistischer Schwung und . . . seine tiefere philosophische Basis verloren" (S. 120). »Das Bewußtsein der Klasseninteressen« ist »an und für sich kein sozialistisches Bewußtsein« (S. 126). »Eine völlig neue Vorstellung von ‚Glück' bringt die sozialistische Renaissance mit sich« (S. 127). »Im kulturellen Bauen« müssen die Massen »ihr großes Glück aufsuchen« (S. 128). »Das muß geschehen, soll einmal die sozialistische Ära zum zweiten schönen Tag der Weltgeschichte werden« (S. 128). . . .

Daß es eine nicht unbedeutende Schrift ist, die wir vor uns haben, werden die mitgeteilten Proben des Gedankenganges erkennen lassen. Ihre Hauptstärke besteht aber in der Glut des Enthusiasmus, der Zuversicht des Glaubens, der sie erfüllt. Ihr Prophetenton entbehrt nicht der Größe und Schönheit, er ist nicht bloß schwungvoll und pathetisch, sondern gibt den Eindruck tiefer und echter Gesinnung. Aber freilich — es ist Prophetenton, überschwänglich, schwärmerisch, für Kritik nicht eben empfänglich. Ein streng geschultes Denken verträgt sich schlecht mit diesem Tone. So ist denn manches mit Emphase Ausgesprochene, z. B. die angebliche Verwandtschaft des »sozialistischen Lebensstiles« mit dem Nietzscheschen nichts als leeres Phantasma.

Ihrem Kerncharakter nach kann eine sozialistische Ansicht und Wertung der Kultur nur neben zwei andere, die sie an Kraft und Bedeutung erreichen oder übertreffen will, sich stellen; neben die reaktionäre (resp. konservative) und neben die liberale Ansicht und Wertung. Dies ist eine sehr simple Wahrheit, aber wer solide Theoreme bauen will, muß simple Wahrheiten zugrunde legen. Unser Autor hätte wohl daran getan, den mannigfachen Arten konservativer und liberaler Denkungsart nachzuspüren, sie in ihren Gegensätzen und Verwandtschaften darzustellen, und wiederum die Gegensätze und Verwandtschaften sozialistischer Ideen, wie sie empirisch vorliegen, mit der einen wie mit der anderen Grundrichtung und mit ihren verschiedenen Formen zu verfolgen; woran dann der Autor seine eigene oder die marxistische Idee in seiner Fassung hätte anknüpfen dürfen. Ansätze zu einer solchen Darstellung sind in dem Büchlein allerdings vorhanden. Aber die Aufgabe selber in ihrem trockenen wissenschaftlichen Gehalt ist von dem beredten Schriftsteller nicht ins Auge gefaßt worden. Die Vision, die dichterische Begeisterung geht mit ihm durch. So bedeutet seine Schrift

ihrem wesentlichen Zuge nach eine Reaktion zugunsten des utopistischen Sozialismus gegen den wissenschaftlichen Sozialismus, auf der Basis des letzteren. Die letzten Worte des Textes lauten: »Die r a d i k a l e Utopie trägt ständig den Sieg davon und bewährt sich unter den Lebenden . . .«

Die kleine Schrift enthält manche geistreiche, auch witzige Einzelheiten. So ist recht hübsch, was S. 23 über den »heutzutage herumtanzenden charakterlosen, naiv-kulturellen Variétéhedonismus« ausgeführt wird. Überhaupt zeigt sich eine starke Begabung für die Durchdringung von allerhand ideologischen Phänomenen. Ich darf auch hinzufügen, daß die philosophische Gesinnung, die das Büchlein erfüllt, im ganzen danach angetan ist, lebhafte Sympathien zu erwecken; besonders durch den Kontrast gegen den moralischen Nihilismus, der von den Marxisten strenger Observanz, wenn nicht immer, so doch nicht selten, wenn nicht gehegt, so doch zur Schau getragen wird.

Simmel, G., *Ueber soziale Differenzierung.* Soziologische und psychologische Untersuchungen (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen, hrsgeg. von G. S c h m o l l e r , Band X, 1). Leipzig 1890.

In dieser durchaus mit Ernst und wissenschaftlichem Sinne gedachten Schrift ist manchmal etwas Unsicheres und wohl auch Unfertiges geblieben. Daß die Gegenstände der 6 Kapitel durch den Begriff der Differenzierung verbunden sind, wird man nicht immer bemerken, wird vielleicht sogar lieber ein jedes als unabhängig betrachten. Das einleitende, die Methodik der Sozialwissenschaften behandelnd, schien mir nicht das stärkste; vielmehr ist meine Aufmerksamkeit fortwährend gewachsen, was den Eindruck des Ganzen sicherlich nicht beeinträchtigt hat; ich begegnete psychologischen Anmerkungen von großer Feinheit und wurde mitunter an die älteren französischen Moralisten erinnert, von deren Geist aber hier die ganze Fülle des modernen Wissens sich abhebt. Ja, zuweilen dünkte mir, daß etwas weniger Feinheit und weniger vorsichtiges Tasten am Platze gewesen wäre. Die sozialen Probleme wollen mit einer groben Faust angefaßt und zuerst in die einfachsten Formen geknetet werden, um aus der großen Entfernung, in welcher der Denkende vom Leben bleibt, in die hinlängliche Tiefe der Erkenntnis einzudringen.

Damit bin ich nicht einverstanden, daß die Soziologie ebenso wie die Metaphysik und die Psychologie, das Eigentümliche habe, daß durchaus entgegengesetzte Sätze in einer jeden dieser Wissenschaften das gleiche Maß von Wahrscheinlichkeit und Beweisbarkeit aufzeigen sollen (S. 4 ff.). Alles, was hier angeführt wird, belegt nur die unaustilgbare Nei-

gung zu Verallgemeinerungen, in denen oft so viel Falsches als Richtiges sein mag, und besonders die Abhängigkeit geläufiger Urteile, auch wissenschaftlich angekleideter, von Neigungen und Abneigungen, von Gewohnheiten und Interessen und bestätigt, was wir längst wissen und worüber auch H. Spencer ausführlich gehandelt hat, daß es schwer ist, in diesen Dingen zu einer reinen Erfahrung zu gelangen. Das »von Gesetzen der sozialen Entwicklung kann man deshalb nicht sprechen« (S. 9) gebe ich »deshalb« nicht zu. Wir müßten uns zuerst verständigen, was denn überhaupt unter Gesetzen einer Entwicklung gedacht werden solle, und ob nicht am Ende doch die Gesetzmäßigkeit jeder Entwicklung in gleichem Maße auf verwickelteren Faktoren beruhe, und doch jede der anderen einigermaßen ähnlich sei. Den Begriff der Gesellschaft stellt der Verfasser sogleich auf eine Linie mit dem etwaigen des »Sternhimmels« — tatsächlich sei dies doch nur ein Kollektiv-Ausdruck, und was die Astronomie feststellte, seien nur die Bewegungen der einzelnen Sterne und deren Gesetze. . . . Ich frage dagegen, ob nicht doch der Begriff des »Sonnensystems« der zunächst wichtige immer gewesen sei, und der Fortschritt von Copernikus durch Kepler und Newton bis Kant-Laplace gerade in der immer tieferen Auffassung von dessen wesentlicher Einheit sich bewegt habe. Der Verf. spielt hier den Nominalismus aus, was gegen die herrschende Denkungsart nicht eben nötig scheint, und kommt doch selber zu dem Schlusse, daß diesem alles Seiende notwendig unter den Händen sich verflüchtigen muß. Wenn er dann zuletzt darauf kommt, man könne das Allgemeine im doppelten Sinne verstehen: als ein reelles und ideelles, so werde ich allerdings zustimmen; ich vermisse aber die Konsequenzen, welche daraus fließen sollten. Sondern die Art, wie endlich die Schwierigkeiten aus mangelhafter Denkgewohnheit abgeleitet werden, finde ich nicht eben tief begründet und gehe daher gern auf das 2. Kapitel hinüber. Hier wird die »Kollektivverantwortlichkeit« betrachtet und die »Herausdifferenzierung der verantwortlichen Einzelpersönlichkeit« sowie die »scheinbare Rückkehr zu dem früheren Standpunkt in Erkenntnis der Schuld der Gesellschaft an der Schuld des Einzelnen«. Zuerst also werden die Ursachen erforscht, welche an dem Mitgliede einer Gruppe gleichsam die Individualität verhüllen und die differenzierende Erkenntnis erschweren: vor allem Gleichheit und realer Zusammenhang, welche beiden Beziehungen in hohem Grade voneinander unabhängig seien (S. 27). Der reale Zusammenhang — Einheit der Zwecke, gegenseitige Ergänzung usf. — wirke um so mehr in diesem Sinne, da feindliche Berührungen in viel höherem Maße kollektivistisch seien als freundliche, wovon auch die Umkehrung gelte.

Aus Betrachtung der Familien-Solidarität ergibt sich nun ein weiteres Einteilungsprinzip: einmal nämlich ist die »organische Zusammengehörigkeit von Eltern und Kindern« vorhanden und derartige von den Verhältnissen zu dritten Personen relativ unabhängige Beziehungen; ferner aber wird eine »reale Einheit« durch die Gemeinsamkeit des Vorgehens veranlaßt; und dies hält der Verf. für den wichtigeren, wenngleich verborgeneren Prozeß. Das Verhältnis zu einem Dritten blieb am festesten, — so ergab sich die Einheit der Brüdergemeinde aus ihrem gemeinsamen Verhältnis zu Christus; so habe auch der erste Zusammenhalt der patriarchalischen Familienform nicht auf der Erzeugung, sondern auf der Herrschaft des Vaters sich aufgebaut. — Das differenzierende Verantwortlichmachen des Individuums schreite nun sogar dazu fort, nur an einzelne Seiten in dessen Wesen sich zu halten, wozu die tatsächliche Differenzierung »unter praktischen Elementen unserer Natur objektiv ebensoviel beitrage wie subjektiv die unter ihren theoretischen Kräften«; aus welcher doppelten Differenzierung auch für die Pädagogik sich die wichtige Folge ergibt, daß man auch der Kraft, die in den unsittlichen Trieben liege, nützliche Beschäftigung verschaffe. Nicht minder seien die Milderung der Kriminalstrafen und die Anfänge ihrer Differenzierung in diesem Lichte zu betrachten; wobei noch die Differenzierung des Nacheinander in der Entwicklung des Verbrechers hinzukomme. — Wie steht es nun aber um die Schuld der Gesellschaft? Was die Vererbung angehe, so sei es oft die bloße quantitative Erweiterung des gesellschaftlichen Kreises, die etwas zur Schuld mache, was ehemals unschuldig gewesen sei; ebenso wirken »andere Modifikationen der Gruppe«, »die dem ehemals Guten und Nützlichen später die entgegengesetzte Folge geben« (hierzu rechnet Verf. mit den in dieser Richtung radikalsten Soziologen, »Mord, Lüge und Gewalttat jeder Art«, die in früheren Zuständen teils als gleichgültige Privatsache, teils als gepriesene Heldentaten seien beurteilt worden). Ebenso wirke aber Vergrößerung des sozialen Kreises auch versittlichend — insbesondere durch ein Zusammentreffen egoistischer Ziele mit einer derartigen Größe, daß jene nur durch eine Reihe von Umwegen altruistischer Natur zu erreichen sind; noch bedeutender aber sei in dieser Hinsicht die immer höhere »Steuer, die auch von der unsittlichen Absicht gewissermaßen der Sittlichkeit geleistet werden müsse«, »durch Verwendung jener Formen, in denen die öffentliche Moral objektiv geworden ist«; welcher Durchgang den Weg durch die Gebiete des Sittlichen verbreitern und festigen helfe. Übrigens sei der Gefahr gegenüber, welche die Abwälzung der individuellen Schuld auf die Gesellschaft sichtlich in sich trage, zu bemerken, daß doch die soziologische Be-

trachtung ebensoviel die Belastung des Individuums vermehre, da sie die unendliche Mannigfaltigkeit sozialer Wirkungen erkennen lehre, die von einer einzelnen Handlung ausgehen: auch hier zeige sich die differenzierende Wirkung eines fortschreitenden, in sehr verwickelte Verhältnisse eingreifenden Gedankens (S. 44). — Man bemerkt, welche gewaltigen Probleme in diesem Kapitel angeschlagen werden. So elegant auch die Behandlung ist, so scheint mir doch die Zurüstung hierfür nicht völlig auszureichen. Bei so spürender »differenzierender« Erörterung muß man die Bergiffe selber mit noch schärferer Kritik durchsetzen. Was ist denn überhaupt Schuld? und wer ist denn die »Gesellschaft«, welcher zuletzt doch Schuld ebenso wie Verdienst beigemessen wird? — Unerschütterlich steht, wie ich denke, folgendes fest. Der empirische Begriff der Schuld bezieht sich immer auf den menschlichen Willen, sei es nun, daß dieser mehr als die gesamte moralische Beschaffenheit des Menschen oder insbesondere als sein Denken und als seine Willkür aufgefaßt werde. Menschlicher Wille ist nun keineswegs notwendigerweise Wille eines Individuums, sondern es gibt auch sozialen Willen, so gut als es soziales Handeln gibt. Er fragt sich zunächst, ob als Subjekt des sozialen Willens ein sozialer »Körper« als solcher, oder nur als eine Summe von Individuen anerkannt wird. Die strafrechtliche Differenzierung des Individuums ist nicht eben neu, sondern für das Strafrecht als solches charakteristisch, dem System der Rache gegenüber. Umstritten ist hingegen die privatrechtliche Frage, ob eine Korporation ein Delikt begehen könne; welches um so mehr verneint wird, je mehr den Korporationen ein eigentümliches Dasein abgesprochen wird. In moralischen Urteilen kann es nicht fehlen, daß wir unterweilen für die Handlung eines einzelnen die kompakte Gruppe, welche seinen Willen mitbestimmt, haften lassen; nicht allein sofern sein Gebahren auf den »Geist« zu schließen erlaubt, der in einer solchen Verbindung herrscht, sondern auch weil wir merken, daß die feindselige Gesinnung, welche sich darin offenbaren mag, von der Genossenschaft als solcher und dann in der Regel auch wider eine andere Genossenschaft als solche gerichtet ist. Dies Verantwortlichmachen beruht durchaus nicht immer auf Roheit des Denkens oder auf blinder Leidenschaft, sondern oft auf richtiger Erkenntnis. Daß die differenzierende Betrachtung auch noch innerhalb des Individuums differenzieren kann, ist mit Recht gesagt; daß dies wissenschaftlichen Wert hat, ist unzweifelhaft; ob auch praktischen? es wird auf die Art der Anwendung ankommen. Wie denn auch in diesem Felde manches »schon längst gefunden« war, so liegt eine vollkommene Anwendung in der kirchlichen Buß-Praxis vor: jede verzeihliche Sünde, d. h. ein

partiell gesetzwidriger Wille kann durch ein Verdienst, d. h. durch einen partiell guten Willen kompensiert werden; die ältere Richtung hielt dann freilich mit *Rigor* an dem Begriff der Todsünde fest. Wenn auch hier der laxeren modernen Auffassung — die nicht bloß den Jesuitismus charakterisiert— eine aktuelle Sonderung und Verselbständigung der Triebe, Fähigkeiten, Interessen entgegenkommt, so mag der Verfasser mit Recht hierin eine zunehmende Verfeinerung und Veredelung erblicken — von der einen Seite; denn von der anderen darf man auch die Verallgemeinerung der Charakterlosigkeit, welche des Ganzen im Guten wie im Bösen unfähig ist, und des raffinierten Egoismus hier bemerken und wohl dargestellt finden; und als soziale Massenerscheinung ist diese jedenfalls bei weitem auffallender. — Was nun aber die »Rückkehr« zu der verlassenen Kollektiv-Ansicht betrifft, so wird doch niemand »der Gesellschaft« in demselben Sinne irgendwelche Schuld geben, wie einer Räuberbande oder einer Verschworenenclique; ist sie doch ein wahres Gedankending, welches nicht ergriffen und verhaftet werden kann. Wenn wir aber mit gutem Grunde den gesellschaftlichen Zuständen Ursache für die Schicksale vieler Menschen in Tun und Leiden zuschieben, so meinen wir gar nicht, was sonst unter der Schuld von Menschen verstanden wird. Auch gehört nicht das Unglück des Angeborenen, von Erzeugern und Vorfahren Überkommenen hierher. Diese Betrachtung ist allerdings am kräftigsten, die gewöhnlichen Anschauungen vom menschlichen Willen zu zerstören; wenn wir gleichwohl nur als Theorem aufhören würden, den Begriff der Verantwortung anzuwenden, so bleiben wir moralisch hierzu berechtigt, weil wir keinen Menschen dadurch vermindern, sondern jeden vermehren; die Verantwortung gehört zu seiner Vollkommenheit und Ehre, wird auch von den Vernünftigen so empfunden; weshalb denn ihre Aberkennung unter die schwersten »Strafen« sollte aufgenommen werden. Die umgekehrten Folgerungen aus Erkenntnis des Zusammenhanges der Generationen hat Verf. wohl hervorgehoben. Mit der wirklichen Versittlichung aber verhält es sich wohl etwas anders, als er meint. Wird der »Weg durch die Gebiete« in der Tat bloß fester und breiter, wenn die Schurken darauf lustwandeln? wird er nicht auch besudelt und verfahren? gemein und buchstäblich trivial gemacht? Wir sehen hier eine Variation des bekannten Epigramms, daß die Heuchelei eine Huldigung sei, welche das Laster der Tugend darbringe. Aber macht nicht gerade die Heuchelei und die gesellschaftliche Lüge rings um ihn dem ehrlichen Manne den Gebrauch »herzlicher« Redewendungen, oder im religiösen Gebiete, den Ausdruck seiner Frömmigkeit von Grund aus zuwider? Der Verf. nennt die Huldigung eine Steuer. Nun ja: als

Steuerzahler sind wir alle gleich — und bedürfen keines inneren Verhältnisses mehr, indem wir den erzwungenen oder konventionellen Tribut entrichten. Was ist aber die »Sittlichkeit«, wenn wir kein inneres Verhältnis zu ihr haben?

Im 3. Kapitel wird nach mehreren Seiten hin die bekannte Tatsache erörtert, daß in der Kulturentwicklung Individualisierung und Verallgemeinerung einigermaßen gleichen Schritt halten. Hier findet sich manche vortreffliche Bemerkung, aber auch manche zur Anrufung von Gegeninstanzen erregende. Auf geistreiche Weise wird zu dieser sozialen Entwicklung die psychologische Entwicklung unseres Erkennens in Parallele gesetzt. Die Exempel aus dem ökonomischen Gebiet hätten dagegen mit mehr Glück angezogen und verwertet werden können. Hier zeigt sich ja am deutlichsten, daß die äußerste Individualisierung unmittelbar in eine neue Gestalt des Allgemeinen umschlägt; schon in der manufakturmäßigen Teilung der Arbeit wird die Kunst des Einzelnen so klein, daß sie durch die Maschine abgelöst werden kann; für deren Bedienung dann der »allgemeine Mensch« gut genug ist. Und auf dem Gebiete der allgemeinen Bildung ist an die Beobachtungen Tocquevilles und Stuart Mills zu erinnern über die erschreckende Ähnlichkeit der europäischen Menschen untereinander — oder wie sie füglich hätten sagen können: über die sich verkürzenden Schwingungen um den Begriff des durchschnittlichen (»mittleren«) Menschen. — Ohne Rücksicht auf diese Tendenzen finden wir mit Kap. IV ausgesprochen, daß das Seltene, Individuelle, von der Norm sich Abhebende einer Wertschätzung genieße, die sich an seine Form als solche knüpfe und innerhalb weiter Grenzen von seinem spezifischen Inhalt unabhängig sei. Die Motive, aus denen diese Tatsache erklärbar sei, werden zu umständlich erörtert. Es ist doch wohl einfach, daß irgendwelcher Wert der Art des Gegenstandes vorausgesetzt wird, wenn die besondere und seltene Varietät oder das seltene Exemplar um so höher eingeschätzt wird, es sei denn, daß eigentlich bloße Aufmerksamkeit gemeint ist, welche das Seltene als solches erregt; und diese kann auch mit Schauder verbunden sein und doch einen eigentümlichen Genuß gewähren, welcher an die immerhin unschädliche und mühelose Arbeit der Wahrnehmung selber sich knüpft; denn jedes Organ muß tätig sein, um zu leben und frische Zufuhr von Nahrung zu erhalten. Hieraus begreift sich auch der Reiz des Neuen, den der Verfasser demnächst behandelt, daneben aber die Wertschätzung des Alten, Bewährten setzend, um den scheinbaren Widerspruch dahin aufzulösen, daß beide so allgemeine Tendenzen nicht als Ursachen der einzelnen Erscheinung, sondern als Folgen des Zusammentreffens

primärer Kräfte aufzufassen seien. Für mich ist nun freilich dieser Widerspruch nicht Schein, sondern bedeutende Realität; aber außer daß die überwiegende Kraft des einen oder des anderen Motives durch Jugend oder Alter und durch viele andere soziale und individuelle Eigenschaften bedingt ist — warum sollte man erwarten, daß das menschliche Gemüt sich um logische Widersprüche bekümmere? Die Natur der Dinge, und so auch der Seele, ist wohl etwa logisch im Hegelschen Sinne, aber nicht im Sinne unseres Verstandes und seiner Prinzipien. Aus unzureichender Würdigung dieses Gesichtspunktes scheint mir auch die künstliche Erklärung zu entspringen, welche der »auffallenden Diskrepanz« gegeben wird, die zwischen den theoretischen Überzeugungen und der ethischen Handlungsweise so vieler Menschen herrsche. Im ferneren enthält die Erörterung des »sozialen Niveaus« vieles Zutreffende. Zur Einheitlichkeit des Handelns einer schon differenzierten Masse gehöre, daß der Höchste zu der von ihm schon überwundenen Stufe hinab- und nicht, oder in geringerem Maße, daß der Niedere zur höheren aufsteige; was allen gemeinsam, könne nur der Besitz des am wenigsten Besitzenden sein. Hieran fügen sich Anmerkungen über die Nachahmung als eines der hauptsächlichen Mittel gegenseitigen Verständnisses; über die Ursachen der scheinbaren Unfehlbarkeit, mit der größere Massen das für sie Nützliche oder Schädliche gewahren, im Vergleich zum Einzelnen; über die Sicherheit und Beruhigung, welche die Übereinstimmung mit einer Gesamtheit gewähre; die Nachteile dieser Ruhe; und den Nutzen der großen Zahl. Endlich werden dann zwei Bedeutungen, des »sozialen Niveaus« erörtert: nämlich, ob es gemeinsamen geistigen Besitz als gleichmäßig auf alle verteilten oder eigentlichen Kollektivbesitz bedeute; und die Formel aufgestellt, daß bei aufsteigender Entwicklung der Umfang des Niveaus in jenem ersten Sinne zugunsten der anderen abnehme. Ein anderes Verhältnis derselben werde auf wirtschaftlichem Gebiete angetroffen, indem die Differenzierung der Konkurrenz einen gemeinsamen Besitz von neuen Gesichtspunkten aus schaffe (ich gestehe, daß mir diese Deduktion nicht ganz einleuchtend gewesen ist). Umgekehrterweise bewirke auch Vermehrung des sozialen Niveaus die leichtere Differenzierung der Individuen. Das absolute Maximum des Niveaus in einem Sinne werde übrigens mit dem des anderen zusammenfallen; welche beiden daher den Sozialismus im Auge haben: Gleichheit der Individuen und zentralisierte Wirtschaft. Allerdings scheine aber die Forderung der Ausgleichung selbst wesentlich auf einem Triebe der Differenzierung zu beruhen, indem dieser als Streben nach Erhöhung nur seinen nächsten Ausdruck im Streben nach Gleichheit mit dem Höherstehenden finde. Logisches Recht habe

ja die Gleichheitsforderung nicht. Die schädlichen Folgen der Differenzierung könne der Sozialismus, obgleich er das Gegengewicht des Kollektivbesitzes dagegen setze, keineswegs aufheben; anderseits seien aber wegen der Anpassung unserer Unterschiedsempfindlichkeit die Kulturwerte der Differenzierung nicht in dem Maße durch ihn bedroht, wie seine Gegner vermeinen. — (Mancher Leser, der in Berg und Tal der sozialen Frage bewandert ist, wird hier eine etwas zu dünne Luft für seine intellektuellen Lungen zu atmen glauben.)

Das nächste Kapitel handelt »über die Kreuzung sozialer Kreise«. Auch hier ein Vergleich mit dem psychologischen Gesetz der Entwicklung: die Assoziation durch äußerliches Zusammensein wird durch solche nach inhaltlichen Beziehungen ersetzt . . . von der Familie zur Gelehrtenrepublik. Die Zahl der verschiedenen Kreise, darin der einzelne steht, ist einer der Gradmesser der Kultur. Die Gruppen bilden gleichsam ein Koordinatensystem derart, daß jede neu hinzukommende den Einzelnen genauer bestimmt. In jeder können neue Unterschiede von Hoch und Niedrig sich ergeben, die sich also oft sonderbar kreuzen müssen. Wo innerhalb eines Kreises starke Konkurrenz herrscht, werden die Mitglieder sich gerne solche anderen Kreise suchen, die möglichst o h n e Konkurrenz sind; wovon auch Umkehrung gilt. Die Ausbildung des öffentlichen Geistes zeigt sich darin, daß genügend viele Kreise von irgendwelcher objektiven Form und Organisation vorhanden sind, um jeder Wesenseite einer mannigfach beanlagten Persönlichkeit Zusammenschluß und genossenschaftliche Betätigung zu gewähren . . . eine Ausgleichung jener Vereinsamung der Persönlichkeit, welche der Bruch mit der engen Umschränktheit früherer Zustände zur Folge hat. Eine besondere »Ehre« ist charakteristisch, sofern sie in einem Kreise sich ausbildet. Freiheit und Bindung verteilen sich gleichmäßiger, wenn die Sozialisierung statt die heterogenen Bestandteile der Persönlichkeit in einen einheitlichen Kreis zu zwingen, vielmehr die Möglichkeit gewährt, daß das Homogene aus heterogenen Kreisen sich zusammenschließt. Dem entspricht der wichtige Übergang von quantitativer Arbeitsteilung zu qualitativ bestimmter, der auch in neueren Handelsgeschäften sich darstellt, welche zusammen magazinieren, was auf den gleichen Zweck sich bezieht. — Eine Zusammenfassung zu einheitlichem sozialen Bewußtsein, die durch die Höhe der Abstraktion über den individuellen Besonderheiten interessant ist, findet sich in der Vereinigung der »Lohn-Arbeiter«. Ähnlich verhält es sich mit dem Allgemeinbegriff »Frau«, der eben auch durch wachsende Differenzierung weiblicher Tätigkeiten erst herausgehoben wird. Andererseits löst solche Differenzierung die mehr koordinierten Kreise auf. *Cet. par.* wird eine nicht arbeitsgeteilte Be-

schäftigung eher als eine sehr spezialisierte eine zentrale Stellung im Lebenslaufe eines Menschen gewinnen (gleich einer intensiven Leidenschaft). Für notwendig gehaltene Assoziationen lockern sich, neue werden gebildet, auf Grund des rational-sachlichen Prinzips, das über das mechanisch-äußerliche, wie es z. B. in der Solidarität der Familie sich typisch darstellt, den Sieg gewinnt. Unter Umständen kann aber doch das mehr äußerliche und mechanische Prinzip den Fortschritt bezeichnen. Beispiele: die Erblichkeit des Fürstentums; die Monogamie: für die Güte der Rasse würde die Promiskuität rationaler sein: die Lebensehe trägt einen schematischen Charakter. Die Vorteile der Stabilität überwiegen aber in beiden Fällen diejenigen einer Bestimmung aus sachlichen Momenten. — Dieses Kap. ist wohl am reichsten an interessanten und auch richtigen Gesichtspunkten. Meinen Dissens will ich nur an dem Endstück einhaken. Niemand darf verkennen, daß das Prinzip der Vererbung von Würde und Herrschaft ebenso — und das ist viel bedeutender — die unauflösliche Ehe in unserem Zeitalter einer raschen Zersetzung entgegengehen (von jenem sind nur unwesentliche Reste mehr übrig). Der Verf. kann hierin keinen Fortschritt gewahren. Muß ihn diese Ausnahme nicht bedenklich machen gegen alle die vorhin gerühmten Fortschritte der »Kultur«? Vom normalen Subjekt aus muß a l l e Rationalisierung als Fortschritt erscheinen. Aber vom wissenschaftlichen Standpunkt gesehen kann sie allerdings zugleich V e r f a l l bedeuten. Es gibt eine organisch-künstlerische und es gibt eine mechanisch-wissenschaftliche Vernunft; eine geht in die andere über. Ebenso die Verbindungen der Menschen. Aber nicht das Prinzip der Familie ist ein mechanisch-äußerliches: diese Ansicht wird nicht für mich allein etwas Ungeheuerliches haben. Daß sie auf einem weniger spezifisch-menschlichen und insofern weniger vernünftigen Willen beruhe, ist die Wahrheit davon. Dagegen kann eine mehr innerliche und organische Beziehung auch zwischen Menschen durch keine Kunst hergestellt werden; die vielmehr auch in diesem Gebiete nach der Natur s i c h r i c h t e n muß: wie sich darin kundgibt, daß auch religiöse Bündnisse trotz ihres geradezu antifamilialen Charakters sich »Brüderschaften« nicht bloß nennen, sondern als solche sich empfinden müssen. Übrigens kann ich auch, was über etwaige Vorteile der »freien Liebe« bemerkt wird, nicht eben gelten lassen. Wenn diese wenigstens in eine dem Gelde fröhnende Gesellschaft hineingestellt wird, so hat sie die entgegengesetzten Erfolge. Ein schenkungsfähiger Sechziger kann im Wege des Ehebruchs viele Kinder erzeugen. Bleibt er auf die Ehe angewiesen, so ist diese Gefahr, wenn nicht etwa die Gattin mehr als 20 Jahre jünger ist, um vieles geringer. — Jedoch ich muß auf das Schlußkapitel unseres

Buches übergehen, welches eine nicht ganz leichte Untersuchung über das Prinzip der »Kraftersparnis« enthält. Auch hier werden die gleichen Gesetze im Psychischen und im Sozialen dargestellt, der ganze Prozeß der Differenzierung unter dieses Schema gebracht, danach auch die Gefahren des zu weit gehenden Prozesses angedeutet und hingegen die relative Zweckmäßigkeit einer Aufhebung starker Differenzen in bezug auf Priesterstand und Kriegerstand behauptet und dargestellt (das Keuschheitsideal habe den roheren und niedrigeren Naturen das Feld für ihre Propagation gelassen — wo ich zuerst zu der Allgemeinheit der Epitheta drei Fragezeichen setze, sodann den Fluch anstreiche, der in der bedeutenten Tatsache liegen soll; vielmehr kann gerade darin, daß der gelehrte Stand immer wieder aus dem Volke sich ersetzen mußte, und in der römischen Kirche noch muß, mit Recht eine Ursache ungemeiner Stärke gefunden werden). Die auch sonst häufige Entwicklung, daß das letzte Glied eine ähnliche Form wie das erste aufweise, sei nur scheinbar eine Rückbildung, vielmehr ein Übergang der Differenzierung auf das Nacheinander der Lebensperioden des Individuums (im System der allgemeinen Wehrpflicht). Sicherlich; und dieses Prinzip ist einer ungeheuren Erweiterung fähig und auch begierig; aber nur weil die Werkzeuge eine Welt für sich geworden sind; und tatsächlich i s t dies doch Umkehrung der Arbeitsteilung, somit auch allmählicher Verlust ihrer Früchte: Ergebnis das Aussterben des Könnenden, und die Verallgemeinerung des kennenden Menschen. Diese beiden Arten der Differenzierung und ihre möglichen Konflikte werden sodann in sehr einsichtigen, tiefgehenden Sätzen erörtert. Eine besondere Gestaltung liege in dem Unterschiede von aktuellen und latenten Differenzierungen. Die letztere — als Aufspeicherung von Fähigkeiten — wird mit dem Kapital, insbesondere dem Geldbesitz verglichen, oder vielmehr diese so bezeichnet: als Differenzierung im Nebeneinander, welche als notwendige Ergänzung Arbeit (Differenzierung im Nacheinander) fordert. Ein großer Irrtum (sowohl bei der Ansicht der Wirklichkeit als der des Ideals): das labile Gleichgewicht zwischen beiden Elementen als ein stabiles anzusehen. Das wahre Verständnis werde hier (nach Analogie des Fortschrittes der Psychologie aus der Lehre von dem Seelenvermögen) »nicht in unmittelbarem Aneinanderhalten und durch die scheinbare unmittelbare Bestimmtheit des einen Gebildes durch das andere« gewonnen werden, sondern »durch das Zurückgehen« auf die ursprünglichen Differenzierungsprozesse, von denen jenes beides nur »verschiedene Kombinationen oder Entwicklungsstadien sind«. — Mit diesem etwas problematischen Ausblick wird das anregende Büchlein beschlossen. Seine Betrachtungen haben ihre Schwäche in ihrem Vorzuge: subtile Logik,

mathematische Deduktionen. Das Eigentümliche der elementaren Kräfte und Motive kommt zu wenig zur Geltung. Der ganze Inhalt der sozialen Frage und der revolutionäre zerstörende Charakter unseres so viele differente Neubildungen hervorbringenden Zeitalters hat sich, wie mir vorkommt, nicht aus hinlänglich starker Anschauung in das Denken des Schriftstellers übersetzt.

Sombart, Werner, *Der moderne Kapitalismus.* I. Bd.: Die Genesis des Kapitalismus. II. Bd.: Die Theorie der kapitalistischen Entwicklung. Leipzig 1902. (Das Werk in seiner frühen Gestalt.)

Ein Werk, das in großem Stile gehalten ist, das mit strenger Aufmerksamkeit gelesen zu werden verlangen kann, das viel zu denken gibt, dem auch ein Gegner der vertretenen Lehren, worunter nicht wenige neue und besondere sind, Bewunderung reichlich gönnen wird.

Eine kurze Mitteilung über ein solches Werk, das sich aus eigener Kraft seinen Platz in der Literatur und im öffentlichen Bewußtsein erobern wird, kann sich nur die Aufgabe stellen, über den Inhalt zu orientieren, den Leser der Anzeige zu eigenem Studium anzuregen und etwa einige erste Eindrücke, vielleicht Bedenken und Einwände, des Berichterstatters wiederzugeben. Fassen wir zunächst den ersten Band ins Auge.

Auf ein »Geleitwort«, das philosophisch-methodologischen Inhaltes ist, folgen als »Einleitung« drei Kapitel »über die Organisation der wirtschaftlichen Arbeit«, die uns in ausgedehnterer Gestalt durch eine staatswissenschaftliche Zeitschrift[1] schon bekannt geworden waren. Dann folgen zwei »Bücher«, von denen das zweite den bei weitem größten Teil des Bandes erfüllt. Es trägt die Überschrift »Die Genesis des modernen Kapitalismus«, das erste Buch aber ist überschrieben: »Die Wirtschaft als Handwerk« und enthält Ausführungen über »den Begriff des Handwerks« (Kap. 4), über »das Wesen der handwerksmäßigen Organisation« (Kap. 5), die »Existenzbedingungen des Handwerks« (Kap. 6) und über »den vorkapitalistischen Handel« (Kap. 7). Das »Zweite Buch« zerfällt nicht nur in Kapitel, sondern auch in Abschnitte: Begriff und Wesen des Kapitalismus wird im ersten entwickelt, der mit Kap. 8 zusammenfällt; 2. die Entstehung des Kapitals (Kap. 9, 13); 3. die Genesis des kapitalistischen Geistes (Kap. 14 und 18); 4. die Anfänge des gewerblichen Kapitalismus und die Hemmungen seiner Entfaltung (Kap. 16 und 17); 5. Gewerbe und Kapitalismus am Ende der frühkapitalistischen Epoche (Kap. 18—20); 6. der Siegeszug des gewerblichen Kapitalismus in der Gegenwart (Kap. 21—25); 7. der letzte Abschnitt behandelt endlich

[1] Heinrich Braun's Archiv XIV (1899), S. 361 ff.

(Kap. 26 und 27) die Lage der Besiegten in diesem Feldzuge: »Handwerk und Handwerker in der Gegenwart.« Den Schluß des Bandes bildet eine Ausführung über »Die moderne kapitalistische Entwicklung in ihrer Bedeutung für die Umgestaltung der Gesellschaft« (Kap. 28).

Der Plan des gesamten Werkes, der noch weit über die beiden fertiggestellten Bände hinausreicht, wird vom Verfasser im Vorwort (S. XXXII ff.) mitgeteilt. Wir lernen daraus, daß von den genannten Abschnitten des zweiten Buches wieder der zweite und dritte zusammengehören: sie sollen die Entstehung der subjektiven Voraussetzungen der kapitalistischen Organisation a) nach ihrer mehr sozialen, b) nach ihrer mehr psychologischen Seite hin schildern; die folgenden Abschnitte zusammen das Emporkommen des gewerblichen Kapitalismus: daß diese in den Vordergrund gestellt wird, »beruht ausschließlich auf Erwägungen methodologischer Natur«. Der Schluß der Einleitung, deren letztes Kapitel über »Wirtschaftsstufen, Wirtschaftssysteme, Wirtschaftsformen, Wirtschaftsepochen« handelt, kommt auf den Plan zurück. Die Frühepoche eines neuen Wirtschaftssystems ist die Spätepoche des alten. In seiner Hochepoche kommt der Geist nur eines vorherrschenden Wirtschaftsprinzips zu reiner Entfaltung. Den Übergang aus der alten handwerksmäßigen Organisation in ihrer Hochblüte in die hochkapitalistische in seiner Gesetzmäßigkeit zu verfolgen, ist die Aufgabe der beiden vorliegenden Bände.

Sombarts Absicht ist dahin gerichtet, »den Konflikt zwischen Theorie und Empirie seiner Lösung näher zu führen«. Er bekennt sich als Schüler Schmollers, aber er erwartet dessen Billigung nicht für seine »Konstruktionen«, für den Aufbau aller historischen Erscheinungen zu einem sozialen System (S. XXIX). Aber die systematische Vorarbeit seiner »Einleitung« hat für ihn selber, ihrem Inhalte nach, ungleiche Bedeutung. Die Lehre von den Betriebsformen »erschöpft sich in einer starren Systematik fast völlig« (S. 70). In bezug auf die wirtschaftliche Organisation dagegen hat eine Systematik »lediglich die Aufgabe, rasch, oberflächlich zu orientieren«, sie wird sich auf bestimmte historische Epochen beschränken müssen und auch dann noch »der genetischen Betrachtungsweise einen möglichst weiten Spielraum lassen müssen« (daselbst). Dabei muß man wissen, daß die Unterscheidung von Betrieb und Wirtschaft in Sombarts System eine hervorragende Bedeutung hat: »es können verschiedene Zwecke (wie sie den Wirtschaftsformen zugrunde liegen) mit den gleichen Mitteln (ein und derselben Betriebsform) verwirklicht werden; und verschiedene Mittel können demselben Zwecke dienen (S. 6). Eine Wirtschaft schließt oft mehrere Betriebe ein, zuweilen gehört ein Betrieb mehreren Wirt-

schaften an (das.). Gegen Verwechslungen zwischen Handwerk und Kleinbetrieb, zwischen Großbetrieb und kapitalistischer Unternehmung wird Verwahrung eingelegt. Als die beiden großen Gruppen von »Wirtschaftssystemen« erscheinen aber solche, die wesentlich der »Bedarfsdeckung«, und solche, die wesentlich dem »Erwerb« dienen (S. 62 ff.), welche Einteilung sonst unter anderen Namen bekannt ist: es ist (worauf auch ausdrücklich Berufung geschieht) die alte Unterscheidung von Ökonomik und Chrematistik.

So wichtig nun die »Leitmotive der Wirtschaftsepochen«, wie Sombart sie nennt, sind, so würde ich doch Bedenken tragen, die empirischen Systeme der Produktionswirtschaften danach einzuteilen. Die »mittelalterliche Stadtwirtschaft« rechnet er den Bedarfsdeckungswirtschaften zu: alle vorkapitalistische Tauschwirtschaft sei nur unter dem Gesichtspunkt einer wechselseitigen Bedarfsdeckung zu verstehen; leitendes Prinzip bei aller Tätigkeit des Handwerkers und »trotz allen Austausches« bleibe: »Gebrauchsgüter in der Menge und Art herzustellen, wie sie ein anderer nötig hat, um dadurch den eigenen Lebensunterhalt zu gewinnen in dem Maße und der Beschaffenheit, wie er den überkommenen Anschauungen entspricht« (S. 66). Wie mancher kapitalistische, unzweifelhaft kapitalistische Produzent könnte mit Recht antworten: das und nichts anderes sei auch sein Leitmotiv, nur daß für ihn eben andere Anschauungen vom angemessenen Lebensunterhalt maßgebend seien, und daß er darauf bedacht sei, auch ein nettes Vermögen für seine Familie »zurückzulegen«, was seinem Vorgänger doch wohl ebensowenig ganz und gar ferngelegen habe. Sombart wird zwar diese Rede auf keine Weise gelten lassen. »Die Zwecke der kapitalistischen Unternehmung sind abstrakt und darum unbegrenzt. An diese elementare Einsicht ist jedes Verständnis für kapitalistische Organisation gebunden« (S. 196). »Daß das Soll und Haben des Hauptbuches mit einem Saldo zugunsten des kapitalistischen Unternehmens abschließe: in diesem Effekt liegen alle Erfolge wie aller Inhalt der in der kapitalistischen Organisation unternommenen Handlungen eingeschlossen« (S. 197). Worauf nun wieder der erste, ganz durch sein »individuelles Können« bedingte Handwerker erinnern möchte: nachdem er die Buchführung einmal gelernt habe, sei ihm doch auch an diesem Saldo so sehr gelegen, daß er wohl wisse, ohne solchen gehe es rückwärts mit ihm; freilich, er könne auch ohne Hauptbuch hinlänglich bemerken, ob er etwas verdiene, und ob es nach Verhältnis seiner aufgewandten Mühen und Kosten, wie auch nach Verhältnis seiner Bedürfnisse ausreiche. Ich muß mich doch hier auf die Seite des Handwerkers, wie dort auf die Seite des Unternehmers stellen; ich muß sagen, wenn

auch tatsächlich im großen und ganzen die Sombartsche Unterscheidung zutreffend ist, so gibt sie doch kein hinlänglich scharfes Kriterium, um danach die eine »Organisation des Gewerbes« diesseits, die andere jenseits zu stellen. Sombart hängt noch zu sehr an empiristischer Begriffsbildung.

Wissenschaftliche Begriffsbildung ist aber um so zweckmäßiger, je mehr sie rationalistisch ist. Ich behaupte, daß wir den empirischen Kapitalismus nur richtig verstehen, wenn wir den Begriff des Kapitalismus als eine Idee hinstellen, d. h. als ein pures Gedankending, dem gar kein genaues Gegenbild in der Wirklichkeit entspricht. Die Entwicklung des empirischen Kapitalismus ist die Richtung auf diese Idee hin und ihrem wesentlichen Inhalte nach die Annäherung an sie. Die (objektive, und eben darum des Theoretikers) Idee ist aber die, daß das Kapital — werde es als Geldsumme, als Grund und Boden oder als automatische Werkstatt gedacht — »arbeitet«, was zunächst nur ein allgemeiner Ausdruck dafür ist, daß es erwirbt, mehr und mehr aber auf eigentliche, d. i. produktive Arbeit als das Mittel des Erwerbens zu beziehen ist. Jenem allgemeinsten Sinne kommt das Zins tragende Darlehen am nächsten, es deckt sich beinahe völlig damit, es bleibt daher immer der Typus der kapitalistischen Unternehmung, den als solchen die kanonistische Wucherlehre mit Recht aufs Korn genommen hatte. Und doch ist auch der Wucherer, der Bankier, vollends der Kaufmann, ein ideell tätiges Subjekt, das innerhalb eines allgemeinsten Begriffes von Verdienst oder Lohn, in seinem Gewinn den Lohn seiner Sorge oder seiner Entbehrung oder seiner Dienstleistung, kurz, den Lohn seiner Quasitätigkeit einzuheimsen gedacht werden kann.

Auch daß der kapitalistische Produzent (oder Distribuent oder andere Unternehmer) selber sein Sachvermögen »vergegenständlicht« (S. 195 f.), ich würde lieber sagen personifiziert, daß er ferner zur Vergegenständlichung (Personifikation) von dessen Teilen in der doppelten Buchführung fortschreitet (Ausbildung des ökonomischen Rationalismus S. 391 ff.), daß er überhaupt wesentlich als Kaufmann agiert (S. 63 und sonst), unterscheidet ihn doch nicht absolut vom Handwerker; denn der echte Handwerker ist ja »4. auch Kaufmann« (S. 85) und den »vorkapitalistischen Handel« bezeichnet und behandelt Sombart ausdrücklich als »Handwerk« (S. 165 ff.). Neben jener subjektiven Auffassung und Vorstellung des Kapitalisten bleibt doch auch harmlos die andere stehen, die ihn dem wirklichen Handwerker immer wieder nähert, oder durch die er ihm nahe bleibt, daß er der Fabrikant, der Herr und Leiter der Unternehmung ist, der durch seine geistige Arbeit das tote Kapital befruchtet, vielleicht

sogar, wie ja tatsächlich nicht selten der Fall, es durch technische Erfindungen, durch neue Methoden belebt; wie auch der große Kaufmann, trotz klaren Bewußtseins über die Funktionen seines Kapitals, über seine Abhängigkeit vom Glücke der Konjunktur, gleichzeitig sich als die »Seele« des Geschäftes fühlt, da er durch sein »individuelles Können«, durch seine Persönlichkeit, seine Klugheit die Früchte zum Reifen bringe, die scheinbar (wird er sagen) »von selber« an den Obstbäumen wachsen.

Sehr viel weniger freilich, und endlich so gut wie gar nicht, kann auch nur mit einem Schimmer von Recht der stille Gesellschafter und der Aktionär irgend so etwas von sich behaupten; wie denn eben der Kapitalismus in der Produktion (und jeder anderen Unternehmung) um so reiner in die Erscheinung tritt, je mehr seine Funktionen dem des Leihkapitals ähnlich sind (was ich trotz Sombarts Widerspruch, S. 181 f., für die *Commenda* charakteristisch finde), oder werden, bis sie nur noch durch das größere Risiko und die entsprechenden größeren Gewinnchancen sich empirisch von ihm unterscheiden; während der begriffliche Unterschied bekanntlich manchem Aktienbesitzer nicht einmal zu deutlichem Bewußtsein kommt. In der Tat aber hat, ebenso wie der kaufmännische Kalkül von je, so die wissenschaftliche Theorie der kapitalistischen Unternehmung von den Physiokraten her an die Begriffe von Darlehn und Zins angeknüpft; ich vermisse an Sombarts sonst so lichtvoller Darstellung, daß sie diese Überlieferung des Gedankens nicht weiter entwickelt hat. Ich muß mir aber ebenso versagen, diese und andere Einwände hier ausführlicher zu begründen, wie auf die lichtvolle Darstellung, aus der ich kaum wüßte, was ich als am meisten glänzend hervorheben sollte, näher einzugehen, wenn ich nicht versäumen will, auch über den zweiten Band eine vorläufige Mitteilung zu machen.

Der zweite Band also will die große Umgestaltung darstellen, die der Kapitalismus im Wirtschaftsleben bewirkt hat und noch bewirkt. Das einleitende Kapitel handelt über die »treibenden Kräfte«, es kommt zu dem wichtigen Ergebnis, »daß es stets bestimmter Unterströmungen bedarf, damit ideelle Motive durch das Medium des Wirtschaftslebens wirksam werden können« (S. 7), und in diesem Sinne seien es die kapitalistischen Interessen, die unsere Zeit beherrschen. Das Verwertungsstreben des Kapitals wird zunächst nach seinen Formen und Stärkegraden untersucht; es werden Perioden der Expansion und der Kontraktion unterschieden und ihre verschiedene Bedeutung für den Feldzug des Kapitalismus gegen das Handwerk. In den Perioden der Kontraktion muß das Kapital sich nach neuen Anlegesphären umsehen und tritt es vorzugsweise an die Gebiete heran, in denen das Handwerk zu Hause

ist. Für seinen Vernichtungskampf schafft nun das Kapital, wie im »ersten Buch« geschildert wird, sich »das neue Recht« und »die neue Technik«; das ganze Wirtschaftsleben gewinnt einen »neuen Stil« (Kap. 2—4). Die »Neugestaltung« aber, der vorzugsweise das »zweite Buch« sich widmet, wird zuerst betrachtet als die Entstehung der modernen Landwirtschaft und die Auflösung der alten bodenständigen Wirtschaftsverfassung; welcher Prozeß auf Deutschland (Kap. 5), auf Großbritannien (Kap. 6) und andere Länder (Kap. 7) bezogen wird. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit »Ursprung und Wesen der modernen Stadt« (Kap. 8—12), der dritte mit der Neugestaltung des Bedarfs — der »Ausweitung«, »Verdichtung« und »Verfeinerung« des Bedarfs (Kap. 13—15), seiner Vereinheitlichung und Urbanisierung, endlich seine Mobilisierung (Kap. 16 und 17). Der vierte Abschnitt verfolgt ebenso die Neugestaltung des Absatzes: Vermehrung der Händler und Rückgang des Wanderhandels (Kap. 18 und 19), den kapitalistischen gegenüber dem handwerksmäßigen Detailhandel (Kap. 20), die Hilfsorgane des modernen Detailhandels (Kap. 21) und die Bestrebungen zur Ausschaltung des Detailhandels (Kap. 22).

Das sind lauter feine Spezialstudien, in denen ebensoviel Kenntnis, wie Denken steckt, in denen wir den Geschäftsgeist unserer Tage gleichsam atmen hören und das Beste geleistet finden, was Wissenschaft überhaupt leisten kann: was uns im allgemeinen und im Zwielicht bekannt war, zum hellen und bestimmten Bewußtsein zu bringen. Alle diese Kapitel sind aber nur Vorbereitungen für die entscheidende Nachweisung des »dritten Buches«, auf die Frage gerichtet, warum unter den so veränderten Bedingungen der gewerbliche Kapitalismus den Sieg über das Handwerk davontragen mußte. Der Begriff der »Konkurrenz« scheint unserem Autor nicht genügend geklärt zu sein (S. 424). Er setzt in die ungleiche Anpassungsfähigkeit ihr Wesen. Und zwar setze der Kampf um die Kundschaft, als soziale Tatsache betrachtet, voraus, daß sowohl Verbesserung der Leistung, als Herabsetzung des Preises »von den Zufälligkeiten des Persönlichen befreit seien« (S. 426). Ihre objektiven Methoden werden in einem Schema übersichtlich entwickelt, (S. 428 f.). Es handelt sich aber nicht um die Konkurrenz von Großbetrieb und Kleinbetrieb, sondern um die der Wirtschaftsformen des Handwerks und der kapitalistischen Unternehmung. Auf diesen Unterschied legt Sombart großes Gewicht (S. 430). Die Einteilung ist gegeben: Kampf um die beste Leistung — Preiskampf (zweiter und dritter Abschnitt). Das Kapital überbietet Qualität der Darbietung — es liefert massenhafter, rascher, mehr frisch, neu, auf elegantere Art — und der Ware selbst: hier wird die vollkommenere Leistung hauptsächlich durch mannigfach

Verwendung qualifizierter Arbeitskräfte erreicht, die das Kapital an sich zu fesseln weiß (Kap. 24 und 25, S. 432 ff., 440 ff.).

Aber das Kunsthandwerk? Schon im ersten Bande, dessen letzte Kapitel die Lage des gegenwärtigen Handwerkes (speziell in Deutschland) darstellen, ist Sombart zu dem Ergebnisse gelangt, daß »seit Menschenaltern von einem Kunsthandwerk keine Rede mehr sei«, sondern 99% aller sich als kunstgewerbliche Erzeugnisse gebender Produkte aus »kapitalistischen Groß- und Größestbetrieben stammen« (I, S. 548). Nun aber will er auch den Illusionen derer den Garaus machen, die da wähnen, daß neueste Einrichtungen wie die Münchener und Dresdener »Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk« »Chancen für das Handwerk bringen« (S. 457 ff.). Nein, findet Sombart: diese Organisationen beweisen gerade, daß die Künstler aus eigenem Antriebe heute die großindustrielle Unternehmung für ihre Zwecke wählen und niemals den Handwerksmeister alten Stils (S. 458). „Daß bei dieser Art der Ausführung (von Merkvorlagen, die auf »flüchtig hingeworfenen Skizzen« eines Künstlers beruhen, durch einen Troß höchstspezialisierter Qualitätsarbeiter) der ganz große Betrieb . . . den Vorzug vor dem Handwerksbetriebe verdient, ist augenscheinlich" (S. 459).

Auch an anderen Stellen des Werkes haben sich mir Zweifel erhoben, ob Sombart seine scharf hervorgehobene Idee, zwischen Betrieb und Wirtschaftsform streng zu unterscheiden, wirklich durchgeführt hat. Ist es Zufall, daß wir in den Ausführungen doch immer wieder auf die Konkurrenz zwischen kleinen und großen Betrieben stoßen? Sind die Vereinigten Werkstätten typisch kapitalistische Unternehmungen? Treten hier nicht die Künstler selber als Unternehmer und, wenn man will, als »Kapitalisten« — wenn auch vielleicht mit lauter fremdem Kapital — auf, ganz wie der Handwerksmeister »alten Stils«, dem Sombart freilich den Titel des Unternehmers verweigert[1], doch auch Kapital benötigt,

[1] Gegen Schmoller (I, 69). Eine große Rolle in Sombarts System spielt der Begriff der »kleinkapitalistischen Unternehmung«, in dessen Bestimmung gleichwohl eine gewisse Unsicherheit zutrage tritt. Sie »stellt sich . . . systematisch als eine Zwitterbildung, historisch als eine Übergangserscheinung dar: es finden sich Elemente der kapitalistischen Unternehmung mit solchen (Druckfehler »solcher«) handwerksmäßiger Organisation gepaart« (I, 201). Jedoch (auf derselben Seite): ihr Leiter »muß . . . als kapitalistischer Unternehmer . . . gekennzeichnet werden«. »Äußerlich erscheint er oft mit dem Großhandwerker identisch«. . . . »Trotzdem trennen« ihn »Welten . . . vom Großhandwerker«. Sombart stempelt historische Merkmale des Handwerks zu begrifflichen. Ich würde sagen, die gesellschaftliche Entwicklung habe sämtliche unabhängigen Handwerksmeister in kleinkapitalistische Unternehmer umgewandelt; es gibt eben kleine Kinder von sehr verschiedener Größe. »Welten« trennten auch im Mittelalter den armen »unehrlichen« Leineweber vom stolzen Walkermeister oder Goldschmied der Reichsstadt.

um die Produkte seiner Geschicklichkeit an den Mann zu bringen? Ich meine, was den »Kapitalismus« in der Industrie bezeichnet, ist immer, daß die Verfügung über Geld, und durch Geld über Arbeiter und Arbeitsmittel, mächtiger wird als der Besitz von persönlichen Fähigkeiten, natürlichen und erworbenen, wo denn zwischen den Fähigkeiten des Handwerkers und Künstlers nur ein Gradunterschied ist. Das Kapital hat die Handwerker in seinen Dienst gezwungen, zu einem guten Teile auch die Künstler, dadurch zugleich das selbständige Handwerk und die freie Kunst getötet. Bedeuten denn aber nicht die vereinigten Werkstätten eine Reaktion gegen diesen Prozeß von seiten der Künstler? — Indessen, ich frage zu viel, und will doch referieren. Das 27. Kapitel soll die formale Überlegenheit der kapitalistischen Unternehmung dartun: Der Handwerker könne nicht Kaufmann werden, daher seien seine subjektiven Preisberechnungen meistens schlecht, ebenso wie der kapitalistische Unternehmer besser vermöge, der »objektiven Irrationalität« der Preisgestaltung standzuhalten.

Ein wichtiges Kapitel (28) folgt nun über das »Surrogat«, insbesondere die »entwertende Surrogierung«, dies »Lieblingskind der modernen Industrie«, und nicht minder wichtige über den »Kampf um die Produktionsmittel« (29), nämlich A. Arbeitsbedingungen, B. Arbeitsgegenstand, C. Arbeitsmittel und, »um die Arbeitskraft« (30). Das 31. Kapitel »Ökonomisierung des Produktionsprozesses« (»Verdichtung« und »Ausbreitung«) führt hinüber auf den Kampf um die Verfahrungsweisen, also um die Technik (32). Das materialvereinigende, das arbeitzerlegende, das wissenschaftliche, das maschinelle Verfahren werden hier nacheinander in ihrer Überlegenheit, die dem kapitalistischen — Betriebe (sagen wir denn doch) zugute kommt, dargestellt; das letzte in einem besonderen Kapitel (33: Handwerk und Maschine), lauter Dinge, die im einzelnen vielfach behandelt, hier unter großen verbindenden Gesichtspunkten mit neuem und hellem Lichte bestrahlt werden; auf Grund einer Erfahrung, die z. B. über diejenige von Marx weit hinausgeht, und ebenso dem letzten Menschenalter in Deutschland entnommen ist, wie jener das für ihn letzte Menschenalter in Großbritannien studiert hatte.

Zuletzt aber wird die Frage aufgeworfen, wie es komme, daß trotz alledem es noch so viel Handwerk gibt, wie tatsächlich der Fall ist? Für Sombart handelt es sich um »Hemmungen« des großen sozialen Prozesses, denen der vierte und letzte Abschnitt gewidmet ist. Hemmungen bestehen auf Seite der Nachfrage (Kap. 34); die Kundschaft ist noch zu arm (auch in England?) und noch zu unempfindlich gegen minderwertige Leistungen (S. 541), und zu unkundig. Aber es gibt auch Hemmungen auf der Produktionsseite. Etwas seltsam ist nur die Einteilung, der

zufolge zuerst »imaginäre«, dann »effektive« Hemmungen erörtert werden. Jene sind die vermeintliche Selbsthilfe durch Genossenschaften, denen Sombart mit schonungsloser Kritik zu Leibe geht. Und doch soll dadurch das »Wunder« (S. 543) erklärt werden, daß es dem Handwerk »in einzelnen Fällen gelingt, die der kapitalistischen Produktionsweise eigentümlichen Qualitäts- oder Quantitätsvorzüge doch auf irgendeine Weise sich zunutze zu machen«? Imaginäre Hemmungen des sonst gesetzmäßigen Prozesses können doch keine Ausnahme begründen! Das Kapitel scheint nur an eine falsche Stelle geraten zu sein. Die wirklichen Hemmungen werden im 36. Kapitel als »Verkrüppelungsprozeß des Handwerks« untersucht. Da treten dann auf 1. Verkauf unter den Produktionskosten, 2. die Verminderung der Produktionskosten, namentlich durch eigene Bedürfnislosigkeit: die »Hungerkonkurrenz« (S. 565). Endlich aber gelingt es doch auch, an Hilfskräften zu sparen. Da tritt nun ein anklagendes Kapitel auf (37): die Ausbeutung jugendlicher Arbeitskräfte, die »Lehrlingszüchtung«.

Hier wird auch der Tatsache gedacht, daß das Niveau der Schichten, woraus sich der Nachwuchs für das Handwerk rekrutiere, im allgemeinen die Tendenz zum Sinken habe. Ich bin der Meinung, daß vor allem die großstädtischen Knaben vor den alten und gewohnheitsmäßig noch auf Selbständigkeit »zustellenden« Handwerken eine starke Scheu haben, die aber nicht minder den Nachwuchs für die entsprechenden Fabrikbetriebe vermindert. In Hamburg wollten von zusammen 3102 Knaben, die 1880 und 1881 aus den Volksschulen entlassen wurden, noch »werden«[1]: Schneider 19, Schuhmacher 71, Tischler 102, Sattler 22, Tapezierer 71. Dagegen von 3913, die 1895 entlassen wurden: Schneider 23, Schuhmacher 29, Tischler 96, Sattler 20, Tapezierer 57. Ostern 1900 wollten von 4085 abgehenden Volksschülern werden: Schuhmacher 10, Schneider 16, Tapezierer 34.

Wie geringe Bruchteile und wie stark haben sie abgenommen! Anders mit Kindern, die weniger frei in der Wahl ihres Berufes sind. So waren von 40 Waisenhauskindern 1882 noch 5, 1894 von 85 noch 4 für die Schuhmacherei bestimmt; Ostern 1900 von 157 Waisenhauskindern: Schuhmacher 2, Schneider 6, Tischler 8; aber doch auch hier die starke Abnahme. Verhältnismäßig starke Zufuhr von Lehrlingen erhalten die kleinstädtischen und Dorfschuster noch durch die Behörden, denen die »Fürsorgeerziehung« untersteht; womit denn auch nicht selten üble Erfahrungen gemacht werden. Dies zur Bestätigung für die Beobachtungen, die Sombart aus den auch sonst in um-

[1] Nach den »Berichten der Oberschulbehörde«.

fangreichster Weise benutzten »Untersuchungen« des Vereins für Sozialpolitik mitteilt.

Übrigens werden seine Schlußfolgerungen gerade in diesem Gebiete scharfem Widerspruch begegnen. Ich selber hätte manches dagegen zu erinnern, obgleich ich seine Diagnose und Prognose in bezug auf die alten Handwerke im großen und ganzen teile. Meine Ansicht des Gesamtprozesses weicht doch in nicht wenigen Stücken von der seinen ab. Dies gilt auch in betreff der Ursachen der Überlegenheit kapitalistischer Unternehmungen. Nicht selten scheint mir Sombart hier etwas rasch zu verallgemeinern. Auf jeden Fall werden seine freien und flotten Gedanken wie ein befruchtender Regen in die Diskussion dieser Gegenstände fallen. Und ich mache nochmals darauf aufmerksam, daß dies ganze Werk über den modernen Kapitalismus mit den zwei vorliegenden Bänden noch bei weitem nicht abgeschlossen ist.

Troeltsch, Ernst, *Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen.* Tübingen 1912.

Eine wirkliche Kritik dieses großen Werkes zu schreiben kann nur sich anheischig machen, wer mit dem Verfasser in Kenntnis seiner Gegenstände zu wetteifern wagt. Davon bin ich weit entfernt. Nur in wenigen Stücken kann ich ein Urteil für mich in Anspruch nehmen; im übrigen muß ich mich begnügen, Mitteilungen über den Inhalt zu machen und dessen innere Folgerichtigkeit zu prüfen. — Nach einer Einleitung über methodische Vorfragen entfaltet sich der Inhalt in drei großen Kapiteln, von denen das erste »die Grundlagen in der alten Kirche« 1. das Evangelium, 2. Paulus und den Frühkatholizismus darstellt. Das zweite Kapitel behandelt den mittelalterlichen Katholizismus in neun Abschnitten (1. das Problem, 2. Ansätze für die mittelalterliche Einheitskultur, 3. die landeskirchliche Periode des Frühmittelalters, 4. die universalkirchliche Reaktion und die katholische Einheitskultur, 5. die Bedeutung der Askese im System des mittelalterlichen Lebens, 6. relative Annäherungen der tatsächlichen sozialen Lebensformen an das kirchliche Ideal, 7. die theoretische Durchleuchtung der kirchlichen Einheitskultur in der thomistischen Ethik, 8. die mittelalterliche Sozialphilosophie nach den Grundsätzen des Thomismus, 9. das absolute Gottes- und Naturrecht und die Sekten). Das dritte Kapitel über den Protestantismus hat nach dem ersten Abschnitt über das soziologische Problem dann nur drei fernere: 2. das Luthertum, 3. der Calvinismus, 4. Sektentypus und Mystik auf protestantischem Boden; dieser letzte Abschnitt zerfällt wieder in »das Täufertum und die protestantischen Sekten« — »die Mystik und der Spiritualismus«.

Im »Schluß« werden, nach einigen Bemerkungen über die neue Lage der christlichen Soziallehren seit dem 18. Jahrhundert, die Ergebnisse knapp zusammengefaßt.

Die einleitende Betrachtung über Gesellschaft, Staat, Kirche will die Verwirrung bekämpfen, vermöge deren man (z. B. Nathusius) glaube, mit dem sozialen, »d. h. soziologischen« Wesen der Kirche schon soziale, d. h. dem Leben der Gesellschaft und des Staates angehörende Probleme gelöst zu haben, mit der Liebesorganisation einer aus Gott quellenden und zu ihm zurückkehrenden Liebe schon die menschlichen Gemeinschaften überhaupt zu umfassen. Vielmehr soll zunächst die eigene soziologische Idee des Christentums, deren Ausbau und Organisation, das Problem bilden, entwickelt, sodann nach dem Verhältnis zum Sozialen, d. h. zu Staat, ökonomisch-arbeitsteiliger Gesellschaft und Familie gefragt werden. Wechselwirkung ist in diesem Verhältnis notwendig enthalten, und die endliche Frage entspringt daraus, wiefern eine innere Einheitlichkeit des Gesamtlebens sich ergeben habe (S. 15).

Im Mittelpunkte des Hauptstückes steht die Unterscheidung des absoluten und relativen Naturrechts, die von der Stoa in die christliche Lehre übergegangen ist. Wie große Bedeutung Troeltsch der Naturrechtslehre in diesem zwiefachen Sinne beilegt, davon zeugt auch der dem ersten deutschen Soziologentage mitgeteilte Vortrag (siehe Schriften der Deutschen Gesellschaft für Soziologie I, S. 166—192), worin Troeltsch auch das »moderne profane« Naturrecht erörtert, an das, außerhalb der katholischen Literatur, heute die meisten ausschließlich denken, wenn vom Naturrecht die Rede ist. In Wahrheit ist das Thema dadurch höchst merkwürdig, daß es durch die Kulturentwicklung von der Neige des hellenischen Lebens bis zur französischen Revolution hindurchgeht, also vor, in und nach der Blüte des römischen Kirchentums und der Scholastik seine Kraft bewährt hat.

Die zentrale Stellung des Naturrechts steht für den Verfasser in enger Beziehung zu seiner Darstellung der drei »Haupttypen der soziologischen Selbstgestaltung der christlichen Idee«: der Kirche, der Sekte, der Mystik. Allgemein ist das »immer neue Suchen nach einem Kompromiß« (S. 973), um das ethische Ideal zu retten und doch mit den Ordnungen der Welt sich abzufinden. Die Kirche anerkennt auf Grund des relativen Naturrechts, *post lapsum*, »für die Dauer des irdischen Lebens Recht, Macht, Gewalt, Krieg, Privateigentum, Besitzstreben als Folgen wie als Heilungsmittel der Sünde«: damit treten durchschnittliche Weltmoral und strenge Heiligkeitsmoral auseinander; etwas anders gestalten die protestantischen Neukirchen das Kompromiß. Prinzipiell anders die Sekte: sie will das Ideal durchführen und ver-

steht sich, zumal in ihrem aggressiven Typus, nur zu einem Minimum von Zugeständnissen, behauptet vielmehr ihren »scharfen Weltgegensatz«. Und die Mystiker? die Spiritualisten? ihre Stellung zur Welt ist passiv und prinziplos (S. 923). »Die Mystik droht, mit der Konformität alle Gemeinschaft überhaupt aufzuopfern und verfällt leicht einem relativistischen Individualismus« (S. 992). Der Spiritualismus »ist verschwistert mit der modernen wissenschaftlichen Bildung der autonomen Vernunft, sofern diese religiöse Wendung nimmt. Er spiegelt insofern heute den allgemeinen Individualismus der Neuzeit und befestigt ihn wiederum seinerseits« (S. 961). Die spiritualistische Mystik lebt »unbekümmert um Kompromiß und Kompromißlosigkeit«, »in der Freiheit des Geistes und des Gewissens, antinomistisch im guten und gelegentlich auch im bösen Sinne« (S. 974). Sie nimmt die natürlichen Bildungen »hin wie sie sind« (Verhandlungen S. 187). Also trifft das immer neue Suchen nach einem Kompromiß n i c h t auf sie, obgleich es doch zuvor als allgemein, also den drei Haupttypen gemeinsam, bezeichnet wurde? —

Die Aufstellung der drei Typen, die das ganze Werk beherrscht, muß ich anfechten. In soziologischer Betrachtung — und diese hebt T r o e l t s c h überall heraus — kann es nur die zwei Typen geben: die Kirche als — göttliche oder staatliche — Anstalt auf der einen, die religiöse Genossenschaft auf der anderen Seite. Wenn diese Typen, wie es am deutlichsten im Frankfurter Vortrag geschieht, Selbstgestaltungen der christlich-soziologischen Idee genannt werden, so kann sich ihnen nicht als dritter Typus »der Enthusiasmus und die Mystik« (so in jenem Vortrage S. 172) anreihen. Ein radikaler gemeinschaftsloser Individualismus sei die »soziologische Konsequenz« (S. 174). Und doch heißen (Soziallehren, S. 912) die »Freunde« oder Quäker die reinen Abkömmlinge des Spiritualismus der Reformationszeit, und dies wird daraus erklärt, daß sie die natürliche Neigung des Spiritualismus zur Gemeinschaftslosigkeit »gebrochen« haben durch den Anschluß an die mennonitische und vor allem kollegiantische Gemeindeverfassung; und in diesem Zusammenhange (wie sonst oft) ist von L u t h e r s ursprünglichem »spiritualistischem Gemeindeideal« die Rede — daß Sekte und Mystik zusammengehören, wird an mehr als einer Stelle bedeutet. Freilich sind die Mysterien des Glaubens ein so wesentliches Element aller christlichen Dogmatik, daß die individuelle Vertiefung in diese Mysterien, sei es in männlichem Denken oder in weiblicher Kontemplation und Schwärmerei, auch innerhalb der Kirchen immer gepflegt worden ist; freilich hat sie auch mehr oder weniger isolierend gewirkt: wer das Heil durch das innere Licht sucht, braucht nicht, oder doch

weniger, die äußeren Gnadenmittel, die von der Kirche dargeboten werden; daher in diesem Gefühlschristentum, das sich gegen die Verweltlichung der Kirche empört, immer die Neigung zur Ketzerei, also zur Sekte. Die Frage ist nur, wie lange die Kirche sie duldet, wie lange sie die Kirche erträgt. Diese, in dem Maße als sie lebenskräftig ist, sucht und weiß sich das ihr fremde und gefährliche Element des Enthusiasmus zu assimilieren, so daß die franziskanische Bewegung, obgleich ursprünglich »der waldensischen nahe verwandt« (Soziallehren S. 390), zu einer Säule des Kirchentums gestaltet werden konnte. Auch unser Autor selber nennt das »Grundelement der großen südeuropäischen Sektenbewegung« den . . . urchristlichen Individualismus, dessen Verbindung mit dem sittlichen Rigorismus für die Sekte typisch sei (das. S. 392). Freilich soll dann die mystische Religiosität ein zweites »ganz andersartiges« Element sein (das.), warum? — Seine selbständige universalhistorische Bedeutung, heißt es S. 420, habe dieser Typus erst in den späteren protestantischen Dissentern und in ihren Verwachsungen mit dem Humanismus gefunden. So wird dann »die Mystik und der Spiritualismus« »auf protestantischem Boden« besonders untersucht (S. 849 ff.) und dabei im vorweg betont, daß es sehr schwer sei, »diese Mystik« gegen die Sekte richtig abzugrenzen. Hier wird dann auch eingeräumt, daß die Erscheinungen der Mystik »im weiteren Sinne« »sich mit jeder Gestaltung der objektiven Religion, mit den üblichen Kulten, Mythen und Dogmen vertragen«, daß sie »auch den vorgefundenen soziologischen Zusammenhang der Religion nicht wesentlich berühren« (S. 854). Anders die »technische religionsphilosophische« Mystik im engeren Sinne. Freilich auch sie ist in einer erstaunlichen Analogie auf verschiedenen Religionsgebieten hervorgetreten. Erst die protestantische Mystik habe sich als selbständiges Prinzip religiöser Erkenntnis, Innerlichkeit und Ethik betätigt und werde so zum Spiritualismus (S. 861 f.). Dann wird in einer Reihe von Antithesen der Unterschied von — Täufern und Spiritualisten entwickelt (S. 863), ebenso der Unterschied des Individualismus der Mystik von dem der Sekte. Der Spiritualismus wieder als besonderer Fall der Mystik, »wird geschichtslos, kultlos, gemeinschaftslos, allerdings in sehr verschiedenem Grade der Folgerichtigkeit«. Gleichwohl ist der Schein, als »besitze der Spiritualismus überhaupt keinen positiven soziologischen Charakter«, täuschend; die ihm spezifisch eigene Gemeinschaftsidee ist die Idee der unsichtbaren Kirche. Ferner will der Mystiker allerdings auch »die rein persönliche Gemeinschaft der Mitteilung und Erbauung der Seele im vertrauten Kreise«. »Sie äußert sich als die geheime Verbindung der Gottesfreunde, als Philadelphentum, als Gruppenbildung um Seelenleiter und überlegene Vir-

tuosen.« . . . »Oder es sind familienhafte Organisationen frommen Zusammenlebens.«

Unbestreitbar scheint, daß die mystisch-spiritualistische Denkweise von derjenigen verschieden ist, die in der Regel den Sektenbildungen zugrunde liegt; es wird nicht behauptet, daß jene nicht auch in Sektenbildung sich betätige. Allgemein kann doch nur gefolgert werden, daß die unkirchlichen Denkweisen fast immer sich irgendwelche soziale Gestalt zu schaffen streben, die der kirchlichen mehr ähnlich oder mehr unähnlich ist, bis zur (immerhin seltenen) völligen Gleichgültigkeit gegen das Gemeindewesen überhaupt, wozu der mystisch-spiritualistische Individualismus allerdings am meisten geneigt ist. Wenn aber lose Gruppen — sie werden auch als Konventikel bezeichnet — aus diesem hervorgehen, so sind solche doch wieder nicht spezifisch für die Mystik. In England und Schottland kann man fortwährend beobachten, wie solche Blasen geformt werden, ohne daß Mystik und Spiritualismus, mehr als diese Denkweisen sonst mit der christlichen Gläubigkeit verbunden sind, zugrunde liegen; vielmehr ist es irgendein Sonntagnachmittags-Prediger, der auf Grund einer besonderen Auslegung von Stellen des NT. eine kleine Schar um sich sammelt, eine Bude als Kapelle errichtet u. dgl. Es sind Keimformen von Sekten, von denen viele entstehen und vergehen, während im Vergleich zu ihnen die altetablierte Sekte etwas von der Festigkeit und imponierenden Gestalt, sogar etwas von der Autorität der Kirche an sich hat, weil sie es allmählich erworben hat. Die unsichtbare Kirche aber ist ein soziales Gebilde überhaupt nicht; sie hat in keinem Sinne ein objektives Dasein, ist daher auch kein möglicher Gegenstand soziologischer Erkenntnis.

Eine vorwiegende Rolle spielt ferner im vorliegenden Gedankensystem — es gibt wenige historische Werke, die so von einem Gedankensystem erfüllt sind — die Kontrastierung des kontinentalen Luthertums mit dem Calvinismus Englands und Schottlands, näher mit der »calvinistisch bestimmten oder beeinflußten Ideenwelt« (S. 769). Ich kann diesen Darstellungen keineswegs immer Recht geben. Ein kosmopolitischer, philanthropischer, philosophischer Liberalismus war im 18. Jahrh. (als Aufklärung) in anderen Ländern viel weiter verbreitet und stärker gewurzelt als in England; er wuchs auf dem Boden des Luthertums so gut wie auf dem des Calvinismus, freilich nicht ohne lebendigen Zusammenhang mit einer rationalistischen, deistischen Theologie, während er in Frankreich zum Teil auch dieses Zusammenhanges entbehrte. Im 19. Jahrh., zumal in dessen zweiter Hälfte, auf die sich T. mit Vorliebe bezieht, ist es anders. In England ist die Entwicklung langsam aber

stetig vor sich gegangen; England hat nicht die französische Revolution, daher auch nicht die Restauration, durchgemacht, auch zu der Bildung des neuen Deutschen Reiches als militärischen Staates, ist dort keine Analogie, so wenig als in den Vereinigten Staaten. Diese bedeutete in ihren Folgen eine ungeheure Stärkung des spezifisch preußischen Konservatismus, wie sie auf der Gegenseite mit der großen Entwicklung seiner schärfsten Verneinung, durch die Sozialdemokratie, zusammenhängt. Liegt diesen politischen Erscheinungen das lutherische Landeskirchentum zugrunde? In den älteren Provinzen Preußens ist es als solches gar nicht mehr vorhanden; wo es am stärksten ist, in Schleswig-Holstein und Hannover, hat es für den bedeuteten Gegensatz geringe Bedeutung und daselbst ist der eigentliche, durch den Großgrundbesitz und die Gutswirtschaften getragene Konservatismus wenig zu Hause. —

Im einzelnen habe ich manche Stellen gefunden, die mir Bedenken erregen, ja Widerspruch wachrufen; nur einige davon will ich herausheben.

S. 699 erscheint als zweiter großer Begründer des modernen Naturrechts John Locke (als erster, als derjenige Denker, durch den das Naturrecht und die Vertragslehre erst zu ihrer welthistorischen Wirkung kamen, wird S. 697 Grotius bezeichnet) — nach ihm kommt als »dritter Hauptbegründer« Thomas Hobbes, S. 702. Schon aus dieser Reihenfolge, die der Tatsache ins Gesicht schlägt, daß Locke ohne Hobbes gar nicht denkbar ist, geht hervor, daß Verf. über das rationalistische Naturrecht nicht ganz richtige Ideen hegt; wie es denn schlechthin ein Irrtum ist, wenn auch ein unablässig wiederholter, daß Grotius diese Lehre »begründet« habe. Eine seltsame Folge von Namen begegnet auch S. 773: »Darwin, Spencer, Bentham, Stuart Mill und Ruskin« — es sei »seit diesen« gegenüber der Tatsache, daß die calvinistisch bestimmten Völker mit ihrer Religion auf die politisch-sozialwirtschaftlich-technische Entwicklung sich einzurichten verstanden, vieles anders geworden. Demgegenüber möchte ich betonen, daß in allen Kulturbezügen Schottland und England ganz verschiedenen Charakter zeigen: nur in Schottland war und ist der strenge Calvinismus tief gewurzelt, von da weht aber auch ein scharfer Wind der Philosophie und Kritik, war doch Hume, Verfasser der *Natural History of Religion* (wie auch der Dialoge) ein Schotte (den Troeltsch nicht nennt). In England hatte schon früh der Arminianismus gewirkt, und im Anschluß daran wurde der Latitudinarianismus (dessen T. keine Erwähnung tut) die Form des Bekenntnisses, die sich dem gebildeten Bewußtsein anpaßte; aber auch der Sozinianismus hatte nicht wenige Anhänger und der Deismus war doch in England zu seiner ersten Blüte gelangt. Diese Entwicklungen haben auch sozialhistorisch großes Interesse. In England geht die Aufklärung zunächst überwiegend mit den absolutistischen, aber anti-hochkirchlichen Tendenzen, während die erste Revolution durch den Namen »*puritan rebellion*« bezeichnet wird; allmählich verschieben sich diese Verhältnisse. Die eigentliche Squirearchie, die von 1690—1832 ihre Blütezeit erlebt, etabliert sich im Zusammenhange mit einem wesentlich konventionellen Kirchentum, das ihr zu-

gleich ökonomisch als linker Arm (Versorgung der jüngeren Söhne) trefflich dient, und dies Kirchentum ist natürlich sozial ziemlich indifferent, nicht viel weniger als der gleichzeitige Staat alle Übergriffe und Ausschreitungen der Klassenherrschaft gutheißend oder doch dazu schweigend. Diese ganze Seite der modernen Entwicklung, die doch auch auf kontinentalem Boden stark ist, scheint mir bei Troeltsch nicht gehörig zu ihrem Rechte zu kommen.

Übrigens gibt das Buch auf vielen Seiten, besonders auch durch die literarisch reichhaltigen Anmerkungen, viel zu denken auf. Dies gilt besonders auch von dem Absatze des Schlußkapitels, der die Bedeutung der Marxistischen Methode für die Kirchengeschichte, auf die im früheren Zusammenhange oft Bezug genommen wird, prinzipiell erörtert. Es wird erkannt, daß diese Methode mit dem, was sich als klar berechtigt an ihr erweise, nach und nach all unsere geschichtlichen Auffassungen umforme und daher auch die Auffassungen von Gegenwart und Zukunft (S. 975). Gleichwohl werden, nach manchen Erwägungen, alle Versuche, das Christentum zu einem wechselnden Spiegelbild der Wirtschafts- und Sozialgeschichte zu machen, eine Modetorheit oder ein unter der Firma der neuesten Wissenschaftlichkeit versteckter Angriff auf seine religiöse Geltung genannt. Ich will gegen diese Kritik, deren inneres Recht ich sonst nicht in Frage stellen möchte, nur die Frage aufwerfen, welches Christentum in beiden Fällen gemeint ist. Es ist doch wohl etwas anderes, ob man die Unterschiede der christlichen Praxis etwa katalonischer Hirten und norwegischer Bauern aus Spiegelbildern des wirtschaftlichen und sozialen Lebens deuten will, oder, sagen wir, die Unterschiede zwischen dem System des heil. Thomas und der Theologie Schleiermachers oder Harnacks.

Stammler, Rudolf, *Wirtschaft und Recht nach der materialistischen Geschichtsauffassung.* Eine sozialphilosophische Untersuchung. Dritte verbess. Auflage. Leipzig 1914[1].

Daß diesem umfangreichen Werke eine nicht geringe äußere Bedeutung zukommt, beweist es durch seine weite Verbreitung und durch die ausgedehnte Beachtung, die ihm in der Literatur zuteil geworden ist.

[1] Ich habe die erste Auflage dieser Schrift früher (S. 241—247) besprochen und lasse diese Kritik auch heute gelten. Ich bin dann zu wiederholten Malen auf die Stammlerschen Gedanken zurückgekommen in den Aufsätzen »Die Anwendung der Descendenztheorie, Erste Sammlung IX—XIV«. — Diese Kritiken hat Stammler, der sonst viele Kritiken in den neuen Auflagen zu widerlegen versucht, ignoriert. Geblieben ist ein Absatz S. 457 ff., worin Stammler gegen mich geltend macht, daß die Beschaffenheit einer Lehre, richtig zu sein, nicht kausal bewirkt werde. Wenn ich das Bewußtsein der Chinesen aus ihrem sozialen Sein zu erklären unternehme, so ist es mir gleichgültig, ob die Lehren, die in jenem Bewußtsein enthalten sind, richtig sind oder nicht; nur mittelbar kann diese Frage für den, der Tatbestände wissenschaftlich erforscht, Bedeutung haben.

Wer den sozialen Idealismus gegen sozialen Materialismus geltend macht, wird in sehr weiten Kreisen als ein Verteidiger göttlicher Wahrheit gegen schlimme und verderbliche Ketzerei oder schlechthin als Anwalt des guten wider das böse Prinzip dastehen, und wer sich hingegen auf die Seite einer so verruchten Heterodoxie stellt, wird im günstigsten Falle das Privileg, welches der *Advocatus diaboli* in den Disputationen der Schulen genoß, für sich in Anspruch nehmen dürfen.

Wir finden also eine Menge bedeutender Probleme in dem Werke erörtert, allgemeine und besondere. Die Behandlung ist überall auf das Thema, die Überwindung und Widerlegung des sozialen Materialismus zugeschnitten, nimmt aber auch als sozialphilosophische Grundlegung ein unabhängiges Interesse in Anspruch. So hat denn namentlich die Definition, die der Verf. dem sozialen Leben gibt, daß es durch »äußere Regelung« bestimmt werde, seltsam starke Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Auch sie ist eine neue Darstellung Kantischer Begriffe, die freilich schon längst im rationalen Naturrecht (durch Gundling, Thomasius u. a.) vorbereitet waren: die Scheidung von Recht und Sittlichkeit, Legalität und Moralität. Diese Scheidung ist darum so wichtig, weil sie einer tatsächlichen Entwicklung entspricht, die für den Fortschritt der »Gesellschaft« und des Staates in hohem Grade charakteristisch ist. Daß sie in der Stammlerschen Gestalt brauchbar sei, bestreite ich. »Die äußere Regelung ist im Begriffe des menschlichen Zusammenwirkens das logisch bedingende Moment« (S. 98). Wenn man den Begriff so bildet, gewiß! Ob das aber geboten ist? Ist das Familienleben kein menschliches Zusammenwirken? Es vollzieht sich als solches ganz überwiegend ohne äußere Regelung, wie denn auch sonst das stillschweigende Einverständnis, die verbindende Gewohnheit, verbindender Glaube das soziale Leben »regeln«, ohne als ein »Äußeres« diesem Leben gegenüberzutreten. Nach Stammler gibt es (S. 96) neben dem sozialen Leben noch eine weitere Möglichkeit des menschlichen Wollens, die sich auf das Innenleben, auf die »wünschenden Gedanken« beziehen. Ich sage dagegen: soziales Leben und menschliches Zusammenwirken ist in viel weiterem Umfange durch gemeinsame, sich begegnende, zusammenwirkende Wünsche und Gedanken (meinethalben auch »wünschende Gedanken«) als durch äußere Regeln bedingt: jene sozialen Wünsche und Gedanken bestimmen es unmittelbar und innerlich, im Verlaufe der Kulturentwicklung wird mittelbare und äußerliche Regelung immer mehr notwendig: eben diese ist aber keineswegs immer »verbindendes Wollen«, das von Stammler mit äußerer Regelung gleichgestellt wird (S. 97), sondern ist sehr oft das Wollen einzelner Personen, die von regellosen Befehlen dazu übergehen, Normen oder äußere Regeln

zu setzen. Von dieser Entwicklung weiß freilich die Sozialphilosophie Stammlers schlechthin nichts; als logische Abstraktion ist sie unzulänglich.

Im 4. Buch, »Soziale Teleologie«, treten die Erörterungen auf, die zugleich für die systematischen Gedanken des Verfassers und für seine Kritik des »sozialen Materialismus« entscheidende Bedeutung haben. Im ersten der drei Abschnitte, »Kausalität und Telos«, tritt ein Kapitel auf (S. 64), das die Berechtigung des Grundgedankens neben bloßer Kausalerkenntnis darlegen will. Das folgende »Gesetzmäßigkeit des Wollens« überschrieben, wird von der Parallele beherrscht, die unter anderen Sätzen der folgende ausdrückt (S. 347): »So wie jede einzelne wissenschaftliche Erfahrung, die wahr sein will, von einem allgemeinen Gesetze einer möglichen Erkenntnis überhaupt abhängt, so muß alles berechtigte Setzen von Einzelzwecken durch ein oberstes Gesetz des Telos bedingt und begreifbar sein, welches oberste Gesetz die letzte und allgemeingültige Einheit für alle Zwecksetzung mithin bedeutet.« »Dieses Gesetz der Zwecksetzung ist nur eine Idee, der keine Erfahrung jemals zu korrespondieren vermag, die jedoch einen Ziel- und Leitpunkt für die Verfolgung menschlicher Einzelzwecke abzugeben hat, welche in ihr nur zur Einheit und Gesetzmäßigkeit zusammengefaßt werden können; und die hierdurch eine regulative Bedeutung für menschliches Wollen hat« (S. 350). Freies Wollen ist objektiv gültige Zwecksetzung usw.

Es handelt sich hier um die Neugestaltung der Parallele von reiner theoretischer und reiner praktischer Vernunft, wodurch Kant sein System der Metaphysik der Natur und Metaphysik der Sitten zu begründen versucht hat. Stammler geht hier in den Spuren Cohens und Natorps, die als Marburger Schule den Neukantianismus am reinsten vertreten. In etwas abweichender Art machen auch Staudinger, Vorländer u. a. diese Denkrichtung geltend. Was hier dagegen bemerkt wird, bezieht sich nur auf die Form, in der sie bei Stammler auftritt. — Stammler beruft sich darauf, daß wir den Unterschied zwischen erkennen und wollen sicher im Bewußtsein tragen (S. 352). Es gebe zwei oberste Einheiten für menschliche Einsicht: die des erkennenden Bewußtseins und die des Ziele setzenden Wollens; der mannigfache Inhalt unserer Vorstellungen sei nach den zwei fundamentalen Gesichtspunkten »zusammenzuziehen«: die objektive Einheit der Wahrheitserkenntnis und die allgemeingültige einheitliche Art der Zweckverfolgung. Erkenntnisse sind wahr, wenn sie durch Einfügung des rohen Stoffes sinnlicher Wahrnehmungen in die oberste Einheit gesetzmäßig und zu wissenschaftlicher Erfahrung eingearbeitet worden; Ziele

sind gut, wenn sie durch die Richtung »blinder subjektiver Bestrebungen« auf die Einheit der Zweckverfolgung zu objektiv gerechtfertigten Zielen geworden sind (S. 353). Also zu guten! —

Das Ziel ist also eine Grundlegung der Ethik, eine Darstellung des Sittengesetzes. Natürlich will diese Grundlegung und Darstellung ihrerseits wissenschaftlich g ü l t i g sein, sie macht also auf Erkenntnis-Wert Anspruch. Wir haben nebeneinander den Dualismus von Erkennen und Wollen, deren parallele Gesetzmäßigkeit behauptet wird, und den Dualismus einer Erkenntnis, die sich auf das richtige Erkennen und einer Erkenntnis, die sich auf das richtige Wollen bezieht. Für beide Arten von »Vorstellungen« wird ein Maßstab geschaffen. Das will sagen: es liegen Erkenntnis h a n d l u n g e n vor, Willensakte, Setzungen von Begriffen, Definitionen. Sie könnten auch in die Formen gegossen werden: ich nenne eine Erkenntnis richtig (oder »wahr«), wenn sie solchen und solchen formalen Bedingungen entspricht; ich n e n n e einen Willensakt richtig (oder »gut«), wenn er analogen Bedingungen gerecht wird. Die Begriffe selber müssen auf ihre Güte geprüft werden; ihre Güte ist die Eignung für Zwecke der Erkenntnis. Nehmen wir einmal an, sie seien in dieser Hinsicht keinen Einwänden ausgesetzt. Welche Folgerungen gewinnt unser Rechtsphilosoph daraus?

»Es ist also die Erwägung des kausalen Werdens einer Ansicht und Lehre ganz abzutrennen von der Frage nach ihrer gesetzmäßigen Wahrheit und wissenschaftlichen Berechtigung« (S. 369). Das Entsprechende gilt für das Wollen: »die Eigenschaft des objektiv Berechtigten im Erkennen und im Wollen . . . ist selbst nicht kausal hervorgebracht und fügt sich dem Begriffe einer konkreten Einzelerkenntnis nicht unter« (S. 370). Darum ist es auch gleichgültig, wie viele Menschen diese Gesetzmäßigkeit tatsächlich in ihrer Erkenntnis haben, und ob sie in der Lage waren, die Einsicht in das Gesetz und seine mögliche rechte Anwendung zu haben oder nicht (ibid.). Die Ergebnisse fügen sich zu den Grundlagen einer »Zweckwissenschaft« zusammen, die der Naturwissenschaft in »geschlossenem methodischen Aufbau gegenübertritt« (S. 372). Wissenschaftlich zu leitende Zwecke der Menschen treten in zwei allgemeinen Möglichkeiten auf: als individuelle — dadurch wird die Aufgabe gestellt, daß der einzelne Mensch danach streben soll, den Inhalt seines Wünschens rein und gesetzmäßig zu haben; die zweite Aufgabe ist im s o z i a l e n W o l l e n gesetzt: nun soll das Streben darauf gehen, die Art des Zusammenwirkens gut und gesetzmäßig zu gestalten. Danach wird der Unterschied von Moral und Recht bestimmt, dessen entscheidendes Merkmal in dem Inhalte des bestimmenden Wollens gesucht werden müsse, der entweder auf gutes Wünschen oder auf richtiges Zu-

sammenwirken abgestellt sei (S. 373 f.). Die zweite Art, das Problem der Gesetzmäßigkeit des gesellschaftlichen Zusammenwirkens, soll nun das eigentliche Thema des Werkes »Wirtschaft und Recht« darstellen (S. 379).

Es handelt sich demnach — ausdrücklich sei es wiederholt — um einen ethischen Traktat, in dem allgemeinen Sinne, wonach Ethik die Wissenschaft dessen sein will, was nach einer Idee sein s o l l e. Wie kann nun hieraus sich eine Kritik der materialistischen Geschichtsauffassung ergeben, die doch ganz und gar nicht untersuchen oder feststellen will, was sein soll, sondern, was im sozialen Leben ist und geschieht und warum es so ist und geschieht? die durchaus nach dem Leitfaden der Kausalität die Geschichte b e t r a c h t e t und sie keineswegs meistern oder berichtigen will? —

Der zweite Abschnitt von S t a m m l e r s viertem Buch ist überschrieben »Soziale Konflikte«. Es heißt darin (S. 381 f.): der Fortschritt in der sozialen Entwicklung vollzieht sich — jener Auffassung gemäß — durch soziale Konflikte; ein solcher Konflikt bedeutet einen inneren Widerspruch, der innerhalb eines sozialen Organismus auftrete und diesen in seiner Eigenart nur notwendig zu Falle bringe, um einem neuen, höheren Platz zu machen. Es sei ein Widerspruch zwischen Materie und Form des sozialen Lebens oder von sozialer Wirtschaft und Recht; er »habe« dadurch seine Lösung zu finden, daß das Recht nachgibt und unter Beseitigung des aufgetretenen inneren Widerspruchs in entsprechenden Einklang mit den nunmehrigen Produktivkräften gebracht wird. »In der unbedingten Abhängigkeit der Rechtsordnung von den Produktivkräften liegt nach der materialistischen Ansicht die oberste Gesetzmäßigkeit des sozialen Lebens beschlossen.« »Die sozialen Konflikte erwachsen naturnotwendig mit der Entwicklung der Produktivkräfte, und sie drängen dann wieder mit Notwendigkeit auf eine bestimmte Lösung; *w o n a c h a l s a l l e i n b e r e c h t i g t e B e s t r e b u n g e n, d i e a u f R e c h t s ä n d e r u n g e n g e r i c h t e t s i n d, d i e j e n i g e n e r s c h e i n e n, w e l c h e e i n e r a l s n o t w e n d i g e r k a n n t e n E n t w i c k l u n g b e g ü n s t i g e n d u n d f ö r d e r n d z u f o l g e n b e w u ß t e n t s c h l o s s e n s i n d, i n d e s s e n h e m m e n d e s W i d e r s t r e b e n u n b e f u g t s e i n m u ß*« (S. 383). Es muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß die hier durch Sternchen bezeichnete Folgerung mit dem Sinn und Inhalt der kritisierten Auffassung der Geschichte nicht das geringste zu tun hat, daß sie ein Zusatz und eine Folgerung des Kritikers ist, die jeder Anhänger dieser Auffassung als »Ethik«, mit der er sich nicht befasse, ablehnen kann, deren Diskussion er ablehnen m u ß, so lange als eben die theoretische

Ansicht der Geschichte erörtert wird und nichts anderes. Allerdings hält sich nun auch Stammler an diese, wenn er zunächst untersuchen will, »was verständlicherweise in konsequentem Ausdenken der materialistischen Geschichtsauffassung und in deren unausweichlichem Sinne selbst unter Abhängigkeit des Rechts von der sozialen Produktions- und Wirtschaftsweise, und unter Notwendigkeit bestimmter Lösung sozialer Widersprüche verstanden werden muß« (S. 384). Mit der ersten Frage beschäftigen sich Kap. 71 und 72. Es ergibt sich zunächst, daß jene Lehre nur eine Abhängigkeit im Sinne von Mittel und Zweck meinen könne; »der aufgeklärte Grundgedanke würde lauten: die Rechtsordnung ist ein Mittel zur Förderung der Produktion und hat darin ihren letzten Zweck« (S. 389). Ebenso wird gefunden, ein sozialer Konflikt könne nur bedeuten: Widerstreit zwischen Wirtschaft und Recht, und der allein mögliche Maßstab dafür sei der Zweck des Rechtes (S. 391). Ein veraltetes Recht sei demnach ein Recht, das bei geänderter sozialer Wirtschaft seinen Zweck nicht mehr richtig verfolgt und auf die jetzige gesellschaftliche Produktion seinem eigenen letzten Ziele nach nicht mehr paßt (S. 392). Der Engelssche Satz, daß im Mittelalter das Eigentum am Produkt auf eigener Arbeit beruhte, könne nur heißen, daß die Zubilligung des Eigentums am Produkt durch die damalige Rechtsordnung teleologisch berechtigt war (S. 393). Auch wenn Engels die Herstellung eines Produkts durch eigene Arbeit die »Voraussetzung« des Privateigentums am Produkt nenne, und die gesellschaftliche Produktionsweise dieser Aneignungsform unterworfen sein lasse, obwohl sie deren Voraussetzung aufhebe, so sei der einzig verständliche Sinn nur der, daß das uns gebliebene Recht gegenüber der jetzigen sozialen Wirtschaft ein ungeeignetes Mittel zur Verfolgung des obersten Zweckes des Rechtes überhaupt geworden sei (S. 394). Wie ist im einzelnen Falle ein sozialer Konflikt festzustellen? Nicht die äußere Technik als solche, sondern insofern als sie in der konkreten Ausführung eines bestimmt geregelten Zusammenwirkens ihre Verwendung gefunden hat, ist der Erkenntnisgrund dafür, ob das Recht sein allgemeines Ziel und damit seine Berechtigung in diesem seinem besonderen Inhalte verfehlt und verloren hat (S. 395). — Die andere Frage war, welch eine Notwendigkeit gemeint sei, wenn es heiße, daß Änderungen der Materie des sozialen Lebens bestimmte Änderungen der Form notwendig bedingen. Zwei Klassen von sozialen Bewegungen und Bestrebungen müssen scharf unterschieden werden: die auf Hebung und Steigerung sozial geordneter Produktion gerichteten und die auf Umänderung der bestehenden Rechtsordnung ausgehenden. Nur die

zweite Art kommt für Lösung sozialer Konflikte in Betracht (S. 400—405). Die genetische Betrachtung dieser Bestrebungen kann nicht helfen. Auch falsche und schlechte Bestrebungen erwachsen aus bestimmenden Einzelgründen; im sozialen Leben stehen ja durchgängig einander widerstreitende Bestrebungen sich gegenüber, und der Zweifel erhebt sich nur, welche die r i c h t i g e und welche Realisierung n o t w e n d i g sei (S. 406).

Aus dieser, auf den folgenden Seiten und durch die ganze Schrift hindurch vielfach variierten Problemstellung ist offenbar, daß der Verfasser zwischen dem was im natürlichen Laufe der Dinge — physisch — notwendig, und dem was nach einer sittlichen Idee — moralisch — notwendig ist, nicht unterscheiden will.

Und doch wird andererseits auch die Alternative aufgestellt (S. 409 ff.): die Lösung des sozialen Konfliktes könne entweder bedeuten: nach unvermeidlich zwingender Kausalität ändere sich das Recht, o d e r: dies »Nachgeben« des Rechts werde nur als ein S o l l e n gedacht usw. Und es wird anerkannt: die materialistische Ansicht hat die erste Behauptung gewählt. Hier wird dann gegen diese Ansicht die Wirklichkeit sozialer Erfahrungen aufgerufen, mit der es »nicht recht stimmen« wolle. Nicht in allen Fällen seien, wenn durch Abänderung des überlieferten Rechts eine bessere gesellschaftliche Produktion möglich gewesen wäre, »dann auch sofort — im Sinne der Naturnotwendigkeit — Bestrebungen entstanden, die auf entsprechende Umwandlung der sozialen Ordnung hingedrängt hätten«. Noch schlimmer sehe es mit der a l l g e m e i n g ü l t i g e n Sicherheit aus, womit von der Durchsetzung und dem tatsächlichen Siege solcher Bestrebungen als unvermeidlich gesprochen werde. Auch die Wendung, daß »schließlich« der Sieg eintreten werde, genüge nicht. Sie vertrage sich nicht mit Behauptung eines Gesetzes »im strengen Sinne«. »Es ist ein ganz vergebliches Bemühen, eine grundlegende Einheit in einer Gleichmäßigkeit des tatsächlichen Erfolges i m sozialen Leben zu erhalten« (S. 412). Auch *a priori* stehe dies fest, weil die auf Änderung einer sozialen Ordnung hindrängende Bewegung nur als bestimmtes Streben und Wollen von Menschen aufgefaßt werden könne, worin also der Gedanke eines z u b e w i r k e n d e n sozialen Lebens einer gewissen Art enthalten sei. »Folglich kann die grundlegende Einheit, in der sich das letzte Gesetz für den Inhalt aller sozialen Bewegungen darzustellen hat, auch nur in der E i n h e i t d e s Z i e l e s gelegen sein . . . wir brauchen einen einheitlichen Gesichtspunkt, nach dem wir die besonderen — selbstverständlich kausal entstandenen — sozialen Bestrebungen in ihrem Inhalte als objektiv richtig oder unberechtigt bestimmen können; so wie wir die besonderen — selbstverständ-

lich kausal entstandenen — Sinneswahrnehmungen von Objekten der äußeren Natur in ihrem Inhalte einheitlich zu bestimmen suchen, um festzustellen, ob wir in ihnen gegenständliche Wahrheit oder Sinnestäuschung vor uns haben« (S. 414). Folglich sei die zweite Möglichkeit der obigen Alternative »die allein richtige«. »Das Gesetz, woran soziale Bestrebungen auf ihre inhaltliche Berechtigung und Notwendigkeit bestimmt werden können, ist ein Sollen« (S. 415).

Es ist merkwürdig, wie Stammler die Betrachtung des sozialen Lebens im Sinne der Naturwissenschaft zu gleicher Zeit einräumt und wieder verschließt, sie zugleich bejaht und leugnet. Er leugnet sie, um die Betrachtung unter dem Gesichtspunkte der Ethik ausschließlich zuzulassen; er bejaht sie wie ein Titel zugestanden wird, ohne daß es erlaubt ist, Ansprüche darauf zu gründen.

Er meint zu gewahren, daß die materialistische Lehre bei dem geringsten Versuche einer Ausführung und näheren Darlegung ihrer Gedanken in die Richtung teleologischer Erwägung hingedrängt werde. Dafür wird angeführt, daß Marx überhaupt von Bestrebungen rede: das Gebiet der bloßen Erkenntnis sei damit verlassen, der Gedanke des Zweckes des zu bewirkenden Erfolges aufgestellt (S. 417/418). Der Alternative zwischen kausal begreifender Erkenntnis und zielbewußtem Wollen jeweils ausschließend sich zu entscheiden, wolle jene Auffassung dadurch entrinnen, daß sie den naturnotwendigen Gang der sozialen Entwicklung postuliere, dabei aber meine, ihn begünstigen, fördern, seine Schmerzen lindern zu können (S. 418).

Es versteht sich von selbst, daß eine theoretische Ansicht als solche mit irgendwelchem Wollen anderer Art als dem Erkennenwollen, nicht das geringste zu schaffen hat. Trifft es sich, daß der Vertreter einer Theorie ein Wollen befürwortet, ein Streben geltend macht, das mit dem Inhalte seiner eigenen Theorie nicht verträglich ist, so mag man ihm Inkonsequenz zum Vorwurfe machen; Gründe gegen die Richtigkeit seiner Theorie können sich daraus nicht ergeben. Wer die Geschichte verstehen und deuten will — der Geschichtsphilosoph —, will als solcher natürlich nichts als begreifen, aber ebenso kann und muß er auch Wünschen und Wollen, »soziale Bestrebungen« zu erkennen und zu begreifen versuchen, wenngleich er über Erfolg und Wirkungen, geschweige über den »schließlichen« Ausgang nur mit einem geringen Grade von Sicherheit zu urteilen wagen sollte. Stammler hält sich immer wieder daran fest, daß Marx oder Engels, oder beide, die Katastrophe, den Sieg der sozialen Revolution, mit vollkommener Zuversicht voraussagen zu können glaubten. Ein Verteidiger könnte mit gutem Grunde antworten, wenn diese berühmten Vorgänger in dieser

Hinsicht des dicksten Irrtums schuldig wären, so habe das mit dem Wesen der kritisierten Geschichtsauffassung nichts zu tun und falle dem nicht zur Last. Es sei noch niemandem in den Sinn gekommen, den Prinzipien der Physik zur Last zu legen, daß die Wetterprognosen unsicher sind. In Wahrheit schießt Stammlers gesamte Argumentation nicht nur vorbei, wenn sie das eigene Wollen eines Denkers mit dem Erkennenwollen des Wollens vermischt und verwirrt; sie entstellt auch den Sinn, den es der Natur der Sache nach hat — was auch imm er Marx und Engels gesagt haben mögen —, ein Wollen, individuelles oder soziales, zum objektiven Gegenstande einer Untersuchung zu machen. Solche Untersuchung kann sich mit Ursachen und Ursprüngen dieses Wollens beschäftigen; sie kann auch dessen wahrscheinliche Wirkungen erkennen; ja es lassen sich manche Wirkungen mit vollkommener Sicherheit voraussagen, wenn nur die Anfänge und Tendenzen ins Auge gefaßt werden, weil diese in dem Wollen selber enthalten sind; im wirklichen Geschehen freilich brechen sich diese am Widerstande der Dinge und anderer Bestrebungen — wer alle Faktoren, ihre Stärke, Wirkungsart, Richtung erkennte, vermöchte allerdings die zukünftigen Ereignisse mit Gewißheit vorauszusagen, wie der Meteorologe, wenn er alle Luftströmungen und Wasserströmungen kennte und ihre Stärke richtig zu schätzen vermöchte, ein unfehlbarer Wetterprophet würde. Er mag auch, ohne aus seiner Objektivität herauszutreten, von gutem und von schlechtem Wetter reden; niemand wird ihn im Verdacht haben, daß er das gute Wetter machen, das schlechte verhindern wolle; wenn er aber strömenden Regen für den Sonntag voraus verkündet, so wird er selber und andere sich danach richten und werden ein geplantes Gartenfest lieber auf einen anderen Tag verlegen.

Ein Hauptstück der Stammlerschen Argumentation ist dies (»dieser Gegensatz gestattet kein Entweichen«): „Wenn wissenschaftlich eingesehen wird, daß ein gewisses Ereignis in ganz bestimmter Art in seinem Eintreten notwendig ist, so ist es sinnlos, gerade diese bestimmte Art dieses gewissen Ereignisses auch noch zu wollen oder begünstigen zu wollen. Man kann nicht eine Partei gründen, welche das Kommen und den Eintritt einer exakt berechneten Mondfinsternis »zielbewußt begünstigen« will" (S. 418). Wie wichtig dem Verfasser dieser Gedanke zu sein scheint, geht auch aus der langen Anmerkung 217 (S. 667 ff.) hervor, die der Auseinandersetzung mit Max Adler gewidmet ist, ohne den Gedanken zu verstärken oder zu bereichern.

Im Augenblicke, da dies geschrieben wird, finde ich in einer Zeitung aus der Rede, die der damalige Sekretär des Reichsschatzamtes, Herr Helferich, auf dem IV. Allgemeinen Bankiertage (Sept. 1912)

gehalten hat, die Sätze angeführt: (nicht einmal die deutsche Reichsregierung mit allen ihren Machtmitteln, mit dem ganzen Apparat der Wirtschaftspolitik in der Hand, könne die deutsche Volkswirtschaft »leiten«, geschweige die hohe Finanz): »Da sind Kräfte im Spiele, die über menschliches Vermögen hinausgehen. Was wir können, ist, daß wir beobachten, sorgfältig und gewissenhaft beobachten, was um uns vorgeht, etwa wie ein Astronom den Himmel; daß wir uns ein Bild zu machen suchen über das, was kommt und kommen muß; daß wir unsere Dispositionen danach einrichten; daß wir die Entwicklungen, die uns erfreulich erscheinen, zu fördern und zu unterstützen suchen, und für uns den legitimen Vorteil daraus ziehen, daß wir die Entwicklungen, die uns unerfreulich scheinen, und die leider auch kommen und immer wieder kommen, vorherzusehen suchen, abzumildern suchen.« Das ist genau die bewußte Marx-Engelssche Unterordnung des teleologischen Wollens unter die bewußte Erkenntnis, die überhaupt jedem wissenschaftlichen Denken so gut in bezug auf kulturliche wie in bezug auf natürliche Ereignisse entspricht.

Wenn es wirklich an dem wäre, daß die Erkenntnis, ein bestimmter Erfolg werde mit Notwendigkeit eintreten, es logisch sinnlos mache, dies Ergebnis zu begünstigen und zu befördern, so würde daraus nicht folgen, daß der Erkennende nicht dennoch versuche, solche Begünstigung (oder Hemmung) eintreten zu lassen; die logische Konsequenz wirkt nur in begrenzter Weise auf die psychologische Motivierung. Wenn sie aber entscheidend wirkt, so unterläßt eben der Erkennende das Handeln, und diese quietistische Folgerung wird oft genug beobachtet; sie ist den Vertretern einer »historischen« Denkrichtung in der Rechtslehre, die der Kodifikation und Gesetzgebung abhold waren, zum Vorwurf gemacht worden, längst, ehe von materialistischer Geschichtsansicht die Rede war. Sie ist ihrem Wesen nach nicht verschieden von der gewollten Untätigkeit des Frommen: wenn es Gottes Wille ist, daß mein Kind genesen soll, so wird es auch ohne ärztliche Hilfe genesen. Diese Art der Frömmigkeit ist heute vielleicht seltener als der vermeintlich logische Quietismus. In Wahrheit bedeutet die subjektive Gewißheit — die Zuversicht —, daß ein erwünschter Erfolg eintreten werde, regelmäßig: »unter der Voraussetzung, daß wir tun, was dafür notwendig ist«, und diese Voraussetzung wendet Stammler dahin, es sei nur eine Erkenntnis solches Erfolges als eines zu bewirkenden — oder sogar: es sei überhaupt keine Erkenntnis, sondern nur ein Wollen solches Erfolges möglich: diese Betrachtungen sind ineinander verwirrt. Die Gewißheit über den Erfolg — z. B. einen schließlichen vollkommenen Sieg im Kriege — schließt selbstredend

die Gewißheit über die bewirkenden Ursachen des Erfolges in sich ein: diese bewirkenden Ursachen sind auch, und ganz vorzugsweise, zielbewußte, zweckmäßige menschliche Handlungen; aber als Ursachen gedacht, sind diese nicht von anderen Ursachen, als: Beschaffenheit der Waffen, der Verkehrsmittel usw., die zu den Faktoren des Sieges gehören, verschieden. Nach S t a m m l e r wären alle solche Erkenntnisse und die Versuche, zu solchen Erkenntnissen zu gelangen, von vornherein gerichtet. Ausschließlich und allein die Betrachtung: wir wollen den Sieg, folglich müssen wir das zur Erreichung dieses Zweckes notwendige Mittel wollen, habe t h e o r e t i s c h einen Sinn. Sie hat nicht einmal praktisch allein einen Sinn. Die Meinung (subjektiv ist es immer eine Meinung), daß der Sieg ganz sicherlich erfolgen w e r d e , wirkt psychologisch ganz außerordentlich ermutigend. Dies läßt sich bei einem kämpfenden Heere beobachten, und alles, was sich bei einem solchen beobachten läßt, können die Vertreter der materialistischen Geschichtsauffassung auch auf das mit friedlichen Mitteln kämpfende Proletariat mit gutem Grunde anwenden.

Menzel, Ad. [ord. Prof. f. allg. u. österr. Staatsrecht, Verwaltungslehre u. österr. Verwaltungsrecht an der Univ. Wien], *Naturrecht und Soziologie.* Wien, Carl Fromme, 1914. 60 S. 8°.

Zwischen dem klassischen Naturrecht und mehreren modernen soziologischen Theorien bestehen manche Zusammenhänge. Daß der Verfasser, ein bedeutender Rechtsgelehrter, beiden Erscheinungen und diesen Zusammenhängen seine Aufmerksamkeit zuwendet, muß der Soziologe, der in der Gelehrtenrepublik nicht zu den patrizischen Geschlechtern gehört, dankbar anerkennen. Wenn aber die Meinung war, diesen Gegenstand in einem Hefte von mäßiger Stärke auf zureichende Art darzustellen, so konnte dies schwerlich gelingen oder hätte doch ein breiteres Studium der Sache erfordert, als ihr der Verfasser gegönnt hat. Er nennt die neue Wissenschaft der Soziologie die »vielgepriesene« — sollte das für Österreich wirklich gelten? Sonst könnte man eher sagen, daß sie auf Grund oberflächlicher Kenntnis sowohl der Probleme als der Leistungen etwas leichtfertig gering geschätzt wird. Als Naturrecht will der Verfasser »jene Staats- und Gesellschaftslehre verstehen, welche in der Zeit vom 16. bis Anfang des 19. Jahrhunderts mit Hilfe der juristischen Methode eine Erklärung und Kritik der menschlichen Verbände versucht hat«. Der Individualismus, die Annahme von Menschenrechten, die Volkssouveränität seien keineswegs notwendige, von allen Anhängern des Naturrechts anerkannte Konsequenzen ihres Systems. Es gebe vielmehr auch ein konservatives, religiös gefärbtes, absolutistisches,

sogar ein sozialistisches und anarchistisches Naturrecht. Allerdings: der Begriff des Naturrechts war mittelalterliches Erbgut, das natürlich theologisch begründet war und ebenso natürlich in der ganzen Epoche, ja bis heute sich erhalten hat. Das klassische Naturrecht, rein weltlich, rationalistisch, individualistisch, entwickelt sich daraus, in fortwährendem Kampfe, der natürlich, wie alle solche Kämpfe, zu manchen Zwischenbildungen und Kompromissen geführt hat. Der Verfasser spricht (S. 8) von »einer eigentümlichen Mischung der theologischen und der naturrechtlichen Methode, die sich ja sonst feindlich gegenüberstehen«. Sie stehen sich nur feindlich gegenüber, wenn eben das klassische Naturrecht in seiner verhältnismäßig seltenen reinen und scharfen Ausprägung verstanden wird. S. 5, Anm. 2 wird Gierkes Satz angeführt: »Erst mit der Loslösung von den religiös-dogmatischen Voraussetzungen vollendet sich das Naturrecht in seiner Reinheit, so daß nun theokratische und naturrechtliche Konstruktionen des Staates als schroffe Gegensätze erscheinen.« Die Worte »vollendet sich«, »Reinheit«, »nun« scheint der Verfasser in diesem Satze übersehen zu haben. Auch hätte er den bei Gierke (Althusius 2. u. 3. Auflage, S. 338) vorhergehenden Satz besser beachten sollen (er habe die Ausführungen über die religiösen Elemente der Staatslehre kurz gehalten): »Denn für die naturrechtlichen Staatstheorien bildet die theokratische Staatsauffassung kein gestaltendes Element, sondern einen geschichtlich überkommenen und allmählich ausgeschiedenen Bestandteil.« Er hätte dann jene »Mischungen« richtiger beurteilt. Anders verhält es sich mit den sozialistischen und anarchistischen Theorien, von denen er sagt, daß versucht wurde, sie mit Hilfe der Vorstellung des Gesellschaftsvertrages zu begründen. Sie haben viel nähere Berührung mit den privatrechtlichen Voraussetzungen als mit den öffentlichrechtlichen Anwendungen dieser Lehre. Am Schlusse des Heftes will der Verfasser kurz (nach einem früheren Vortrage) begründen, daß in dem subjektiven Momente, das allen Gesellschaftswissenschaften notwendig anhafte, der prinzipielle Unterschied von den Naturwissenschaften liege (S. 58). Die Möglichkeit einer Kritik der Kulturobjekte und die Ausbildung von Wertbegriffen — ferner, daß die Sozialwissenschaften im Gegensatze zu den Naturwissenschaften reale Mächte seien, welche das Objekt ihrer Forschung selbst umzugestalten vermögen — bezeichnen diesen Unterschied. Ich bemerke dagegen: unmittelbar kann auch keine Sozialwissenschaft ihr Objekt umgestalten; wenn jene Ausführung mit dem Satze schließt: »keine chemikalische Lehre vermag an der Natur und Gestalt der chemischen Vorgänge etwas zu ändern«, so gilt das ebenso von soziologischen Lehren in bezug auf soziale Vorgänge; die Anwendung von Erkenntnissen ändert aber bekanntlich in der Chemie

und anderen Naturwissenschaften einiges mehr, als wir in den Sozialwissenschaften gewohnt sind zu beobachten. Der Verfasser vermischt damit die Wirkungen von Theorien als Elementen des Denkens auf das soziale Leben, und den Umstand, daß diese Wirkungen anders geartet sind, wenn die Theorien das soziale Leben selber zum Objekte haben, als wenn andere Gegenstände — das ist gewiß unbestreitbar, aber was bedeutet es? Soziologische Theorien, die ausschließlich aus dem Leben der Chinesen abgezogen sind, werden unser soziales Leben auch nicht erschüttern . . . Zwischen dem ersten und dem Schlußkapitel (IX) stehen Abschnitte über Fichtes Staatslehre, über oppositionelle Strömungen, die Soziologie und das Gesetz der Entwicklung, den Sozialkontrakt in der modernen Soziologie, über Comte, Spencer und »sonstige soziologische Systeme«. Wenn diese Abschnitte in knapper Fassung viel enthalten, so ist doch im einzelnen manches dagegen zu erinnern. Wenn S. 8 als die »hervorragendsten (naturrechtlichen) Publizisten« Grotius, Althusius, Locke, Hobbes, Puffendorf und Rousseau genannt werden, so soll das doch wohl eine historische Folge sein? Althusius nach Grotius, Hobbes nach Locke! Wenn S. 27 gesagt wird, Nietzsche stütze sich für sein Ideal des Übermenschen, für seine Lehre von der Unterdrückung der »Vielen, Allzuvielen« auf Darwin, so ist das eine ebenso fragwürdige Behauptung, wie es unrichtig ist, wenn auf derselben Seite Herbert Spencer und »die Vertreter demokratischer Anschauungen« einander entgegengesetzt werden.

Metzger, Wilhelm, *Gesellschaft, Recht und Staat in der Ethik des deutschen Idealismus* mit einer Einleitung: Prolegemena zu einer Theorie und Geschichte der sozialen Werte. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Ernst Bergmann. Heidelberg 1917.

Unter der kleinen Schar jüngerer Gelehrter, die etwa seit dem Beginn dieses Jahrhunderts an den Problemen der reinen Soziologie, daher auch der Rechts-, Staats-, Sozial-, Kultur- und Geschichtsphilosophie tätigen Anteil nahmen, hat der Kriegstod verhängnisvoll aufgeräumt. Einer der tüchtigsten hat das vorliegende Werk hinterlassen: in der Hauptsache eine Studie über die deutsche klassische Philosophie, deren gefeiertste Namen in 4 großen Abschnitten nacheinander abgehandelt werden, nur daß anstelle des einen Schelling ein Gesamtabschnitt die Romantik zum Gegenstande nimmt, worin aber Schelling den Mittelpunkt bildet. So oft und mannigfach nun auch diese Philosopheme dargestellt wurden, die Lehren vom Recht, vom sozialen Leben, sind kaum je so vollständig herausgeschält worden, jedenfalls bietet der Verfasser nicht wenige neue

Gesichtspunkte, z. T. auch aus neuem Quellenmaterial und neuester Literaturgeschichte, zur Beurteilung dieser bedeutsamen Denkgebilde; das Interesse daran war mit demjenigen am gering geschätzten und verkannten Naturrecht in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts allmählich erloschen, und neben die vielfach erweiterte und vertiefte geschichtliche Ansicht trat nur eine blasse und magere Theorie, die den alten Fragen aus dem Wege ging, weil sie ihr fremd waren. Und doch hatten sowohl Kant als Fichte und Hegel noch von den Überlieferungen des rationalen Naturrechts sich genährt, Hegel freilich, um es in seinem Mischkessel begrifflich umzukochen; zwischen ihm und Fichte lag eben Schelling und die historische Rechtsschule. Aus Metzgers gesamter Darstellung geht hervor, daß ihm die Gedankengänge und ihre innere Dialektik vollkommen vertraut waren, und daß er sie selber ernst genommen hat, so daß sein eigenes Philosophieren darüber den Punkt der Reife erreicht hatte. Darum ist das Buch für Lernende lehrreich und wird auch Kundige durch seine Gediegenheit, durch die geschickte Anordnung des Stoffes, die einsichtige Verwertung der Literatur fördern und erfreuen. So finde ich, was über den von Kant vertretenen »ethischen Typus« S. 56—58 ausgeführt wird, vortrefflich gedacht und gesagt; der ganze Abschnitt über Fichte, mit dem ganz richtig A. Feuerbach seiner Jugendschrift halber mehrfach zusammengenannt wird, und über die Scheidung von Recht und Moral, über die seit 1800 zwar »inhaltlich vertiefte«, auch »durch historisch-soziologische Einsichten bereicherte, doch systematisch ziemlich unklar und zwiespältig gestaltete Staatsauffassung« jenes rednerischen Philosophen, ist ein kleines Meisterstück ideengeschichtlicher Betrachtung. Auch was über die Romantik ausgeführt wird, kann ich nach meinen Kenntnissen des Gegenstandes nur loben; vielleicht ist aber Schelling, mit dessen Philosophie in ihren früheren Phasen eine bei Lebzeiten des Verfassers erschienene Schrift sich beschäftigt, nicht hinlänglich zu seinem Rechte gekommen, da dessen »positive« Philosophie gar nicht erwähnt wird, und auch die Zusammenhänge der Naturphilosophie mit den Ansichten von Recht, Staat, Geschichte hätten wohl eine eingehendere Untersuchung verdient. Ebenso muß der Abschnitt über Hegel als unvollständig bezeichnet werden: nach einer Einleitung ist nur die Jugendgeschichte in 2 Kapiteln behandelt, so daß man vermuten muß, der Verfasser habe den Abschnitt noch vollenden wollen. Auch sonst ist hie und da zu bemerken, daß die letzte Hand des Verfassers gefehlt hat. Nach S. 219 ist die Einleitung »viel früher geschrieben«. Wenn der Verfasser darin den von mir gestalteten Begriffen Gemeinschaft und Gesellschaft gerecht werden will und auch im Hauptbestande des Buches manche Reflexe davon erkennbar

werden läßt, so heiße ich das zwar willkommen, wenn er aber meint, Staudinger habe mit Recht »den beiden Lebensverhältnissen« noch ein drittes, das Gewaltverhältnis, »hinzugefügt« und damit seien in der Tat die 3 Grundbeziehungen aufgefunden, die den Menschen in ganz verschiedener Weise in seinem Willen lenken und beherrschen (Ausdruck Staudingers), so muß ich dies als ein Mißverständinis bezeichnen. Staudinger mochte für seine ethischen Zwecke ganz recht haben, wenn er dies Trio in seiner virtuosen Art zusammenspielen läßt; und auch Metzger geht ja hier vom Begriff und System der Ethik (S. 2—6) aus. Aber er kommt auf jene Begriffe unter dem Zeichen »soziologischer Zwischenfragen« (S. 6—16) zu sprechen; und dazu muß ich bemerken, daß ich deutlich genug kundgetan habe — auf der ersten Seite meines Buches —, ich wolle auf Verhältnisse »gegenseitiger Bejahung« meine Betrachtung einschränken; als ein solches kann ich aber kein Gewaltverhältnis ansprechen. Die unermeßliche Rolle, die Zwang und Gewalt im sozialen Leben spielen, habe ich keinen Augenblick aus den Augen verloren; aber die Theorie der menschlich-sozialen Verhältnisse habe ich immer so verstanden wissen wollen, daß in ihnen der Keim und Kern des Rechts enthalten ist, daß sie nämlich als selbstgewollte Verhältnisse von ihren eigenen Subjekten empfunden und gedacht werden; und zwar wollte ich die mannigfach verschiedene Stellung dazu an den beiden Typen messen, von denen der eine bedeutet, daß das Verhältnis unmittelbar, um seiner selbst willen, der andere, daß es ausschließlich und bewußter Weise als Mittel für die persönlichen Zwecke der Subjekte bejaht und gewollt würde; und zwar als Mittel in scharfer Trennung und Scheidung vom Zwecke, das sich vollendet, wenn es sogar in Gegensatz zu ihm tritt (widerwilliges Wollen). M. hat, gleich anderen meiner wohlwollenden Kritiker, die synthetische Beschaffenheit dieser Begriffe nicht hinlänglich gewürdigt.

Der Herausgeber des Buches, dem wir für die Mühe, die er sich darum gegeben, dankbar sind, kündigt an, es werde neben einem Aufsatz über »Geschichtsphilosophie und Soziologie«, der in der »Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie« erscheinen solle, demnächst in der »Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik« ein vollständiges Verzeichnis sämtlicher unveröffentlichter Schriften M.s als Anhang zu einer ausführlicheren Darstellung seines Lebens und seiner Persönlichkeit mitgeteilt werden.

Mit Kummer muß man sagen, daß hier eine ganz ausgezeichnete Kraft, von der bedeutende Leistungen erwartet werden durften, verloren gegangen ist. *Dulce et decorum est* —.

Small, Albion W., *The significance of sociology for ethics.* [S.-A. aus *The Decennial Publications of the Univ. of Chicago.* Vol. IV.] Chicago 1902.

»Jedes ethische System mit einem konkreten Inhalt hat eine Soziologie zur stillschweigenden Voraussetzung.« »Es kann keine allgemein anerkannte ethische Maßstäbe geben, ehe wir eine allgemein angenommene Soziologie haben.« Diese beiden Sätze will die Abhandlung erhärten. Die Argumentation bewegt sich in folgenden Linien: Wir brauchen eine einheitliche Ansicht des Lebens. Die heutige Gesellschaft ist in ethischem Sinne bankerott; sie zerfällt in Gruppen, von denen jede ihre eigene regulierende Überlieferung hat. Das soziologische Problem ist, Verhältnisse zwischen Personen und den Austausch von Einfluß zwischen Person und Person objektiv auszudrücken, und alsdann die positiven oder negativen Wirkungen dieser Reaktionen auf eine als Norm verstandene Idee (*relationship*) des Verhältnisses zu bestimmen. Alle ethischen Urteile sind der Form nach utilitarisch und relativ, d. h. sie beziehen sich auf Zwecke; ihre psychologischen Bedingungen sind insofern gleichartig, als irgendein menschlicher Zustand, der je nach der Lage des urteilenden Subjekts verschieden bestimmt wird, das einzig denkbare Maß des Guten ist. Soziologie hat die Aufgabe, diese mannigfachen Maßstäbe kritisch zu systematisieren. Sie muß davon ausgehen, daß jedes menschliche Individuum eine mehr oder minder hoch differenzierte Nachfrage nach Befriedigungen darstellt, die generalisiert werden können, als: Gesundheit, Besitz, Geselligkeit, Wissen, Schönheit, Rechtschaffenheit. Dies muß gegen die immer wieder sich geltend machenden einseitigen Ansichten des Menschen nachdrücklichst betont werden. Und damit zugleich, daß individuelles Leben notwendig und immer s o z i a l e s Leben i s t; daß die menschlichen sozialen Zustände als Prozesse und daher als Synthesen begriffen und beschrieben werden müssen; daß sie, wie jedes Ding, auf einen Zweck bezogen werden müssen. Der Zweck des sozialen Lebens kann nur in der Entwicklung, Harmonisierung und Befriedigung jener sechs Arten persönlicher Interessen gelegen sein. Beschreibung, wenn vollendet, wird zur Erklärung. Erklärungen des Verlaufes der menschlichen Dinge haben die Philosophien der Geschichte zu geben versucht. Das Problem der wirksamen realen Kräfte im sozialen Leben war ihnen nicht aufgegangen. Die soziale Dynamik ist teils biologisch, teils und vor allem psychologisch. Es gibt eine Psychologie der Ordnung und eine Psychologie des Fortschrittes. Um das soziale Kriterion ethischer Werte zu finden, muß zunächst festgestellt werden, daß alle ethischen Urteile eine Entscheidung enthalten über den Wert einer Art des Selbst

gegen die andere, oder — wenn sozial relevantes Handeln betrachtet wird — einer Gruppe gegen die andere, der Gruppen überhaupt gegen das individuelle Selbst. Es ist durch die Weite des Horizontes bedingt, welche Gruppen der Urteilende auf der Rechnung hat. Das Wesen des sozialen Prozesses besteht aber darin, ein vermehrtes Ganze und gerechtere Proportionen der sechs Befriedigungen in den sich assoziierenden Personen herzustellen. Da dieser Prozeß selber der einzige Endzweck ist, der irgendwelchem Betragen Wert verleihen kann, so ist die Frage, welches der Wert jeder Art von assoziierter Tätigkeit sei, wenn sie als positives oder negatives Mittel zu diesem Zwecke betrachtet wird. »Telizismus« ist das ethische System, das aus Soziologie hervorgehen muß. Um vergangene und gegenwärtige Zustände richtig zu beurteilen, müssen Leistungen und Bedürfnisse jeder Periode in allen sechs Hinsichten festgestellt werden; erst dadurch würden Geschichte und die einzelnen Sozialwissenschaften soziologischen Inhalt gewinnen. Wir brauchen eine allgemein angenommene Vorstellung der gesamten sozialen Lage als die Basis einer gemeinsamen Ethik.

Eine Probe amerikanischen Philosophierens liegt hier vor, die wohl geeignet ist, Achtung und Sympathie zu erwecken. Äußerlich betrachtet, gehört sie, gleich den Arbeiten des trefflichen Lester F. Ward, der Gegenwirkung Comtistischer Tradition gegen die Einflüsse Herbert Spencers an, welche beiden Ströme dort am stärksten konkurrieren. Ihrer Grundrichtung nach ist diese Schrift aber nicht wesentlich verschieden von den Gedankengängen, die bei uns von Neukantianern, wie Cohen, Natorp, Staudinger ausgebildet wurden. Von den sechs Bedürfnis-Befriedigungen werden diese freilich kaum etwas wissen wollen. Diese Einteilung zu begründen hat der Verfasser allerdings versäumt. Auch hat er seine erste These (daß jedes ethische System . . . eine Soziologie voraussetze) nicht bewiesen. Um noch etwas zu rügen, so ist die Charakteristik geschichtsphilosophischer Standpunkte S. 25 f. nicht genügend, ja zum Teil fehlerhaft. Hingegen ist der Ernst und die energische Begründung, womit die Aufgabe einer allgemeinen Sozialwissenschaft behauptet wird, hohen Lobes würdig. Auch halte ich den Kern des Gedankens, daß hierdurch eine objektive Ethik bedingt werde, für unwiderleglich, wenngleich ich ihn etwas anders verstehe als der Autor dieser schätzbaren Abhandlung.

Goldscheid, Rudolf, *Höherentwicklung und Menschenökonomie.* Grundlage der Sozialbiologie. [Philosophisch-soziologische Bücherei. Bd. VIII.] Leipzig 1911.

Von dem Inhalte dieses Buches ist es schwer in kurzem Bericht

Rechenschaft zu geben. Und doch bildet ein einfacher Gedanke den Zellkern des Werkes. Zum Behufe der Kulturförderung sei sparsames, schonendes Umgehen mit den vorhandenen menschlichen Kräften notwendig. Also nicht, wie andere wollen, Verschärfung der Auslese, um die Qualitäten des Menschen zu verbessern, sondern Haushalten und Pflegen sei geboten. Dies lehre eine richtig verstandene Biologie, in der die Soziologie wurzele. Mehrere Bände sollen diesem Bande folgen und der Untersuchung des Entartungsproblems, des Völkerkampfes, der Konkurrenz und der Rassenfrage gewidmet werden, der Grundriß eines Systems der Menschen- und Völkerökonomie den Gipfel darstellen, von dem schon das Schlußkapitel des vorliegenden Bandes eine Skizze entwirft. Dieser Band zerfällt in 10 Kapitel, von denen jedes auch selbständig gelesen werden kann: 1. Vitalismus und Mechanismus, 2. Entwicklung, 3. Variabilität, 4. Anpassung, 5. Nützlichkeit, 6. die organischen Systeme und ihre Differenzierung, 7. Selektion, 8. Vererbung, 9. das Reproduktionsproblem, 10. Ausblick auf die Menschenökonomie. Wie hieraus hervorgeht, ist auf Analyse der biologischen Grundbegriffe das methodologische Augenmerk hauptsächlich gerichtet. Von dieser aus richtet sich die Kritik scharf gegen Darwins Ausgehen von Malthus, der eine falsche Auffassung des Einflusses der Selektion auf die Entwicklung bewirkt, und dadurch einen verhängnisvollen Einfluß (zurückwirkend) auf die Soziologie gewonnen habe. Nicht Übervölkerung, sondern Untervölkerung sei die Gefahr der Kultur. Die »Aszendenztheorie« — dies ist einer der Namen, die der Verfasser seinen eigenen Prinzipien gibt — soll die ökonomische Bedeutung der Volksgesundheit und Volkstüchtigkeit klarmachen, den entwicklungsökonomischen Wert der Individuen, namentlich der Frauen, feststellen, die biologischen Bewegungsgesetze der modernen Gesellschaft enthüllen und in planbewußter »Biotechnik« ihr Ziel suchen. Die Schrift macht sich anheischig, zwischen Tatsachenfeststellung und ideeller Forderung den funktionellen Zusammenhang darzustellen. Die ethischen Postulate sollen mit organischer Naturgesetzlichkeit aus den unaufhebbaren Korrelationen des Gegebenen selber hervorwachsen, der Ethik dadurch das ökonomische Fundament gegeben werden.

Die Menschenökonomie wird mit der Tierzucht, insonders der landwirtschaftlichen verglichen. Da bewußte Selektion nur in geringem Maße auf die menschliche Gesellschaft anwendbar sei, so bleibe nichts übrig, als die Menschenproduktion in ihren Grundlagen zu reformieren. Die Frage nach der am meisten ökonomischen Gewinnung der menschlichen Produktivkräfte sei dadurch aufgegeben, zugleich also die nach dem Kosten- und dem Ertragswert der Menschen. Da nun nachweislich der

relativ teure Mensch die Voraussetzung der zunehmenden Ersetzung der Handarbeit durch die Maschine sei, so müsse Sozialpolitik und Sozialhygiene als ein Fortschritt der Technik selber angesehen werden. Die gesamte Kulturgesellschaft lebe aber heute weitaus über ihren Verhältnissen, weil sie von ihrem organischen Kapital statt von dessen Zinsertrag zehre. Ein Gemeinwesen, das dauern soll, müsse die Personal-Amortisation in Rechnung setzen. Weil hochqualifiziertes Menschenmaterial erforderlich ist, so bildet großzügige Schulpolitik den allerwichtigsten Zweig der Wirtschaftspolitik. Sanitätspflege und Rechtspflege sind gleich dem Schulbetrieb noch durchaus der extensiven Wirtschaft der Vergangenheit angepaßt. Alle richtige Wirtschaft müsse in ökonomischer Weise einem obersten Entwicklungszweck dienen. In vielen produktiven Betrieben finde Entwertung anstatt Verwertung von Werten statt: Herstellung von Wenigerwert, die kapitalistisch freilich rentabel sein kann. »Unsere Zeit leidet an Wertblindheit.« Nur die plötzlichen Katastrophen, denen viele Menschenleben zum Opfer fallen, sieht man, nicht die schleichenden kontinuierlichen Katastrophen, die sich allerorten im modernen Wirtschafts- und Gesellschaftsleben abspielen; dazu gehört der bewaffnete Friede. Die moderne Gesellschaft ist zugleich brutal und human und steigert damit am Ende ihre Brutalität durch zu spät kommende Humanität. Menschenökonomie ist die Lehre vom organischen Kapital, die Güterökonomie muß als Entwicklungsökonomie in ihren Dienst gestellt werden. Darum: Menschenschutzzollpolitik! Reservenökonomie! In Sozialpolitik, Sozialhygiene, Sozialversicherung liegen die Anfänge vor. Eine soziologisch orientierte Verwaltung würde auf eine frische Aufforstung des gesamten Menschenmaterials einer Nation hinwirken. Wer den Entwicklungswert Mensch beschädigt, vergreift sich am gesellschaftlichen Kapital. Entwicklungsökonomie ist Ökonomie im Hinblick auf die Dauer betrachtet. Der Kampf des Arbeiters gegen seine organische Expropriation ist der Kampf um sein Entwicklungseigentum. Die Amortisationsquote des Menschen festzustellen, ist freilich schwierig; den Unternehmer damit zu belasten, mißlich, ohne seine Konkurrenzfähigkeit zu beeinträchtigen. Vermutlich können alle entwicklungs-ökonomischen Probleme nur international gelöst werden. Menschenökonomie wird sich auf die Dauer immer bezahlt machen, und jedes Gemeinwesen zu höherer Blüte bringen. Heuchlerisch ist die Argumentation mit den angeborenen Anlagen, wenn man daraus die Hoffnungslosigkeit des Strebens der Massen, der Frauen, der unterdrückten Völker ableiten will. Wir gehen einem Zeitalter der Ethik entgegen, weil ihre Rehabilitierung die technische Voraussetzung zur Erhaltung und Entfaltung der Kulturgesellschaft ist. All unser Haben

ist erst aus unserm Sollen erwachsen. Alle menschlichen Erkenntnisse haben sich, ebenso wie alle menschlichen Organe, aus der Beanspruchung entwickelt. Es kann darum keinen schädlicheren Irrtum geben, als ihr auszuweichen, d. h. in Theorie und Praxis die eminente heuristische Bedeutung des Sollens zu verkennen.

Es ist also ein Traktat der praktischen Philosophie und darin beruhender Politik, den wir vor uns haben: die Ökonomik ganz und gar ethisch gerichtet und ethisch gedeutet; im entschiedensten, bewußtesten Gegensatz gegen die neueren Tendenzen, Werturteile aus ihr auszuscheiden. In dieser und in anderen Hinsichten gibt das Werk genug zu denken auf. Es kann auch eine Apologie des Sozialismus genannt werden, gegen die Biologen und anderen Kritiker, die da meinen, der Kampf ums Dasein müsse keineswegs erleichtert werden, er sei vielmehr in den modernen Kulturbedingungen schon nicht scharf und auslesend genug. Vermutlich wird es an Polemik von dieser Seite nicht mangeln. Eingehende Erörterungen werden leicht einen Band von ähnlichem Umfange anfüllen. Inzwischen aber müssen die 2 Bände, die das System des Verfassers vollständig machen sollen, erwartet werden. Wir finden eine außerordentliche Verbindung von nüchternem Raisonnement mit tiefem Pathos in diesem Werke, die in einer streng wissenschaftlichen, monistischen Denkungsart wurzelt. Daß die »Höherentwicklung« so selbstverständlich ist, wie der Verf. es will, muß ich freilich leugnen, während ich sonst mit seinen Urteilen in den meisten Stücken übereinstimme. Ein so geistvolles und scharfsinniges Werk über diese Probleme begegnet nicht alle Tage. Beeinträchtigt wird der Eindruck hin und wieder durch die Neigung des Autors zu Wort-Antithesen, wie sie ähnlich in den Jugendschriften von Karl Marx auffällt; auch fehlt es in den Vergleichungen und Parallelen zuweilen an gutem Geschmack. Was den Stil angeht, so muß man einige Austriacismen (z. B. das leidige diesbezüglich) in den Kauf nehmen. Sonst ist das Buch, trotz seiner breiten Anlage und etwas zu häufiger Wiederholungen, angenehm zu lesen, fesselnd und anregend.

Hammacher, Emil, *Das philosophisch-ökonomische System des Marxismus.* Unter Berücksichtigung seiner Fortbildung und des Sozialismus überhaupt dargestellt und kritisch beleuchtet. Leipzig 1909.

Gegen den Titel dieses umfangreichen Werkes wage ich einzuwenden, daß das, was dieser anzeigt, nicht eigentlich vorhanden ist. Man mag allenfalls von einem ökonomischen System Marxens reden; wenngleich auch davon nur die Grundzüge vorliegen; ein wesentlicher Zusammenhang, planmäßige Ordnung ist allerdings darin enthalten.

Aber ein philosophisches System? Bekannt ist, daß Marx Hegelianer gewesen war, daß er unter dem Einflusse Feuerbachscher Schriften sich davon abwandte und sich die Aufgabe stellte, Hegels Dialektik »umzustülpen«, sachlich aber zu einem Realismus oder Positivismus sich bekannte, den er und seine Freunde lieber »Materialismus« titulierten, und daß er insbesondere die »Geschichte« in diesem Sinne realistisch-naturwissenschaftlich zu untersuchen und zu betrachten sich angelegen sein ließ. Aber von dieser Philosophie, die eigentlich einen Verzicht auf Philosophie bedeuten wollte, sind uns nur lose Bruchstücke gegeben: zunächst Denkmäler seiner Entwicklung in den 40er Jahren, Versuche der Anwendung auf zeitgenössische Ereignisse, im Zusammenhange mit einer sehr lebhaften publizistischen und agitatorischen Tätigkeit. Nach Jahren emsigen Studiums volkswirtschaftlicher, vorzugsweise englischer, Schriften kam 1859 ein Büchlein heraus, das nicht fortgesetzt worden ist: »Zur Kritik der politischen Ökonomie«. In der Vorrede dieser Schrift will der Autor Rechenschaft geben über die Entwicklung seiner Denkungsart; er zeichnet in scharfen Konturen den Gegensatz gegen die Rechts- und Geschichtsphilosophie Hegels. Dann folgt 1867 das epochemachende Buch (»Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band: Der Produktionsprozeß des Kapitals«); 1872 die 2. Auflage. Streng Theoretisches hat Marx seitdem nicht mehr herausgegeben. Aus seinem Nachlaß sind durch Engels aus älteren und neueren Entwürfen Band II und III des Werkes mühsam — lückenhaft — zusammengesetzt, nach Engels' Tode noch Fragmente zur Entwicklungsgeschichte der Theorien vom Mehrwert durch Kautsky. Alle diese beruhen auf Manuskripten, die zum größten Teile früher als der erste Teil des Kapitals verfaßt waren. Aus diesen Dokumenten, zeitlich und sachlich zerrissen wie sie sind, läßt sich ein philosophisches System nicht konstruieren. Komplizierter wird die Sache noch dadurch, daß wir mannigfache Kommentare zu den Marxschen Gedanken von Engels besitzen, der in Marx seinen Meister anerkannte, aber ein ganz anders gearteter Geist war, so daß man doch zwischen den Lehren, die Marx selber vertritt, und dem Engelsschen Marxismus streng unterscheiden muß, und was sonst als Marxismus sich geltend gemacht hat, ist vollends von beiden zu trennen: Marx hat deutlich genug gesagt, er für seine Person sei nicht Marxist; was würde er 20 Jahre später gesagt haben! Nun erklärt der Verfasser in seinem Vorwort: »Die Philosophie des Marxismus ist Ökonomie, denn darin besteht das Wesen der materialistischen Geschichtsauffassung.« Daraus folgt aber, daß auch die Ökonomie des Marxismus zugleich Geschichtsphilosophie ist, und daß daher die Kritik des Kapitalismus nur als Sonderfall der allgemeinen

zu verstehen ist. Die Fäden aufzudecken, die durch dieses eigentümliche Wechselverhältnis und die damit zusammenhängenden heterogenen Motivreihen entstanden sind, und die hierdurch herbeigeführten Komplikationen und Widersprüche zu enthüllen, ist der leitende Gedanke des darstellenden Teils. Diesem darstellenden (zweiten) Teile (»Das System des dialektischen Materialismus«) geht als erster voran »Die Entwicklungsbedingungen des Marxismus« und folgt als letzter und umfangreichster »Kritik des Marxismus«.

Wenn es den deutschen Vertretern der Philosophie, der politischen Ökonomie und der Geschichte zum Vorwurfe gereicht, daß sie 30 Jahre lang diese gesamte Gedankenwelt beinahe ignoriert haben, so möchte man jetzt fast sagen, daß ihr zu viel Ehre durch eine so eingehende, so tiefgehende Behandlung geschehe, wie sie hier vorliegt. Aber diese gibt zugleich Zeugnis von der ungemeinen Bedeutung, die das hier sogenannte System im öffentlichen L e b e n wie in öffentlicher Meinung seither gewonnen hat. Und daß eine kritische Gesamtdarstellung des Marxismus schon lange ein »Bedürfnis« gewesen sei, werde dem Verf. (S. VII) gern eingeräumt. Kritisch ist in der Tat auch die Darstellung. Obschon man weiß, daß die Literatur darüber in den letzten 20 Jahren mächtig angewachsen ist, daß die Anhänger strikter und laxer Observanz, daß aber auch akademische Gelehrte nicht ganz wenig an Untersuchungen zur Entwicklung dieser Ideen geleistet haben, so wird man doch anerkennen müssen, daß das vorliegende, systematisch zusammenhängende, fein gegliederte Exposé manches Neue enthält und durchaus verdienstlich ist. Den breitesten Raum nimmt darin, wie natürlich, die sogenannte materialistische Geschichtsauffassung und deren Anwendungen (Kap. 9 bis 15, S. 127—388) ein, die hier sehr energisch angefaßt, ich möchte fast sagen durchgeknetet werden; und der dritte Teil kommt darauf ausführlich zurück: 1. In einem kurzen Kapitel (17), das den Selbstwiderspruch dieser Geschichtsauffassung enthalten soll (S. 409—12), dann in dem folgenden, das sich »Kritik der sozialen Statik« nennt, im 3. Paragraph von Kap. 19, das die Dialektik in den historischen Wissenschaften oder die soziale Dynamik aufzulösen beflissen ist, endlich im 21., das den »Wahrheitsgehalt« der angewandten Geschichtsauffassung prüft, um den echten zu retten, den falschen über Bord zu werfen. Nicht neu, aber zutreffend ist es, wenn der Verfasser urteilt, das »System« verbinde die spekulative Form der deutschen Philosophie mit dem materialistisch-ökonomischen Inhalt der klassischen und sozialistischen politischen Ökonomie; und — meint er — diese Verknüpfung sei nicht vollständig gelungen. Die zwei Motivreihen, die zu jener Geschichtsauffassung führten: »die empiristische Reaktion gegen den spekulativen

Idealismus, und die französische Klassenkampftheorie konnten deswegen nicht zur Einheit verschmolzen werden, weil in dem einen Falle die Idee als allen gemeinsames Spiegelbild ökonomischer Naturgesetze, in dem anderen als spezielles Klasseninteresse bestimmt wird«. Besonders in der Religion komme die Unsicherheit in bezug auf den Wirklichkeitsgehalt des »Überbaus« zum Vorschein (S. 391 f.). Nämlich, so wird in der Darstellung hervorgehoben (S. 277, 301), nach der Konsequenz der Geschichtstheorien hätte das Christentum im »Mittelalter«, als der Zeit »des überwiegenden Gebrauchswerts« verschwinden müssen, da es als die Religionsform des einheitlichen Weltreichs, als Kultus des abstrakten Menschen, aufgekommen sein soll. Der Marxianer (um ihn, nach Schmollers Vorgang, vom Marxisten zu unterscheiden) dürfte mit Grund geltend machen: auch das römische Weltreich habe sich ja ins Mittelalter hinübergerettet, nicht nur dem Namen nach, durch die Kaiserwürde, und in der psychischen Gestalt der Kirche, sondern als partielle Fortdauer römischer Städte mit ihren Straßen, Bauwerken, Münzen, Werkstätten und anderen »materiellen« Ausdrücken; auch sei immer Veränderung und Anpassung zu vermuten, und nicht Verschwinden; die Erscheinung, daß das Christentum aus einer philosophischen Sekte von Städtern und Ordensgeistlichen auch ein derber bäuerlicher Aberglaube und Zauberkultus geworden sei, liege offen genug zutage. — Der Verfasser, der auch meiner Beiträge zu diesen Fragen gelegentlich Erwähnung tut (ich wollte lieber, es wäre unterblieben, denn wenn er z. B. meint, in meinem Hauptwerke klinge noch »die einmalige Dialektik der Geschichte« an, so ist das ein recht dickes Unverständnis!), läßt mich »offenbar durch Engels' Worte (die an Marxens Gruft gesprochen wurden) verführt« sein, wenn ich, wie er meint, »die Trivialität des *primum vivere, deinde philosophari*« für das Wesentliche der materialistischen Geschichtsauffassung halte. Als ich im Jahre 1893 die hier gemeinten Sätze schrieb, wußte ich von jenen Engelsschen Äußerungen nichts; schon 1877—80, zu Marxens Lebzeiten, habe ich meine Ansicht über den Gegenstand ausgebildet. Sie mit der vorliegenden allerjüngsten zu vergleichen und wenn möglich auszugleichen, muß ich einer anderen Gelegenheit aufbehalten. Nur so viel, daß in Trivialitäten bekanntlich sehr geschwind auch große Entdeckungen wissenschaftlicher Art verwandelt werden. Ich kann mich freilich nicht rühmen, die Dokumente und die Literatur des Gegenstandes so gründlich zu kennen, wie der gegenwärtige Autor. Aber davon, daß ich über das Wesen jener Geschichtsansicht im Irrtum befangen sei oder gewesen sei, hat er mich nicht überzeugt. Einen der größten Trümpfe, die er als angeblichen Selbstwiderspruch jener Auf-

fassung ausspielt, halte ich für schwach. Und wenn er uns dahin belehrt, die Geschichte sei nicht ein Klassenkampf um Nahrung, sondern eine Entwicklung von Kulturwerten, so wird unsere Einsicht wahrlich nicht vertieft.

Indessen könnte ich eben so viel Wohlgelungenes, Scharfsinniges und Treffliches aus dem Buche herausheben, wie ich gar manches als weitschweifig und verfehlt bezeichnen müßte. Auf einen äußeren Mangel kann ich aber nicht umhin hinzuweisen. Es werden deutsche Autoren zum Überflusse herangezogen, ausgezogen und mit Beiträgen auch recht geringen Wertes beteiligt. Dagegen scheint die ausländische Literatur zum Marxismus, außer wenn sie, wie einige russische Bücher (ich nenne Tugan-Baranowsky) in deutscher Sprache erschienen, dem Verfasser unbekannt geblieben zu sein. Nicht einmal erwähnt wird die Diskussion im *Institut international de sociologie* über den historischen Materialismus, im ersten Jahre des Jahrhunderts, worüber der achte Band der *Annales* dieses Instituts auf mehr als 300 Seiten Bericht erstattet. Unbekannt, wenn auch einmal erwähnt, ist der geistvolle italienische Marxist Labriola; unbekannt auch dessen Gegner Croce; unbekannt die Ausbildung, die Asturaro dem Prinzip zu geben versucht hat. Von den interessanten Beiträgen des französischen Historikers Sorel zu der Frage weiß dieser Autor so wenig wie von de Greef oder von dem hübschen kleinen Buch des Amerikaners Edwin R. A. Seligmann (*The economic interpretation of history*, New York 1902). Die Liste könnte leicht verlängert werden, sollte aber keinen schweren Vorwurf begründen. Ich werde niemals den Wert eines Gedankenwerkes an der darin »berücksichtigten« Literatur messen. Daß ein deutscher Privatdozent der Philosophie dies Buch verfaßt hat, darf als ein Ereignis begrüßt werden, das nicht ohne Bedeutung ist. Leider auch dieser ein Opfer des Weltkriegs!

Simkhovitch, G. Vladimir, *Marxismus gegen Sozialismus.* Aus dem Englischen übersetzt von Thomas Jappe. Jena 1913.

Der russisch-amerikanische Gelehrte hat in den seit 20 Jahren vielerörterten Fragen des Marxismus vieles richtiger gesehen, als es (zumal im Auslande) gesehen zu werden pflegt. Er weiß, daß Marx nicht aus ethischen Gründen für den Sozialismus eintritt; er will nachweisen, daß von der materialistischen Geschichtsauffassung aus die soziale Revolution eine Utopie sei. Diese Geschichtsauffassung, nicht die Werttheorie, betrachtet er als das Fundament der Marxischen Lehren. Die Werttheorie sei zwar zentral für die ökonomische Analyse des kapitalistischen Systems, aber sie spiele keine Rolle in der sozialistischen

Doktrin, die nichts weiter bezwecke als den Beweis, daß der Sozialismus unvermeidlich sei. Der Verfasser will daher, nachdem er dies (Kap. I) festgestellt zu haben glaubt (es ist freilich unrichtig, daß die Werttheorie »keine Rolle« in der sozialistischen Doktrin spiele), den Marxischen Sozialismus im Umriß (Kap. II) und die materialistische Geschichtsauffassung dargestellt hat (Kap. III), die ökonomischen Tendenzen prüfen, die dieser gemäß zum Sozialismus führen sollen; er erörtert also die Konzentration der Produktion (Kap. IV), das Verschwinden des Mittelstands (Kap. V), die angebliche Verelendung und die gegenwärtige Lage der Lohnarbeiter (Kap. VI und VII), die Klassenkampftheorie und ihre Vorgeschichte (Kap. VIII und IX), die Krisentheorie (Kap. X), endlich die soziale Revolution und den Zusammenbruch (Kap. XI). Das XII. Kap. kommt dann auf die Werttheorie und ihr Scheitern, das XIII. (Schluß-) Kap. auf Marx' Stellung zur ewigen Gerechtigkeit zurück.

Die bedeutenden Fragen, die hier mit Verstand und Kenntnis durchgenommen werden, muß eine Buchanzeige auf sich beruhen lassen. Manches ist — versteht sich — wiederholt, was in der reichhaltigen Literatur des Gegenstandes oft hervorgehoben wurde. In einigen Stücken sind Marxens Formeln offenbar unzulänglich, ohne daß es unmöglich wäre, den Kern seiner Ansichten schärfer zu verteidigen, als der Verfasser meint. So ist »Verelendung« ein zweideutiger, bei Marx selber nicht vorkommender, pathetischer Ausdruck. Die Sache bietet der Betrachtung ganz verschiedene Seiten dar. Simkhovitch behauptet, schon die Anerkennung, die Marx 1864 der Zehnstundenbill als dem Siege eines Prinzips gezollt habe, bedeute die Niederlage des Prinzips, worauf die ganze Marxische Theorie beruhe, den Einsturz seines ganzen ökonomischen Systems, aller seiner ökonomischen Beweise und Anzeichen des unabwendlichen *dies irae*, des Zusammenbruchs unserer ganzen wirtschaftlichen Organisation (S. 79, vgl. S. 81 u. sonst). Er selber zitiert (S. 6) den bekannten Engelsschen Satz, daß Marx seine ökonomischen Forderungen auf den unvermeidlichen Zusammenbruch der kapitalistischen Produktionsweise begründe, »der sich vor unseren Augen vollzieht«. Eine Untersuchung, ob diese Ansicht, daß der Zusammenbruch sich vor unseren Augen vollziehe (also nicht erst an einem *dies irae* zu erwarten sei), Grund habe oder nicht, vermisse ich in dem Buche. Es hängt sich sonst an den Buchstaben, mehr als an den Geist der kritisierten Lehren, zuweilen an Wendungen des kommunistischen Manifests, die für die definitive Gestalt des Marxismus keine Bedeutung mehr haben. Die gewonnenen Schlußfolgerungen sind daher nicht so einleuchtend und unwiderleglich, wie der Verfasser wähnt. Indessen ist das Buch durch seine scharfen Formulierungen wohl ge-

eignet, zu einer erneuten Diskussion (weniger der Marxischen Ansichten als) der wirklichen Probleme und der Tatsachendeutung, die ihnen unterliegen, den Anstoß zu geben. Diese sind allerdings wichtiger, als die Frage, was Marx oder was seine Anhänger »eigentlich« gemeint haben, worüber man indessen vielfach anderer Meinung sein darf, als derjenigen, die hier mit stolzer Zuversicht vorgetragen wird.

Die Übersetzung fällt durch Druckfehler und mangelhafte Ausdrucksweisen auf. Ob sie zuverlässig, bin ich zu prüfen nicht in der Lage gewesen; es erweckt aber kein großes Vertrauen, wenn (S. 106) ein bekannter Goethischer Vers also zitiert wird: »Amerika, du hast es besser, du hast im Magen (!) keine Schlösser . . . .«

Property, *Its Duties and Rights historically, philosophically and religiously regarded. Essays by various writers.* With an Introduction by the Bishop of Oxford. London 1920.

Eine im Sinne des christlichen Sozialismus verfaßte Reihe von Abhandlungen, deren erste, von dem auch als Politiker hervorragenden Professor Hobhouse herrührend, die Entwicklung des Eigentumbegriffes skizziert, zwei folgende die Theorie rechtsphilosophisch behandeln, dann schließen drei theologisch-kirchengeschichtliche sich an: IV. über die biblische und urchristliche Idee des Eigentums, V. (von A. J. Carlyle, dem Verfasser der auch von Troeltsch oft angeführten *History of Medieval Political Theory in the West*) die Theorie des Eigentums in der mittelalterlichen Theologie, VI. der Einfluß der Reformation auf die Anschauungen über Reichtum und Eigentum. Den Schluß bildet eine zusammenfassende Erörterung über Eigentum und Persönlichkeit. — So weit ich zu urteilen vermag, sind es lauter gute Arbeiten. Sie werden dem in der Sache Bewanderten kaum viel Neues bringen und geben in Einzelheiten zu Ausstellungen Anlaß (so sind die Erwähnungen von Hobbes dreimal: S. 42, 80, 146 irrtümlich), aber im ganzen zeugen sie insgesamt von gediegener Kenntnis des Gegenstandes. In der Einleitung lesen wir: »Wir können das Gefühl nicht los werden, daß der Eigentums-Individualismus sich überlebt hat: daß er verhängnisvolle Wüstenei bewirkt; daß der Ruf nach Gerechtigkeit von Massen der Männer und Frauen ein gerechtfertigter Ruf ist; und wenn es ein gerechtfertigter Ruf ist, dann geziemt es sich ohne Zweifel nicht für uns, zu warten, bis sein Anspruch erzwungen werden kann, mit Schelten über jeden Fußbreit, der unwillig unter dem Druck der Nötigung an die Arbeit abgetreten wird, sondern lieber als freie Menschen den Tatsachen ins Antlitz zu sehen und uns willig zu gürten für die Reform, selbst, wenn sie uns persönliche Opfer auferlegt.«

So schrieb im Jahre 1913 ein Bischof der Kirche von England. Wäre diese Erkenntnis und Opferwilligkeit in den drei Hauptreichen Europas weit verbreitet und tief verwurzelt gewesen, so hätte sich vielleicht dem Weltkrieg, dieser ungeheueren Nemesis, vorbeugen lassen; denn sie hätte verbindend und versöhnend gewirkt.

Cunningham, W. F. B. A., *Christianity and Economic Science.* London 1914.

Diese Vorlesungen des Verfassers der englischen Industrie- und Handelsgeschichte behandeln den Einfluß religiöser Begriffe auf die Entwicklung ökonomischer Lehren, in nahem Anschluß an »das gelehrte und anregende Werk« von Troeltsch, »die Soziallehren«, das an anderer Stelle ein monumentales genannt wird. Nach einer Einleitung, die u. a. über den Kontrast zwischen der religiösen und der wissenschaftlichen Geistesverfassung handelt, erörtert die 2. Vorlesung »Ordnung und Fortschritt«, die 3. Verkörperung christlicher Ideen im wirtschaftlichen Leben in den Klöstern als einen »christlichen Kommunismus«, 4. »die Stadt und die Nation als wirtschaftliche Einheiten«, 5. Calvinismus und Kapital, 6. Die Begrenzungen der ökonomischen Wissenschaft. Im Anhang wird — nach einem Vortrag aus dem Jahre 1912 — die ökonomische Basis des Weltfriedens erörtert — ob sie »kosmopolitisch« oder »international« sein sollte (auf nationaler Basis). Der Verfasser, der zu den Sachwaltern der Tarif-Reform (Schutzzollpolitik) für England gehört, entscheidet sich für die internationale Basis. — Wir müssen jetzt sagen: es wäre besser für uns gewesen, wenn vor dem Kriege die nationalistische Handelspolitik drüben durchgedrungen wäre.

Eberle, Dr. theol. et oec. publ., Franz Xaver, *Katholische Wirtschaftsmoral.* Freiburg i. Br. 1921.

Daß in diesem kleinen Buche die christliche Ethik römisch-katholischer Fassung nicht nur als schön und wertvoll, sondern — unter dem Namen des Solidarismus — als allein wirksames Heilmittel für das Siechtum der modernen Gesellschaft sich empfiehlt, ist eine Sache, die keiner Erklärung bedarf. Freilich gibt es katholische Denker, wie der hochbejahrte Hohoff, die im strengen Anschluß an die »Kritik der politischen Ökonomie« den kapitalistischen Geist an sich schon als mit der Moral in Widerspruch stehend betrachten. Eberle nennt dies »die sozial-ethische Bedeutung der kapitalistischen Wirtschaftsweise und des Unternehmertums verkennen« — offenbar in Übereinstimmung mit der großen Mehrheit dieser geistlichen Ökonomisten. Den scharfen Trennungsstrich will er nur gegen den Auswuchs des Kapitalismus ziehen,

den Mammonismus, den »Geld- und Kreditwahn«, den »Pseudokapitalismus«, den »falschen Kapitalismus«, den »Schatten der kapitalistischen Idee«: darin findet er mit Federer die zum Wahnsinn gewordene Geldgier, die als Weltphänomen dem brutalen, rücksichtslosen Egoismus im Menschen gleichzusetzen sei. Der christliche Solidarismus kann und soll den ökonomisch-rationalistischen Kampf ums Dasein besiegen durch eine Organisation der Arbeit und der Güterverteilung, die den Produktionstrieb nicht bricht, sondern erhöht, aber seine Ergebnisse allen zugute kommen läßt. In der Anmerkung zu diesem Satz steht (S. 117): »Vgl. Troeltsch, Religion und Wirtschaft, S. 34.« In der Tat sind die letzten Worte diesem Vortrag des liberalen Protestanten Troeltsch entlehnt, der in ihnen ein christlich-soziales Programm ausdrücken will. Wäre also damit auch den Ansprüchen des gelehrten Domkapitulars Genüge getan? Offenbar nicht. Nach ihm lehrt der christliche Solidarismus die Rückkehr zum praktischen Christentum, das sogleich als Katholizismus gedeutet wird; es ziehe seine Kraft aus der katholischen Moral, aus dem Evangelium, aus der Kirche, »die mit Lehre und Sakrament die Glieder der Familie kräftigt, den Strom der Gegenwart in sich aufzunehmen, ohne die schützenden Dämme zu zerbrechen, welche den Strom in Schranken halten« (dies soll besonders gegen die Geburtenbeschränkung gelten). Es kann vom Standpunkt des Autors nicht anders sein, als daß er nur in der Katholisierung der gesamten Kultur, also in der Oberherrschaft der heiligen Kirche über das soziale Leben, das Heil erkennt: daß nämlich dadurch die Grundlage der katholischen Wirtschaftsmoral, die in der Gerechtigkeit und der Liebe bestehe, zur gehörigen Geltung komme, und ihre Einzelforderungen, die in elf Abschnitten für Kapital und Arbeit, Lohn, Zins, Grundrente, Eigentum usw. dargestellt werden, Erfüllung finden. Daß diese Erfüllung wirklich eintreten würde, möchte auch ein katholisch-gläubiger Kritiker, der die Menschen kennt und die Erfahrung befragt, anzuerkennen Bedenken tragen. Wer nicht zu jenen gehört, wird leugnen, daß die Ethisierung der Menschheit nur durch katholische, ja, daß sie nur durch christliche Moral sich fördern lasse. Aber der unbefangene Richter muß der Tatsache ihr Recht widerfahren lassen, daß die römische Kirche auch heute eine soziale Macht darstellt, von der zwar keineswegs ausschließlich moralische, aber doch auch solche, durch den sittlichen Ernst ihrer Lehren und eines Teiles ihrer Geistlichkeit ausgehen. Von anderen sozialen Mächten, wenn sie auch nicht, oder noch nicht, die gleiche historische Größe und Würde besitzen, wird man doch ähnliches aussagen dürfen. Daß, unter bestimmten Voraussetzungen, ökonomischen und politischen, ethische Gedanken und Predigten und von diesen getragene und genährte re-

ligiöse Ideen eine bedeutsame Macht zu entfalten vermögen, wird auch der nicht in Abrede stellen, der sich an den Erfahrungssatz hält, daß der Mensch aus Gemeinem gemacht ist, und die Gewohnheit seine Amme nennt.

Rachfahl, Dr. F., ord. Prof. a. d. Univ. Freiburg i. Br., *Staat, Gesellschaft, Kultur und Geschichte.* Jena 1924.

Der Verfasser des vorliegenden kleinen Werkes, ein Professor der Geschichte, dessen Arbeiten lebhafte Schätzung fanden, will mit den Begriffen, die auf dem Titel zusammengestellt sind, sich auseinandersetzen. Er hat leider die Vollendung dieser Arbeit nicht lange überlebt: die Vorrede ist datiert vom 24. Januar 1924. Am 15. März 1925 ist Rachfahl gestorben.

Nach einer Einleitung wird in sieben Kapiteln gehandelt über: 1. Staat und Gesellschaft, 2. den Staat, 3. dessen Alter und Ursprung, 4. den genealogischen Charakter des ältesten Staates, 5. die Anlehnung des Staates an andere Verbände und Einzelzwecke des Staates, 6. Revolution und Aufgaben der Geschichte, 7. Wissen und Wissenschaft — also in engem Rahmen über schwierige Probleme. Ich werde mich in der Hauptsache auf die Betrachtung des 1. Kapitels beschränken müssen. Auch aus einem persönlichen Grunde. Der Verfasser geht nämlich von einer Polemik gegen mich aus. Er sagt, meine Klassifikation Gemeinschaft — Gesellschaft — beherrsche die moderne Soziologie. Er bezieht sich außerdem auf Kantorowicz (Beitrag zur Erinnerungsgabe an Max Weber), der im großen und ganzen in seinen Ausführungen über die Einteilung der Gesellschaften als des Objektes der Soziologie an mich sich anschließe, aber meiner These, daß der Staat als bloße Gesellschaft keine natürliche Gemeinschaft, sondern ein durch Kürwille geschaffenes Kunstprodukt sei, widerspreche, was bei mir Gemeinwesen heiße, sei auch nach Kantorowicz doch Staat[1].

Rachfahl will, um zu einer genügenden Definition des Staatsbegriffes zu gelangen, die sozialen Phänomene einteilen, und zwar zunächst, indem er sie auf ihre Form hin betrachtet. Er unterscheidet hier

[1] Wo Rachfahl früher (S. 1) dieser Unterscheidung gedenkt, meint er, ich »helfe mir« mit der Annahme von »Gemeinwesen«, aber dieses Gemeinwesen oder organisierte Volk sehe dem Staat »verzweifelt ähnlich«. Rachfahl hat eben nicht gewahrt, daß ich die Gegenstände meiner Begriffe als Normaltypen darstelle, und daß ich es darauf abgesehen habe, diese verzweifelte Ähnlichkeit und die Übergänge verstehen zu lehren. Alle Gesellschaftsbegriffe sind rationalistische Gemeinschaftsbegriffe: ich habe sie immer so verstanden und meine, es deutlich genug gemacht zu haben.

Gruppen und Verbände als die beiden Arten, in welche der Gattungsbegriff Gesellschaft zerfalle. Mit dieser Einteilung scheint er derjenigen nahezukommen, die ich schon früher (aber dies war ihm offenbar unbekannt geblieben) vorgeschlagen habe, indem ich Samtschaften und Körperschaften unterscheide, beiden aber soziale Verhältnisse voranstelle, als die einfachste und allgemeinste Gestalt. Vor allem habe ich aber Gewicht darauf gelegt, daß das Wesen der im eigentlichen Sinne »sozialen Verbundenheiten« oder Wesenheiten darin bestehe, daß sie im Bewußtsein ihrer Subjekte primär vorhanden sind, so daß Gruppen und Massen so wenig wie biologische Einheiten (als Gegenstände der im strengen Sinne soziologischen Ansicht) vorhanden sind. R a c h f a h l will die Merkmale des Verbandes des näheren erwägen. Er sei seinem Ursprunge nach entweder ein natürlicher oder ein künstlicher. »Es gibt also natürliche und künstliche Verbände, doch scheint es . . . weder geraten noch auch gerechtfertigt, auf jene den Ausdruck Gemeinschaft, auf diese den Ausdruck Gesellschaft zu beziehen.« Er beruft sich auf das herkömmliche Sprachgefühl, worin die Bedeutung beider Worte wurzele. »Warum solle nicht ein künstlicher Verband von einem Gefühle beseelt und getragen sein, welches wir am besten und am glücklichsten als ein starkes Gemeinschaftsgefühl kennzeichnen würden?«

Andererseits sei doch ein natürlicher Verband wie die Familie ebensosehr und gerade in erster Linie ein gesellschaftliches Phänomen. Ich führe diese Sätze nur an, um zu illustrieren, wie mich R a c h f a h l verstanden hat. Ich habe den zweiten Abschnitt des dritten Buches meiner Schrift mit folgenden Sätzen eröffnet (6.—7. Aufl., S. 202): »Die antike Philosophie des Rechts hat sich das Problem gestellt, ob das Recht ein Naturprodukt oder ein Kunstprodukt sei. (*φύσει* oder *Θέσει*?) Die Antwort gegenwärtiger Theorie geht dahin, daß alles, was aus menschlichem Willen hervorgeht oder gebildet wird, natürlich ist und kunsthaft zugleich. Aber in seiner Entwicklung steigert sich das Kunsthafte gegen das Natürliche, je mehr die spezifisch menschliche und insonderheit die mentale Kraft des Willens in Bedeutung und Anteil zunimmt; bis sie endlich in eine relative Freiheit von ihrer natürlichen Basis sich gestaltend auch in einen Gegensatz gegen diese geraten kann.« Ich darf wohl sagen, wenn R a c h f a h l diese Sätze beachtet und richtig gewürdigt hätte, so wäre von ihm selber erkannt worden, daß seine Polemik gegenstandslos, also innerlich leer ist. Er setzt diese Polemik fort, indem er meint, meine Lehre fasse Gesellschaft, als durch Kürwille entstanden, d. h. als eine freiwillige Assoziation, auf; danach würde der Schluß naheliegen, Gemeinschaft als auf dem Zwangsprinzip beruhend anzusehen. Natürlich will er dies widerlegen und das ist nicht schwer.

Wenn man den Sinn eines Theorems auf eine Trivialität zurückbringt, so genügt allerdings jede triviale Erfahrung und Bemerkung, um es scheinbar zu töten.

Einige Worte darf ich wohl zur Rechtfertigung meines Begriffes vom Staate sagen. Wie man denken kann, setzt Rachfahl ihm das *Zoon politicon* entgegen und den Satz, daß der Staat da sei vom Anfange des Menschengeschlechtes an, daß er wenigstens an der Spitze aller gesellschaftlichen Entwicklungen stehe; was er zum Überfluß noch durch Eduard Meyer bestätigen läßt, der den staatlichen Verband der tierischen Horde entsprechen läßt (»nicht nur begrifflich, sondern auch geschichtlich die primäre Form der menschlichen Gemeinschaft«) — er sei seinem Ursprunge nach älter als das Menschengeschlecht überhaupt, dessen Entwicklung erst in ihm und durch ihn möglich geworden sei. Ich halte eine Terminologie für sinnreicher, die den Begriff des Staates als ein Erzeugnis menschlichen Denkens auffaßt, der also nur wirklich und wirksam ist, insofern als er vermöge solchen Denkens sich geltend macht. Ich weiß wohl, daß es üblich ist, den Staat in diesem Sinne als modernen Staat zu unterscheiden. Andererseits aber ist es bekannt, daß man auch bei Historikern recht oft das Urteil findet, es habe im Mittelalter überhaupt keinen Staat gegeben oder doch keinen wirklichen, keinen eigentlichen Staat: erst vor kurzem will G. v. Below bewiesen haben, daß man im Mittelalter doch schon den Staat gekannt und besessen habe[1]. Derselbe Eduard Meyer, dessen Ansicht über die Ewigkeit des Staates angeführt wurde, schrieb in seinem 1915 erschienenen »England« S. 21: der englischen Verfassung sei der Begriff des Staates, »wie er uns in Fleisch und Blut übergegangen ist«, unbekannt und liege dem Denken des Engländers und ebenso des Amerikaners völlig fern; welcher Satz allerdings dadurch einen Sinn hat, daß der Staatsgedanke, der auf dem Kontinent im und unter dem fürstlichen Absolutismus seine feste und einheitliche Gestalt gewann, dort in seiner Entwicklung frühzeitig und stark durch die Oligarchie gehemmt wurde und noch heute in bezug auf manche Funktionen, die wir als bedeutende Merkmale des Staatsbegriffes kennen, noch mangelhaft entwickelt geblieben ist[2]. Man muß eben diesen Begriff bilden, man kann ihn nicht aus den Er-

[1] Bezeichnend ist es, daß v. Below dies als eine Entdeckung oder als eine neue Ansicht verkündet. In seiner Selbstschilderung (Geschichtswissenschaft I, S. 41) berichtet er: Gierke habe — im April 1914 — ihm mündlich erklärt, er sei im Recht, wenn seine Deutung der alten Bede richtig sei. »Ich glaube sie ist richtig« — sagt Below. Die Frage scheint dadurch nicht entschieden zu werden.

[2] Dies das Richtige an Meyers Aussage (das. S. 20), daß England den Begriff des Staates, wie er sich auf dem Kontinent im Anschluß an die Ausbildung der Fürstenmacht entwickelt habe, »überhaupt nicht kennt«.

scheinungen ablesen. Rachfahl gehört offenbar zu den vielen, die ein anderes Verfahren nicht kennen, obschon er ohne Zweifel ein ausgezeichneter Kenner, besonders der neueren Geschichte gewesen ist. Darum findet man in dieser kleinen Schrift manche recht interessante Ausführungen, besonders über Wesen, Funktionen und Aufgaben der politischen Geschichte. Vorzüglich berührt mich der am Schlusse angedeutete Gedanke einer vergleichenden Geschichte des Staates (als einer und zwar der obersten Organisationsform menschlicher Gesellschaft). Es folgt freilich unmittelbar eine fast leidenschaftliche Abwehr der Meinung, auf diesem Wege eine »gesetzmäßige« Entwicklung entdecken zu können. Ich denke, es sollte doch der Erfüllung dieses Gedankens, von dem Rachfahl ausdrücklich sagt, er sei keine Utopie, überlassen werden, ob sie etwas Derartiges zu entdecken in der Lage sein wird. Die gelehrte Geschichtsschreibung hat bisher noch kaum ernsthafte Versuche gemacht, durch die vergleichende Methode für die Erkenntnis der allgemeinen oder einzelner Entwicklungen Licht zu gewinnen. Es ist zu bedauern, daß einem so fähigen Mann, wie Rachfahl es war, nicht vergönnt gewesen ist, auf diesem Wege fortzuschreiten.

I. Namenverzeichnis.

Abramowsky, E. 300 f.
Achelis, Th. 233 f.
Adler, Max 446
Alengry, Frank 337 f.
Althusius 352, 450
Ammon, Otto 253—255, 273, 372, 374 f., 377 ff., 381 ff., 385 f., 389 ff., 392 f.
Andler, Ch. 303 N.
Aristoteles 1, 226, 399
Asturaro, A. 328 ff., 461
Audin, A. 273
Aulard 73

Bachofen, J. J. 235, 240, 270, 284, 293
Belfort 304
Bacon 159, 393, 401, 404 f., 409
Bakunin 63
Baldwin, J. M. 320—322
Barth, P. 215 f., 227, 249, 292—297, 320, 326, 337
Bastian 202, 240, 294
Bellamy 181
Below, G. v. 468 N.
Bentham 437 N.
Bergson 63
Bernard, Claude 225
Bernheim, E. 227
Bertillon 219
Bismarck 231
Blanc, Louis 249
Blatchford, R. 304
Block, Maurice 102
Böckh, R. 236
Boilley, P. 264
Bouglé, C. 276 f., 335
Brentano, Lujo 79
Bridel, L. 222
Bucher, Lothar 67 N.
Buckle 172, 233
Bücher, K. 213 ff., 295, 341
Burns, John 304
Busse, K. 231 f.

Cabet 401, 405
Caesar 238
Campanella 401, 404 f.
Candolle, de 274, 372
Carlyle, A. J. 463
—, Th. 172 f.
Chamagéran, J. J. 302
Chiappelli, A. L. 303 N.
Cohen 440, 454
Colbert 408
Comte 158, 159, 161 f., 168, 171, 201, 220, 221, 233, 264, 280, 295, 302, 326 f., 328, 331, 337 f., 345, 348, 400, 450, 454
Condorcet 61, 233, 338
Copernicus 414
Coulanges, F. D. 238
Croce 461
Cromwell 403
Cumberland, R. 333
Cunningham 464
Cunow, H. 208 ff., 211, 227, 239—241
Cuvier 158

Dargun 235
Darwin 219, 253, 255, 372 f., 376 f., 381, 437N. 450, 455
Dilthey 296
Dietzgen, J. 409
Dmowski 363
Dostojewski 371
Drakon 399
Durham, Bischof von 304
Durkheim, E. 215 ff., 274—276, 294, 301, 317, 335 f., 406

Eberle, Fr. X. 464 f.
Effendi, M. E. 334
Egede, H. 237
Engel, E. 102 N.
Engels, F. 64 f., 203 f., 227, 242, 245 ff., 295, 314, 409, 443, 445 ff., 458, 460, 462
Escartin, E. S. 302
Espinas 219, 335
Eucken, R. 223
Eulenburg, F. 123, 320 f.

Fairbanks, A. 280—283
Federer 465
Ferguson, A. 133, 226
—, J. H. 176
Ferri 253, 283, 331
Feuerbach, A. 451
—, L. 168, 458
Fichte 176, 250, 407, 451
Fischer, A. 269 f., 298 f.
Fison, L. 208
Flint, R. 264
Fouillée, A. 199, 293
Fourier 159, 180, 400
Fox 403
Fragapane, S. 199—205
Frobenius, L. 285 ff.

Gabaglio 107 N.
Gadave, R. 352
Galton 254, 274, 384 f., 389 f.
Gans, E. 303

Garofalo, R. 253, 283, 335
Gauss 384
Gentilis 226
George, H. 221, 304, 313
Gervinus 191
Giddings, F. 279 f., 281 f., 293, 317
Gierke, O. 79, 313, 352, 449, 468 N.
Gobineau 392
Goethe 56, 145, 173, 251, 381
Goldscheid, R. 454 ff.
Gottl, F. v. 12, 14
Graunt 99
Greef, de 157—172, 164—174, 178, 199, 225—228, 264 f., 293, 317, 461
Grosse, E. 236 f.
Grotius 226, 437 N., 450
Guerry 119, 129
Gumplovicz 293, 326, 330
Guradze, H. 108 N.
Guyau 411

Hahn, E. 240
Hall, S. 304
Hammacher, E. 457 ff.
Hansen, G. 254, 293, 391
Hanssen, G. 117
Harnack 438
Harrington 226, 401, 404
Harvey 380
Hauriou, M. 293
Haycraft, J. B. 255 f.
Hegel 57 f., 84, 173, 176, 221, 227, 241, 250, 265, 303, 419, 451
Helferich 446
Herder 233
Hermberg 115
Herodot 233
Hildebrand, R. 209, 219, 237—239
Hobbes 39, 43, 47 ff., 83, 160, 226, 275, 297, 311, 326, 332, 333, 352, 409, 437 N., 450, 463
Hobhouse 463
Hobson, J. A. 222
Höffding 173, 232
Hohoff 464
Holyoake 278
Howitt 208
Hubert 335 N.
Humboldt, W. v. 137 N.
Hume 338, 437
Huss 403
Hyndman, H. M. 303

Izoulet, J. 220 f.

Jacoby, P. 274
Jaurès 265
Jellinek, G. 352 f.
Jentsch, K. 222
Jhering, R. v. 276

Kant 1, 173, 197, 250, 300, 338, 411, 414, 440, 451
Kareiew, N. 335
Kautsky 458
Keppler 414
Kidd, B. J. 258—260
Kirchhoff 368
Klein, F. 353—358
Knapp 22
Kohler, J. 235, 284
Koigen, D. 410
Kovalewsky, M. 210—213, 282 f., 334
Krausz, C. D. 334 f.
Krusinsky, St. 334

Labriola, A. 247—253, 299 f., 461
Lacombe, P. 293
Lafargue 65 N.
Lafitau 233
Lamarck 158, 313, 327
Lamprecht 228, 251 f.
Lange, F. A. 221
Laplace 414
La Pouge 273, 392
Lassalle 303, 400
Laveleye 177
Lavoisier 380
Lazarus 233, 276
Le Bon, G. 272, 356
Lehmann, A. 319
Leibniz 226
Lessing 227
Lilburne, J. 403
Lilienfeld, P. v. 219, 282, 292 f., 317 f., 333, 334
Linguet 77
Lipsius 226
List, F. 303
Littré, E. 293
Locke 333, 407, 437 N., 450
Lombroso 274
Longuet 65 N.
Loria, A. 228—231, 248, 314, 322
Lubbock, Sir J. 201, 219 f.
Luther 400, 434
Lyall, Sir A. 201

Macchiavelli 159, 226
Mackenzie 176 N., 177, 293
Maine, Sir H. 153, 201, 210 f.
Malthus, R. 329, 372, 378, 455
Manacéine, M. de 264
Mandeville 226
Marx 14, 28, 55, 57 ff., 64, 65, 159, 160, 172, 203, 214, 222, 227 f., 229, 241, 242, 245 ff., 248 ff., 252 f., 264, 295, 299 f., 300, 301, 304, 311, 314, 329, 369, 400, 409, 430, 445 ff., 457, 460, 461 ff.
Mataré 11 f.
Maunton 304
Maurer, G. L. v. 240
Mauss 336
Mayer, O. 43 N.
Mayr, G. v. 86 ff., 94, 98 f. 102 f., 104 f., 106 N., 108 f., 112 N., 113, 116, 122 ff., 131 f., 288 ff.
McClelland 221 f.
Medeiros, Tavares de 283

Mehring, F. 227 f.
Menger 22
Menzel 448 ff.
Metzger, W. 450 ff.
Meyer, E. 468
—, R. 221
Michels, R. 54, 114
Mill, J. St. 159, 329, 418, 437 N.
Milne, E. 315
Mismer 304
Mitscherlich, W. 364
Möser, J. 133
Montesquieu 77, 226, 233, 338
Morelly 401, 404
Morgan, L. 136, 204 f., 306, 208 f., 234, 235, 270, 284, 294, 295
Morris, W. 303
Morselli, E. 331
Morus 400 ff.
Mucke, J. R. 235 f., 285
Mutius, G. v. 37 N.

Nathusius 433
Natorp 440, 454
Newton 414
Nietzsche 256, 369, 393, 411 f., 450
Novicow 217—220, 314—317, 334

Oettingen, A. v. 121
Oppenheimer, F. 312 f.
Owen 158

Patton, S. N. 271, 294
Paulsen, R. 173, 359
Petty, Sir W. 98 f.
Platon 176, 179, 226, 399
Plessner, H. 369
Plötz, A. 256—258
Posada 334
Potter (= Webb, B.) 278; Webb 304
Proudhon 159, 160, 169, 400
Pufendorf 450
Puglia 11

Quesnay 400
Quételet 100 f., 102, 119, 120 f., 183, 302
Quinet, E. 294

Rachfahl, F. 251, 466 ff.
Ranke 251 f.
Rappaport, Ch. R. 252
Ratzenhofer, G. 323—326, 342, 348—352
Reichesberg, N. 312
Renard, G. 303
Reuleaux 13
Ribot 225
Richard, G. 301
Rickert 90
Rigolage, E. 331
Roberty, de 293, 329
Rocholl 224 f.
Rodbertus 221, 303
Roscher 203
Rousseau 133, 233, 250, 275, 352, 400 f., 404 f., 450
Ruskin 176, 437 N.

Savigny 303, 379, 406
Schäffle, A. 163, 171, 173, 201, 277 N., 292, 318, 341—348
Schelling 347, 379, 450 f.
Schilder, S. 232
Schiller 233
Schleiermacher 438
Schlözer, K. L. v. 97, 202
Schmid, F. 110
Schmitt, C. 40 ff., 46 ff., 50 f., 57, 60, 62, 64 ff., 78
Schopenhauer 62, 300, 327
Schultze-Gävernitz 172
Schurtz, H. 287
Seebohm 238
Seligman, E. R. A. 461
Setti, E. 331
Shaw, B. 304
Sighele 322 f.
Simkhovitch, G. V. L. v. 461 f.
Simmel 219, 232, 276, 283, 292, 293 N., 323, 335, 413
Small, A. W. 282, 453 f.
Smend, R. 80, 81
Smith 219, 312, 400
Sokrates 61
Solon 399
Sombart, W. 249 ff., 423 ff., 426 ff., 429 ff., 432
Sorel 63 f., 66, 300, 461
Spencer 134—157, 158 f., 161 f., 164, 166, 171, 174, 177, 186, 196—199, 201, 216, 219, 225, 226, 232, 234, 253, 275, 277—279, 282, 295, 302, 314, 318 f., 328, 331, 372, 405, 414, 437 N., 450, 454
Spinoza 226
Stammler, R. 241—247, 301, 438 ff., 442 f., 445 ff.
Starcke, C. H. 335
Staudinger, F. 440, 452, 454
Stein, L. v. 80, 293
—, Ludw. 304—312, 332, 335, 394 f., 403 f., 406 f.
Steinmetz, S. R. 116, 283, 335, 362 ff., 368
Steinthal 173, 202, 233
Stevenson 223 f.
Stirner 160
Stoltenberg 91
Strabo 233
St. Simon 159, 201, 220, 249, 250, 270 N., 295, 337 f., 400
Stuckenberg, I. H. W. 338—341
Süßmilch 99, 118, 121

Tacitus 238
Taffe, J. H. 333
Taine 182, 404
Tarde, G. 181—196, 207 f., 236, 262—264, 275 f., 294, 301

Telesius 409
Thirion, E. 264
Thomson, H. B. 333
Thünen, v. 303
Tocquille 186, 191, 195 f., 418
Tönnies 115, 292, 311, 406
Trajano, R. P. 297 f.
Tröltsch, E. 432 ff., 438, 463 ff.
Tugan-Baranowsky 461
Turgot 400
Tylor 140, 201

Vaccaro, M. 313 f.
Vairasse 401, 404
Vecchio, G. del 352 f.
Vesarius 380
Vico 302
Vierkandt 116, 265—268, 358 ff., 368
Voltaire 233
Vorländer, K. 440

Wagner, A. 173, 203, 276, 278, 292
Waitz 202
Wallas, G. 67 ff.
Wappäus 102, 104, 121
Ward, L. F. 280, 282, 293, 326 f., 328, 454
Warming, J. 102 N.
Webb, B. (Potter) 278, 304
Webb, S. 303 f.
Weber, Alfr. 53 f.
Weissmann 258, 325
Wenckstern, A. v. 248 f.
Westergaard 107
Westermarck, E. 205—207, 211, 236
Widmann, A. 293
Wolf, J. 222
Wolff, Chr. 407 f.
Worms, R. 219, 260—262, 282, 293, 330, 333, 334f.
Wundt, W. 173, 234, 267 ff., N.
Wycliffe 403 N.

II. Sachverzeichnis.

Aberglaube 319
Ackerbau, Ursprung des 240 f.
Aktion, direkte 62 ff.
Anarchie 160
Anarchismus 279
Anreden 144
Apparate 11 f.
Arbeit, Organisation der 277
Arbeitsteilung 215 ff.
Aristokratie 185
Artbewußtsein 317
Auslese, natürliche 377 ff.

Bauernkriege 403
Bauernstand 391
Berufe 169
Betriebsformen 424 f.
Bewußtsein, soziales und Wille 314

Darwinismus 372 ff.
Demokratie 41 ff., 52 ff., 78 f.
Diktatur 55
— des Proletariats 55
Direkte Aktion 62 ff.

Ehe 205 ff., 284 f., 421
—, Heiligkeit der 138
Ehre 146 ff.
Ehrenstellung, soziale — der Frau 146
Eigentum 150, 463
Elite 220, 315
Entwicklung, politische 6
Ephorat 56
Erfindungen 191
Ethik 450—454, 464—466
Evolution, soziale 258 ff.

Familie 235 f.
Form, religiöse 141
Frau, soziale Ehrenstellung der 146
Frauenfrage 222
Freie Liebe 137 ff.
Führerauslese 51

Gebräuche 115
Geld 19 ff., 25 f., 287
Gemeinschaft 145, 369 ff.
— und Gesellschaft 193 f., 267—269
Genie 232
Gens (Klan) 135 f.
Geographie, Statistik und 131 f., 287 ff.
Geräte, Instrumente, Werkzeuge 7 ff.
Gesamtwille 149
Geschenke 140
Geschichte, Philosophie der 223 ff., 292—298
Gesellschaftswissenschaften 87 ff.
Gesetze 150
Gewalt, politische 80 ff.
Gewaltenteilung 47 f.
Großbetriebe 429 f.
Große Männer 273
Gynäkokratie 146

Handel 26 ff., 152 f., 159
Handwerkzeug — Maschine 12 ff.
Handwörterbuch der Staatswissenschaften 226 ff.
Homo oeconomicus 34 f.
— *politicus* 35
— *scientificus* 35
Horde 235

Ideale 175
Imperative 397
Industrialismus 149
— und Krieg 151 f.
— und Militarismus 152
Inkareich 239 f.
Insignien 142
Institutions, political 147
Instrumente, Geräte, Werkzeuge 7 ff.

Kapitalismus 423 ff.
Kinder, Status der 138
Kirche 434 ff.
Klan 135 f.
Klassenkampf 57 ff., 77
Klassenunterschiede 148
Kleinbetriebe 429 ff.
Konfession 129
Konflikte, soziale 442—445
Konsumtion 167
Kontrakt 149, 150
— und Kontrakttheorie 199 f., 352 f.
Kooperation 153
Korruption 16
Kreise, soziale 420
Krieg und Industrialismus 151 f.
Kritik des Parlamentarismus 66—76
Kulturvölker, Naturvölker und 265—268
Kunst 184, 187, 189

Leben, soziales und sittliches 320 f.
Liberalismus 40 ff.

Macchiavellismus 38 f.
Marxismus 461 f.
Maschine — Handwerkzeug 12 ff.
Masse, Psychologie der 222 f., 272
Materialistische Geschichtsauffassung 178 ff., 227 ff., 241—248, 299 ff., 409, 445—448, 457—461
Menschenökonomie 454—457
Methode, soziologische 274 ff., 315
Militarismus und Industrialismus 152
Mode und Sitte 185, 191
Moralstatistik 114, 117 ff.
Mystik 435 ff.
Mythus 63 ff.

Nachahmung 181 ff.
Nationalitätenproblem 360—369
Naturrecht 433 ff., 448—450
Naturvölker und Kulturvölker 265—268

Öffentliche Meinung 55
Organizismus 345 f.
Organisation der Arbeit 277
Organisationswesen 353—358

Parlament 44 ff.
Parlamentarismus, Kritik des 66—76
Parteiwesen 51
Periodische Publikationen soziologische 281 ff., 334—336
Philosophie der Geschichte 223 ff., 292—298
Plutokratie 393
Politische Arithmetik 98
— Gewalt 88 ff.
Polyandrie 146
Proletariat 160
Prostitution 126
Protestantismus 432 f.
Psychologie der Masse 222 f., 272
Psychosoziologie 91

Rang 146, 148
Rassenhygiene 256 ff.
Rassentheorie 392 f.
Rationalismus 61
Recht 150
— auf Existenz 407
— und Sitte 210 ff.
— und Sittlichkeit 439—442
Rechtskunde 207 f.
Reklame 31 ff.
Religiöse Form 141
Religion 168, 186
Renaissancemensch 411
Revolution, die französische 401 f.
Revolutionsmensch 411

Selbsterhaltung 148
Selbstmord 131
Sitte 139, 145 ff.
— und Mode 185, 191
— und Recht 210 ff.
Sittlichkeit und Recht 439—442
Soziale Auslese 254 ff.
— Evolution 258 ff.
— Konflikte 442—445
— Kräfte 271 f.
— Kreise 420
— Logik 262 ff.
— Problem, das 269 f., 298 f., 304—313
Soziales Bewußtsein und Wille 314 ff.
— und sittliches Leben 320 f.
— Wollen 345
Sozialismus 175
— und soziale Bewegung 249 ff.
Sozialphilosophie 398 f.
Sozialpsychologie 91, 317
Sozialreform 66 f.
Soziologie 94, 200 ff.
—, Grundlehren der 323—333
—, Internationales Institut für 219, 251
Soziologische Methode 274 ff., 315
— Theorie 337—352

Soziopsychologie 91
Spiritualismus 435 ff.
Sprache 186
Staat 81 ff., 468
— und Gesellschaft 134, 148—157, 160, 192 f., 358—360, 466—469
Staatslexikon 226
Staatsraison 38 f.
Stände 390
Statistik 85 ff., 101 ff., 106 ff., 287 ff.
— und Geographie 131 f.
— und Soziologie 110 ff.
Status der Kinder 138
— und Kontrakt 153 f.
Superorganismus 163, 260 ff.
Syndikalismus 65

Täuschung, Lüge 28 ff.
Theorie, soziologische 337—352
Titel 142

Umgangsformen 139, 145
Unternehmung 26 ff.
Urbanität 145

Vagabundage 128
Verbrechen und Vergehen 126
Vererbung 415
Verfälschung 189
Verfall 421
Versittlichung 417
Verwandtschaftsorganisationen 208 ff.
Völkerkunde 233 ff.
Volkheit 56, 96 f.
Volkswirtschaft 214

Wahlen und Wähler 387ff.
Werkzeuge, Geräte, Instrumente 7 ff.
Werte, Wertzeichen 19—24
Wesenwille und Kürwille 237, auch N.
Wissenschaft, soziale 158
Wollen, soziales 345

Soziologische Studien und Kritiken

Von

Ferdinand Tönnies

Erste Sammlung
VII, 374 S. gr. 8° 1925 Rmk 12.—, geb. 13.50

Zweite Sammlung
VII, 457 S. gr. 8° 1926 Rmk 18.—, geb. 20.—

Fernere Schriften von Ferdinand Tönnies

Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie. 6. und 7. Auflage. 1926. K. Curtius, Berlin. Rmk 6.—, geb. 8.—

Hochschulreform und Soziologie. Kritische Anmerkungen über Beckers „Gedanken zur Hochschulreform" und Belows „Soziologie als Lehrfach". (Vermehrter Sonderabdruck aus „Weltwirtschaftliches Archiv", Bd. 16.) 36 S. gr. 8° 1920. Gustav Fischer, Jena. Rmk —.70

Thomas Hobbes Leben und Lehre. 3., verm. Aufl. 1925. Fr. Frommanns Verlag, Stuttgart. Rmk 10.—, geb. 12.—

Philosophische Terminologie in psychologisch-soziologischer Ansicht. 1906. K. Curtius, Berlin.

Die Entwicklung der sozialen Frage bis zum Weltkriege. 4., verb. Aufl. (Sammlung Göschen 353.) 1926. Walter de Gruyter & Co., Berlin. Rmk 1.50

Marx Leben und Lehre. 1921. K. Curtius, Berlin. geb. Rmk 3.50

Kritik der öffentlichen Meinung. 1922. Julius Springer, Berlin. Rmk 12.—

Vereins- und Versammlungsrecht wider die Koalitionsfreiheit. („Schriften der Gesellschaft für soziale Reform", Heft 5.) 59 S. 8° 1902. Gustav Fischer, Jena. Rmk —.40

Die niederländische Uebersee-Trust-Gesellschaft. (Nederlandsche Oversee Trust Maatschappij.) (Kriegswirtschaftliche Untersuchungen aus dem Institut für Weltwirtschaft und Seeverkehr an der Univers. Kiel. Heft 12.) IV, 34 S. gr. 8° 1916. Gustav Fischer, Jena. Rmk —.75

Das Eigentum. („Soziologie und Sozialphilosophie." 5.) 1926. W. Braumüller, Wien. Rmk 1.60

Fortschritt und soziale Entwicklung. Geschichtsphilos. Ansichten. 1926. G. Braun, Karlsruhe. Rmk 5.—

Wege zu dauerndem Frieden. Erweit. Umarbeitung von „Menschheit und Volk". („Soziolog. Zeitfragen." III, 2.) 1926. C. L. Hirschfeld, Leipzig. Rmk 1.50

Der Selbstmord in Schleswig-Holstein. Eine statist.-soziolog. Studie. 1927. Ferd. Hirt, Breslau. Rmk 5.60

Ferdinand Tönnies. („Die Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen.") 1922. Felix Meiner, Leipzig. Rmk 1.50

Der Kampf um das Sozialistengesetz. 1878. Jul. Springer, Berlin. 1929 Rmk 3.60

Die Zukunft der sozialen Frage. Von Prof. Dr. **Georg Adler.** V, 75 S. gr. 8° 1901 Rmk —.60

Inhalt: 1. Die bürgerliche Wirtschaftsordnung und die sozialen Wohlstandstendenzen. 2. Die Ideale der Arbeiterbewegung und die Bedeutung der Illusionen für die sozialpolitische Entwicklung. 3. Die Zukunft der sozialen Frage. — Anhang.

Zeitschrift für Sozialwissenschaft, 1901, Nr. 1: Es ist eine prächtige Schrift, die uns Adler in seiner „Zukunft der sozialen Frage" geschenkt hat. Warmherzig und lebendig geschrieben, voll glücklicher Wendungen, reich an Gedanken, wird sie jeden, der sie vornimmt, ebensowohl ästhetisch gewinnen wie innerlich zum Freunde machen. . . .
Jul. Wolf

Die Bedeutung der Illusionen für Politik und soziales Leben. Von Dr. **Georg Adler,** Prof. an der Univers. Kiel. 55 S. gr. 8° 1904 Rmk 1.—

Straßburger Zeitung, 26. April 1904: Das Thema wird hier auf breiter psychologischer Grundlage erörtert und durch zahlreiche Beispiele aus Vergangenheit und Gegenwart erläutert. Die Illusion, „die irrtümliche, aber lange Zeit für unbedingt sicher gehaltene Annahme" stellt der Verfasser als einen wichtigen Hebel des Fortschritts dar. „Alle großen, historisch wirksamen Wirtschaftssysteme sind mit Illusionen behaftet gewesen", der Individualismus so gut wie der Sozialismus, ja ohne die Illusion wären sie gar nicht historisch wirksam geworden. Das Büchlein ist sehr interessant und behandelt speziell auch die Bedeutung der Illusion in der modernen sozialistischen Bewegung.

Stirners anarchistische Sozialtheorie. Von Prof. Dr. **Georg Adler,** Kiel. (Abdruck aus „Festgaben für Wilhelm Lexis".) 46 S. Lex. 8° 1907 Rmk 1.50

Inhalt: 1. Das autonome Individuum und die Außenwelt. — 2. Behinderungen der individuellen Autonomie im allgemeinen. — 3. Kritik der herrschenden Ordnung. — 4. Kritik von Demokratie und Kommunismus. — 5. Der Verein der Egoisten. — 6. Die Mittel zur Beseitigung des herrschenden Gewaltzustandes. — 7. Zur Kritik von Stirners Anarchismus. — 8. Stirners Lehre als die Sozialtheorie des Lumpenproletariats.

Der proletarische Sozialismus („Marxismus"). Von Prof. Dr. **Werner Sombart.** Zehnte, völlig umgearbeitete Auflage der Schrift „Sozialismus und soziale Bewegung". Zwei Bände. 1924 Rmk 26.—, geb. 30.—

Erster Band: **Die Lehre.** XII, 500 S. gr. 8°

Aus dem Inhalt: 1. Der Problemkreis. 2. Der Ursprung des proletarischen Sozialismus. 3. Der Proletarismus. 4. Die Auflösung der bisherigen Weltordnung. 5. Die soziale Metaphysik. 6. Der Religionsersatz. 7. Das Bild von der sozialistischen Gesellschaft. 8. Die Begründung des Sozialismus. 9. Die Verwirklichung des Sozialismus. — Anhang: Führer durch die sozialistische Literatur. — Namenverzeichnis.

Zweiter Band: **Die Bewegung.** XII, 536 S. gr. 8°

Aus dem Inhalt: I: Chronik. — II: Soziologie. 1. Die Träger der sozialen Bewegung. Die Begriffe der Masse. 2. Das Gefüge der sozialen Bewegung. a) Die Triebkräfte, b) Propaganda, c) Der Kampf. 3. Die Führer der sozialen Bewegung. — III: Geschichte. — Namenverzeichnis.

Zusammenfassung einer zehn Seiten langen Besprechung des Werkes im Archiv für Sozialwissenschaft und Soz.-Pol., Bd. 53. Heft 2: . . . Das Sombartsche Werk ist eine Fundgrube sozialpsychologischer Erkenntnis und in dieser Zusammenfassung trotz alledem das Beste, und zwar international das Beste, was wir besitzen . . .
Prof. Robert Michels

Untersuchungen über das Erkenntnisobjekt bei Marx. Von Dr. **Alfred Meusel,** Priv.-Doz. an der Technischen Hochschule Aachen. VIII, 105 S. gr. 8° 1925 Rmk 5.50

Inhalt: Vom Erkenntnisproblem. — Wirtschaft. — Gesellschaft und Staat. — Der soziale Optimismus.

Die Gemeinwirtschaft. Untersuchungen über den Sozialismus. Von Prof. Dr. **Ludwig Mises,** Wien. VIII, 503 S. gr. 8° 1922 Rmk 6.—, geb. 8.—

Inhalt: Einleitung. — 1. Liberalismus und Sozialismus. — II. Die Wirtschaft des sozialistischen Gemeinwesens. I. Das isolierte sozialistische Gemeinwesen. 2. Das sozialistische Gemeinwesen im Verkehr. 3. Besondere Gestaltung des sozialistischen Ideals und pseudosozialistische Gebilde. — III. Die Lehre von der Unentrinnbarkeit des Sozialismus. 1. Die gesellschaftliche Entwicklung. 2. Kapitalkonzentration und Monopolbildung als Vorstufe des Sozialismus. — IV. Sozialismus als sittliche Forderung. — V. Der Destruktionismus. — Schluß: Die geschichtliche Bedeutung des Sozialismus.

Liberalismus. Von Prof. Dr. **Ludwig Mises,** Wien. IV, 175 S. gr. 8° 1927 Rmk 7.50, geb. 9.—

Inhalt: Einleitung. 1. Die Grundlagen liberaler Politik. 2. Liberale Wirtschaftspolitik. 3. Liberale Außenpolitik. 4. Der Liberalismus und die politischen Parteien. 5. Die Zukunft des Liberalismus. — Anhang: Zur Literatur des Liberalismus. Zur Terminologie „Liberalismus".

Karl Rodbertus als Begründer der sozialrechtlichen Anschauungslehre. Von Dr. **Roman Muziol.** („Beiträge zur Geschichte der Nationalökonomie". Herausgegeben von Prof. Dr. Karl Diehl. H. 4.) XI, 122 S. gr. 8° 1927 Rmk 6.—

Inhalt: Einleitung. — I. Die Grundzüge der Rodbertischen Soziallehre. — II. Die soziale Kategorie im Rodbertischen System. — III. Die historisch-rechtliche Kategorie in der Rodbertischen Soziallehre. — IV. Die Unterscheidung zwischen natürlichen und sozialrechtlichen Begriffen, insbesondere der natürliche und der historisch-rechtliche Kapitalbegriff. — V. Die soziale Frage in sozialrechtlicher Betrachtungsweise. — VI. Die Weiterbildung der sozialrechtlichen Anschauungen von Rodbertus durch Schäffle, Wagner, Stammler, Diehl und Stolzmann.

Eugen Dühring. Ein Beitrag zur Geschichte der Sozialwissenschaften. Von **Gerhard Albrecht,** ao. Prof. der Volkswirtschaftslehre an der Univers. Erlangen. VI, 290 S. gr. 8° 1927 Rmk 14.—, geb. 15.50

Der Untertitel dieses Buches könnte auch lauten: Ein vergessenes Kapitel aus der Geschichte der Sozialwissenschaften. Wenige Werke der sozialökonomischen Literatur aus den sechziger und siebziger Jahren haben so stark wie die Düringschen mit ihren in die Zukunft weisenden Grundgedanken auf spätere Entwicklungen sowohl wie wissenschaftliche Lehren, die heute in aller Munde sind, befruchtend gewirkt; keine aber sind so fast mit vollkommenem Stillschweigen umgeben worden, wie eben diese Arbeiten Dührings. Es gibt in dieser Wissenschaft kaum ein ähnliches Beispiel literarischer Ungerechtigkeit. Das allein scheint das hier vorgelegte Unternehmen zu rechtfertigen, nämlich ein Bild von der Lebensarbeit Eugen Dührings auf dem Gebiete der Sozialökonomie zu geben. Die fast überall herrschende Unkenntnis der Düringschen Leistungen ließ es dem Verfasser angebracht erscheinen, die Kritik vor der einfachen, und zwar in den großen Zügen chronologisch angeordneten und Düring selbst häufig das Wort gebenden Darstellung zurücktreten zu lassen.

William Thompson. Von Dr. **Marie Hasbach,** Bialystock. („Beiträge zur Geschichte der Nationalökon." Hrsg. von Prof. Dr. K. Diehl, Heft 3.) X, 228 S. gr. 8° 1922 Rmk 5.—

Inhalt: I. Einleitung: Biographie. Inhaltsangabe der Werke. — II. Wiedergabe der Lehre. 1. Oekonomische Anschauungen: Allgemeines; Thompsons Verteilungssystem; Wert; Lohn; Profit; Kapital; Rente; Bevölkerungsproblem; einzelne ökonomische Ansichten; praktische ökonomische Maßnahmen. 2. Politische Ansichten: Das Laissez-faire-Prinzip; die Regierungsform; Trennung von Staat und Kirche; Trennung von Staat und Schule. 3. Philosophische Ansichten: Allgemeine Weltanschauung; Methode. — III. Dogmengeschichtliche Erklärungen. 1. Ist Thompson Sozialist oder Individualist? 2. Ist Thompson utopischer Sozialist? 3. Thompson als wissenschaftlicher Sozialist. — Schluß: 1. Die äußeren Lebensverhältnisse in England um 1825. 2. Geistige Strömungen der Zeit. — Anhang: Thompsons Kritiker. Robert Owen. William Godwin. — Literaturverzeichnis.

Verlag von Gustav Fischer in Jena

System der Soziologie

Von

Franz Oppenheimer

Dr. phil. et med., ord. Professor an der Universität Frankfurt a. M.

Vier Bände und Registerband

I. Band: **Allgemeine Soziologie.** 2 Teile. (1. Halbband: Grundlegung. 2. Halbband: Der soziale Prozeß.) XX und XII, 1149 S. gr. 8° 1922 und 1923 Rmk 18.—, geb. 22.—

Inhalt: Einführung: Hauptrichtungen und Hauptprobleme der älteren Soziologie. — I. Begriff und Methode der Soziologie. II. Psychologische Grundlegung. III. Der Gesamtprozeß in erster Analyse. IV. Die Statistik des sozialen Prozesses. V. Kinetik des sozialen Prozesses. VI. Komparative Statik des sozialen Prozesses.

II. Band: **Der Staat.** X, 859 S. gr. 8° 1926 Rmk 32.—, geb. 34.—

Inhalt: 1. Begriff und Methode. 2. Die Klassenordnung. 3. Der primitive Eroberungsstaat. 4. Der Seestaat. 5. Der Landstaat. 6. Der moderne Verfassungsstaat. 7. Die klassenlose Gesellschaft.

III. Band: **Theorie der reinen und politischen Oekonomie.** Fünfte, völlig neubearbeitete Auflage. (6.—8. Tausend.) Zwei Teile. XXV und XIII, 1148 S. gr. 8° 1923—24 Rmk 21.50, geb. 25.50

1. Halbband: **Grundlegung.** S. 1—337 Rmk 5.50, geb. 7.50

Inhalt: *I. Begriff und Methode.* 1. Definition. 2. Die Methode. — *II. Oekonomische Soziologie (Die Wirtschaftsgesellschaft).* 3. Die Entwicklung der Wirtschaftsgesellschaft. 4. Der Aufbau der höheren Wirtschaftsgesellschaft.

2. Halbband: **Die Gesellschaftswirtschaft.** S. 339—1148 Rmk 16.—, geb. 18.—

Inhalt: *I. Personalökonomik. Die Personalwirtschaft.* 5. Die Objekte der Personalwirtschaft. 6. Die Beschaffung. 7. Die Verwaltung. — *II. Nationalökonomik. Die Marktwirtschaft.* 8. Der Gesamtprozeß in erster Analyse. 9. Die Statistik der Marktwirtschaft. 10. Die komparative Statik der Marktwirtschaft. 11. Der Kapitalismus.

IV. Band: **Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Europas.** *im Druck*

Autoren- und Sachregister zu Band 1—3, bearbeitet von Bertha Spindler-Gysin. 303 S. gr. 8° 1927 Rmk 14.50, geb. 16.—

Die Halbbände des 1. und 3. Bandes werden auch einzeln geliefert.

Richtungen der neueren deutschen Soziologie. Drei Vorträge, gehalten am 1. bis 3. Mai 1928 an der University of London, School of Economics. Von Prof. Dr. **Franz Oppenheimer,** Frankfurt a. M. 43 S. gr. 8° 1928 Rmk 2.40

187360

Verlag von Gustav Fischer in Jena

Das Wirtschaftsleben der antiken Welt

Vorlesungen, gehalten als Einleitung zur Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters

Von

Lujo Brentano

VII, 242 S. gr. 8° 1929 Rmk 10.—, geb. 11.50

Inhalt:

1. Altägyptisches Wirtschaftsleben. 2. Kapitalistische Wirtschaft bei den Assyrern, Babyloniern und den Phönikern. 3. Die griechische Wirtschaftsentwicklung. 4. Die altjüdischen Wirtschaftsverhältnisse. 5. Die Entwicklung der römischen Volkswirtschaft. 6. Die Volkswirtschaft in den römischen Provinzen Gallien, Germanien, Vindelicien, Rhätien, Noricum. 7. Die bizantinische Volkswirtschaft. — Namen- und Sachregister.

Vorwort

Als ich Student war und in der ersten Zeit meines Dozententums war ich von dem, was zur Einführung in die Nationalökonomie in den Lehrbüchern stand, sehr wenig befriedigt. Ueber das Werden der heutigen Wirtschaftsordnung war darin gar nichts gesagt. Man konnte meinen, daß diese immer so, wie etwa seit dem 17. Jahrhundert, gewesen sei. Das war die Folge davon, daß die moderne Volkswirtschaftslehre von einem Menschen ausging, wie er dem Naturrecht vorschwebte: Alle Menschen frei geboren; einem jeden gehörte das Ergebnis seiner Arbeit; das Privateigentum als Ergebnis derselben geheiligt; desgleichen das Privateigentum am Boden, den ein jeder bearbeitet, anerkannt; die wirtschaftlichen Beziehungen der Menschen zueinander als auf freiem Vertrag unter Gleichberechtigten beruhend erachtet. Populäre Lehrbücher suchten die Entstehung der heutigen Wirtschaftsorganisation zu veranschaulichen, indem sie den auf dieser Grundlage seinen größten Vorteil mit dem geringstmöglichen Aufwand erstrebenden Menschen zu Arbeitsteilung, Tausch, Lohn, Rente, Zins gelangen ließen. Aber auch Lehrbücher, welche die Nationalökonomie vom geschichtlichen Standpunkt behandelten, gaben kein Bild vom Werden der heutigen Wirtschaftsordnung. Sie sprechen von der Vergangenheit nur, um zu zeigen, daß deren wirtschaftliche Lehren, wo sie mit denen der modernen Nationalökonomie übereinstimmten, deren Anspruch auf ewige Geltung bestätigten.

Das hat mich vor vielen Dezennien veranlaßt, zunächst eine Skizze der europäischen Wirtschaftsentwicklung als Einleitung zu meinen nationalökonomischen Vorlesungen zu geben. Ich bin dabei zuerst von der altgermanischen Wirtschaftsverfassung ausgegangen. Bei jeder Wiederholung meiner Vorlesungen habe ich durch größere Vertiefung in die Wirtschaftsgeschichte je eines der Völker, die nach dem Untergange des Römischen Reichs jeweils die wirtschaftlich vorgeschrittensten gewesen sind, meine Darstellung zu verbessern und zu erweitern gesucht; so sind aus dem, was anfänglich nur eine Einleitung war, selbständige Vorlesungen über die Entwicklung des europäischen Wirtschaftslebens geworden, die sich schließlich auf zwei Semester erstreckt haben. . . .

Bei Wiederholung meiner Vorlesungen zeigte sich mir, daß meine Darstellung unvollkommen bliebe, wollte ich nicht auch darlegen, was der germanischen Wirtschaftsperiode vorausgegangen ist. Um eine Vorstellung zu geben von dem, was für Keime der späteren westeuropäischen Wirtschaftsentwicklung schon in Byzanz gegeben waren, versuche ich am Schluß darzulegen, was die byzantinische Volkswirtschaft aus der antiken Welt übernommen hat.

Das vorliegende Buch will nur wiedergeben, was sich mir aus dem Studium der Autoren ergeben hat, die das Studium der antiken Welt zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben. Es will dem Studierenden der Nationalökonomie nur die Arbeit erleichtern.

THE LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
San Francisco Medical Center

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

Books not returned on time are subject to fines according to the Library Lending Code.

Books not in demand may be renewed if application is made before expiration of loan period.

30*m*-10,'61(C3941s4)4128

3 1378 00766 6772

187360